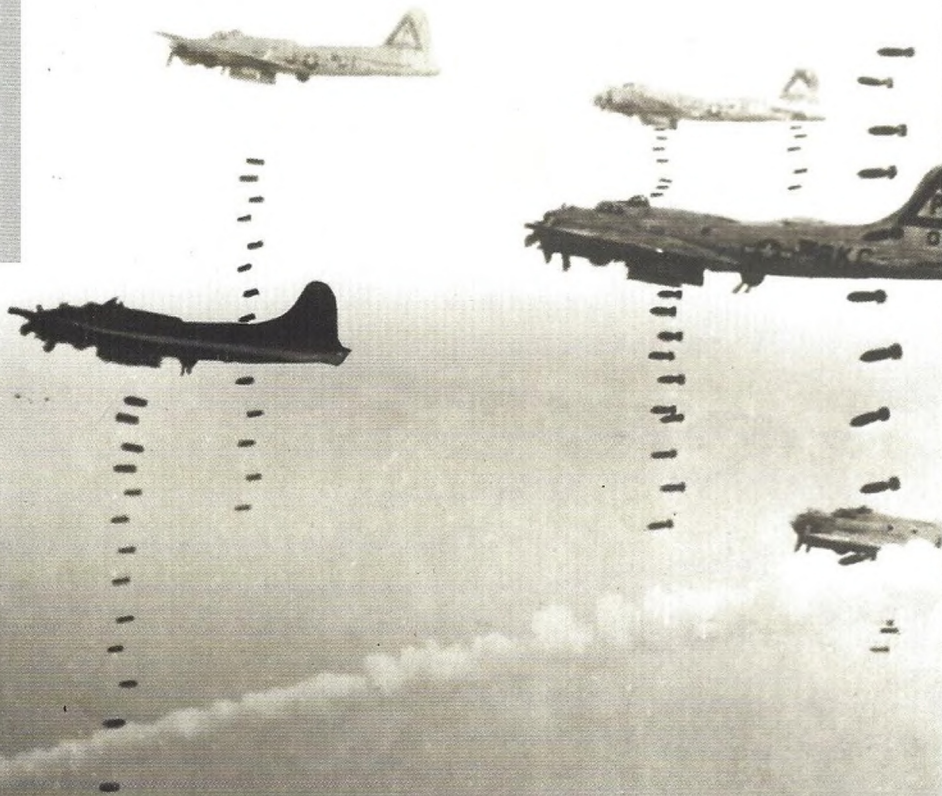


Frederick Taylor

DRESDEN

Dienstag
13. Februar 1945

PANTHEON



In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 geschah das Unfassbare: Alliierte Bomberverbände flogen einen mehrstündigen Angriff auf Dresden. Das »Florenz an der Elbe« wurde in einem gewaltigen Feuersturm dem Erdboden gleichgemacht, mindestens 35 000 Menschen fanden den Tod. War die Zerstörung Dresdens ein Kriegsverbrechen? Oder eine militärische Notwendigkeit, um das nationalsozialistische Deutschland endgültig in die Knie zu zwingen? In seiner glänzend recherchierten Darstellung unterzieht Frederick Taylor die Ereignisse und Legenden dieser Nacht einer neuen, kritischen Betrachtung.

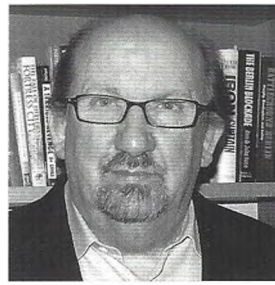
»Frederick Taylor hat ein bemerkenswert faires Buch geschrieben. Es folgt einer ehrwürdigen Tugend des Historikers – zu schildern, wie es eigentlich gewesen, und Gerechtigkeit nach allen Seiten zu üben.«

DIE ZEIT

Der Angriff britischer und amerikanischer Luftverbände auf Dresden am 13. Februar 1945 gehört zu den traumatischsten Ereignissen der neueren deutschen Geschichte. Das Bombeninferno, dem etwa 35 000 Zivilisten zum Opfer fielen, ist – wie Hiroshima, Guernica oder Coventry – zum Synonym für den totalen Krieg geworden, der Opfer unter der Zivilbevölkerung nicht nur in Kauf nimmt, sondern als Teil der Kriegführung ansieht. Bis heute gehört die Zerstörung dieser Stadt daher zu den brisanten Themen im Verhältnis zwischen Briten und Deutschen.

In dieser leidenschaftlichen Diskussion um Schuld und Kriegsverbrechen kommt dem Buch von Frederick Taylor besondere Bedeutung zu. Erstmals beleuchtet ein Historiker aus britischer Sicht kritisch den Luftangriff auf Dresden kurz vor Kriegsende. Taylor analysiert die Strategie des gezielten Terrors gegen die Zivilbevölkerung im Zusammenhang mit dem Kriegsverlauf, mit den Luftangriffen der Deutschen und mit der Aufweichung moralischer Grundsätze. Zugleich stellt er das Ereignis in den Rahmen einer europäischen Kultur- und Kriegsgeschichte und legt dar, wie mit gezielten Vernichtungsangriffen auf Städte wie Dresden moralische Grenzen der Kriegführung ausgelotet und überschritten wurden.

Ein ebenso sachkundiger wie packender Bericht der Ereignisse, der vorgefasste Meinungen hinterfragt und die vielen Legenden dieser Bombennacht entlarvt.



Frederick Taylor, geboren 1947, hat Neue Geschichte und Germanistik studiert und ist Fellow der Royal Historical Society. Mit seinen Büchern zur deutschen Geschichte und seiner Übersetzung der Goebbels-Tagebücher hat er sich international einen Namen gemacht. Sein Buch über die Bombardierung Dresdens wurde ein internationaler Bestseller. Zuletzt schrieb er »Die Mauer. 13. August 1961 bis 9. November 1989« (Siedler 2009).

ISBN 978-3-570-55059-5



9 783570 550595

www.pantheon-verlag.de

Frederick Taylor

Dresden

Dienstag, 13. Februar 1945

Aus dem Englischen
von Friedrich Griese

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel «Dresden, Tuesday
February 13, 1945» bei Bloomsbury, London.



Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org © 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-OIOO

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *EOS* liefert Salzer,
St. Pölten.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House
GmbH.

Erste Auflage
September 2008

Copyright © 2004 by Frederick Taylor
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by C. Bertelsmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck
Printed in Germany 2008
ISBN 978-3-570-55059-5

www.pantheon-verlag.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Für Alice

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe	11
Vorwort.....	19
Karten	24
Prolog: Sachsen.....	29

Teil I: «Elbflorenz»

1	Die viel geliebte Stadt.....	39
2	Das zweifache Königreich	47
3	Elbflorenz	59
4	Der letzte König von Sachsen.....	65
5	Der sächsische Mussolini.....	74
6	Eine Perle mit einer neuen Fassung	84
7	Zuerst brennt die Synagoge	91
8	Gesetze der Luft.....	105
9	«Ich will Meier heissen...».....	122
10	Die «Luftschlacht um England»	132
11	Feuer und Schwert.....	142
12	Der «Reichsluftschuttkeller»	166
13	Eine Stadt ohne militärische oderindustrielle Bedeutung?.....	179

Teil II: Der totale Krieg

14	Die Ardennenschlacht und die Folgen	199
15	«Donnerschlag» und Jalta	210
16	Andeutungen der Sterblichkeit.....	224

17	Zeit und Zufall	239
18	Faschingsdienstag.....	258
19	«Tally-ho!».....	274
20	«Der Luftschutzkeller ist der beste Schutz»	285
21	Der perfekte Feuersturm	308
22	Die Katastrophe	318
23	Aschermittwoch	350
24	Nachwirkungen	367

Teil III: Nach dem Fall

25	Stadt der Toten	381
26	Propaganda.....	395
27	Finale furioso	409
28	Der Krieg ist aus – lang lebe der Krieg!	418
29	Die sozialistische Stadt.....	431
30	Der Schlaf der Vernunft	437

	Nachwort: Gedenken	455
--	--------------------------	-----

	Anhang A: Das «Massaker auf den Elbwiesen».....	465
--	---	-----

	Anhang B: Zählung der Toten	479
--	-----------------------------------	-----

	Anhang C: Legenden über den Untergang	486
--	---	-----

	Anmerkungen	495
--	-------------------	-----

	Quellen	517
--	---------------	-----

	Bibliografie (Auswahl).....	518
--	-----------------------------	-----

	Personen-, Orts und Sachregister.....	523
--	---------------------------------------	-----

	Dank	537
--	------------	-----

	Abbildungsnachweis	540
--	--------------------------	-----

Wie liegt die Stadt so wüst, die voll Volks war. Alle ihre Tore stehen öde. Wie liegen die Steine des Heiligtums vorn auf allen Gassen zerstreut. Er hat ein Feuer aus der Höhe in meine Gebeine gesandt und es lassen walten. Ist das die Stadt, von der man sagt, sie sei die allerschönste, der sich das ganze Land freuet?

Sie hätte nicht gedacht, dass es ihr zuletzt so gehen würde; sie ist ja greulich heruntergestossen und hat dazu niemand, der sie tröstet. Darum ist unser Herz betrübt, und unsre Augen finster geworden.

Warum willst du unser so gar vergessen und uns lebenslang so gar verlassen? Bringe uns, Herr, wieder zu dir, dass wir wieder heimkommen. Erneure unsre Tage wie vor alters. Herr, siehe an mein Elend, ach Herr, siehe an mein Elend!

KLAGELIED JEREM. 1,1; 1,3; 1,4; 2,15; 1,9; 5,17; 5,20-21; 1,9

Verse aus Luthers Bibelübersetzung, zusammengestellt in: Trauermotette für gemischten Chor *a cappella*. «Wie liegt die Stadt so wüst». Einführung in das *Dresdener Requiem* von Rudolf Mauersberger (1889-1971).

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Rund 14 Stunden, von ungefähr zehn Uhr abends am 13. Februar 1945 bis zwölf Uhr am nächsten Tag, dauerte die Serie verheerender Luftangriffe der anglo-amerikanischen Luftstreitkräfte auf Dresden, die alte Hauptstadt Sachsens. Sie entfachten einen apokalyptischen Flächenbrand, der zu den schwersten kulturellen und menschlichen Tragödien eines aussergewöhnlich böartigen und destruktiven Abschnitts der Geschichte, des 20. Jahrhunderts, gehört. Die Zerstörung fast des gesamten historischen Zentrums der Stadt und eines Grossteils der Innenstadtbezirke weniger als drei Monate vor Ende des Zweiten Weltkriegs ist bis heute Gegenstand leidenschaftlicher Debatten unter Historikern wie in der breiten Öffentlichkeit.

Mein Buch über diese Katastrophe, *Dresden Tuesday 13 February 1945*, erschien in Grossbritannien und den USA 59 Jahre nach der Bombardierung der Stadt. In Deutschland und einigen anderen Ländern wird es am sechzigsten Jahrestag oder um dieses Datum herum veröffentlicht. In der Zwischenzeit ist das Buch in der britischen und amerikanischen Presse ausführlich besprochen worden. Was die für ihre schrillen Töne bekannte britische Boulevardpresse angeht, so hatten einige ihrer Besprechungen – und speziell deren Überschriften – mit dem, was ich tatsächlich geschrieben hatte, wenig oder nichts zu tun. Wenn überhaupt etwas zitiert wurde, dann zumeist sehr selektiv, und daraus, dass ich den Angriff nicht als Kriegsverbrechen brandmarkte, leitete man die Annahme ab, dass ich ihn nicht nur für gerechtfertigt hielte, sondern auch für eine ausgezeichnete Idee. Dies galt zu meiner Überraschung auch für einige Besprechungen der englischsprachigen Ausgabe in der deutschen Presse. Fachhistoriker und Publikationen, die mit dem Forschungsstand in puncto Dresden während des

Krieges und auch dem Bombenkrieg insgesamt besser vertraut sind, nahmen aber zumeist eine ausgewogenere Haltung ein.

Manche der kritischeren Kommentatoren waren unzweifelhaft beeinflusst von Jörg Friedrichs brillantem und bewegendem, aber tendenziösem Buch *Der Brand*. Dieser Überblick über die Auswirkungen der alliierten Bombardements auf deutsche Städte sorgte Ende 2002 für beträchtliches Aufsehen. Obwohl Friedrichs Buch sich nicht auf eigene Recherchen stützt und eher ein leidenschaftlicher «Schadensbericht» (so ein amerikanischer Kritiker) als eine objektive historische Darstellung ist, wurde mein Buch sogleich als eine (ebenso parteiische, wie man stillschweigend unterstellte) «britische» Antwort darauf eingestuft. Diese Kritiker waren völlig auf dem Holzweg, zumindest was den letzten Punkt betrifft. Ich hatte nämlich mit meinen Recherchen schon zwei Jahre vor dem Erscheinen von *Der Brand* begonnen und von dessen Inhalt bis zur Veröffentlichung keine Kenntnis. Die Schlussfolgerungen, zu denen ich bis dahin gelangt war, und die Haltungen, die ich zu allgemeineren Fragen entwickelt hatte, beruhten allein auf meinen Recherchen und waren von den Ideen Friedrichs gänzlich unbeeinflusst. Friedrichs ebenso reichhaltiges, aber vielleicht ausgewogeneres Werk *Das Gesetz des Krieges* war mir durchaus bekannt, doch die Lektüre von *Der Brand* beendete ich erst, als ich mit der Niederschrift meines eigenen Buches fast fertig war. In *Dresden, Dienstag 13. Februar 1945* finden sich daher nur spärliche Hinweise auf das Werk.

Weit stärker wurde die Ausrichtung dieses Buches von der Lektüre der Werke anderer deutscher Autoren bestimmt. Am wichtigsten war Götz Bergander, dessen bemerkenswertes Buch *Dresden im Luftkrieg – Vorgeschichte, Zerstörung, Folgen* (Ersterscheinung 1977, zweite, überarbeitete Auflage 1994) die erste Darstellung des Schicksals der Stadt war, die mit Recht Objektivität für sich beanspruchen konnte. Wie ich im Vorwort zur englischen Ausgabe bemerkte, ist es ein Skandal, dass sein Werk noch immer nicht in meine Muttersprache übersetzt ist, während sensationslüsterne Darstellungen in der englischsprachigen Welt weite Verbreitung finden. Berganders persönliche Schilderung der grossen Luftangriffe auf seine Heimatstadt Dresden, die er als achtzehnjähriger Schüler überlebte, teils seinen Schriften entnommen und teils den Interviews, die er dem Verfasser freundlicherweise gewährte, ist als ein wesentliches Element in dieses Buch eingearbeitet worden. Aber auch die Darstellung des Geschehens stützt sich, wie ich gern gestehe, auf *Dresden im Luftkrieg*. Dies gilt ebenfalls für das Buch *Martha Heinrich Acht* (betitelt nach der Codebezeichnung für Dresden im Netz der Planquadrate der deutschen Luftverteidigung) von

dem in Görlitz geborenen langjährigen Bewohner Dresdens, Matthias Neutzner, das gleichfalls persönliche Schilderungen und Dokumente auf grossartige Weise mit sorgfältiger Analyse verbindet. *Martha Heinrich Acht* befasst sich absichtlich nicht mit dem alliierten Bombardement und seinen schrecklichen unmittelbaren Folgen für die Menschen, liefert aber eine gesellschaftliche und wirtschaftliche Skizze der untergegangenen Stadt und ihrer Bewohner und eine erschreckend gründliche Beschreibung der Schäden. Herrn Neutzners unermüdliche Bemühungen, zusammen mit Überlebenden und freiwilligen Helfern in der *Interessengemeinschaft 13. Februar 1945 e.V* die Ereignisse der «Bombennacht» aufzuzeichnen und zu archivieren, sind ein bemerkenswertes Beispiel dafür, dass das drängende Bedürfnis einer Gemeinschaft, des Geschehenen zu gedenken, nicht notwendigerweise durch die verständlichen Tränen des Zorns und der Trauer getrübt werden muss. Weitere Werke und Artikel werden im Text meines Buches genannt, und ich bekunde meinen Dank für die neuen Erkenntnisse, die ich ihnen entnommen habe.

Ich wollte, als ich mit diesem Buch begann, mehr bieten als andere Werke zum Thema: also nicht nur eine Schilderung der Bombardierung Dresdens, sondern ein einigermassen detailliertes Porträt der Stadt, die da zerstört wurde. Nicht nur in seinem auf die Zeit vor dem 20. Jahrhundert zurückgehenden Glanz als Residenzstadt wollte ich Dresden zeigen, nicht nur das unschätzbare kulturelle Kleinod, das als «Elbflorenz» berühmt wurde, sondern auch das pulsierende Verwaltungs- und Industriezentrum mit fast 750'000 Einwohnern, zu dem die Stadt nach der Einigung Deutschlands wurde. Je weiter meine Recherchen gediehen, desto mehr sah ich mich in diesem Vorhaben bestärkt. Bei dem Versuch, das Dresden der Dreissiger- und Vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nachzuzeichnen (es gibt noch immer keine Darstellung der sächsischen Hauptstadt unter dem Nationalsozialismus in einem einzigen Band), fand ich den durchgehenden Faden eines spezifisch sächsisch-deutschen Humanismus, der mich inspirierte, und den durchgehenden Heimatstolz der Bewohner, den ich bewundere, aber auch einen neu eingepflanzten politischen Extremismus, dazu kriegswichtige Industrien und Einrichtungen, wie es sie gegen Ende des Zweiten Weltkriegs auch in anderen deutschen Grossstädten gab, wichtige Verwaltungs- und Verkehrsanlagen, und mitten in der Stadt Lager für Zwangsarbeiter und Dresdener Juden, die ihrer bürgerlichen Rechte beraubt und ebenfalls zur Arbeit gezwungen wurden, in vielen Fällen bei der Herstellung von militärischem Gerät für das Dritte Reich. Dieses komplexere Bild Dresdens vor seiner Zerstörung trat

bei mir an die Stelle einer älteren, allgemein anerkannten Version, jener von der «Stadt ohne Industrie» oder der «offenen Stadt».

Die Alliierten mochten also durchaus gute Gründe haben, die Metropole, wie sie 1945 beschaffen war, zu bombardieren. Kurz, die Stadt konnte nach den noch etwas vagen Bestimmungen der Haager Konvention von 1907 als ein legitimes Ziel betrachtet werden. Das muss erwähnt werden. Es charakterisiert die Stadt genauer, bietet eine zusätzliche Information, die zu kennen der Leser ein Recht hat, um daraus seine eigenen Schlüsse zu ziehen. Das heisst natürlich nicht zwangsläufig, dass die Anglo-Amerikaner berechtigt waren, Dresden überhaupt zu bombardieren oder es in der praktizierten Weise zu tun. Die Alliierten (und speziell die Briten) konzentrierten, worauf einige Kritiker hingewiesen haben, ihre Bemühungen nämlich auf die Innenstadtbereiche, während sie über den äusseren Stadtteilen, wo die meisten militärisch bedeutsamen Industriebetriebe lagen, relativ wenige Bomben abwarfen. Hätten sie wirklich nur die Industriegebiete treffen wollen, so hätten sie nämlich genau ringförmig diese äusseren Stadtteile angreifen müssen, so als würden sie auf einen gefüllten Gebäckkringel zielen und das Loch in der Mitte – das in diesem Fall kein Loch, sondern das historische Zentrum Dresdens war – unberührt lassen. Eine derart präzise Operation wäre äusserst ungewöhnlich gewesen und hätte angesichts der im Zweiten Weltkrieg noch bestehenden technischen Beschränkungen für nächtliche Bombenangriffe wahrscheinlich geringfügige Schäden beim Feind und hohe Verluste unter den angreifenden Maschinen mit sich gebracht. Weit einfacher war es, wie die RAF Jahre zuvor beschlossen hatte, die zentralen Stadtbezirke als Zielgebiet zu wählen und festgelegte Bereiche mit einem Flächenbombardement zu überziehen. Bei einer ausgeklügelten Mischung aus Spreng- und Brandbomben konnte man auf diese Weise exponentielle Schäden verursachen, die – wenn sie funktionierte – sogar die kritische Masse erreichen, welche einen der berühmtesten «Feuerstürme» auszulösen vermochte, der eine ganze Stadt und ihre Bewohner verschlingen konnte. Diese Entscheidung, beim Angriff auf deutsche Städte den Grundsatz des Präzisionsbombardements praktisch aufzugeben, die in der «Weisung für das Flächenbombardement» vom Februar 1942 zum Ausdruck kam, war, wenn man so will, die Entscheidung eines Kalkulators, bei der moralische Ansprüche gegenüber Erwägungen der Zweckmässigkeit und der Selbsterhaltung zurücktraten. Grossbritannien hatte während des Zweiten Weltkriegs viele Anlässe, stolz zu sein. Diese Weisung, mag sie militärisch auch von kühler Logik sein, gehört nicht dazu. Sobald es Massenvernichtungswaffen gibt, geht

von ihnen, wie uns das 20. Jahrhundert gelehrt hat, eine für ihre Besitzer unwiderstehliche Versuchung aus, insbesondere dann, wenn, wie es für Grossbritannien zwischen 1939 und 1945 der Fall war, kaum andere Mittel zur Verfügung stehen, «den Kampf ins Lager des Feindes zu tragen». Und danach werden sie zur Gewohnheit, ja zur Sucht. Dies gilt, wie ich zu meinem Bedauern sagen muss, soweit es um das Flächenbombardement geht, für die angelsächsischen Mächte aus politischen und wirtschaftlichen Gründen bis heute.

In diesem Vorwort sei es mir aber gestattet, meine persönlichen Ansichten zum Ausdruck zu bringen und ein bisschen zu fantasieren, wie ich es mir sonst nicht erlaube. Ich stelle mir vor, ich sei durch Zauberei in das Sitzungszimmer versetzt, in dem Premierminister Churchill mit seinen Beratern und Befehlshabern im Januar 1945 über die Massnahmen diskutierte, mit denen man die russische Offensive an der Ostfront unterstützen könnte. Ich stelle mir vor, ich hätte energisch begründet, dass Dresden zwar als Verkehrsknotenpunkt und Verwaltungszentrum militärisch bedeutsam sei, aber dennoch etwas Wertvolleres bedeute, das für die Nachwelt erhalten werden sollte. Und wenn es überhaupt bombardiert werden müsse, dann nur mit grösster Präzision, um unnötigen Schaden zu vermeiden. Ob solche Argumente die durch fünfeinhalb Kriegsjahre verhärteten Männer überzeugt hätten, weiss ich nicht. Ich gestehe, dass ich Zweifel daran habe. Dieser Gedanke führt mich zurück zu der beschränkteren und in vieler Hinsicht frustrierenden Rolle des Historikers, der sich das Wunschdenken versagen muss und sich mit den Umständen und Gründen des wirklichen Geschehens auseinander zu setzen hat. Das Grauen, dem wir auf solch magische Weise zu entgehen wünschen, liegt inzwischen weit zurück, im Falle Dresdens fast ein Menschenalter – und nichts, so glühend wir es uns auch erträumen mögen, vermag daran etwas zu ändern.

Als ich den Plan fasste, ein neues Buch über die Katastrophe von Dresden zu schreiben, ein Buch, das einen objektiven Überblick zu wahren sowie neuere Forschungen und neue, seit der Wiedervereinigung Deutschlands zugängliche Quellen zu berücksichtigen versucht, wiesen Kollegen mich warnend darauf hin, dass es trotz aller guten Absichten ein gefährliches Unternehmen sei, sich auf diese Debatte einzulassen. Für viele Veteranen der Royal Air Force und ihre Unterstützer unter den konservativ denkenden Briten war das Eingeständnis, dass manches an der Bombardierung Deutschlands während des Krieges nicht ganz gerechtfertigt war, unvorstellbar, und andererseits galten Dresden und seine Bewohner in liberalen Kreisen Grossbritanniens und anderer Länder sowie bei vielen Deutschen als unschuldige Opfer eines sinnlosen, ja sogar verbrechen-

rischen Gemetzels. Die öffentliche Meinung, sagten diese Kollegen, sei polarisiert; es gebe keinen mittleren Standpunkt. Doch da ich mich durch meinen Status als Kind der Nachkriegszeit (geboren im Dezember 1947) gesichert fühlte, Deutsch sprach, in den Siebzigerjahren eine Zeit lang in Deutschland gelebt hatte und grosse Zuneigung und Achtung für das Land empfand, liess ich mich in meinem Plan nicht beirren.

Das Ergebnis ist dieses Buch. Der Leser beziehungsweise die Leserin dieser sorgfältigen und flüssigen Übersetzung wird selbst entscheiden müssen, ob meine guten Absichten sich erfüllt haben. Die Bombardierung Dresdens war offensichtlich ein schreckliches Ereignis – nur ein Narr oder ein gefühlloser Mensch, der die auf den folgenden Seiten enthaltene Schilderung des Feuersturms liest, könnte etwas anderes glauben. Ob sie auf irgendeine Weise zu rechtfertigen war, überlasse ich dem Urteil meiner Leserschaft. Seit das Buch in Britannien und Amerika erschienen ist, habe ich zahlreiche Briefe erhalten. Viele Schreiberinnen und Schreiber haben sich zu seinem Inhalt positiv geäussert und dann hinzugefügt, sie seien dennoch überzeugt, dass das, was in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar geschah, eine Schande, ja sogar ein Verbrechen war. Andere sahen sich dagegen in ihrer Ansicht bestätigt, dass der Angriff seine völlige Berechtigung hatte. Ein einziger RAF-Veteran, der in jener Nacht selbst eine Lancaster gegen Dresden geflogen hatte, sagte, mein Buch habe seine Auffassung geändert. Er hatte den Angriff bisher für gerechtfertigt gehalten, aber nach der Lektüre dessen, was ich geschrieben hatte, war er nun überzeugt, dass er ungerechtfertigt war. Leserinnen und Leser haben in diesem Werk also Nahrung für unterschiedliche Meinungen gefunden.

Der eigentliche Zweck dieses Buches ist die Beschreibung eines Ereignisses, an dem mit erschreckender Klarheit deutlich wird, was zivilisierte Europäer (und Amerikaner) bis zum Jahr 1945 einander anzutun fähig geworden waren. Für mich steht ausser Zweifel, dass Hitlers Angriffskrieg ein verbrecherisches Unternehmen war, in das er das deutsche Volk mit einer ungeheuren Mischung aus Verführung und brutalem Zwang hineinzog. Ich bin ehrlich gesagt dankbar dafür, dass meine Generation eine Welt vorfand, in welcher der Nationalsozialismus besiegt war, auch wenn der Kampf auf beiden Seiten unvorstellbare Kosten verursachte. Doch während ich diesem Dank Ausdruck verleihe, bin ich mir zugleich einer Wahrheit über den Krieg im Allgemeinen und den Zweiten Weltkrieg im Besonderen bewusst, die, so hoffe ich, sich sämtlichen Leserinnen und Lesern dieses Buches über Dresden erschliessen möge:

Nicht alle, die in einen verbrecherischen Krieg hineingeraten, sind zwangsläufig Kriegsverbrecher. Andererseits sind nicht alle, die einen tugendhaften Krieg führen, ihrerseits tugendhafte Menschen.

Das ist natürlich keine einfache Wahrheit, aber gibt es denn überhaupt lohnende Wahrheiten, die einfach wären?

FREDERICK TAYLOR, Cornwall

6. August 2004

Vorwort

«Wenn die Wahrheit über die Legende herauskommt, drucken wir trotzdem die Legende.» Das sagt Dutton Peabody, der zynische Zeitungsverleger, in dem Western-Klassiker *Der Mann, der Liberty Valance erschoss*.

Als Student in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts kannte ich nur die Legende von Dresden, denn sie war praktisch alles, was je darüber gedruckt worden war. Wie so viele in meinem Alter hatte ich von der Zerstörung der Stadt im Wesentlichen durch ein literarisches Werk erfahren: Kurt Vonneguts unheimlich surreales Meisterwerk *Schlachthof 5*. Ein glänzender Roman, teilweise verfasst aus der Sicht seiner eigenen schlimmen Erfahrungen als Kriegsgefangener, der das Schicksal der Stadt teilte – aber dennoch ein Produkt der Fantasie.

Drei Jahrzehnte lang genügten Vonneguts Bestseller und daneben Bücher von David Irving und Alexander McKee als Beschreibung des katastrophalen Luftangriffs auf Dresden im Februar 1945, der für die meisten Leser in der englischsprachigen Welt (und ausserhalb ihrer) schliesslich nicht nur als grausamer Höhepunkt des konventionellen Bombenkriegs erschien, sondern als etwas weit Schlimmeres: als ein sinnloses Verbrechen. Diese Werke vermittelten uns, der nächsten Generation in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten, eine Botschaft, nämlich eine durch fast nichts gemilderte Scham. Dresden war das Unverzeihliche, das unsere Väter im Namen von Freiheit und Menschlichkeit getan hatten, als sie losflogen, um eine schöne und vor allem unschuldige europäische Stadt zu zerstören. Dies war der grosse Schandfleck in der Kriegsgeschichte der Alliierten, der sich durch keine Erklärung entfernen liess.

Vielleicht hatte es immer schon Teile der Legende gegeben, die nicht ganz glaubhaft klangen. Die ungeheuren, in die Hunderttausende gehenden Zahlen

der Opfer, die da genannt wurden, waren weitaus grauenhafter als die Auswirkungen jedes anderen konventionellen Luftangriffs, und, so behaupteten einige, höher als die Anzahl der in Hiroshima und Nagasaki Getöteten. Die Vorstellung, dass Dresden, eine Stadt von fast einer Dreiviertelmillion fleissiger Menschen in einer der ältesten Industrieregionen Europas, sich nur mit harmlosen kulturellen Tätigkeiten und der Herstellung von Luxuswaren und Porzellan befasste, sogar mitten in dem vom Nazi-Regime selbst verkündeten «totalen Krieg». Das – wohin man auch schaute – fast vollständige Fehlen von Hintergrundinformationen über die Stadt, ihre politische Basis, ihre wirtschaftlichen Probleme und sozialen Sorgen, ihre hässlichen und intoleranten Aspekte, die man zusammen mit ihrer schönen, kultivierten Seite sehen muss.

Ein Teil des Problems war seit jeher, dass Dresden weniger als drei Monate nach seiner Zerstörung eine Clique totalitärer Machthaber gegen eine andere austauschte, als die Kommunisten an die Stelle der Nazis traten. Wissenschaftler und Forscher hatten nur begrenzt Zugang zu dem, was nach 1945 noch an Dokumenten über das frühere Leben der Stadt erhalten war, und die Mehrheit der überlebenden Bürger passte sich der offiziellen Linie an und schwieg. Versionen dessen, was zwischen zehn Uhr abends am 13. Februar 1945 und der Mittagsstunde des 14. Februar 1945 geschehen war – vieles davon entsprang den Fantastereien von Hitlers Propagandaminister Joseph Goebbels –, gerieten im Kalten Krieg zu unumstösslichen Dogmen, und eine gründlichere Erforschung der Umstände wurde nicht gefördert von einer kommunistischen Regierung, die darauf erpicht war, die westlichen Alliierten schlecht zu machen. Der befreiende Moment kam 1989 mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und dem Ende des Kommunismus in Ostdeutschland. Endlich konnten die Bürger von Dresden ebenso wie Wissenschaftler und Forscher von ausserhalb ungehindert und ohne Furcht vor staatlicher Verfolgung schreiben, diskutieren und aus ihrem kollektiven Gedächtnis schöpfen.

Die objektivsten, bisher vorliegenden Untersuchungen über die Zerstörung Dresdens wurden, wie bereits in meinem «Vorwort zur deutschen Ausgabe» erwähnt, auf Deutsch verfasst. Götz Bergander, in Dresden geboren und als Jugendlicher Zeuge des Bombardements, später in Berlin lebender Rundfunkjournalist und Schriftsteller, schrieb sein Buch *Dresden im Luftkrieg* in den Siebzigerjahren und überarbeitete es nach 1989 gründlich im Lichte der nun zugänglich gewordenen Informationen. Angesichts der Achtlosigkeit, mit der in der englischsprachigen Welt noch immer apokalyptische Legenden über den Unter-

gang Dresdens veröffentlicht werden, ist es für mich unverständlich, dass Berganders sorgfältige, reichhaltige und faszinierende Darstellung der Angriffe auf seine Heimatstadt nicht ins Englische übersetzt wurde. Das gilt auch für einen anderen Dresdner Historiker, Matthias Neutzner, dessen Bücher *Lebenszeichen* und *Martha Heinrich Acht* die beinahe unmögliche Aufgabe bewältigen, Dresdens Zerstörung in den Zusammenhang der Kriegszeit zu rücken und zugleich die damit verbundenen Verluste an Menschenleben mit einer nahezu unerträglichen Intensität zu beschreiben.

Nachdem ich diese Bücher gelesen und mit ihren Verfassern Kontakt aufgenommen hatte, begann meine persönliche Reise. Es war natürlich eine leibhaftig unternommene Reise, die mich zu den verschiedensten Orten führte: nach Dresden und Berlin und London und Washington, um Akten und Dokumente einzusehen; von einem Veteranenheim der Royal Air Force (RAF) in Norfolk bis zu einer ehemaligen Zwangsarbeiterunterkunft am Rande des Bayerischen Waldes; von Interviews mit Überlebenden von Dresden, die ich in Hotelzimmern führte, bis zu bewegenden Gesprächen in gepflegten Wohnungen, die direkt auf den Trümmern der Stadtviertel errichtet wurden, in denen die Augenzeugen aufgewachsen waren. Es war aber zugleich eine geistige Reise, die mich mit Tatsachen konfrontierte, welche sich nicht in meine bisherige Vorstellung von dem fügten, was Dresden gewesen war, und mich zwangen, die Kriegsjahre mit anderen Augen zu sehen – nicht mit den Augen des zum Pazifismus neigenden Angehörigen der Babyboom-Generation, der ich war und bleibe, sondern so, wie sie vielleicht von jenen erlebt wurden, die in jener Zeit lebten und kämpften, litten und rangen, als man nicht wusste, was die Zukunft bringen würde und tagtäglich noch Tausende von Unschuldigen umkamen.

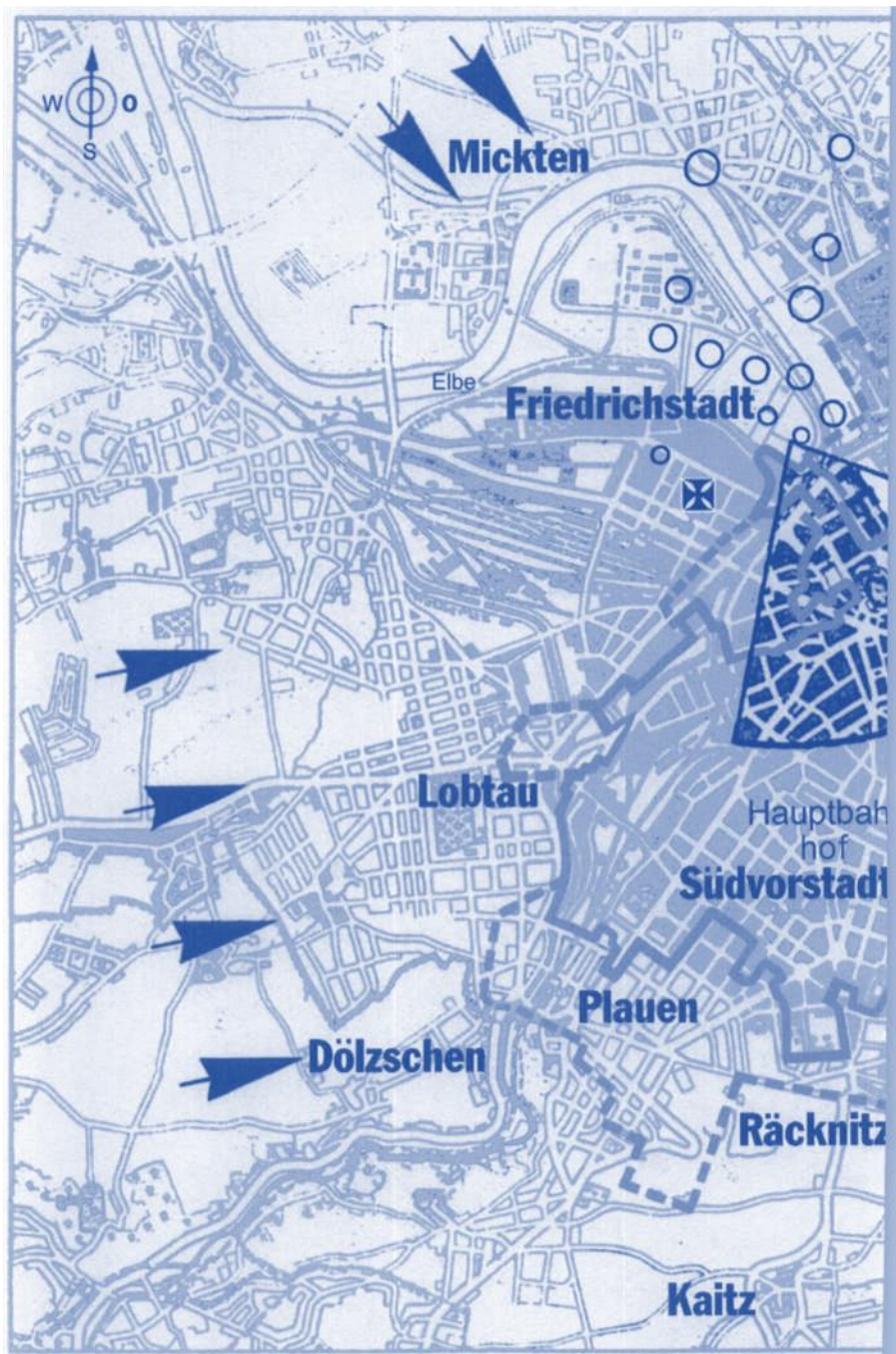
Das Bild, das sich dabei für mich ergab, war keineswegs das einer «unschuldigen» Stadt, sondern das einer normal funktionierenden Stadt (normal funktionierend sowohl im allgemeinen Sinne als auch im Rahmen Nazi-Deutschlands), die sich auszeichnete durch ihre Schönheit. Das bedeutet nicht, ins andere Extrem zu verfallen und zu sagen, dass Dresden «verdiente» zerstört zu werden; es war vielmehr nach den damaligen Massstäben ein legitimes militärisches Ziel. Die Frage ist: Sollen feindliche Städte, in denen sich unvermeidlich eine grosse Zahl von Zivilisten aufhält und die prachtvolle Bauwerke aufweisen, aber auch zahlreiche Produktionsstätten, Kommunikations- und Dienstleistungseinrichtungen, die für die feindlichen Kriegsanstrengungen von grosser Bedeutung sind, ungeachtet der Wahrscheinlichkeit hoher Verluste unter der Zivilbevölke-

rung bombardiert werden? Diese Frage kann und sollte leidenschaftliche moralische und rechtliche Auseinandersetzungen auslösen – auch im Zeitalter der so genannten intelligenten Bombe.

Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945 wird keine abschliessenden Antworten auf derlei Streitfragen liefern. Nach meiner Überzeugung wird das Buch jedoch zeigen, dass der moralische Kontext, in dem sie diskutiert werden müssen, komplexer und ambivalenter ist, als man bisher allgemein anerkannt hat. Das abschliessende moralische Urteil über das Schicksal der Stadt im Februar 1945 bleibt den Lesern überlassen, muss ihnen überlassen bleiben.

Wenn es eine moralische Schlussfolgerung gibt, dann ist sie wohl nur zu finden in der deutschen Wendung, die ich aus dem Munde von Dresdnern immer wieder hörte, ausgesprochen mit einer Leidenschaft, die aus schrecklicher Erfahrung erwuchs: *Nie wieder Krieg*. Angesichts der ihr zu Gebote stehenden schrecklichen Massenvernichtungswaffen kann die Menschheit sich Intoleranz und Krieg nicht mehr leisten – das ist die elementare Lehre aus der Bombardierung Dresdens. Möge sie laut und deutlich vernommen werden, auch wenn seither sechs Jahrzehnte verstrichen sind.

DRESDEN



13./14. Februar 1945 Hauptziel Dresden

RAF Bomber Command 5. + 1., 3., 6. und 8. Bombergruppe

Karte der bei den beiden Nachtangriffen im Stadtgebiet verursachten Schäden

Innerhalb der durchgezogenen Linie: 75–100 % zerstört

Innerhalb der gestrichelten Linie: 25–75 % zerstört

Kreise: Einschläge verirrter Bomben

Viertelkreis (•Torfenstück•): Zielsektor des ersten Angriffs

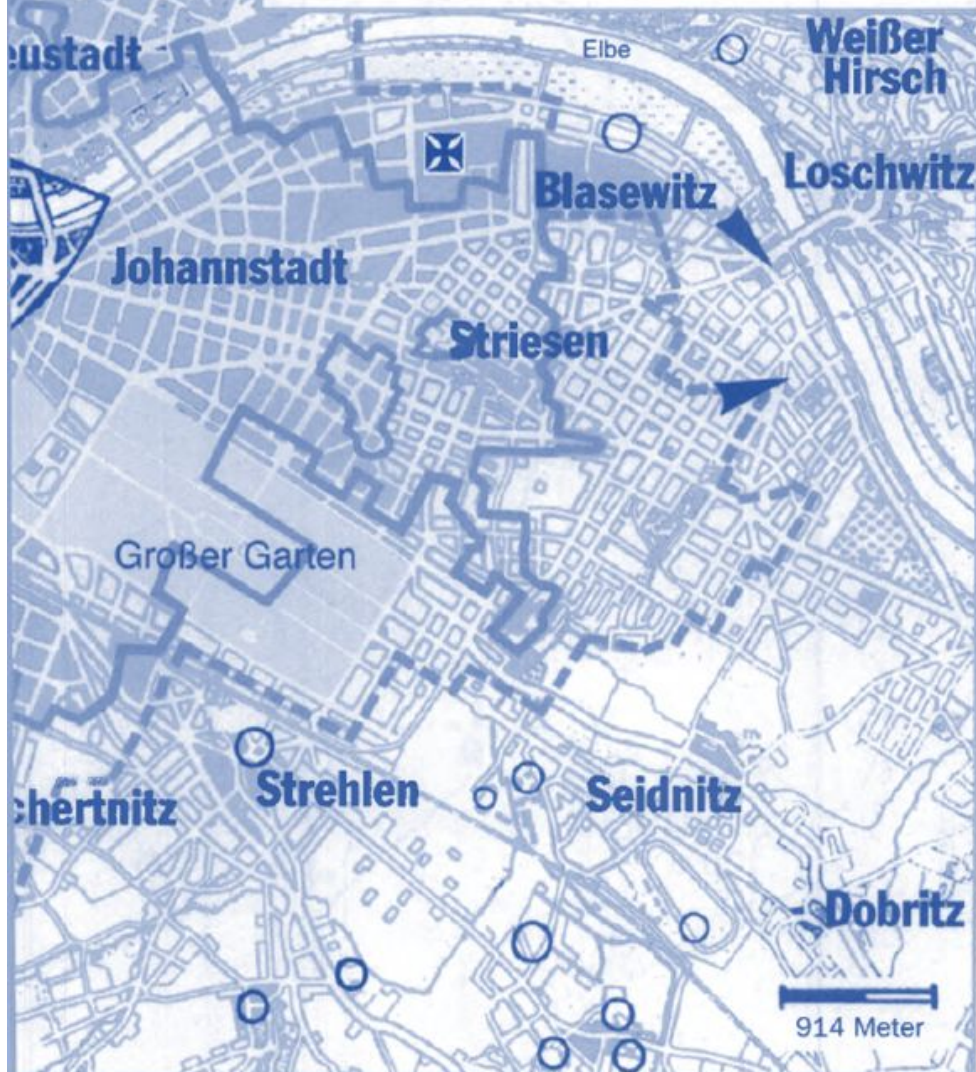
In Johannstadt und Striesen blieben in dem Gebiet totaler Zerstörung einzelne Wohnhäuser stehen.

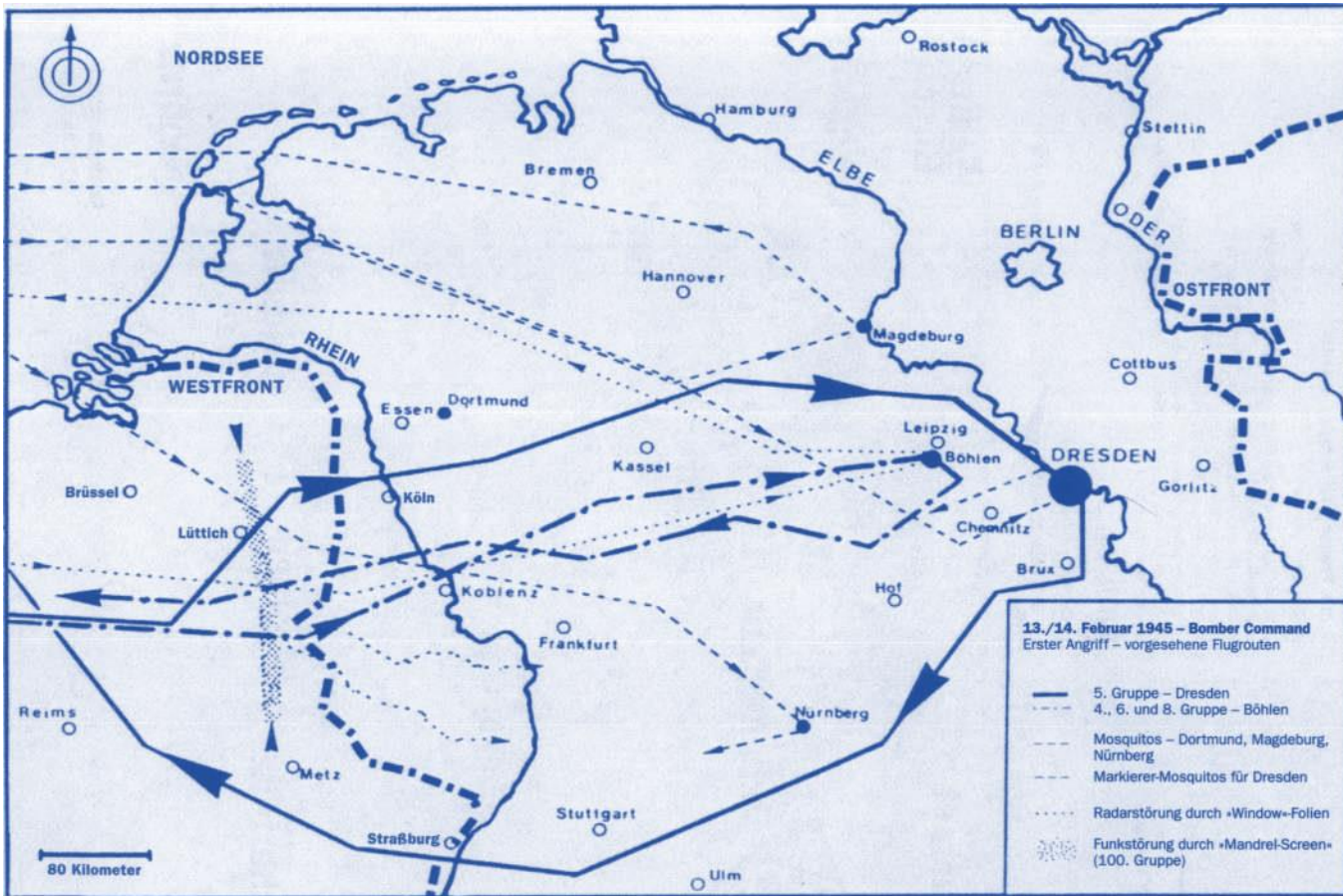
 Krankenhaus

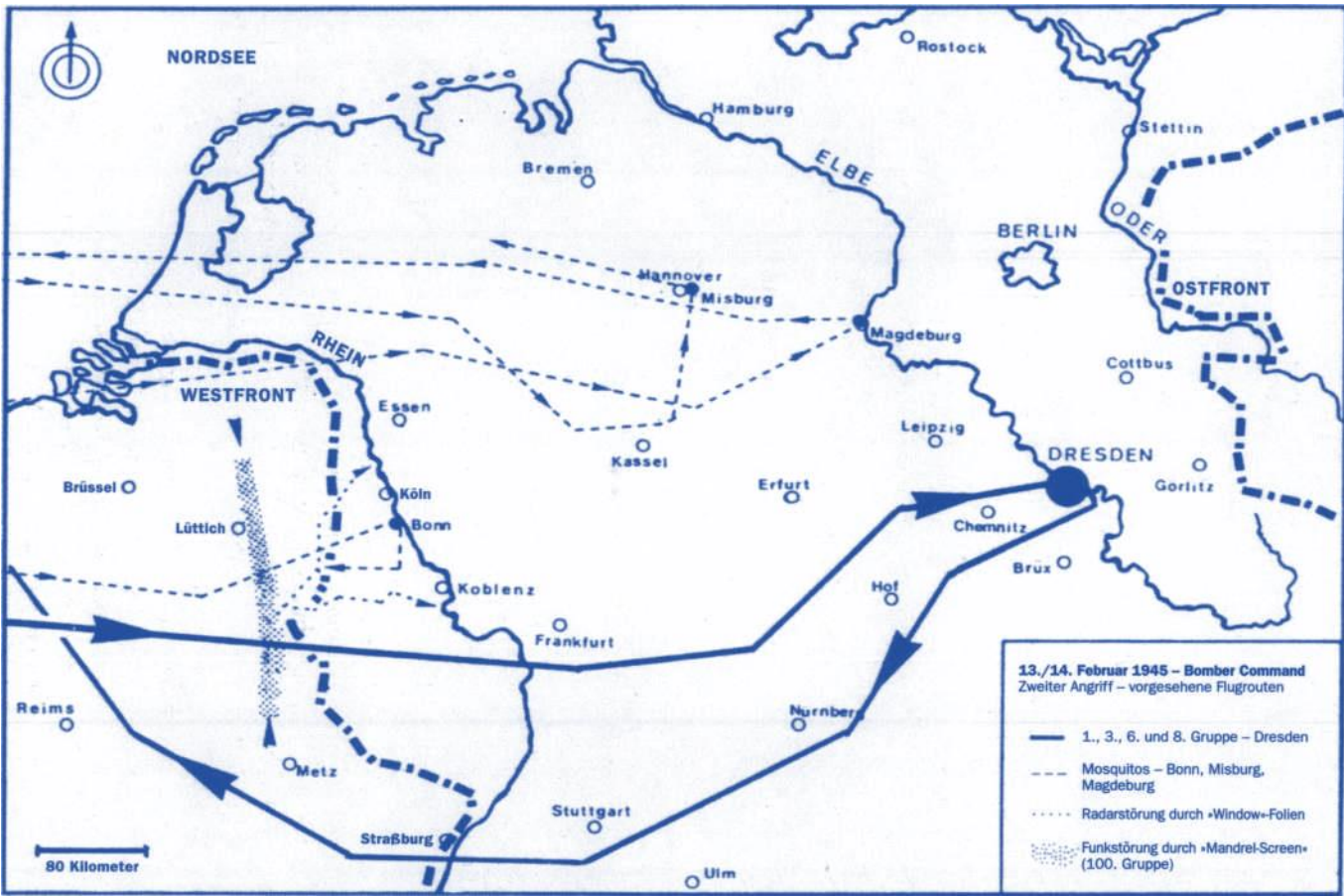
Zugewiesene Anflugrouten:

 5. Gruppe 1. Angriff

 1., 3., 6. und 8. Gruppe 2. Angriff







**13./14. Februar 1945 – Bomber Command
Zweiter Angriff – vorgesehene Flugrouten**

- 1., 3., 6. und 8. Gruppe – Dresden
- - - Mosquitos – Bonn, Misburg, Magdeburg
- Radarstörung durch »Window«-Folien
- Funkstörung durch »Mandel-Screen« (100. Gruppe)

PROLOG

Sachsen

Silbergraue Wolken verschmelzen am diesigen Horizont mit der schiefergrauen See. Dörfer ducken sich zwischen Marschland und Treibsand, Geiseln der erbarmungslosen östlichen Winde und der rastlosen, grimmigen Eindringlinge aus Sachsen, einem Land im Nordwesten Deutschlands. Ihre Schiffe waren es, die von diesen kalten Winden schlingend über die Nordsee zu deren sandigen Ufern im Westen getrieben wurden.

Vor mehr als 1'500 Jahren nannten die Römer, damals noch Herren der Insel Britannien, deren angreifbare, tief liegende Ostküste das Sächsische Ufer, und sie über trugen die beschwerliche Aufgabe, dessen Verteidigung zu organisieren, einem *Comes*, einem Grafen. Das war um das Jahr 350.

Die örtlichen Besatzungen in den von Gräben umgebenen hölzernen Kastellen waren am Ende zu wenige und die Eindringlinge vom Meer zu viele. Noch ehe die Römer abzogen, hatten die Sachsen festen Fuss gefasst. Innerhalb eines Jahrhunderts hatten sie die keltisch-römischen Bewohner des Landes vertrieben oder sich mit ihnen vermischt und den ausgedehnten, öden Grafschaften Ostenglands ihre eigenen, öden Namen gegeben: Norfolk. Suffolk. Aus dem Königreich Lindsey wurde später Lincolnshire. Aus den verpflanzten Sachsen und den übrigen germanischen Stämmen, die sich in der einstigen römischen Provinz niedergelassen hatten, wurde, mit einer dänischen und normannischen Beimischung aus späteren Einfällen vom Festland, jene Nation, die man in aller Welt als Engländer oder Angelsachsen kennt.

Die Sachsen auf dem Festland, die nicht westwärts gen Britannien aufgebrochen waren, rückten weiter vor ins Herz Europas. Sie sickerten in die slawischen Lande ein, deren Ureinwohner sie vertrieben oder integrierten, genau wie es ihre Verwandten auf der britischen Insel getan hatten. Auch diese Ostsachsen be-

kehrten sich schliesslich zum Christentum, gründeten Städte, führten Kriege, trieben Handel, bestellten die Felder und verarbeiteten Bodenschätze, schufen bedeutende Kunstwerke und häuften grosse Reichtümer an. Teils widerstrebend wurden sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Glied eines geeinten Deutschland.

Als das fünfte Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts anbricht, verfügen die Engländer über gewaltigen Reichtum, ein Imperium, das sich über den ganzen Globus erstreckt, grosse Städte, eine Marine, ein Heer und eine Luftwaffe. Letztere ist zu einem neuen Symbol nationaler Macht geworden. Ihre Basis hat sie weitgehend in Lincolnshire, Norfolk und Suffolk, den Untergliederungen des Sächsischen Ufers – *«bomber country»* lautet die Bezeichnung für diese Region. Boten diese flachen, exponierten Grafschaften 1'500 Jahre zuvor eine Empfangsplattform, die den Eindringlingen aus dem Osten nichts entgegenzusetzen hatte, so sind sie in den Vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts kreuz und quer von hastig errichteten Betonrollbahnen durchzogen. Sie fungieren jetzt als Startdecks eines Insel-Flugzeugträgers, der nach Osten auf den Kontinent ausgerichtet ist.

Wir haben das Jahr 1945. Die Angelsachsen befinden sich in einem Krieg bis zum Äussersten mit ihren entfernten Verwandten jenseits der Nordsee, von denen sie sich vor so langer Zeit getrennt haben. Als Folge davon starten an diesem Februarnachmittag mit Bomben beladene Flugzeuge aus den winterlichen Feldern von Lincolnshire zu einer verspäteten Rückreise.

Der Auftrag ihrer Piloten lautet, schreckliche Rache zu üben an den stolze- sten und schönsten Schätzen jener germanischen Verwandten und an dem Kostbarsten, was sie besitzen – ihrem Leben.

Dämmerung. 13. Februar 1945, Faschingsdienstag. Die ersten Wellen von Flugzeugen heben ab. Die schwerfälligen Schwärme, die den Winterhimmel noch weiter verdüstern, bestehen aus schweren Bombern vom Typ Avro Lancaster, die der 5. Bombergruppe des Bomber Command angehören. Sie fliegen einen Treffpunkt über Berkshire an. Ihre Panzerung, die ohnehin dürtig war, ist weiter abgespeckt worden, um Gewicht zu sparen, und die Flugzeuge sind wegen der aussergewöhnlichen Entfernung bis zum Ziel und zurück – 2'700 Kilometer – mit zusätzlichen Treibstofftanks ausgestattet worden.

Jede Lancaster, beladen mit einer Sieben-Tonnen-Fracht aus Spreng- und Brandbomben, verfügt über doppelt so viel Zerstörungskraft wie die berühmten Fliegenden Festungen und Liberators der Amerikaner. Um 18 Uhr kreisen bei

zunehmender Dunkelheit 300 Meter über der verdunkelten Stadt Reading 244 Bomber in der Luft, bereit, auf Kurs zu gehen. Ihre Besatzungen wurden an diesem Nachmittag routinemässig instruiert und ihr Ziel ihnen wie folgt beschrieben:

Die siebtgrösste Stadt Deutschlands, nicht viel kleiner als Manchester, ist zugleich die weitaus grösste nichtbombardierte bebaute Fläche, die der Feind noch hat. Mitten im Winter ergiessen sich Flüchtlingsströme westwärts, Truppen brauchen einen Ruheraum, und da sind Dächer sehr gefragt, nicht nur um Arbeitern, Flüchtlingen und Truppen Unterkunft zu bieten, sondern auch um die aus anderen Gebieten evakuierten Behörden aufzunehmen...

Das Ziel klingt alltäglich, so als verdiene es keine besondere Beachtung im voll gestopften Programm der wuchtigen, hochkarätigen Zerstörungsmaschine, zu der das Bomber Command geworden ist. Das täuscht, und vielleicht schlägt man bei der Einweisung mit Absicht einen falschen Ton an. Gerade diese Stadt ist seit Jahrhunderten berühmt für ihre architektonische Schönheit, ihre *douceur de vivre*, und daran hat der Krieg bisher überraschend wenig geändert. Ihr Name ist Dresden.

Die Angriffsspitzen der Roten Armee haben ihren Vormarsch 110 Kilometer östlich von Dresden unterbrochen, und Menschen, die in Massen vor der Ostfront fliehen, belasten seit einiger Zeit die Unterbringungsmöglichkeiten der Stadt, doch die Lage bleibt erstaunlich ruhig. Die Theater und die Oper – hier erlebten Werke von Webern, Wagner und Richard Strauss ihre Uraufführung – sind auf Anweisung aus Berlin einstweilen geschlossen, aber die berühmten Dresdner Cafés haben nach wie vor geöffnet. Der Zirkus Sarrasani hat heute Abend Vorstellung in seinem berühmten kuppelförmigen «Zelt» direkt nördlich des Flusses, und er zieht wie immer Scharen von sensationslüsternen Zuschauern an.

Wie kann Dresden ahnen, dass es seit einiger Zeit zur Zerstörung vorgesehen ist? Durch wochenlanges schlechtes Wetter, das zielgenaue Bombenabwürfe schwierig, wenn nicht unmöglich macht, blieben seine Einwohner bisher von Luftangriffen verschont. Heute hat es über der Zielstadt aufgeklart. Anders als in weiter westlichen Gegenden Deutschlands war es hier den Tag über freundlich, und gegen Abend ist es kalt und trocken, mit nur geringer Bewölkung – ein Vorfrühlingstag. Diese schlichte meteorologische Voraussetzung hat am Ende das Schicksal der Stadt besiegelt.

Die Lancaster haben ihre Dauergeschwindigkeit von 350 Stundenkilometern

erreicht und fliegen, um Kollisionen zu vermeiden, «geschichtet» in Höhen zwischen 5'600 und 6'300 Metern. Sie folgen zunächst einem Südostkurs, erreichen die französische Küste über dem Pas de Calais und setzen ihren Flug über dem Norden Frankreichs fort bis zu einem Punkt ungefähr auf halber Strecke zwischen Reims und Lüttich. Dort schwenkt die Formation nach Nordosten, auf die mittlerweile von den Alliierten besetzte Grenzstadt Aachen zu, von wo aus es genau nach Osten geht, über die Frontlinie hinweg in das noch vom Feind gehaltene Territorium. Bald passieren die Bomber wie geplant knapp südlich das Ruhrgebiet und meiden auf diese Weise dessen massive Konzentrationen eingespielter Flakbatterien. Hier verlassen sie auch den «Mandel»-Schutzschild, den die 100. Bombergruppe der RAF errichtet hat, um die feindliche Radarabwehr zu stören. Um den Feind noch mehr zu verwirren, werden zu Tausenden «Window»-Folien abgeworfen. Diese kleinen Metallstreifen täuschen auf deutschen Radarschirmen eine Bomberflotte im Anflug vor, während die wirklichen Flugzeuge andernorts ihr zerstörerisches Werk verrichten. Heute Nacht werden diese Massnahmen besonders wirksam sein, weil das Gebiet westlich des Ziels unter einer dichten Wolkendecke liegt, sodass eine optische Beobachtung von Flugzeugbewegungen unmöglich ist.

Um 21.51 Uhr geben die Sirenen in Dresden Fliegeralarm, wie es in den letzten fünf Jahren schon so oft geschah und sich bisher fast immer als Fehlalarm herausstellte. Den Tag über haben die Bewohner der Stadt und besonders die Kinder eine kriegsbedingt leicht abgewandelte Spielart des Karnevals gefeiert. Viele tragen noch – und hier wiederum besonders die Kinder – ihre Kostüme und Masken. Es wird vielleicht, während die Familien sich seufzend in die Keller begeben, sogar mehr als üblich gelacht und gescherzt. Nachzügler eilen, als sie den Alarm hören, durch die verwinkelten, kopfsteingepflasterten Gassen der Altstadt heimwärts oder beschleunigen, als sie an den grossartigen Bauten der Residenz vorbeikommen, ihre Schritte.

Für eine Stadt dieser Grösse gibt es auffällig wenige grosse öffentliche Luftschutzräume. Einer der grössten – unter dem Hauptbahnhof –, für 2'000 Personen gebaut, beherbergt zurzeit 6'000 Flüchtlinge aus dem Osten. Während der Gauleiter, der zugleich als Reichsstatthalter der Provinz sowie als Verteidigungskommissar fungiert, es durchweg versäumt hat, die nötigen Mittel für eine Besserung dieser Situation abzugeben, hat er (was seinen Untertanen sehr wohl bekannt ist) SS-Pioniere angewiesen, sowohl unter seinem Amt als auch im Garten seiner eigenen Residenz stabile Bunker zu errichten. Im letzteren Fall hat er einen mehrere Meter tiefen Stahlbetonschild konstruieren lassen, um sich

vor Bomben zu schützen, von denen er immer behauptete, dass sie nie fallen würden.

Derweil nähern sich die Bomber nach vier Stunden in der Luft ihrem Einsatzziel. Die deutsche Luftwaffe hat ihnen nichts mehr entgegenzusetzen (das einzige feindliche Flugzeug, das in dieser Nacht abgeschossen wird, ist ein unglücklicher deutscher Kurierflieger, der den Weg der britischen Luftarmada zwischen Leipzig und Berlin kreuzt). Als die Lancaster mit ihrem Zielanflug beginnen, ist die Sicht nach wie vor schlecht. Erst jetzt, als sie südostwärts zur Elbe hin einschwenken, beginnt die Bewölkung aufzulockern. Die Besatzungen, die bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt trotz ihrer dicken Fliegermonturen vor Kälte bibbern, können hinunterblicken und 5'000 Meter oder mehr unter sich Landmarken, Strassen, Bahnlinien sowie hin und wieder Lichter erkennen. Sie warten, halten Ausschau nach feindlichen Nachtjägern und fliegen hinweg über dunkle Wälder und Felder, über die vereisten Bänder der Landstrassen, welche die sauberen, schlummernden Dörfer Mitteldeutschlands miteinander verbinden.

Bisher ist der Flug – und die Besatzungen wissen das zu schätzen – ganz ohne Zwischenfälle verlaufen. Auch jetzt noch ahnt in der Zielstadt kaum jemand etwas von der tödlichen Gefahr. Eine Warnung hat es ja nicht gegeben. Im Industriezentrum Leipzig, 80 Kilometer westlich gelegen und im Laufe des Krieges schon schweren Bombenangriffen ausgesetzt, sind über den Rundfunk bereits einschlägige Warnungen ausgegeben worden. Doch in der Zielstadt haben die Behörden davon abgesehen, die Bewohner in einen erhöhten Alarmzustand zu versetzen. Zu diesem Zeitpunkt erkennen die Beobachter in den Bodenstationen der Luftwaffe, dass der Angriff einem der grösseren östlichen Bevölkerungszentren gilt. Sie teilen jedoch die landesweit vorherrschende Überzeugung, dass Dresden niemals einem ernsthaften Bombenangriff ausgesetzt sein wird.

Es gehört zu den bis heute fortlebenden Mythen von damals, dass diese Stadt bis zu dieser Nacht gänzlich verschont geblieben ist. In den letzten Monaten hat es vereinzelt Tagesangriffe amerikanischer Verbände auf die Industriegebiete am Stadtrand und den Rangierbahnhof direkt neben dem Stadtzentrum gegeben. Benachbarte Wohnblöcke haben einen Monat zuvor Treffer abbekommen, die 300 zivile Todesopfer fordern. Doch die meisten Bürger schreiben diese Vorfälle einem Missgeschick oder einer Fehllenkung zu und halten die Stadt nach wie vor für unantastbar. Darüber, warum Dresden die massive Zerstörung, die andere Städte im Reich erteilte, bisher nicht erlebt hat und nicht erleben wird, sind zahllose Gerüchte im Umlauf.

Zehn Minuten nach dem ersten Fliegeralarm stösst eine Vorhut aus schnellen, leichten De-Havilland-Mosquito-Pfadfindern von der 627. Staffel der RAF unbehelligt auf die verdunkelten Gebäude herab. Ihre Aufgabe besteht darin, das Ziel zu identifizieren und zu markieren. Sie beginnen mit dem Abwurf von Leuchtbomben, den «Christbäumen», welche die gewaltige Streitmacht der nachfolgenden Bomber in die Lage versetzen werden, ihre Ziele zu finden. Den Mittelpunkt ihres Abwurfgebietes bildet das Fussballstadion unmittelbar westlich der Altstadt. Damit wird schlagartig klar, dass die Bomber es nicht bloss auf die Industriegebiete und den angrenzenden Rangierbahnhof abgesehen haben, sondern auch auf den berühmten historischen Stadtkern. Erst als sie die Motoren der Mosquitos direkt über sich hören, begreifen die Leute in der örtlichen Luftschutzleitung, die in ihrem Bunker unter dem Polizeipräsidium in Alarmbereitschaft sind, dass ihrer Stadt unmittelbar ein Bombenangriff bevorsteht. Im örtlichen Drahtfunk werden die Bürger mit hektischer Stimme aufgefordert, unverzüglich die nächstbeste Deckung aufzusuchen; Zuwiderhandelnde würden festgenommen.

Flugabwehrgeschütze, die man einsatzbereit machen könnte, sind nicht vorhanden. Es gibt keine Suchscheinwerfer, die den Himmel abtasten. Die wenigen Flakstellungen der Stadt – überwiegend leichte Geschütze und erbeutete sowjetische Kanonen, von denen die Geschützbedienungen nicht viel halten – waren erst wenige Wochen zuvor abgebaut und fortgeschafft worden, teils nach Westen in das stark bombardierte Ruhrgebiet, teils an die schwer bedrängte Ostfront. Die Stadt ist vollkommen schutzlos.

Ein Mann notiert in seinem Tagebuch ebenfalls, dass in Dresden am 13. Februar tagsüber «herrliches Frühlingswetter» geherrscht habe. Doch über die Ereignisse des Tages hat er ansonsten nichts Erfreuliches zu melden.

Dieser Bürger, Professor Victor Klemperer, hatte in mittleren Jahren den Beruf gewechselt und war vom Journalisten und Kritiker zu einem hervorragenden Gelehrten geworden. Im Ersten Weltkrieg wegen Tapferkeit ausgezeichnet und entschiedener deutscher Patriot, hatte er während der letzten zehn Jahre seine Stelle, sein Haus und seine Ersparnisse verloren. Er darf weder ein Auto noch ein Fahrrad besitzen noch fahren noch öffentliche Verkehrsmittel benutzen. Die Haltung von Haustieren ist ihm untersagt, ebenso die Benutzung bestimmter Strassen, die er nur an bestimmten Kreuzungen überqueren darf. Das alles, weil Klemperer Jude ist. Bisher blieb er von der «Deportation» verschont – nicht etwa, weil seine Familie seit 200 Jahren in Deutschland lebt, sondern

weil er mit einer «Arierin»* verheiratet ist. Und heute hat er, wie er in seinem Tagebuch berichtet, die wenigen Juden, die noch in der Stadt übriggeblieben sind (rund 200 von 6'000 vor dem Krieg), zu Hause aufgesucht, um ihnen mitzuteilen, dass sie sich in drei Tagen, am 16. Februar, für einen nicht näher bezeichneten «Arbeitseinsatz» bereithalten sollen. Jeder weiss, was das zu bedeuten hat.

Am Abend kehrt er in das Haus zurück, in dem er und seine Frau zusammen mit anderen jüdischen Überlebenden wohnen, seit ihr eigenes Haus beschlagnahmt wurde, und nimmt eine bescheidene Mahlzeit zu sich. Klemperer will gerade seinen Kaffee trinken, als die Sirenen ertönen: Fliegeralarm. Dann hören sie über sich die Flugzeuge. Eine der Anwesenden sagt mit bitterer Vorahnung: «Wenn sie doch nur alles zerschmissen!»

Die Lancaster sind über ihrem Ziel, ihre Bombenschächte haben sich geöffnet. Der Angriff ist im Gange. Die erste Zerstörungswelle dauert 15 bis 20 Minuten. Die zweite folgt zwei Stunden später, an ihr sind noch mehr Flugzeuge beteiligt, und sie dauert etwas länger. Der zeitliche Abstand ist ein furchtbarer Trick, den die Planer des Bomber Command, die in solchen Dingen zu Experten geworden sind, sich haben einfallen lassen. Inzwischen werden sich viele der Überlebenden des ersten Angriffs wieder aus den Kellern herausgewagt haben, und es werden Feuerwehrleute, Rettungsmannschaften und Militäreinheiten auf den Strassen sein – und dazu Hilfskräfte, die über vereiste Strassen aus anderen Städten, sogar aus Berlin, herbeigeeilt sind. Wenn man jetzt erneut Spreng- und Brandbomben abwirft, werden die einzelnen Brandherde zu einem einzigen verschmelzen und sich in einen Feuersturm verwandeln. Am Morgen werden fliegende Festungen der amerikanischen 8. Luftflotte das Werk der Zerstörung vollenden. Dresden ist dem Untergang geweiht.

Am nächsten Morgen sind die Besatzungen der 796 Lancaster, die Dresden in Schutt und Asche gelegt haben, fast alle wieder wohlbehalten auf ihren Stützpunkten in England gelandet. Die jungen Flieger warten auf die abschliessende Einsatzbesprechung und freuen sich auf das herzhafteste Frühstück danach. In den ersten drei Jahren an entsetzlichen Verlusten über Deutschland gewöhnt, haben sie allen Anlass, einen Einsatz zu feiern, der für sie unblutig verlaufen ist.

Nicht so für Dresden. Dieselben Besatzungen haben während der Nacht über

* So wurden im Jargon der Nazis angeblich rassereine Deutsche bezeichnet. Im Folgenden werden die An- und Abführungszeichen weggelassen, was aber nicht heisst, dass die Wendung als gültig akzeptiert wird.

2'600 Tonnen Spreng- und Brandbomben über der Zielstadt abgeworfen und damit 3'370 Hektar ihres historischen Zentrums völlig zerstört, einschliesslich unschätzbaren Kostbarkeiten und Kunstwerke und Dutzender der schönsten Gebäude Europas. Mindestens 25'000 Menschen sind tot, möglicherweise aber sehr viel mehr: zerrissen, eingäschert oder infolge des Feuersturms erstickt. Auf einem der zentralen Plätze wird man die Leichen stapeln. Man wird sie auf grosse Jalousien legen, die von den Schaufenstern eines Kaufhauses geborgen wurden, und dann zu Tausenden verbrennen, um die Ausbreitung von Seuchen zu unterbinden.

Victor Klemperer und seine Frau, zwei aus der relativ kleinen Bevölkerungsgruppe, welche die massenhafte Zerstörung nicht als eine Katastrophe empfinden, sondern als ein Wunder der Erlösung, haben sich das Chaos zunutze gemacht. Der Professor hat den verräterischen gelben Stern von seinem Mantel abgerissen, und sie sind auf dem Wege in Sicherheit und Freiheit. Aber das ist ein anderer Teil der Geschichte und auf jeden Fall ein anderer Aspekt des moralischen Gesamtkomplexes...

Heute ist Aschermittwoch, der 14. Februar 1945. Es sind noch 48 Tage bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa. Fast ein Menschenalter später löst der Name «Dresden» noch immer Beunruhigung in unserem kollektiven Gedächtnis aus, und die Kontroverse über die Zerstörung der Stadt ist alles andere als beendet.

TEIL I

«ELBFLORENZ»

1. KAPITEL

Die viel geliebte Stadt

«Die Engländer, die wurden geschätzt. ... Es hat übrigens, glaube ich, tatsächlich in Dresden erst durch den Angriff einen Hass auf England gegeben, vorher nicht.»¹

Pfarrer Karl-Ludwig Hoch, protestantischer Geistlicher und Architekturhistoriker, ist heute Anfang siebzig. Ein zutiefst spiritueller Mensch, bewahrt ihn ein sarkastischer, fast zynischer Humor vor Weltfremdheit. Seine aristokratischen Gesichtszüge verziehen sich zu einem betäubten Lächeln, als er die unerwiderte Liebe seiner Mitbürger zu England beschreibt.

«Und man wusste, dass die Engländer und die Amerikaner Dresden so sehr liebten... Saint John war die *Anglican Church* [Original englisch – der Autor] und die amerikanische Kirche war All Saints.»

Im Garten der ausserhalb der Stadt am Elbufer gelegenen Villa der Familie Hoch steht ein steinernes Denkmal, von dem aus man flussabwärts bis zur Silhouette des drei bis fünf Kilometer entfernten Dresden blicken kann. Errichtet wurde das Monument von einem längst verblichenen Frankophilen zum Gedenken an jenen Nachmittag, als Napoleon, der auf seinem überstürzten Rückzug von Moskau einen Ort suchte, wo er eine Rast einlegen könnte, auf ebendiese Anhöhe, genau an diese Stelle gelangte, sodass auch er Dresden aus der Ferne betrachten konnte. Das war im Jahr 1813. Sachsen war einer der wenigen Verbündeten, auf die Napoleon noch zählen konnte. Der französische Kaiser gedachte, auf seinem Territorium eine Schlacht zu schlagen. Die Idee gefiel ihm schliesslich so gut, dass er hier mehrere Schlachten schlug. Die Sachsen waren, wie der Pfarrer wiederholt bemerkt, bei der Wahl ihrer Freunde nie sonderlich gescheit.

1945 blieb der Familie von Pfarrer Hoch die totale Zerstörung erspart, von der die Innenstadt heimgesucht wurde. Zwar hinterliessen vereinzelte Bomben

auch Spuren in ihrem begrünten Viertel, doch die Hochs und ihre Untermieter und Nachbarn flüchteten sich währenddessen einfach in den Bunker im Garten, bis der Angriff vorüber war. Als das Dröhnen der Flugzeugmotoren verstummt war, kamen sie hervor, und ihnen bot sich eine fantastische Sicht auf ihre gut drei Kilometer entfernte Heimatstadt, die vom Feuer verschlungen wurde. Eine weiter oben auf der Höhe wohnende Frau, glühende Anhängerin der Nazis, bemerkte sie auf ihrem Balkon und rief: «Na, Frau Hoch, hatte denn Goebbels nun Recht oder nicht? Sind die Engländer Verbrecher, oder sind sie es nicht?»

Joseph Goebbels – die Legende von der Zerstörung Dresdens war in vielerlei Hinsicht die letzte und grausigste Schöpfung des fanatischen Nazi-Propagandaministers. Goebbels empfand die nahezu vollständige Zerstörung Dresdens wirklich als grauenhaft, aber er beutete sie auch in zynischer Weise aus.

Beim Fall Stalingrads war den meisten Deutschen klar geworden, dass das Gerede vom Sieg hohl war. Im Winter 1944/45 begriffen selbst die überzeugtesten Nazis, dass der Krieg praktisch verloren war. Nun griff Goebbels, nie um Einfälle verlegen, zu einem für ihn typischen Winkelzug: Statt die Position Deutschlands zu beschönigen, wollte er den Leuten die Gräueltaten vor Augen führen, die sie erwarteten, falls das Dritte Reich unterliegen sollte. Von Osten drohten die bolschewistischen Horden, die vergewaltigend und plündernd über die sauberen, unberührten Städte Ostpreussens und Schlesiens herfielen; auf der anderen Seite standen die hinterhältigen, heuchlerischen Angloamerikaner mit ihren erbarmungslosen Bomberflotten und ihrer kosmopolitischen (sprich: jüdischen) Verachtung des einzigartigen kulturellen Erbes Deutschlands. Das waren die Gefahren für die deutsche – und die europäische – Kultur.

Darauf gab es nur eine Antwort: diesen Feinden heroischen Widerstand zu leisten, total und bis zum Ende – und auf das Wunder zu warten, das jeden Tag eintreten konnte: einerseits durch die neuen Wunderwaffen, die Deutschlands Wissenschaftler und Techniker in Kürze zu verheerender Anwendung bringen würden, andererseits durch die wachsenden Risse in der unmöglichen, künstlichen Allianz zwischen Kommunismus und Kapitalismus. Je schlimmer die Verbrechen, die man den Feinden des Reiches zur Last legen konnte, desto wirksamer würde der Zauber sein, der von diesem zwielichtigen Meisterstück Goebbels'scher schwarzer Magie ausging. Wenn es schon am Schwung für einen dauerhaften Sieg mangelte, musste Deutschland doch wenigstens den Mut aufbringen, der aus vorübergehender Verzweiflung erwächst.

Man unterliess es daher, die von den vorrückenden Russen begangenen Grausamkeiten herunterzuspielen – ganz im Gegenteil: Die entsetzlichen Bilder, die sich deutschen Truppen boten, als sie im Hin und Her der Schlacht kurzfristig ostpreussische Städte zurückeroberten, wurden im Rundfunk wieder und wieder schonungslos geschildert. Flüchtlinge, die noch unter Schock standen, wurden interviewt, und haarsträubende Gräueltaten erschienen in den schmalen Informationsblättern, in die sich die vormals voluminösen Zeitungen verwandelt hatten. Die Wochenschauen zeigten Verheerungen und Ruinen – und die tapfere Entschlossenheit derer, die dem Feind noch immer erbitterte Gegenwehr leisteten. Der Weg zum Endsieg würde hart sein, aber er stand (so gaukelte die Propaganda jedenfalls vor) allen Rückschlägen zum Trotz immer noch offen.

Anfang 1945 befand Dresden sich daher im Wartezustand, aber die meisten Dresdner fürchteten weniger etwaige Angriffe der alliierten Luftstreitkräfte als vielmehr die Ankunft der Roten Armee. Breslau, die rund 230 Kilometer weiter östlich gelegene Hauptstadt der Nachbarprovinz Schlesien, war praktisch schon von den Sowjets eingekesselt. Vom unmittelbar nördlich Dresdens gelegenen Flughafen Klotzsche wurde ständig Nachschub in die belagerte schlesische Metropole geflogen. Es bestand die Gefahr, dass die östlichen Verteidigungslinien des Reiches dem Druck der Angreifer nicht standhielten und Dresden als nächste deutsche Grossstadt fallen würde.

Am 13. Februar 1945 nahm Karl-Ludwig Hoch seine Kamera und machte sich zusammen mit seinem Bruder in der Strassenbahnlinie 11 auf den Weg zum Postplatz im Herzen der Altstadt. Sie wollten Erinnerungsfotos von der stolzen Stadt Dresden machen. Ihre Mutter hatte nämlich gesagt, dass sie möglicherweise bald vor dem kommunistischen Vormarsch fliehen müssten und Dresden vielleicht nie wieder sehen würden. Das Wetter war bei dünner Bewölkung winterlich-mild. Die Brüder wanderten durch vertraute Strassen und Gassen, vorbei an Wahrzeichen, deren Anblick ihnen zur Gewohnheit geworden war. Am Spätnachmittag, als die Dämmerung sich über das Elbtal legte, kehrten sie heim in ihr Vorstadthaus, nicht ahnend, dass sie Dresden soeben zum letzten Mal in seiner historischen Gestalt bewundert hatten und dass viele oder gar die meisten der Mitbürger, die ebenfalls in der Stadt unterwegs waren, in der Nacht umkommen würden. Die Brüder Hoch hatten sozusagen wandelnde Leichen gesehen.

Doch im Moment, in diesen letzten Stunden, blieb Dresden sich selbst treu. Zwar voller Furcht, überfüllt mit Flüchtlingen trotz aller Bemühungen, sie schnellstmöglich nach Westen weiterzuleiten, und eingedenk der Möglichkeit

künftigen Leids blieb Dresden dennoch es selbst. Es blieb das «Elbflorenz», das seit mehr als zwei Jahrhunderten Künstler, Ästheten und Kulturliebhaber nicht nur aus Deutschland, sondern aus ganz Europa, Grossbritannien sowie Nord- und Südamerika angezogen hatte. Es blieb nach einhelliger Ansicht die Stadt, die überleben würde, um künftige Generationen zu beeindrucken, auch wenn Hitlers Reich in den nächsten Monaten untergehen sollte.

Manche trösteten sich mit der Annahme, dass die Alliierten Dresden verschonten, dass sie es als ihre Verwaltungszentrale nach dem Krieg vorgesehen hatten. Die schönen Gebäude, die Barockpaläste und Jugendstilwohnhäuser, die reizvolle Umgebung und die herrschaftlichen Villen – all das, was Dresden mit seiner reichen Vergangenheit und seiner lebendigen Tradition aufgeklärter Stadtplanung so auszeichnete, sprach für diese Theorie. Und es gingen in diesen Tagen noch andere Gerüchte in Dresden um. Angeblich wohnte eine Lieblingstante Churchills in Dresden. Ihretwegen sei die Stadt bis dahin verschont worden. Und wie bereits gesagt – die Engländer hatten eine besondere Vorliebe für Dresden...

Vielleicht sollten wir lieber noch einmal anfangen: nicht mit dem architektonischen Juwel, das dem Untergang geweiht war, sondern mit der schlichten Siedlung auf dem Schwemmland eines Flusstals, welche die Stadt einst gewesen war. Mit dem Dorf, dem die Slawen, die dort ursprünglich lebten, den unromanischen Namen Dreždžány, «Sumpfwaldleute», gegeben hatten.

Sumpfig, aber durch Anhöhen nördlich und südlich der Elbe gut geschützt, bot Dreždžány die erste Möglichkeit einer leichten Flussdurchquerung, nachdem der auf den Höhen des Riesengebirges entsprungene grosse mitteleuropäische Wasserweg die gewundenen Schluchten hinter sich gelassen hat und von nun an den langen nordwestlichen Verlauf bis zum Meer in einem flachen Bett nimmt. Die bestimmenden geografischen Gegebenheiten lassen sich auch heute noch eindeutig nachvollziehen: Von schroffen Sandsteinklippen mit spektakulären Ausblicken auf den tief unten sich dahinschlängelnden Wasserlauf gelangt man stromabwärts innerhalb weniger Kilometer zu ausgedehnten Flussweiden und sanftem, fruchtbarem Tiefland.

Und ergiebige Böden waren es, was die sächsischen Migranten suchten, als sie ostwärts in die slawischen Lande zogen. Nachdem der christliche König der Franken, der später zum Kaiser gekrönte Karl der Grosse, sie besiegt und unterworfen hatte, errichteten die sächsischen Stämme, die wenige Jahrzehnte zuvor

noch heidnisch gewesen waren, Wehrsiedlungen und innerhalb dieser Gründungen Kirchen. Das Christentum wurde rasch zu ihrem Kennzeichen im Kampf gegen die immer noch gottlosen Slawen. Ihre rastlose Energie machte die Sachsen wohlhabend und erfolgreich.

Im 11. Jahrhundert liess ein sächsischer Markgraf sich auf einem die Elbe überragenden Hügel nieder und errichtete dort eine Burg als Basis für seine Kolonisierungsbestrebungen. Er nannte den Ort Meissen und sich selbst Markgraf von Meissen – nach dem slawischen Königreich Misni, das dort vorher existiert hatte. Dies war der Wilde Osten, die sich ständig ausweitende Grenzmark der Deutschen.

Ein letzter slawischer Aufstand im Jahr 1147 wurde auf kaiserlichen Befehl durch ein deutsches Heer grausam niedergeschlagen. Die nachströmenden Siedler stiessen auf wenig Widerstand, zumindest in den Gegenden an Elbe und Oder. Das Land war ergiebig – sowohl an Feldfrüchten als auch an Bodenschätzen. Die Deutschen entwickelten Bergbautechniken, die fortschrittlicher waren als irgendwo sonst auf dem europäischen Festland, und schufen somit die Grundlage für künftigen Reichtum. Wie in späteren Jahrhunderten in den von Europäern eroberten überseeischen Kolonien wurden die Ortsnamen teils von den Invasoren eingeführt, teils wurden die ursprünglichen Bezeichnungen in abgewandelter Form übernommen. Wie in Afrika, Asien oder Amerika gingen Handel und Eroberung raubgierig Hand in Hand.

Als deutsche Siedlerstadt findet Drežďzány erstmals in Urkunden der Grafen von Meissen aus dem Jahr 1216 Erwähnung. Die deutsche Niederlassung am südlichen Elbufer wurde zur «Altstadt», das slawische Siedlungsgebiet auf der anderen Elbseite, obwohl älter, zur «Neustadt» – wohl deshalb, weil das Vergnügen der Germanisierung noch auf sie wartete. Im Jahr 1270 fand der Ort, der nun den Namen Dresden trug, Eingang in die grosse Geschichte. Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meissen verlegte seinen Sitz 20 Kilometer flussaufwärts nach Dresden. Der Ort war angenehm, mild im Winter und nicht zu heiss im Sommer, und er hatte bereits einen Ruf wegen seiner Wein- und Obstgärten und als bürgerliches Zentrum. Seine Lage war nicht so imposant wie jene des sich an einen steilen Burgberg schmiegenden Meissen, aber gewissermassen zivilisierter.

Dresden blieb nicht lange Hauptsitz eines Markgrafen. Nach dem Tod Heinrichs des Erlauchten ging es, den Zufallslaunen fürstlicher DNS folgend, in rascher Folge an die Herrscher des angrenzenden Böhmen und Brandenburg, um

dann wieder an Meissen zurückzufallen, unmittelbar bevor der Schwarze Tod in Europa wütete. In den folgenden 600 Jahren blieb es durchgängig im Besitz der Meissener Herrscherfamilie, der Wettiner.

Die Ausdehnung des deutschen Einflusses nach Süden und Osten stiess im Laufe des 15. Jahrhunderts an Grenzen. Die Tschechen in Böhmen, intelligente Slawen, die über ihre eigene stabile gesellschaftliche Hierarchie und obendrein über industrielle und mineralische Ressourcen verfügten, die denen ihrer Nachbarn nicht nachstanden, hatten bereits an dem fortgesetzten Zustrom deutscher Einwanderer Anstoss genommen, besonders in Prag und dem an Bodenschätzen reichen Sudetenland. Böhmens Könige mochten die Ansiedlung fleissiger Ausländer in ihren Städten und Dörfern fördern – Herrscher denken dabei für gewöhnlich in erster Linie an Steuereinnahmen und gewerbliche Zentren –, doch bei den Alteingesessenen waren sie wohl nicht so gern gesehen. Es kam zu wechselseitigen Blutbädern, bei denen Deutsche terrorisiert und gewaltsam aus ihren Hochburgen in den Städten vertrieben wurden und ihrerseits Tschechen, die sich ihnen widersetzen, in Bergwerksschächte stürzten – die üblichen blutigen Details eines ethnischen Konflikts. Jahrzehntelange Kriege zwischen Deutschen und Tschechen, Katholiken und Hussiten endeten schliesslich in einem trügerischen Frieden. Dresden liegt weniger als 50 Kilometer nördlich des böhmischen Grenzlandes, wo die Elbe entspringt und wo diese ethnischen Auseinandersetzungen stattfanden. Im Jahr 1429 verwüstete eine tschechische Armee das Umland Dresdens und drang bis zu seinen Toren vor.

Dennoch erlangte Dresden zu Beginn des 16. Jahrhunderts den Status, den es nie wieder verlieren sollte: Es wurde die Hauptstadt Sachsens. Die Wettiner teilten die sächsischen Lande unter zwei rivalisierende Söhne auf. Den reicheren Teil mit Dresden erhielt Albert, von da an Kurfürst, anerkannter Gebieter über das östliche Sachsen und Mitglied der Fürstenversammlung, die den Herrscher des Heiligen Römischen Reiches wählte; er war also nicht nur ein Königs-, sondern auch ein Kaisermacher. Es gab einen Brand, der wesentliche Teile der Stadt zerstörte, es sollte dies nicht das einzige Mal gewesen sein. Infolgedessen wurden Baumeister beauftragt, zur Wiedererrichtung ein nicht so leicht brennbares Material zu verwenden, woraufhin sie sich überwiegend für den örtlichen Sandstein entschieden, der seither die Architektur Dresdens prägt.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts entwickelte Dresden sich nicht nur zu einer politischen, sondern auch zu einer Kunsthauptstadt. Als Martin Luther mit seinen Thesen wider den Katholizismus den Papst herausforderte, wurde der Kur-

fürst von Sachsen zu seinem wichtigsten Schutzherrn. Bald war Sachsen überwiegend lutherisch und die führende protestantische Macht in Deutschland. Während Europa im Allgemeinen und Deutschland im Besonderen von gefährlichen religiösen Spaltungen zerrissen wurde, errichtete der Kurfürst an der Elbe ein elegantes Schloss, das er mit beträchtlichen Befestigungen umgab. Allem Glanz und aller Pracht zum Trotz haftete der Stadt die ganze Zeit über die drückende, quälende Atmosphäre eines Grenzlagers an. Bald entzündete sich ein neuer Streit über die Frage, wer nach welchem religiösen Recht über Böhmen herrschen sollte. Die alte, noch immer glimmende Feindschaft war die Ursache für den Ausbruch des Dreissigjährigen Krieges.

Europa wurde von plündernden Heeren in einem Ausmass verwüstet, wie es seit dem Untergang des Römerreichs nicht mehr der Fall gewesen war. Als 1648 der Frieden kam, verlor Böhmen den Rest seiner Unabhängigkeit, und sowohl der Katholizismus als auch das Deutschtum wurden dort gestärkt. In den tschechischen Landen bestand fortan eine explosive Mischung aus slawischer Mehrheit und deutscher Minderheit, die jederzeit übereinander herfallen konnten. Positiv schlug der Ruf Dresdens als militärisches Bollwerk zu Buche, denn verängstigtes Landvolk suchte dort Schutz vor den marodierenden Heeren. Waren weite Teile Europas kriegsmüde und entvölkert, so hatte sich die sächsische Hauptstadt zu einer Gemeinde von 21'000 Menschen gemausert und galt angesichts der damaligen Verhältnisse schon als sehr ansehnliche Stadt.

Gleichwohl war Dresden gegen Ende des 17. Jahrhunderts noch immer eine Provinzkapitale, eine Residenzstadt, in der ein regionaler Potentat, der aber unter europäischem Aspekt nur einen mittleren Rang einnahm, Hof hielt. Buchstäblich fast alle Vorteile, welche die Bevölkerung Dresdens genoss – Arbeitsplätze, Industrien, Künste und Vergnügungen –, hingen davon ab, dass der Kurfürst weiterhin an diesem Wohnort festhielt. Dieser Faktor sollte – möglicherweise unbewusst – die Einstellung in der Stadt auch dann noch prägen, als sie über den Status einer königlichen Residenz hinausgewachsen war und sich in eine volkreiche moderne Metropole verwandelt hatte.

Doch in jener Epoche hatten königliche Entscheidungen noch immer etwas Definitives. Den ersten Schritt zu diesem fernen Ziel tat ein neuer Kurfürst, ein stiernackiger junger Abenteurer – die Wettiner hatten es an Schönheit ihrer Hauptstadt selten gleichgetan – namens Friedrich August. Als er 1694 im Alter von 23 Jahren seinem kränklichen Bruder unerwartet auf dem Thron folgte, hatte

er bereits seine Erfahrungen mit Mätressen, Architektur und der Kriegskunst gesammelt. Friedrich August hatte Geld und Gold und Juwelen, er war mit einem angeborenen Selbstvertrauen und scheinbar grenzenlosem Ehrgeiz ausgestattet. Sachsen hatte seit dem Ende des Dreissigjährigen Krieges Fortschritte gemacht. Friedrich August, als junger Mann von seinen fürstlichen Eltern auf die «Grand Tour» geschickt, hatte sich in die Herrlichkeiten der italienischen Renaissance verliebt. Besonders beeindruckt war er aber vom Glanz von Versailles und der überragenden Erscheinung des absolutistischen Königs Ludwig XIV. von Frankreich.

Friedrich August war entschlossen, sich eine bedeutende Stellung nicht nur innerhalb des Deutschen Reiches, sondern auch in ganz Europa zu schaffen. Er würde seine sächsischen Ländereien rücksichtslos ausbeuten müssen, um dieses Vorhaben zu verwirklichen. Doch dafür brauchte er eine grössere Machtbasis, als Sachsen allein sie ihm bieten konnte.

Und so traf es sich gut, dass nicht weit im Osten ein Königreich zum Verkauf stand.

2. KAPITEL

Das zweifache Königreich

Das Objekt der Begierde Friedrich Augusts war Polen oder, um die korrekte Bezeichnung zu verwenden, die Republik Polen-Litauen.

Nur etwas mehr als zehn Jahre zuvor, im Jahr 1683, hatte ihr mutiger König Johann III. Sobieski eine an Zahl stark unterlegene katholisch-protestantische Armee gegen die Türken, die Wien belagerten, angeführt. Er schlug die Truppen des Sultans in die Flucht und bewahrte faktisch die Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches davor, ein Aussenposten des islamischen Kalifats zu werden. Einer seiner Waffengefährten war Friedrich Augusts Vater, Kurfürst Georg von Sachsen.

Jetzt, im Jahr 1696, lag der alte polnische König auf dem Schloss seiner Familie in Wilanow im Sterben. Kaiser Leopold hatte Sobieskis Hilfe mit bornierter Herablassung vergolten; der notorisch zänkische polnische Adel hatte die Bemühungen des Königs, den geschwächten polnischen Staat zu stärken, mit seiner gewohnten Mischung aus eifersüchtigem Argwohn und selbstmörderischer Arroganz aufgenommen. Johann hatte einen Sohn, Jakob, doch dieser sollte ihm nie als König nachfolgen. Denn Polen war keine Erb-, sondern eine Wahlmonarchie, und die Adligen, die sich ihren Herrn selbst wählten, wünschten sich für den Thron einen Ausländer, dazu noch einen reichen.

Wenige Monate nach dem Tod Johanns III. schien sich im polnischen Reichstag, dem Sejm, die Tendenz durchzusetzen, den französischen Fürsten Conti zu wählen. Doch der junge Friedrich August von Sachsen hatte es auf ein Königreich abgesehen und mächtige Freunde auf seine Seite gezogen, darunter Kaiser Leopold aus dem Hause Habsburg und Zar Peter den Grossen von Russland. Sie hatten sich bereits untereinander darüber geeinigt, dass die Entscheidung des Sejm letztlich nicht bindend war, und grosse Armeen an Polens Gren-

zen aufmarschieren lassen – ein Wink, dass der Adel es sich noch einmal überlegen sollte. Zudem hatte Friedrich August riesige Geldsummen angehäuft, indem er sein Land verpfändet, neue Steuern erhob sowie Edelmetalle und Edelsteine in grossen Mengen verkauft hatte. Sein Abgesandter Graf von Flemming war emsig damit beschäftigt, das Geld an einflussreiche Personen in Polen zu verteilen. Somit dürften sich viele Landedelleute plötzlich in die Lage versetzt gesehen haben, ein neues Stallgebäude auf dem Gut oder eine neue Mätresse in der Stadt in Erwägung zu ziehen.

Gleich wohl hatten Friedrich August und der Fürst Conti bei der chaotisch organisierten Abstimmung Stimmgleichheit erreicht. Natürlich erklärte jeder sich zum Sieger der Wahl. Friedrich August, 27 Jahre alt und ungeachtet dieser Farce frei von Zweifeln darüber, auf welchen Faktoren die Macht wirklich beruht, liess seine sächsischen Truppen über die Grenze und gen Warschau marschieren. War nun alles geklärt? Nicht ganz.

Es galt noch ein letztes Problem zu lösen, bevor Friedrich August seiner Wahlheimat in spe den Anstoss geben konnte, den sie brauchte, um einzusehen, dass sein Anspruch auf den Thron eine erdrückende, um nicht zu sagen einschüchternde Berechtigung besass. Er musste seine Konfession wechseln. Das kam einem kleinen politischen Erdbeben in Mitteleuropa gleich. Seit Luthers Zeiten galt der Kurfürst von Sachsen als der massgebliche Herrscher im protestantischen Norddeutschland, als Beschützer und Verteidiger der Reformation. Es lebten noch Menschen, die sich der Opfer Sachsens im Dreissigjährigen Krieg zu erinnern vermochten. Doch nach der polnischen Verfassung konnte nur ein Katholik zum König gewählt werden, und Friedrich August war auf den Thron Polens erpicht.

In Sachsen gab es angesichts der beabsichtigten Konversion des Kurfürsten Ansätze zu einer Revolte. Friedrich Augusts Ehefrau, die sich schon damit abfinden musste, dass er ein Schürzenjäger war, lehnte es hartnäckig ab, ihrer protestantischen Herkunft zu entsagen. Die beiden trennten sich. Sie zog sich auf ein einsames Schloss zurück, in dem sie 30 Jahre später auch sterben sollte. Das alles spielte keine Rolle. Friedrich August hielt an seiner neuen Konfession fest, war aber politisch so klug, seinen sächsischen Untertanen zu versichern, dass niemand gezwungen sein würde, sich Rom zu unterwerfen, und schuf einen Rat aus protestantischen Würdenträgern, der das gewährleisten sollte. Die Flammen des Aufruhrs erloschen.

Und so wurde Friedrich August Katholik und mit feierlichem Gepränge am 15. September 1697 zum König August II. von Polen gekrönt. Der Dom von

Krakau, der traditionellen polnischen Krönungsstadt, war von sächsischen Truppen umstellt.

Seine Untertanen mochten ihn «der Starke» nennen – eine Anspielung auf seine physische und erotische Tüchtigkeit –, doch in politischer Hinsicht konnte die Herrschaft Augusts II. nicht als erfolgreich gelten. Nach allgemeiner historischer Einschätzung begann der Todeskampf Polens mit der Thronbesteigung seines ersten sächsischen Herrschers, und als die Herrschaft des zweiten endete, tat das Land seinen letzten, röchelnden Atemzug.

Für Polen war es möglicherweise nicht die grösste und für Sachsen nicht die leichteste Zeit (August benutzte es, um mit seinen Soldaten Geld zu machen – und das, bevor er mit den Mätressen, den Jagdschlössern und den Sammlungen wirklich hübscher Dinge anfrng), aber es war sicherlich eine erfreuliche Nachricht für die Handwerker, Kaufleute, Künstler und Hofschranzen in Dresden, der privilegierten sächsischen Residenzstadt. Denn als europäischer Monarch brauchte August eine Hauptstadt, die seines neuen Status würdig war – und er brauchte sie rasch, und er war entschlossen, keine Kosten und Mühen dafür zu scheuen.

August der Starke, schrieb ein Zeitgenosse, könne «sich rühmen, Dresden klein und hölzern vorgefunden und prächtig hinterlassen zu haben.¹ In diesen bewegten – manche würden sagen, turbulenten – ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts wurde aus dem hübschen, nachmittelalterlichen Dresden das grossartige, ikonenhafte «Elbflorenz»: ein Reiseziel, Zentrum der Künste und Handwerke und wohl oder übel (aufgrund der heiklen religionspolitischen Gratwanderung des Monarchen) ein Vorzeigestück protestantisch-katholischer Verständigung.

Vier Jahrzehnte später, beim Tode des Königs Hunderte von Kilometern entfernt in Polen, erstrahlte Dresden von exquisiten Sandsteinpalästen und -kirchen, umgeben von barocken Wohngebäuden und Plätzen, bei denen überwiegend der gleiche einheimische Stein verwendet wurde. Es ist seltsam – wenn wir mehr als 200 Jahre vorausseilen zu Dresdens Untergang –, dass ein britischer RAF-Pilot gesagt haben soll, er habe, als er über dem verdunkelten Stadtzentrum herabsties, um es für die Bomber zu markieren, die Elbe gesehen, an deren Ufer «alte Fachwerkhäuser» standen. Im Herzen der Stadt gab es sie wirklich nicht, nur in den äusseren Vororten, auf die kaum eine Bombe geworfen wurde. Dies war nicht ein malerisches, aus Holz gebautes Hildesheim oder Würzburg oder Lübeck. Dafür hatte August der Starke gesorgt. Der britische Pilot dürfte sich

seine Beobachtung aufgrund seiner vorgefassten Meinung über das Aussehen alter deutscher Städte nur eingeredet haben. Dresden war und ist anders.

Es war die Kombination königlicher Eingriffe und städtischen Bürgerstolzes, die Dresden zu etwas Einmaligem machen sollte. Dresden war ein Ensemble, in dem das Nützliche und das Schöne – Funktion und Stil – sich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein gegenseitig verstärkten. Sachsens Herrscher wünschten ein schönes Schaufenster, aber auch eine funktionierende Hauptstadt, die sie mit all den praktischen Rüstungs- und anderen Dingen versorgte, derer selbst ein Monarch mit den exzessivsten ästhetischen Ansprüchen bedurfte.

Aber wie das alles bezahlen? Die Kriege Augusts des Starken verschlangen mehr Geld, als es selbst ein so reicher Manufaktur- und Bergbaustaat wie Sachsen bereitstellen konnte. Der König und Kurfürst glaubte – vielleicht auch nur halbherzig – wie so viele Herrscher zwischen Spätmittelalter und den Anfängen der Aufklärung an die Alchimie. Wenn es wirklich möglich war, gewöhnliche Materie in Gold zu verwandeln, liess sich der Haushalt ohne Schwierigkeiten ausgleichen. Daher war August, als ihm ein Mann vorgestellt wurde, der angeblich unedles Metall in Gold verwandeln konnte, verständlicherweise versucht, sich mit der Sache näher zu befassen.

Es hätte ihm eine Warnung sein müssen, dass der fragliche junge Mann, ein Apothekergehilfe und Goldschmied namens Johann Friedrich Böttger, sich nicht freiwillig in Sachsen aufhielt. Er war auf der Flucht vor dem König von Preussen, dem er bereits das Geheimnis der Alchimie und damit immerwährende Zahlungsfähigkeit in Aussicht gestellt hatte, dessen Geduld er jedoch zu lange strapaziert hatte. August II. war zwar ein geborener Optimist, aber kein Narr. Er gewährte Böttger Schutz, aber um den Preis seiner Freiheit. Der redewandte Möchtegern-Wunderwinker erhielt Anweisung, die schon in Berlin unternommenen Versuche von seiner Zelle aus weiterzuführen: zunächst in Dresden, aber kurz darauf auf der Albrechtsburg, der alten Feste der Wettiner oberhalb Meissens. Der König und Kurfürst bewies Langmut und harrete des Wunders.

Es vergingen drei Jahre, in denen Böttger siedete und brannte und es immer wieder mit Verbindungen aus Blei und Quecksilber und anderen herkömmlichen Stoffen der Alchimie probierte. Ständig war er kurz vor dem Durchbruch, aber irgendwie kam die entscheidende Umwandlung in Gold nie zustande. 1703 unternahm Böttger einen Fluchtversuch und wurde wieder gefasst, woraufhin

August seinem erfolglosen Schützling mit Hinrichtung drohte. Aber auch das führte nicht zum gewünschten Resultat.

Der Landesherr zürnte und unterstellte Böttger der Aufsicht eines vertrauenswürdigen Staatsdieners, des Grafen von Tschirnhaus. Dieser Aristokrat, ein produktiver Mathematiker und Wissenschaftler, setzte sein Wissen dahingehend ein, nützliche neue Industriezweige zu entwickeln, die Sachsen zu Wohlstand und Unabhängigkeit verhelfen würden. Jahrelang hatte er Möglichkeiten untersucht, ein hartes, glasiertes Porzellan herzustellen, das den berühmten chinesischen Tonwaren glich, die seit langem unter enormen Kosten aus ihrem Ursprungsland nach Europa importiert wurden. Ein weicheres Porzellan hatte man seit dem 16. Jahrhundert in Florenz hergestellt und anderwärts, auch in Deutschland, imitiert. Es ähnelte äusserlich dem begehrten «Chinaporzellan», liess sich mit der Feile bearbeiten und nahm leider noch immer Staub auf – bei echtem Porzellan war beides nicht der Fall.

Graf Tschirnhaus und Friedrich Böttger begannen, mit Mischungen aus sächsischen Erden und Mineralien zu experimentieren. Der Graf wollte offensichtlich aus der Sackgasse der klassischen Alchimie heraus und die Untersuchung mehr in die von ihm bevorzugte Richtung lenken. Die Zusammenarbeit zwischen dem – sagen wir einmal – allzu fantasievollen Künstler und dem unerschütterlichen Pfeiler der Wissenschaft brachte den Durchbruch. Gemeinsam entdeckten sie das Geheimnis der Herstellung von wirklich hartem Porzellan. Böttgers Werkstatt, jetzt wieder in Dresden, stellte im Jahr 1707 eine Keramik her, die aus braunrotem Steinzeug bestand. Sie war hart, glasartig und besass alle Merkmale des klassischen Chinaporzellans, ausgenommen die weisse Farbe. In diesem kritischen Stadium der Arbeit – August kratzte die letzten Heller aus seiner bereits gähnend leeren Schatztruhe zusammen – erkrankte Tschirnhaus leider an Ruhr, der Geissel der frühneuzeitlichen Stadt, und starb.

Was dann geschah, ist nicht ganz klar. Einer gern erzählten Legende zufolge hatte Böttger ein Heureka-Erlebnis, als er herausfand, dass sein Diener eine bis dahin unbekannte Art von sächsischer Porzellanerde versuchsweise als Perückenpuder benutzte. Einer zynischeren Variante zufolge soll Böttger, nachdem er nach Tschirnhaus' Tod in monatelanger verzweifelter Untätigkeit verharret hatte, schliesslich die wissenschaftlichen Notizen seines bisherigen Kollegen an sich gebracht haben. Jedenfalls präsentierte Böttger nicht allzu lange danach ein aus Kaolin her gestelltes weisses Porzellan, das in jeder Hinsicht mit dem chinesischen Vorbild übereinstimmte. Es war geschafft.

Im Jahr 1710 wurde unter grösster Geheimhaltung in der Meissener Burg eine Manufaktur eröffnet, wo sie über ein Jahrhundert lang bleiben sollte. Fünf Jahre später geruhte der König und Kurfürst sogar, Böttger aus der Festungshaft zu entlassen. Es war ein bisschen spät: Böttger starb im Jahr 1719, noch keine 40 Jahre alt. Unablässig eingefangenen Gasen ausgesetzt, in engem Kontakt mit giftigen Substanzen, war ihm, nimmt man noch die Belastung hinzu, einem launenhaften und unbarmherzigen Herrn zu dienen, ein früher Tod gewiss.

Unterdessen war das entstanden, was man seither Meissener Porzellan (und im englischsprachigen Raum «Dresden China») nennt. Als «weisses Gold» des 18. Jahrhunderts bezeichnet, wurde es vielfach imitiert, doch seine Qualität aufgrund der Vollkommenheit des Materials und der Feinheit des Stils andernorts nur selten erreicht. Nach Böttgers Tod wurde die Produktion der Manufaktur dank eines effizienten Einsatzes von Geld, Menschen und Talenten gewaltig gesteigert. Ein Modellmeister namens J. J. Kändler leitete 30 Jahre lang eine erstaunliche Entwicklung der Dekorverfahren. Meissener Figurinen fand man überall. Als königliches Monopol trug die staatliche Porzellanmanufaktur der sächsischen Krone gewaltige Gewinne ein. Somit hatte der unberechenbare Alchimist des Königs und Kurfürsten seine vollmundigen Ankündigungen am Ende also vielleicht doch wahr gemacht.

Als August II. im Jahr 1694 den sächsischen Thron bestieg, hatte ein Grossbrand kurz zuvor weite Teile Dresdens verwüstet. Seinem tatkräftigen, lenkenden Wesen entsprechend schuf er einige Jahre später eine Bauverwaltung, die dem Gouverneur der Stadt unterstand, eben jenem Grafen Flemming, der seiner Wahl zum polnischen König nachgeholfen hatte. In anderen Hauptstädten wie London oder Paris, wo man sich nach Grossbränden um eine rationale Stadtplanung bemühte, die nie realisiert wurde, trat an die Stelle des mittelalterlichen Chaos einfach das Chaos der Renaissance. In Dresden waren die Vorschriften streng und – man muss es sagen – weitblickend. Holzbauten verschwanden aus dem Zentrum der Stadt. Kirchen, Paläste und Privathäuser wurden gleichermaßen Planungsgesetzen und Beschränkungen unterworfen, die im Europa des 18. Jahrhunderts nicht ihresgleichen hatten.

Im Herzen der Stadt, südlich der Elbe, lag der Zwinger, Aussenbezirk des Schlosses. 1710 begann man dort mit der Errichtung eines Vergnügungspalastes in Stein. Matthäus Daniel Pöppelmann, der glänzende Architekt, dessen Dienst August während des ersten Teils seiner Herrschaft in Anspruch nahm, und dessen Hofbildhauer Permoser schufen mit vereinten Talenten einen fabelhaften,

festlichen Skulpturengarten und einen Festspielplatz, eingefasst von einer Reihe wunderbar heiterer, reich verzierter Gebäude. Diese konnte man von der Stadtseite her über eine Brücke und ein prachtvolles gedecktes Tor betreten, das Kronentor, das überragt wurde von einer aus Stein gehauenen vergoldeten Krone, gestützt von vier vergoldeten Adlern als Symbolen der polnischen Königswürde.

Im Zwinger (wie er weiterhin genannt wurde) befanden sich die königliche Kunstgalerie, eine Sammlung erstaunlicher naturwissenschaftlicher Instrumente, ein Theater, ein Opernhaus und eine Orangerie. In den mit einer ungewöhnlichen Kuppel versehenen Gesellschaftsräumen fanden im Winter Bälle und Festlichkeiten statt. Der Zwinger wurde zu einem der berühmtesten Bauwerke Europas, und man nannte ihn in einem Atemzug mit Versailles und dem Wiener Schloss Schönbrunn.

Wenn der Herrscher in Dresden weilte, hatte der unaufhörliche Reigen der höfischen Feste hier seinen Mittelpunkt. Innerhalb von 20 Jahren entstanden die übrigen bedeutenden Bauwerke Dresdens: der neue königliche Palast, nach wie vor Schloss genannt; das Niederländische Palais gleich auf der anderen Flussseite in der Neustadt, aus dem im raschen Wandel der Moden das Japanische Palais wurde; die anderen grossartigen barocken Stadtpaläste, errichtet für die Berater, Mätressen und unehelichen wie ehelichen Kinder des Königs gleichermaßen. Mit dem Bau der katholischen Hofkirche wurde ebenfalls begonnen, deren Krypta als Ruhestätte der wettinischen Herrscher Sachsens (bis 1945) gedacht war, doch sollte sie erst unter Augusts Nachfolger vollendet werden. Eine der Seufzerbrücke in Venedig ähnelnde Brücke, die aber nicht einen Kanal, sondern eine Strasse überspannte, verband die Kirche mit dem königlichen Palast, sodass die Königsfamilie und ihre katholischen Höflinge sich auf dem Weg zur Messe nicht den Blicken gewöhnlicher Protestanten auszusetzen brauchten. In umsichtiger Rücksichtnahme auf die Gefühle der protestantischen Mehrheit blieben die Türen der Kirche bei ihrer Weihung im Jahr 1751 verschlossen, und die Glocken im Turm der Hofkirche erklangen erst ab dem Jahr 1806.

Doch das grossartigste, prägendste religiöse Bauwerk des Dresdner Barock wurde von keinem der Könige und Kurfürsten erbaut. Beim Übertritt des Monarchen zum Katholizismus im Jahr 1697 hatte es Unruhen gegeben. 1722 begann man anstelle einer niedergelegten gotischen Kirche die Frauenkirche zu errichten, die zu Dresdens protestantischem Dom werden sollte, ein Beweis, dass Luthers Glaube in Sachsen noch immer bestimmend war. Der Bau wurde nicht vom König bezahlt, sondern aus städtischen Mitteln.

Sein Architekt Georg Bähr war offizieller Stadtbaumeister. Unter seiner Leitung entstand eine aussergewöhnliche Konstruktion, der nichts glich, was vorher oder seither irgendwo in Europa gebaut wurde. Aussen schlicht, innen glanzvoll geschmückt, wies die Kirche zwar die traditionelle Kreuzform auf, doch der Raum, in dem der Gottesdienst stattfand, war kreisförmig, mit acht hohen, erstaunlich schlanken Säulen, die nicht nur Balkone trugen, auf denen Gläubige Platz fanden, sondern auch eine grosse Kuppel aus sächsischem Sandstein, die, als sie 20 Jahre später endlich fertig war, in einer luftigen Höhe von mehr als 90 Metern «schwebte».

Die Frauenkirche wurde 1734, ein Jahr nach dem Tod Augusts des Starken, geweiht. Die Akustik war hervorragend. 1736 reiste Johann Sebastian Bach aus Leipzig an und gab die erste öffentliche Darbietung auf der Orgel der Kirche. Die Orgel war ein Werk von Gottfried Silbermann, dem Stradivari des Orgelbaus, der unparteiisch auch ein herrliches, nach Ansicht einiger unübertreffliches Instrument für die nahe Hofkirche schuf. Die Frauenkirche, dieses grosse, strahlende Kuppel-Meisterwerk, beherrschte wie Saint Paul's in London die neue Silhouette der Stadt mehr als 200 Jahre lang – ein Symbol protestantischer Selbstbehauptung wie städtischen Reichtums.

Dresden wurde zum festen Bestandteil der «Grand Tour» [englischer Aristokraten] durch Europa. Die Gemälde des Venezianers Bernardo Bellotto zeigten die herrliche Ansicht der Bauten am Elbufer, die eleganten Plätze und die florierenden Märkte. Um 1750, als mit August III. noch immer ein Wettiner auf den Thronen Sachsens und Polens sass, die katholische Thronfolge gesichert war und Dresden als eine der schönsten Hauptstädte und eines der bedeutendsten Kulturzentren Europas fest etabliert war, schien es, als winke den Nachfahren der «Sumpfwaldleute» eine goldene Zukunft.

Doch nichts hätte der Wahrheit weniger entsprechen können. Und die Gefahr ging nicht von den Türken oder den Kosakenhorden oder einem der übrigen «Feinde der Zivilisation» aus. Der Mann, der im Begriff war, sich die massive Zerstörung des neu errichteten Juwels der Wettiner an der Elbe zuschulden kommen zu lassen, war ein Deutscher, bekannt als Gönner der Künste und Freund französischer Philosophen: der Flöte spielende König von Preussen, Friedrich II., auch «der Grosse» genannt.

Es war der schrecklichste Tag meines Lebens. Schon um drei Uhr nachmittags stund die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus... und sah diesem Gräuel der Verwüstung zu.

Ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, dass mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen und darinnen alles verbrannt sei..²

Man schrieb den 19. Juli 1760. Der entsetzte Brief stammte aus der Feder eines höheren Beamten und Autors, Gottlieb Wilhelm Rabeners, und war gerichtet an seinen Freund, den Kabinettssekretär Ferber in Warschau, der anderen Hauptstadt des Königs. Dort hatte August III., Sohn Augusts des Starken, mit seinem Gefolge eine Zeit lang Zuflucht vor den unmittelbaren Folgen des Konflikts gesucht, der als Siebenjähriger Krieg in die Geschichte eingehen sollte. Und es war ein furchteinflössender Konflikt. Wer sich das 18. Jahrhundert als eine Zeit eleganter dynastischer Schachzüge vorstellt, die unterbrochen wurden durch sorgfältig geplante Schlachten zwischen Männern in Perücken und prächtigen Uniformen, von denen der Durchschnittsbürger kaum betroffen war, der sollte sich Darstellungen der Zerstörung Dresdens ansehen. Oder vielleicht sollte man sagen: einer der Zerstörungen Dresdens.

Friedrich II. von Preussen war höchst gescheit, sehr feinfühlig (allerdings auf selektive Weise) und ein in der Wolle gefärbtes Kind der europäischen Aufklärung. Der französische Philosoph Voltaire war ebenso regelmässig bei ihm zu Gast wie andere berühmte Denker und Wissenschaftler. Der preussische König war gleichzeitig ein emotional verbogener, rücksichtsloser Plünderer und Zerstörer von Königreichen, dem nichts heilig war, wenn es um seine militärischen Erfordernisse oder seine territorialen Ambitionen ging. Friedrich hatte während des ersten seiner Kriege erstmals sein Auge auf seinen reichen, glanzvollen Nachbarn geworfen. Zynisch verglich er Sachsen mit «einem Sack Mehl. Man kann ihn stossen, so oft man will, und immer kommt etwas heraus.»

Streitigkeiten um die Erbfolge der Habsburger nutzend, nahm Friedrich den Österreichern die reiche Nachbarprovinz Schlesien ab. In der Hoffnung auf mühelose Gewinne unterstützte August III. zunächst die Preussen. Nach dem Friedensschluss verleibten sich die Preussen zwar Schlesien ein, doch die Sachsen gingen leer aus.

Die diplomatischen Karten wurden neu verteilt. Als es 1745 abermals zu einem Krieg kam, wechselten August III. und seine sächsischen Truppen zu den Österreichern über. Es war Winter. Bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt auf einer eisigen Ebene nur wenige Meilen von der sächsischen Hauptstadt entfernt kämpfend, vernichteten die Preussen das Heer Augusts III. in der Schlacht von Kesselsdorf und besetzten kurz darauf Dresden. Sachsens österreichische

Bundesgenossen hatten die Stadt ihrerseits gründlich geplündert, bevor sie diese dem Feind überliessen. Die Preussen nahmen mit, was noch übrig war, und erlegten Sachsen dann eine gewaltige Reparationsforderung auf, was eine galoppierende Inflation und Hungersnot unter der Zivilbevölkerung nach sich zog – eine bittere Kostprobe der Methoden des «Philosophenkönigs». Doch beim nächsten Mal sollte es noch schlimmer kommen.

Der Siebenjährige Krieg brach im August 1756 aus. Die Kopfstärke des sächsischen Heeres war unterdessen auf fast die Hälfte verringert worden, um ein gewaltiges Loch in den Staatsfinanzen zu stopfen, wobei die Ausgaben des Königs und Kurfürsten für Vergnügungen, Bauten und Zeremonien allerdings nicht im gleichen Masse gekürzt worden waren. Er und seine Minister hatten sich eine Politik strikter Neutralität vorgenommen, so als könnten sie allein darüber entscheiden. Am 28. August erhielt der sächsische Premierminister Graf von Brühl eine Note von Friedrich dem Grossen, in der dieser den ungehinderten Durchmarsch durch sächsisches Territorium verlangte. Tags darauf überschritten preussische Truppen, ohne eine Antwort abzuwarten, die Grenze. Die massgeblichen Stellen waren angeblich von der für Friedrich typischen Nutzung des Überraschungsmoments überrumpelt worden.³

Binnen zwei Wochen waren die Preussen wieder in Dresden und behandelten die Hauptstadt, als gehöre sie zu ihrem Territorium, und Sachsen selbst wie eine eroberte Provinz. August III. hatte sich, nachdem er zuerst Dresden und dann sein Heer im Stich gelassen hatte, in die Festung Königstein am linken Elbufer zurückgezogen; viele der kostbarsten Schätze und Gemälde des königlichen Hauses waren bereits dorthin geschafft worden. Im Oktober traf er eine Vereinbarung mit den Preussen, derzufolge Friedrich über das sächsische Heer verfügen konnte, wofür er dem sächsischen König und Kurfürsten sichere Durchfahrt in sein anderes Reich, Polen, gewährte. Dort musste er für die Dauer des Krieges bleiben, was er auch tat.

Der Reichtum, den Sachsen seinen Bodenschätzen, seinem Handel und seiner Landwirtschaft verdankte, wurde von Friedrich dem Grossen für seine Kriegführung rücksichtslos abgeschöpft. Junge Dresdner wurden unter Zwang ins preussische Heer gesteckt.

Die Künstler, Handwerker, Schauspieler und Sänger, die in Scharen nach Dresden geströmt waren, um die scheinbar unerschöpflichen Vergnügungsbedürfnisse der Wettiner zu befriedigen, verschwanden jetzt so rasch, wie sie gekommen waren. Der preussische Stadtkommandant befahl, Hunderte von Häusern dem Erdboden gleichzumachen, um im Fall einer Belagerung freies Schussfeld zu haben. Die von der Räumung Betroffenen mussten ihre ohnehin

schon bedrängten Mitbürger um Obdach und Unterhalt bitten. Krankheit und Verderben hielten reiche Ernte. Im Jahr 1757 verzeichnete Dresden 4'454 Beerdigungen und nur 1'547 Taufen.

Das Kriegsglück war wechselhaft. 1759 fiel ein österreichisches Heer in Dresden ein: wieder neue Beschlagnahmen, neue Steuern. Wieder wurden neue, raubeinige Soldaten in bereits überfüllte Behausungen einquartiert. Und im Jahr darauf die Rückkehr dieser zähen, scheinbar unbezwingbaren Preussen.

Bei der Belagerung im Sommer 1760 versuchten 14'000 österreichische Soldaten einem grossen preussischen Heer standzuhalten. Am 19. Juli begann der massive, schonungslose Artilleriebeschuss, den Rabener in seinem Brief schildert. Die Preussen feuerten nicht nur dreissigpfündige Kanonenkugeln ab, sondern, wie Rabener schrieb, auch mit 01 gefüllte Geschosse – ein böses Omen für das Schicksal Dresdens im 20. Jahrhundert? Preussische Grenadiere warfen Bomben in obere Stockwerke. Ganze Strassenzüge gingen in Flammen auf.

Die bebaute Fläche der Stadt wurde zur Hälfte zerstört. Einige der schönsten Paläste der Stadt – darunter das Türkische Palais, in dem August III. seine Hochzeit gefeiert hatte, und der Wohnsitz des gerissenen, korrupten Grafen Brühl – sowie eine Fülle schöner Bürgerhäuser zerfielen zu Schutt und Asche. Die Frauenkirche Überstand den Angriff – die preussischen Geschosse prallten an ihrer Kuppel ab «wie Erbsen am Rücken einer Schildkröte» –, aber die hochgeschätzte und obendrein ältere Kreuzkirche fiel ihm zum Opfer, da ihr hoher hölzerner Spitzturm Feuer fing und herabstürzte, wobei die Flammen auf benachbarte Gebäude Übergriffen und den Grossbrand noch verstärkten.

Die österreichischen Verteidiger, die sich unter Beschuss zäh verschanzten, wobei sie mit den im 18. Jahrhundert üblichen brutalen Mitteln zur Disziplin angehalten wurden, wichen nicht – im Gegensatz zu den Dresdnern: Von Panik erfüllt versuchten sie nordwärts über die Elbe zu entkommen. Erneut waren bedürftige Bürger, um Essen, Kleidung und Obdach zu erhalten, auf die Mildtätigkeit ihrer glücklicher gestellten oder wohlhabenderen Nachbarn angewiesen. Von Warschau schickte König August III. eine weitere hilfreiche Botschaft, in der er alle Bürger Dresdens aufrief, Mut zu fassen, wie bisher ihren Tätigkeiten nachzugehen und die Stadt in der Zeit der Not nicht im Stich zu lassen.

Das Abräumen der Ruinen war langwierig und mühsam. Durch die Stadttore, die 1761 wieder geöffnet worden waren, wurden täglich im Schnitt 50 Wagenla-

dungen Schutt abgefahren, und das jahrelang. Eine lähmende Inflation, Lebensmittelknappheit, verbreitete Strassenkriminalität und eine Wertminderung des gemünzten Geldes liessen die einst so stolze Hauptstadt dahinvegetieren. Der Siebenjährige Krieg endete 1763. In den Kriegs- und Besatzungsjahren waren 100'000 Untertanen Augusts III. umgekommen. Allein Dresdens Bevölkerung hatte sich von 62'000 auf 36'000 vermindert.

August III. kehrte im Sommer 1763 in seine zertrümmerte Residenz zurück und war angesichts der Zerstörung erschüttert. Die Stadt, die einmal zu den Wundern Europas gehört hatte, existierte nicht mehr. Innerhalb weniger Monate starben der Herrscher und Graf Brühl. Der polnische Thron ging aus sächsischem Besitz an Stanislaw Poniatowski über, einen ehemaligen Liebhaber Katharinas der Grossen. Als der wettinische Thronerbe Friedrich Christian einige Monate später im Alter von 41 Jahren den Pocken zum Opfer fiel, folgte ihm sein dreizehnjähriger Sohn auf dem Thron, wieder ein Friedrich August. Er sollte mehr als 60 Jahre lang herrschen.

Fünf Jahre danach erklimm ein scharfäugiger junger Besucher aus Frankfurt am Main den Turm der Dreikönigskirche in der Dresdner Neustadt. Er warf einen Blick auf das, was von der Stadt übriggeblieben war, und berichtete anschliessend von seinem Eindruck:

Dresden ist nicht mehr ganz vorhanden. Sein Schönstes und Bestes liegt in Asche. Seine grössten Paläste und Strassen, wo Kunst und Pracht miteinander um den Vorzug stritten, sind Steinhäufen. ... Die reichsten Einwohner sind arm geworden, denn was ihnen noch das Feuer übriggelassen, hat ihnen der Raub genommen. ... Wer diese Residenz ehemals in ihrer Zierde und in ihrem Flor gesehen, und selbige nunmehr betrachtet, müsste kein menschlich Herz haben, wenn er bei ihrem jetzigen bejammernswerthen Zustande nicht auf die äusserste Art gerührt und zu mitleidigen Thränen bewogen werden sollte.⁴

Johann Wolfgang von Goethe, Deutschlands grösster Dichter, war noch keine 20 Jahre alt, als er diesen Brief schrieb. Es hatte schon seinen Grund, wenn er der Geschichte von Faust, der einen Pakt mit dem Teufel schloss, um die Welt zu gewinnen, zu Berühmtheit verhalf. Der junge Goethe sah mit eigenen Augen, dass Dresden von den Höhen des Reichtums und Glanzes in die Abgründe der Armut und Verzweiflung gestürzt war. Seine Herrscher waren vom Glanz geblendet gewesen – ihnen blieb nur eine Hand voll Staub.

Wer wollte da noch behaupten, dass die Vergangenheit nur ein ferner Spiegel sei?

3. KAPITEL

Elbflorenz

Erstaunlicherweise war Dresden innerhalb weniger Jahrzehnte berühmter und umschwärmter denn je. Mitte des 18. Jahrhunderts ging man daran, die spätmittelalterlichen Befestigungen, die Dresden in der Zeit der Religionskriege Schutz geboten hatten, zu beseitigen. August III. schenkte seinem Premierminister Graf Brühl einen ganzen Landstreifen am Elbufer, und dieser riss die Mauern ab und verwandelte das Gelände in eine private Uferterrasse mitsamt Lustgarten. Als die Russen Dresden 50 Jahre später besetzten, verfügte Fürst Repnin-Wolkowskij, der Stadtgouverneur des Zaren, dass die Terrassengärten am Flussufer der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Bald gab es dort Cafés und Restaurants, und eine Steintreppe verband den Garten mit der Altstadt. Die Brühlsche Terrasse, wie sie heute noch genannt wird, wurde zu einer der berühmten Promenaden Europas, vergleichbar dem Bois de Boulogne, dem Hyde Park oder Unter den Linden, auf der Dandys und Dirnen, Familien und Flaneure frische Luft schöpfen und Zerstreung suchen konnten.

So gelangte der Schriftsteller Johann Gottfried Herder, ein Freund Goethes, zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu der Erkenntnis, Dresden sei «in Ansehung der Kunstschatze ein Deutsches Florenz» geworden.¹ Die Bezeichnung blieb an der Stadt hängen. «Elbflorenz» wurde zur gängigen Floskel, der man überall begegnet, in Reiseführern ebenso wie in Politiker reden.

Es waren nicht nur die Bauten, die Dresden den schmeichelhaften Titel eintrugen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts liessen sich solche überragenden Kulturschöpfer wie Carl Maria von Weber, Robert Schumann, Richard Wagner, Caspar David Friedrich und Henrik Ibsen an der Elbe nieder, oft mit einer festen Anstellung und einem Gehalt aus der Schatulle des Königs. Dresden hatte sich von den Rückschlägen des Jahres 1760 erholt.

Es war wohl der Verlust der polnischen Königswürde, der die Kurfürsten (Könige in Sachsen seit 1806) veranlasste, ihre Aufmerksamkeit wieder ihrem ursprünglichen Revier zuzuwenden – mit positiven Ergebnissen. Zu einer Abweichung kam es in der napoleonischen Zeit, als die neue Generation dem Hang der Wettiner zu fatalen Bündnissen verfiel. Ein blasses Echo seines Vaters und Grossvaters, wurde Friedrich August von Sachsen (er herrschte von 1768 bis 1827) für einige Jahre ausserdem Grossherzog von Warschau, einer Miniaturversion von Polen. Diesen Titel verdankte er Napoleon Bonaparte, dem er bis zum Schluss ein treuer Bundesgenosse war.

Zur Strafe verlor Friedrich August, als Frankreich im Jahr 1814 kapitulierte, nicht nur sein kurzlebiges polnisches Grossherzogtum, sondern auch fast die Hälfte seines ererbten Königreichs an den neuen preussischen Superstaat, der aus den französischen Revolutionsunruhen hervorging. Er konnte von Glück sagen, dass er es nicht gänzlich einbüsste.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzogen sich in Dresden wie überall in Deutschland allmähliche, aber entscheidende wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen, gegen welche die traditionellen Herrscher ihre Vorrechte mit grimmiger, letztlich jedoch zum Scheitern verurteilter Entschlossenheit verteidigten. Dennoch entstand nach 1830 ein Zwei-Kammern-Parlament (von dessen Wahl das gemeingefährliche Volk ausgeschlossen war). Der kleinen jüdischen Gemeinschaft Dresdens wurden die bürgerlichen Rechte zuerkannt. Einige Jahre später wurde mit dem Bau der berühmten Dresdner Synagoge begonnen, eines von mehreren Meisterwerken, die der grosse Gottfried Semper, Architekt und leidenschaftlicher Demokrat, in der Stadt schuf. Der erste Schaufelraddampfer, die *Königin Maria*, legte 1837 ab. Ihm folgten weitere, Grundlage einer Flotte, die bis heute auf dem Fluss kreuzt. Im Jahr 1839 wurde die Eisenbahnverbindung zwischen Leipzig und Dresden vollendet, die erste zwischen zwei deutschen Grossstädten.

Doch in vielerlei Hinsicht blieb Sachsen rückständig. Erst 1861 wurde hier die Gewerbefreiheit eingeführt, was in Preussen und anderen, dynamischeren deutschen Staaten längst geschehen war. Endlich wurden die mittelalterlichen Kastenbeschränkungen und Zünfte abgeschafft, die Handwerkern jahrhundertlang ein Auskommen gesichert, aber auch Neuerungen, unternehmerische Initiativen und persönliche Mobilität unterbunden hatten – wesentliche Voraussetzungen echter wirtschaftlicher Entwicklung.

Das Hauptziel der sächsischen Aussenpolitik bestand nach wie vor in der Eindämmung preussischer Übergriffe. Es kam noch zu einem weiteren verheerenden Bündnis, ehe diese Dinge den Wettinern praktisch aus der Hand genom-

men wurden. Im kurzen, entscheidenden Krieg zwischen Preussen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland wählte Sachsen – wie auch die Mehrzahl der anderen grossen und kleinen Staaten in Deutschland – die Seite Österreichs und gehörte schliesslich wieder einmal zu den Verlierern. Doch bald darauf kam es zu einem tief greifenden Wandel. Der Krieg von 1870/71 zwischen Preussen und Frankreich, in den die anderen deutschen Staaten ebenfalls hineingezogen wurden, endete nicht nur mit einem Sieg, sondern er setzte auch eine Woge nationaler, patriotischer Begeisterung frei, welche die historischen Spaltungen zwischen den Staaten ein für alle Mal hinwegfegte.

Am 18. Januar 1871 riefen die im Spiegelsaal des eroberten Versailles versammelten Repräsentanten der deutschen Staaten den grauhaarigen 73-jährigen König Wilhelm von Preussen zu ihrem Kaiser aus. Das neue Deutschland umfasste vier Königreiche, sechs Grossherzogtümer, fünf Herzogtümer, sieben Fürstentümer und drei freie Städte. Zwar behielten sie ihre Throne und Senate und viele ihrer angestammten Rechte, aber insgesamt verlagerte sich die Macht eindeutig nach Berlin. Die grösseren Staaten, darunter auch Sachsen, durften ihre eigenen Armeen, Uniformen und Traditionen unterhalten, mussten jedoch im Kriegsfall dem Ruf des Oberkommandierenden des Reiches (sprich: Preussens) Folge leisten. Der Kaiser und sein Kanzler bestimmten die Aussenpolitik und hatten auf die wirtschaftliche, militärische und politische Ausrichtung des neuen Reiches massgebenden Einfluss.

Wo jahrhundertlang Schwäche und Zwietracht und eifersüchtiger Partikularismus geherrscht hatten, gab es auf einmal eine geeinte Nation von über 60 Millionen im Herzen Europas. Das neue, sich rasch industrialisierende Deutsche Reich, dessen Souveränität von Elsass-Lothringen im Westen bis nach Posen (Poznan) im Osten reichte, konnte ausserdem stolz auf eine Armee sein, die sich erst kürzlich im Kampf gegen Frankreich und Österreich, zwei der drei anderen damaligen kontinentalen Supermächte, als unbesiegbar erwiesen hatte.

Das Reich war allerdings weniger durch Verhandlungsgeschick und Porzellan als vielmehr durch Blut und Eisen geeint worden – und die Folgen dessen sollten in den kommenden 75 Jahren mit geradezu sadistischer Detailversessenheit durchgespielt werden. Gleich wohl war dies ein Moment echter Freude. Frühere Feindseligkeiten und Verfehlungen wurden vergessen (oder umgedeutet), und das neue Gefühl der Macht, der damit verbundenen Möglichkeiten, wurde bis zur Neige ausgekostet.

Die Auseinandersetzung zwischen Sachsen und seinem alten Rivalen Preus-

sen war endlich zugunsten Preussens entschieden. Seit der mehr als ein Jahrhundert zurückliegenden Schlacht von Kesselsdorf war es ein zunehmend ungleicher Kampf gewesen. Die «Niederlage» schien sich vorläufig auf Sachsen und speziell auf Dresden durchaus positiv auszuwirken. Weil die im Hintergrund ständig gegenwärtige Verantwortung, Hauptstadt eines Staates mit kriegerischen Ambitionen zu sein, endlich wegfiel, breitete sich eine grosse Gelassenheit in der Stadt aus, die in ganz Europa und Amerika bekannt war für ihre Schönheit, ihre zivilisierten Umgangsformen und einen allgemeinen Lebensstil, den man im ausgehenden 20. Jahrhundert als «relaxed» bezeichnen würde.

In den vier Jahrzehnten zwischen der deutschen Einigung und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs erlebte die historische Stadt Augusts des Starken eine neue Blütezeit, die der Entwicklung anderer Teile des Reiches gleichkam und diese sogar übertraf. Eine vervierfachte Bevölkerung fand überwiegend in wohlproportionierten Mietshäusern und rasch wachsenden, aber weitläufigen, ländlichen Vororten Aufnahme. Da Europa inzwischen wie von einem Adergeflecht kreuz und quer von Eisenbahnen durchzogen war, nahm der Massentourismus einen Aufschwung, der Dresdens Platz im europäischen Kunst- und Kulturleben noch mehr festigte. Daneben kam es zu einer raschen Ausweitung der Konsumgüterindustrie. Sie wurde von Dresden nicht nur übernommen, sondern in bestimmten Zweigen einer unverhältnismässig grossen Zahl von Fällen hier erst initiiert.

Der Büstenhalter wurde 1889 in Dresden von einer jungen Dame namens Christine Hardt erfunden. (Noch pikanter ist, dass der erste – und letzte – Gauleiter Sachsens unter der Nazi-Herrschaft ein Wäschefabrikant war, der Konkurs gemacht hatte.) Ausserdem konnte die Stadt für sich in Anspruch nehmen, dass hier erstmals in Europa die folgenden Güter produziert wurden: die Zigarette (zunächst von Hand, später maschinell), der Kaffeefilter, der Teebeutel, die Tubenzahnpasta («Chlorodont») – und das Kondom aus Latex. Und sie avancierte zu einem massgebenden Zentrum der Schreibmaschinen- und Kameraindustrie. Die Reiseschreibmaschine «Erika» von Seidel & Naumann wurde weltberühmt. Carl Zeiss mag seine Speziallinsen und -spiegel in Jena geschliffen haben, aber wenn es darum ging, Kameras für den Allgebrauch herzustellen, verliess er sich auf die geschickten Finger und die scharfen Augen Tausender Dresdner Arbeiter. Da neben Zeiss noch viele weitere Firmen Kamerafabriken in Dresden errichteten, wurde die Fotobranche zum wichtigsten Gewerbebezweig der Stadt.

Das verbindende Element war erschwinglicher Luxus, Gebrauchsgegenstände, die Gefallen finden sollten bei der enorm gewachsenen Anzahl relativ durchschnittlicher Menschen, die Geld, Musse und Geschmack hatten – oder wenigstens danach strebten. Das Arbeitskräftepotenzial war geformt worden von den Massstäbe setzenden Anforderungen des königlichen Hofes. Mit Geduld und Feingefühl Dinge herzustellen, darauf beruhte die Stärke der Dresdner Handwerker und Handwerkerinnen. Feinarbeit nennen das die Deutschen. Dresdens geschickte Arbeitskräfte hatten jahrhundertlang den Launen von Königen und Adligen gedient; jetzt belieferten sie eine wohlhabende Mittelschicht, die nach hübschen Dingen und Komfort mit einer Leidenschaft verlangte, die auf ihre Weise der von August dem Starken nicht nachstand. Doch gegen Ende des 19. Jahrhunderts war der König nicht mehr der Verbraucher. Der Verbraucher war König.

Als das 20. Jahrhundert anbrach, schien Dresden das Beste vom Alten und vom Neuen zu verkörpern.

Wohl vor allem, weil Dresden früh eine strenge Planung einführte – es war die erste Stadt der Welt, die den Begriff «Entwicklungszone» anerkannte –, hatte es sich, obwohl inzwischen auf 400'000 (und bis 1920 auf eine halbe Million) Einwohner angewachsen, trotzdem den Ruf eines Gar ten ju weis unter den europäischen Grossstädten bewahrt. Im ältesten Teil der Stadt wurden neue Fabriken nicht zugelassen, auch wenn einige ältere Werkstätten und Lagerplätze mit stillschweigender Duldung weiterbetrieben werden konnten. Einige Bauten jüngerer Datums – die neuen königlichen Ministerien am nördlichen Elbufer oder das neoklassizistische Museums- und Archivgebäude, nach dem König, der in den Achtziger jähren des 19. Jahrhunderts seine Errichtung in Auftrag gab, Albertinum genannt – wurden kritisiert, weil sie von übermässiger preussischer Wuchtigkeit und aus harten, ortsfremden Steinen errichtet seien, doch im Grossen und Ganzen wurde Dresden durch die Aufnahme seiner gewachsenen Bevölkerung und deren Versorgung mit Arbeitsplätzen nicht ruiniert oder verschandelt.

Wohl war das Herz der Stadt dicht bebaut worden, doch die königlichen Parks und die städtischen Grünflächen blieben erhalten. Schon um 1840 hatte man entschieden, dass die neuen Eisenbahnen weder das historische Stadtzentrum durchqueren, noch einen Ring um Dresden bilden und seine Vororte entstellen durften, wie es andernorts geschehen war. Natürlich gab es Arme. Natürlich gab es viele Wohnungen, die man einige Jahrzehnte später als ungesund und primitiv einstufen sollte – Atemwegs- und Lungenerkrankungen waren eine heimliche Plage im historischen Dresden –, aber es gab keine reinen Arbeiter-

ghettos, keine menschenunwürdigen Slums wie in Glasgow oder New York oder auch wie im planlos sich ausbreitenden, hässlichen Berlin, dessen Bevölkerungsdichte selbst bei Anlegung wohlwollender Massstäbe doppelt so hoch war wie die Dresdens.²

Besonders im Herzen Dresdens lebten in bemerkenswertem Umfang wohlhabende Bürger Seite an Seite mit solchen, die um ihre Existenz kämpfen mussten, wie es schon seit dem Mittelalter der Fall gewesen war, nur unter sehr viel gesünderen Bedingungen. Hier liess es sich aushalten – verglichen mit dem, was zu Beginn des 20. Jahrhunderts anderswo in Europa und Nordamerika üblich war, sogar sehr gut.

So wurde Dresden zu einem beliebten Ziel des Tourismus, und es entstanden zahlreiche komfortable Hotels und Pensionen, Vergnügungsstätten und Restaurants. Überdies kamen viele gut betuchte Europäer und Amerikaner zu längeren Besuchen oder liessen sich sogar dauerhaft in Dresden nieder. Mit ihrer beneidenswerten Architektur und ihren lebendigen (aber nicht allzu avantgardistischen) kulturellen Traditionen, dem angenehmen Klima, der reizvollen Umgebung und relativ niedrigen Lebenshaltungskosten zog die sächsische Hauptstadt Tausende solcher Ausländer als langjährige Bewohner an. Es gab, worauf Pfarrer Hoch hinwies, britische, amerikanische und russische Kirchengemeinden. Es gab auch internationale Pensionate, in denen jungen Damen die feine Lebensart beigebracht wurde. Das hing mit der Tatsache zusammen, dass etliche Angehörige des mitteleuropäischen Grossbürgertums und Adels den Winter in Dresden verbrachten: der Bälle wegen, die als diskrete Heiratsmärkte fungierten.

Doch gerade als es schien, als habe Dresden seinen Weg auf eine sonnenbeschienene Ebene des Vergnügens in der besten aller Welten gefunden, rissen die finsternen Reiter, die zuletzt um 1760 über die Stadt hinweggestürmt waren, erneut ihre Rösser herum und galoppierten nach «Elbflorenz».

4. KAPITEL

Der letzte König von Sachsen

Vor 1914 besass Dresden eine Fülle angenehmer Züge, speziell für diejenigen, die ein ausreichendes Einkommen hatten, aber es war keine Operettenidylle. «Viele Haushalte mussten jede erdenkliche Erwerbsquelle wie Kinderarbeit, Nebenbeschäftigung und Untervermietung nutzen», heisst es in einer aktuellen Stadtgeschichte. «Besonders schlimm waren für tausende Einwohner die unzumutbaren, vielfach unhygienischen und beengten Wohnverhältnisse.»¹ Mit diesen Worten beschreibt der Historiker die malerische, viel gepriesene Dresdner Altstadt.

Es gab verbreitete Arbeitslosigkeit und Arbeiterunruhen, unter denen der Streik der Zigarettenarbeiter von 1903 am bekanntesten ist. Zwischen 1903 und 1909 waren 1'400 Betriebe von 185 Streikmassnahmen und weitere 250 Betriebe von 22 Aussperrungen betroffen. 1907 gab es in Dresden 60'000 Gewerkschaftsmitglieder. Die Mehrheit der sächsischen Reichstagsabgeordneten gehörte der marxistischen Sozialdemokratischen Partei an, und man sprach vom «roten Sachsen».

Mochte Dresden im Übrigen auch ein Hort für Kunst und Kultur sein, so war doch nicht alles, was zu dieser Fülle beitrug, einnehmend oder auch nur geniessbar. Der junge Richard Wagner hatte seit einigen Jahren in Dresden gelebt, als er 1843 zum Hofkapellmeister ernannt wurde. Sowohl «Rienzi» als auch der «Fliegende Holländer» wurden dort uraufgeführt, «Tannhäuser» und «Lohengrin» entstanden in Dresden. Hier begann er auch mit dem Entwurf dessen, was später zum «Ring des Nibelungen» werden sollte. In dieser Lebensphase ein überzeugter Demokrat, beging Wagner den Fehler, sich während der Ereignisse von 1848/49 auf die Seite der Revolutionäre zu schlagen. Seine aufrührerischen Umtriebe hatten sich zwar darauf beschränkt, auf dem Turm der alten Kreuzkirche Wachdienst zu versehen, aber als das alte Regime mithilfe preussi-

scher Bajonette wiederhergestellt war, floh er aus Dresden und wurde per Haftbefehl gesucht. Eine amtliche Amnestie erfolgte erst 1861, als Wagner schon im Begriff war, zum berühmtesten Komponisten seiner Zeit zu werden – und natürlich auch zu einem bösartigen Antisemiten.

Neben dem Aufstieg der Linken erlebte Dresden einen weniger auffälligen, aber nicht minder verhängnisvollen Aufstieg der äussersten Rechten. Dresdens langjähriger Oberbürgermeister Gustav Otto Beutler (1895-1915) war persönlich ein bekennender Sympathisant «nationaler» Anliegen. Organisationen wie der (polenfeindliche) Ostmarkenverein, der Flottenverein und der fanatisch rassistische und sozialdarwinistische Alldeutsche Verband waren in der Stadt aussergewöhnlich stark. Besonders im Alldeutschen Verband «fanden sich erstaunlich viele Honoratioren aus den mittleren und oberen Bevölkerungsschichten... zusammen, darunter mehrere Reichstags- und Landtagsabgeordnete, zahlreiche Stadträte und Stadtverordnete.»²

Für zahlreiche Dresdner blieb ihre Stadt, was sie Jahrhunderte zuvor gewesen war: ein Bollwerk gegen die Slawen. Uralte Konflikte wirkten etwa darin fort, dass man mit Erfolg den Boykott ausländischer, speziell tschechischer Produkte organisierte. Die städtischen Behörden wurden angewiesen, keine polnischen und tschechischen Wanderarbeiter zu beschäftigen, und der Verein Deutscher Studenten in Dresden erklärte sich im Jahr 1900 für «judenfrei».

In Dresden entstand wie in anderen Städten des Reiches eine neue, zahlenmässig starke Bevölkerungsschicht aus Büroangestellten und Handlungsgehilfen, die als vermeintlich Bessergestellte verächtlich auf das Proletariat herabsahen, gleichzeitig jedoch als Lohnempfänger von der alten, aus Selbstständigen und Freiberuflern bestehenden Mittelschicht ausgeschlossen waren.³ Diese Klasse kompensierte ihren wirtschaftlich und gesellschaftlich unsicheren Status dadurch, dass sie sich die neue Politik der Macht und der Verherrlichung der Nation mit besonderer Begeisterung zu Eigen machte. Zwischen 1898 und 1907 fanden in Dresden auffällig viele Kongresse und Konferenzen rechtsextremer Organisationen statt, denen die Stadt häufig Zuschüsse gewährte, während Oberbürgermeister Beutler Begrüssungsworte sprach und programmatische Reden hielt.

Oberflächlich betrachtet war der gesellschaftliche Ton Dresdens vor 1914 kunstbeflissen und entspannt, aber politisch gesehen war es ziemlich autoritär, und unter der makellosen, gepflegten Oberfläche brodelte uralte Unduldsamkeit. Das alles sollte noch deutlicher zutage treten, als die alten Herrscher gingen und die schwere Zeit begann.

Im Jahr 1914 hatte das sächsische Herrscherhaus seit 825 Jahren den Thron inne. 1889, beim 800. Jubiläum der Wettiner, hatte es in Dresden und in ganz Sachsen prunkvolle, farbenprächtige Feiern gegeben. Jetzt blieben ihnen noch vier Jahre und ein paar Monate. Der momentane König von Sachsen sollte der letzte sein.

Im Juli 1914 weilte Friedrich August III. mit seiner Familie auf Klettertour in den österreichischen Alpen, als ein Telegramm eintraf, das vor einer europäischen Krise warnte. Anfang August 1914 befanden sich Deutschland und das mit ihm verbündete Österreich im Krieg mit Grossbritannien, Frankreich und Russland.

Dresden litt wie ganz Deutschland unter Engpässen und Hunger, ausgelöst durch die unbarmherzige britische Seeblockade, die angeblich weit mehr Opfer unter der deutschen Zivilbevölkerung forderte als die Bombenangriffe der Alliierten im Zweiten Weltkrieg.⁴ Mit ihren grossen Palästen und der Vielzahl öffentlicher Gebäude wurde die Hauptstadt zu einer Stadt der Lazarette und Genesungsheime. Und bei einer Gesamtbevölkerung von rund fünf Millionen starben mindestens 120'000 junge Männer aus Sachsen in den Schützengräben für Kaiser, König und Vaterland. Bei einer Bevölkerung von einer halben Million verzeichnete Dresden rund 14'000 Gefallene – relativ mehr als der Durchschnitt für Sachsen – und eine weit grössere Zahl von Kriegsversehrten und psychisch Geschädigten.⁵

Wenn wir der Darstellung seines Sohnes glauben dürfen, so gehörte König Friedrich August zu denen in Deutschland, die gegen Kriegsende den Gedanken eines Verständigungsfriedens mit Grossbritannien und Frankreich äusserten. Ihm war vermutlich aufgegangen, dass das Gemetzel nicht nur die deutsche Armee vernichtete, sondern auch das gesamte soziale und politische System des Landes, mit Monarchen wie ihm selbst an der Spitze.⁶ Doch unglücklicherweise war Deutschland im Jahr 1917 praktisch eine Militärdiktatur. Die Generäle Ludendorff und Hindenburg – beide sollten beim Aufstieg des ehemaligen Gefreiten Hitler eine wesentliche Rolle spielen – hatten die Entscheidungsgewalt. Kaiser Wilhelm II. ausgenommen zählten die Monarchen Deutschlands kaum mehr als die Politiker im Reichstag mit ihren besorgten Reden und Friedensresolutionen.

Gegen Ende 1918, als sich die deutsche Armee an der Westfront in einem erbitterten Abwehrkampf befand und die Lebensmittelknappheit sich krisenhaft zuspitzte, kam es in Leipzig und Dresden wie in anderen deutschen Grossstädten zu Protesten und Meutereien, die von der Linken angeführt wurden. Die extreme Rechte, die durch den Krieg ebenfalls radikalisiert worden war, reagierte ent-

sprechend. Noch am 2. November 1918 veranstaltete der selbsternannte Volksausschuss für Nationale Verteidigung, in dem alle vaterländischen, rassistischen und konservativen Gruppen zusammengefasst waren, in Dresden eine Grosskundgebung. Martialische Rufe nach dem «totalen Krieg» wurden laut.

Sie blieben unbeachtet. In der zweiten Novemberwoche brach in Dresden die Revolution aus. Postamt und Telegrafenamter, Polizeipräsidium und wichtige Regierungsgebäude wurden von bewaffneten linken Aufständischen besetzt, unter ihnen viele Soldaten, die von rebellierenden Fliegern vom Flugplatz Grossenhain angeführt wurden. Sie standen über das neue Kommunikationsmittel Rundfunk mit revolutionären Soldaten und Matrosen in Deutschland in Verbindung. Auf dem königlichen Schloss wurde die rote Fahne gehisst. Ein eilig aufgestellter «Arbeiter-und-Soldaten-Rat» füllte das unübersehbare Rund des berühmten Zirkus Sarrasani am Elbufer. Die Delegierten erklärten den König für abgesetzt.

Die konservativ-nationalen Kräfte, die gerade eine Woche zuvor kühn von Unterdrückung und nationaler Errettung geredet hatten, schienen untergetaucht zu sein. Der König floh per Schiff nach dem rund eine Stunde von Dresden entfernten Schloss Moritzburg und von dort auf den weiter östlich gelegenen Herrensitz eines Verwandten.

Am 13. November 1918 dankte Friedrich August III. aus dem Hause Wettin, der letzte König von Sachsen, offiziell ab und beendete damit 829 Jahre der Herrschaft durch eine einzige Dynastie. Einige Tage darauf überquerte er die Grenze ins preussische Schlesien, wo er sich auf Sibyllenort, einem der Erbgrüter seiner Familie, niederliess. Er führte dort ein ruhiges Leben als Privatmann bis zu seinem Tod im Jahr 1932, geachtet selbst von vielen derer, die ihn gestürzt hatten. Seine einstigen Untertanen erzählen sich noch immer eine bekannte, vermutlich aber apokryphe Legende, derzufolge Friedrich August, als er seine Hauptstadt endgültig verliess, in breitem Sächsisch sarkastisch bemerkte: *«Also, Kinder, dann machd eiern Drägg alleene!»*

Die «Kinder», so sehr sie sich darüber freuen mochten, endlich das Sagen zu haben, sollten die Zeit nach 1918 nicht als die glücklichste empfinden. Der bunte Haufen aus revolutionären Idealisten und aufgeregt hoffnungsvollen Demokraten, der die «Soziale Republik Sachsen» ausgerufen hatte, war sich nur über kurzfristige Ziele einig. Zu einer längerfristigen Zusammenarbeit war er nicht fähig.

Was die äusserste Rechte in Dresden anging, so war sie nicht tot, sondern wartete ruhig ab, dass das Blatt sich wenden würde.

Nach der Revolution von 1918 zirkulierte ein Lenin zugesprochenes Bonmot folgenden Inhalts: Deutsche Arbeiter führen den Befehl, den Bahnhof zu besetzen, selbstverständlich aus – aber nicht, ohne vorher am Schalter eine Bahnsteigkarte gelöst zu haben. Wenn man bedenkt, was für ungeheuerliche Dinge sich in den letzten Monaten des Jahres 1918 und am Beginn des Jahres 1919 in Deutschland und Sachsen abspielten – die nationale Niederlage, der Sturz von Dynastien, Aufruhr auf den Strassen und tief greifende politische Veränderungen –, dann verlief das Ganze, verglichen mit früheren Ereignissen in anderen Ländern, relativ geordnet und unblutig.

Nicht dass es keine Opfer gegeben hätte: Im Mai 1919 – die gemässigten Sozialdemokraten hatten die Wahl gewonnen – geriet eine Demonstration von Kriegsteilnehmern gegen steigende Preise und mangelnde staatliche Unterstützung in Dresden ausser Kontrolle. Neuring, der sozialdemokratische Kriegsminister in Sachsen, wurde von Randalierern aus seinem Amt gezerrt und von der historischen Augustusbrücke in die Elbe geworfen. Während der bedauernswerte Politiker sich ans Ufer zu retten versuchte, wurde er aus der Menge der auf der Brücke versammelten Kriegsteilnehmer von einem unbekanntem Scharfschützen getötet. Kurz darauf erfolgte die Verhängung des Kriegsrechts, und mithilfe der Armee wurden die noch existierenden «Arbeiterräte» in Dresden und Leipzig aufgelöst.

Sachsen hatte jetzt eine vermeintlich mustergültige parlamentarische Ordnung, gestützt auf die gemässigte Sozialdemokratie, die dort seit vielen Jahren politisch den Ton angab. Dennoch wurde der Konflikt zwischen der äussersten Linken und der extremen Rechten dort ebenso erbittert, wenn nicht noch erbitterter als anderswo in Deutschland, ausgetragen. Den sächsischen Mittelschichten, gedemütigt durch den Vertrag von Versailles, durch die Hyperinflation ihrer Ersparnisse beraubt, verärgert über die neuen, nach 1918 in Gesetzesform gefassten Rechte der Arbeiter, wütend über den Verlust ihrer einstigen Privilegien und voll Sorge um die Zukunft ihrer Kinder, blieb die neue Ordnung fremd. Die meisten sehnten sich zurück nach der alten Zeit, als noch Zucht und Ordnung herrschten, als Könige und Generäle und Professoren wussten, wie man die Leute regierte, und die Arbeiter wussten, wohin sie gehörten. Das galt umso mehr in Dresden mit seiner grossen Zahl konservativ denkender Anwälte, Beamter und Lehrkräfte. Um die Ablehnung dieser massgeblichen Gruppe zu überwinden, bedurfte die Demokratie der Stabilität. Und genau die erlangte sie nicht.

Mitte der Zwanzigerjahre gab es eine kurze Zeit, in der es einigermaßen aufwärts ging. Der Fremdenverkehr in Dresden erholte sich wieder ein bisschen.

Es waren nicht mehr die reichen Einzelreisenden der Vorkriegszeit oder die lange verweilenden ausländischen Rentiers, sondern neue Ausflügler, die mit dem Zug angereist kamen und sich in Omnibussen auf eine rasche Rundfahrt durch Stadt und Umgebung begaben. Es war ein kräftiger Beitrag zur Wirtschaftsentwicklung der Stadt, aber nicht mehr der fortgesetzte Zustrom von Mitteln, den Dresden vor 1914 gewöhnt war, als eine nach Tausenden zählende Gemeinschaft gut situerter Ausländer ihren Dauerwohnsitz in Dresden hatte.

Das künstlerische und architektonische Erbe Dresdens war nach wie vor eine grosse Attraktion. Dresden florierte in den Zwanzigerjahren sogar für kurze Zeit als Heimstätte der Avantgarde. Vor 1914 hatte die in Dresden wirkende Künstlergruppe «Brücke» dem Expressionismus den Weg gebahnt. Nach dem Krieg gaben sich viele junge Künstler, welche die Hölle der Schützengräben überlebt hatten, mit nichts zufrieden, was hinter der absoluten künstlerischen Wahrheit, wie sie sie sahen, zurückblieb. Beispiele kritischer Gemälde aus dieser Zeit sind Otto Dix' «Der Kriegskrüppel» und «Prager Strasse» (mit Kriegsversehrten, die auf der exklusivsten Einkaufsstrasse Dresdens betteln) und «Der Arbeitslose» von Otto Griebel. Der Österreicher Oskar Kokoschka war von 1919 an Professor an der Dresdner Akademie, verliess diese jedoch 1924 wieder, weil er Dresden «erstickend» fand.

Ende der Zwanzigerjahre zogen etliche Anhänger der Avantgarde nach Berlin und Paris. Dresden war ihrer Meinung nach im Innersten provinziell geblieben. Man suchte die Stadt auf, um sich an schönen alten Dingen und einer ästhetisch beruhigenden Geschichtsvision zu erfreuen, nicht aber, um ein Übermass an Realität zu ertragen.

Dresden lebte weitgehend in der Vergangenheit, und dort fühlten sich seine Besucher und Bürger am wohlsten. Nicht zufällig waren zwei der ersten Massnahmen nach der Machtübernahme der Nazis in Dresden folgende: die Entlassung von Otto Dix aus seiner Lehrtätigkeit an der Akademie und der Abbruch des modernistischen, aus Glas und Stahl bestehenden Kugelhauses, das für die Gesundheits- und Hygieneausstellung 1928 gebaut worden war und von zahlreichen, in Kunstdingen eher konservativen Bürgern der Stadt verabscheut wurde.

Was Dresdens Fertigungsindustrie nach dem Ersten Weltkrieg rettete, war die Tatsache, dass sie im Grossen und Ganzen ziemlich modern war: Kameras und optische Instrumente, Schreibmaschinen, Nähmaschinen, Zigaretten und, gegen Ende der Zwanzigerjahre, Rundfunkgeräte. In anderen Teilen Sachsens überwo-

gen traditionelle Branchen, und diese waren, wie sich zeigte, der ausländischen Konkurrenz schutzlos ausgeliefert: Die Fertigung von Textilien, Spielsachen, Fahrrädern und Musikinstrumenten (deren Absatz auch unter dem Aufkommen des Rundfunks und des Kinos litt) ging sämtlich zurück. Vom kurzen Aufschwung des Welthandels profitierte die sächsische Hauptstadt stärker als die Region.

Aber dann kam der Einbruch. Wie die Weltwirtschaft insgesamt geriet auch Dresden ins Schlingern. Die Zahl der Dresdner, die vollständig von Unterstützung abhängig waren, stieg von weniger als 28'000 im Jahr 1927 auf fast 74'000 im Jahr 1932. Sachsen verzeichnete die höchsten Arbeitslosenquoten in Deutschland. Zwar blieben die Sozialdemokraten die grösste Partei, doch setzte sich ihr allmählicher Niedergang fort. Die Wahlen von 1930 brachten sowohl den Kommunisten als auch den Nazis einen Stimmenzuwachs. Der Landtag war gelähmt.

Gertraud Freundels Vater war einer von Zehntausenden bankrotter und arbeitsloser Männer, die sich auf Gedeih und Verderb der äussersten Linken beziehungsweise Rechten anschlossen.

Hitler war Hoffnungsträger für die Leute. ... Mein Vater hatte ein Geschäft gehabt, in dem er Fahrräder, Grammofone, was weiss ich. ... Es ging da so schlecht, dass er es zumachte. ... Und er brachte mich immer in den Kindergarten, und da war ein Mann, der auch arbeitslos war. Mein Vater war immer ein optimistischer Mensch, aber dieser andere Vater sagte: Seien wir uns doch darüber im Klaren, wir mit 33, wir kriegen nie in unserem Leben wieder eine Stellung. ...⁷

Ihr Vater wurde Mitglied der NSDAP – und bekam Arbeit. Sein Fall war nicht ungewöhnlich.

Da die Linke und das Zentrum es nicht fertigbrachten, sich gegen die Rechte zu einigen, wurde Sachsen in den nächsten drei Jahren von einem Kabinett aus «unpolitischen» konservativen Beamten regiert. Die Kommunisten hätten zusammen mit den Sozialdemokraten ein Bollwerk gegen die Nazis bilden können, lehnten das aber ab, weil die Sozialdemokraten ihrer Ansicht nach die eigentlichen Faschisten (die sie sogar als «Sozialfaschisten» verunglimpften) waren. Die Nazis dagegen waren für sie nichts anderes als lebende Beweise für den Niedergang des verelendeten Kleinbürgertums. Ein richtiger Kommunist musste daher die Sozialdemokraten bekämpfen, nicht die Nazis, die zusammen mit der Klasse, die sie repräsentierten, ohnehin dem Untergang geweiht waren.

Es blieb bei diesem bizarren und verhängnisvollen Patt, bis Hitler an die Macht kam. Von allen Teilen des Reiches litt Sachsen am stärksten unter der Krise. Auch als sich im Herbst 1932 andernorts schon eine leichte Besserung der wirtschaftlichen Lage abzeichnete, tat sich in Sachsen nichts.

Bei der Reichstagswahl im Juli 1932 wurde die NSDAP bei einem Stimmenanteil von 37,7 Prozent mit Abstand zur grössten Partei in Dresden. Unter den 39 deutschen Städten mit mehr als 100'000 Wahlberechtigten lag Dresden diesbezüglich an 16. Stelle, aber unter den sieben Grossstädten mit zwischen 400'000 und 600'000 Wahlberechtigten (die anderen waren Köln, Leipzig, München, Breslau, Essen und Frankfurt am Main) wurde das Dresdner Ergebnis der Nazis nur in Breslau übertroffen, einer Stadt nahe der polnischen Grenze, die seit langem eine Hochburg der äussersten Rechten war.⁸

Dresden war schon vor Hitlers Machtergreifung eine Nazi-Hochburg. Der Anteil der braunen Aktivisten war jedenfalls beträchtlich. *Der Freiheitskampf*, das örtliche NS-Blatt, hatte in weniger als vier Jahren nach seiner Gründung die *Dresdner Neuesten Nachrichten* überholt und war zur auflagenstärksten Tageszeitung der Stadt geworden. Als Sprachrohr von Gauleiter Martin Mutschmann strotzte *Der Freiheitskampf* vor wüster politischer Polemik. Rabiante Schlagzeilen wie «Rote Mordpest wird rücksichtslos ausgerottet» (nach dem Reichstagsbrand) oder «Legt Juda das Handwerk!» (am Tag der Reichstagswahl) waren gang und gäbe. Dennoch hatte das Blatt Anfang 1933 in der Stadt und ihrer engeren Umgebung über 100'000 Abonnenten.⁹

Bei der Kommunalwahl am 13. November 1932 sicherten sich die Nazis einen leichten Stimmenvorsprung gegenüber den Sozialdemokraten, die bis dahin die grösste Fraktion gebildet hatten. An Sitzen errangen die beiden grossen Parteien jeweils 22 (von 75), während die Kommunisten ebenfalls stark zulegten (auf 13), doch die Mittelstandsparteien, die bis zu diesem Zeitpunkt die Demokratie gestützt hatten, stimmten jetzt für einen Nazi als Stadtratsvorsitzenden.

Am 25. Januar 1933 veranstalteten Kommunisten im zentrumsnahen Industriestadtteil Friedrichstadt eine Versammlung in einer Gaststätte mit dem gemütlichen Namen *Keglerheim*. Draussen hatten sich SA-Angehörige zusammengerottet, die eine drohende Haltung einnahmen und von einem Kordon Polizisten abgeschirmt wurden. Die Kommunisten glaubten, dass die Polizei angezogen war, um ihre vollkommen legale Versammlung zu schützen. Doch als die vorhersehbaren Auseinandersetzungen begannen, feuerte die Polizei nicht auf die Nazis draussen auf der Strasse, sondern in den Versammlungsraum der Gast-

stätte, der mit Hunderten von Teilnehmern, darunter Frauen und Kinder, die sich sicher wähnten, hoffnungslos überfüllt war. Neun wurden getötet, Dutzende verletzt. Aus diesem Massaker wurde ersichtlich, wie weit die Nazis schon die Machtorgane infiltriert hatten, noch ehe sie offiziell in die Regierung berufen wurden.

Als das Jahr 1933 anbrach, war eines mittlerweile klar: Der eigentliche Kampf um die Macht in den Städten Sachsens, Dresden eingeschlossen, fand zwischen den Kommunisten und den Nazis statt.

Und es zeichnete sich bereits ab, dass die Nazis daraus als Sieger hervorgehen würden.

5. KAPITEL

Der sächsische Mussolini

Am 23. Mai 1933 ebneten die frei gewählten Vertreter des sächsischen Volkes im Sandsteingebäude des Landtags am Elbufer den Weg zur Auflösung ihres Parlaments. Eine Hand voll Abgeordneter ausgenommen, stimmten alle einem Ermächtigungsgesetz für Sachsen zu. Ein ebensolches hatte bereits der Berliner Reichstag beschlossen und damit einer Zentralregierung, in der Adolf Hitlers NSDAP dominierte, unumschränkte Macht zugesprochen. Die einzigen Neinstimmen kamen von den Landtagsabgeordneten der Sozialdemokratischen Partei. Die Fraktion der SPD, die deutsche Herrscher gestürzt und den deutschen Wohlfahrtsstaat eingeführt hatte, bestand im sächsischen Landtag nur noch aus einem tapferen, aber kümmerlichen Rest von sechs Mitgliedern.

Die tragische Farce der Sitzung vom 23. Mai war längst eine ausgemachte Sache. Die letzte frei gewählte sächsische Regierung Sachsens war im März per Erlass aufgelöst und durch einen nationalsozialistischen «Reichskommissar» ersetzt worden. Die Sitzverteilung im Landtag war im April im Sinne der letzten Reichstagswahlergebnisse geändert worden, wodurch die Nationalsozialisten und ihre Verbündeten die absolute Mehrheit erhielten. Die Kommunisten, die selbst bei der unter NS-Regie abgehaltenen Reichstagswahl im März 1933 noch 17,4 Prozent der Stimmen erhalten hatten, waren rasch verboten und ihre Führer verhaftet worden.

Von den Sozialdemokraten, die im sächsischen Landtag bleiben «durften», waren zehn bereits in Haft, zwei befanden sich in ärztlicher Behandlung wegen Verletzungen, die ihnen von braunen Schlägern zugefügt worden waren, und fünf waren über die Grenze in die Tschechoslowakei geflüchtet. Otto Neubrig hielt im Namen des verbliebenen Häufleins Aufrechter eine mutige, herausfordernde Rede, lehnte die von den Nazis geforderten diktatorischen Vollmachten

ab und appellierte an die verbliebenen Vertreter der Mittelstandsparteien, mit ihm dagegen zu stimmen – vergebens. Die Verfassung wurde aufgehoben, somit der Grundsatz der parlamentarischen Regierung in Sachsen aufgegeben und die Sozialdemokratische Partei wenige Tage später verboten. Die bürgerlichen Parteien lösten sich auf. So rasch also konnte man die Demokratie demontieren.

Der Mann, der jetzt zur obersten und bald zur einzigen Macht im Lande wurde, war in Aussehen und Gebaren wenig einnehmend. Martin Mutschmann, von Hitler am 5. Mai 1933 zum Reichsstatthalter von Sachsen ernannt, hatte zugleich als langjähriger Gauleiter der NSDAP fungiert. Dieser brutal wirkende Provinzdespot mit seinem starren Blick war nicht einmal bei seinen Nazi-Freunden beliebt. Auch diejenigen, die ihn auf seinem Posten hielten, haben nie behauptet, dass er ein sonderlich fähiger Verwalter sei. Aber er war ein Fanatiker, und das gefiel Hitler und seinem Anhang. Mutschmann war ausserdem ein Mann, der wusste, wie man Macht anhäuft und derart zielstrebig einsetzt, dass er innerhalb von zwei Jahren nach der Nazi-«Revolution» so unumschränkt über Sachsen herrschte, dass man im übrigen Dritten Reich kein ähnliches Beispiel fand. Darum war das Schicksal Dresdens unauflöslich mit dem Charakter seines Gauleiters verbunden, und darum nahm Mutschmanns Persönlichkeit in der Geschichte Dresdens vor und nach dem Februar 1945 einen beunruhigend grossen Raum ein.

Mutschmann wurde am 9. März 1879 im westsächsischen Textilizentrum Plauen geboren und war dort aufgewachsen. Im Jahr 1933 war er also bereits 54 – zehn Jahre älter als Hitler und fast eine Generation älter als die meisten übrigen Nazi-Grössen wie Goebbels, Himmler und Göring.¹ Er ging mit 14 Jahren von der Schule ab und absolvierte eine kaufmännische Lehre, nach der er als Abteilungsleiter und später Geschäftsführer in der Textilbranche begann. In verschiedenen Firmen, die Spitzen und Unterwäsche herstellten, fungierte er als Geschäftsführer, bis er im Alter von 28 Jahren seinen eigenen Betrieb gründete. Dieses Unternehmen hatte trotz verschiedener Wechselfälle, darunter der Kriegsdienst seines Besitzers zwischen 1914 und 1916, bis 1930 Bestand, ehe es der Wirtschaftskrise zum Opfer fiel – natürlich waren laut NS-Diktion die heimtückischen Machenschaften jüdischer Konkurrenten daran schuld. Mittlerweile jedoch konnte Mutschmann als führendes Mitglied der NSDAP – 1922 trat er ein, und bei der Reorganisation 1925 erhielt er die Mitgliedsnummer 35 –, als Gauleiter und NS-Reichstagsabgeordneter allein von der Politik leben.

Vor 1933 hatten die sächsischen Nationalsozialisten unter Mutschmann keine sonderliche Einigkeit an den Tag gelegt. Mutschmanns selbstherrliches Auftreten – und das undurchsichtige Finanzgebaren der Partei unter seiner Führung – riefen wiederholt Unruhe unter den Mitgliedern hervor. Prominente sprangen ab und äusserten sich unverblümt über seine Arroganz und Eitelkeit. Im Juli 1932 trat der Hauptschriftleiter des führenden NS-Blattes in Sachsen, *Der Freiheitskampf*, Arno Franke, aus der Partei aus und veröffentlichte eine vernichtende Kritik ihrer «schier unglaublichen Missstände», die er auf die unbeschränkte Machtvollkommenheit der Bonzen zurückführte: «In keiner Partei kommen deshalb so viele unlautere Elemente in die Höhe wie in der NS-DAP...»²

So drastisch äusserte sich ein Mann, der Mutschmann besser kannte als irgendjemand sonst. Und Goebbels, ebenfalls ein alter Bekannter, vertraute später seinem Tagebuch an: «Mutschmann duldet keine Götterlein neben sich. Dabei verliert er sehr an Prestige.»³ Doch ob man ihn schätzte oder nicht, schien sich auf Mutschmanns unaufhaltsamen Aufstieg kaum auszuwirken.

Mutschmanns Haupttrivale war der radikale SA-Führer Manfred von Killinger. Am 8. März 1933, als formal noch eine nicht-nazistische Regierung in Dresden waltete, wurde Killinger zum Reichskommissar für die sächsische Polizei ernannt und somit praktisch zum Kontrolleur der späteren braunen Landesregierung im Innenministerium. Die Folge trat unmittelbar ein, und sie war furchtbar. Überall in Sachsen, von den Seitenstrassen der Städte bis ins kleinste Dorf, übten örtliche Partei- und SA-Gruppen umgehende, teilweise blutige Rache an ihren demokratischen und kommunistischen Widersachern.

Auch Dresden wurde zum Schauplatz von SA-Ausschreitungen. Auf dem Platz gegenüber der Hochschule für Musik entfachten die Nazis ein gewaltiges Feuer, in dem sie Bücher missliebiger Autoren verbrannten. In derselben Woche wurde der international berühmte deutsche Dirigent und Intendant der Dresdner Oper, Fritz Busch (1890-1951), von grölendem SA-Pöbel daran gehindert, eine Aufführung des «Rigoletto» zu dirigieren. Sein Verbrechen bestand darin, dass er es ablehnte, 14 jüdische Musiker zu entlassen. Als Begründung wurde angeführt, dass er «privat mit Juden verkehrt» und jüdische und ausländische Musiker angestellt hatte. Busch wanderte nach Amerika aus und wurde Direktor der Metropolitan Opera in New York. Nach dem Krieg weigerte er sich, jemals wieder in Deutschland zu arbeiten. Nicht nur Otto Dix, sondern auch andere moderne oder linke Künstler wurden von ihren Lehrtätigkeiten entbunden. Andere

bereiteten überstürzt ihre Flucht aus Deutschland vor. Der hochangesehene liberale Oberbürgermeister von Dresden, Dr. Wilhelm Külz, wurde zunächst «beurlaubt» und dann, im Laufe des Sommers, ohne grosses Aufsehen entlassen.

Wieder ist es erstaunlich, wie wehrlos alles zusammenbricht. ... Vollkommene Revolution und Parteidiktatur. Und alle Gegenkräfte wie vom Erdboden verschwunden. ... Niemand wagt mehr, etwas zu sagen, alles ist in Angst.⁴

Das schrieb der bereits erwähnte Victor Klemperer in seinem Tagebucheintrag unter dem 10. März 1933. Mit der Verfügung über die Polizei und der Befehlsgewalt über die nach Tausenden zählende sächsische SA schien Killinger der Verantwortliche zu sein. Doch Mutschmann hatte einen guten Draht zu Hitler und erhielt aus Berlin bald auch den Auftrag, die Landesregierung von unzuverlässigen Elementen zu «säubern». Den schöpfte er voll aus. Damit war der Konflikt gegeben, der später in der so genannten «Nacht der langen Messer» kulminieren sollte. Ernst Röhm, der oberste Chef der SA und der zweitmächtigste Mann in Deutschland nach Hitler, wollte die «nationalsozialistische Revolution» unbedingt zu Ende führen, und zwar mithilfe seiner Braunhemden, die alle staatlichen Behörden überwachen und die Reinheit der nazistischen Lehre «gewährleisten» sollten. Mitte 1934 bereitete sich das Regime in Berlin auf eine Machtprobe mit der SA und Röhm vor. Mutschmann als ein dem «Führer» bedingungslos ergebener Fanatiker sollte die Säuberungsaktion in Sachsen leiten. Von Killinger schien als SA-Führer dem Untergang geweiht zu sein.

Als die Stunde der Abrechnung kam, hatte Killinger in gewisser Weise Glück. Unter dem Vorwand, einem Putschversuch vorzubeugen, organisierte Hitler persönlich die Ermordung Röhrs und seiner getreuesten Anhänger am 30. Juni 1934. Auch in Dresden wurden mehrere SA-Führer auf den Heller, ein Stück Heidefeld am nördlichen Stadtrand, herausgebracht und in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli durch einen Trupp SS-Schergen, die dazu eigens aus Chemnitz herbeigeht worden waren, liquidiert.

Von Killinger entging dem Schicksal so vieler seiner SA-Kameraden. Er wurde festgenommen und verbrachte vier Tage in einer Zelle in Hohenstein, wurde dann aber freigelassen. Seine herausgehobene Stellung erlangte der ehemalige Reichskommissar nicht wieder, trotz verzweifelter Bittgesuche an Hitler. Er blieb aber in Diensten der Partei, zunächst als geheimer Emissär bei General Franco im spanischen Bürgerkrieg und anschliessend als deutscher Generalkonsul in San Francisco, ein Posten, der stark nach Spionage roch. 1939 wurden ihm

«besondere Aufgaben im Auswärtigen Amt» übertragen, zuerst als Repräsentant des Reiches in Bratislava [Pressburg], der Hauptstadt des Marionettenstaats Slowakei, und dann in Rumänien, einem der wichtigsten Verbündeten im Krieg gegen die Sowjetunion.⁵

Ende 1934 war Mutschmann nicht nur Gauleiter und Reichsstatthalter, sondern auch Ministerpräsident von Sachsen. Bei Kriegsausbruch übernahm er ausserdem den Posten des Reichsverteidigungskommissars für Sachsen (Wehrkreis IV), in dessen Zuständigkeitsbereich Dinge wie Luftschutzmassnahmen und allgemeine Koordination der Verteidigung fielen. Mutschmann wurde zu einer Art Bonsai-Diktator von Sachsen und blieb es mehr als zehn Jahre lang.

Das Volk bezeichnete ihn hinter vor gehaltener Hand als «den sächsischen Mussolini» (in seinem grossspurigen Auftreten ähnelte er dem italienischen Diktator, und genau wie dieser hatte er einen kugelförmigen, kahl geschorenen Schädel) oder als «König Mu».

Die «Nacht der langen Messer», in der sich das Regime der Radikalen in den eigenen Reihen entledigt hatte, bot zugleich eine Gelegenheit, mit seinen verbliebenen anderen politischen Gegnern abzurechnen.

Prinz Ernst Heinrich von Sachsen, ein konservativer Demokrat und dritter Sohn des letzten Königs von Sachsen, verabscheute die Nazis seit jeher. Er gehörte zu denen, die im letzten Moment Einfluss auf den Kreis um Präsident von Hindenburg zu nehmen versuchten, damit dieser die Macht nicht Hitler überliess. «Nur die allerdümmsten Kälber wählen ihren Metzger selber», wie er sagte, doch obwohl ihm seine Herkunft Gehör bei den massgebenden Beratern des Präsidenten verschaffte, richtete er nichts aus. Als Hitler dann an der Macht war, sollte Ernst Heinrich bald erfahren, dass auch königliche Abstammung ihm keine Sicherheit garantierte.

Der 30. Juni 1934 war ein sonniger, warmer Sommertag. Der Prinz fuhr mit seinem Wagen von dem königlichen Jagdschloss am Rande der Stadt Moritzburg los, die im Besitz seiner Familie geblieben war. Plötzlich versperrte ihm ein Wagen, in dem zwei SS-Offiziere sassen, den Weg. Ihm folgte ein Mannschaftswagen mit 30 SS-Soldaten in Stahlhelmen, die mit Gewehren bewaffnet waren. Der höhere SS-Offizier entsprach im Rang einem Generalmajor, um dem Status des Prinzen Rechnung zu tragen, aber was er sagte, klang nicht besonders höflich: «Im Auftrag der Geheimen Staatspolizei – Sie sind verhaftet.»

«Warum?»

«Das geht Sie nichts an. Sie werden es noch erfahren.»

Im Polizeipräsidium in Dresden wurde der Prinz vor den Polizeipräsidenten gebracht, einen alten Bekannten, und erfuhr von der angeblichen «Revolte» der SA. Ernst Heinrich nahm an, dass ein Irrtum vorlag, da er mit den Braunhemden nicht das Geringste zu tun hatte, aber er täuschte sich. Der Prinz blieb in Polizeigewahrsam, durfte sich aber Dinge aus Moritzburg schicken lassen und mit einem ihm wohlgesonnenen Minister der sächsischen Regierung telefonieren. Dann erschien die Gestapo, und die Dinge nahmen eine düstere Wendung.

Die nächsten Stunden verbrachte Ernst Heinrich in einer winzigen Zelle. In dieser Zeit hörte er einen gedämpften Schuss – ein Mithäftling war kurzerhand ermordet worden. Bei Tagesanbruch wurde er geweckt und zusammen mit anderen, apathisch dreinblickenden Gefangenen in den Hof geschleift. Man liess sie einen offenen Lastwagen besteigen, warnte sie, dass sie bei der geringsten Regung von Widerstand erschossen würden, und fuhr sie durch die noch immer dunklen Strassen Dresdens:

Darauf traute sich keiner, auch nur zu schneuzen. Ein herrlicher Morgen kündigte sich am Himmel an. Wir sausten durch die Stadt, in der noch vor 16 Jahren mein Vater als König regiert hatte. Nun wurde sein Sohn als politischer Häftling durch die ehemalige Residenz geschleppt.

Hohenstein war eine abstossende Festung aus dem 16. Jahrhundert, von Dresden aus flussaufwärts auf einer felsigen Anhöhe der Sächsischen Schweiz gelegen. Lange hatte sie als Gefängnis für gefangene feindliche Soldaten und für aufmüpfige Untertanen des sächsischen Monarchen gedient. In den ersten Tagen nach der Machtergreifung der Nazis war die Burg von der SA in ein Gefängnis mit angeschlossener Folterkammer verwandelt und dann von der Gestapo als offizielles Konzentrationslager übernommen worden. Der Prinz und seine Mithäftlinge kamen beim ersten Tageslicht dort an und wurden von einem bewaffneten SS-Kommando in Empfang genommen.

Das Kommando erhielt Befehl, die Gewehre zu entsichern und auf die Neuankömmlinge anzulegen, während diese im Eingangshof in einer Reihe Aufstellung nahmen. Dann hiess es: «Strafgefangene, macht kehrt!» Daraufhin brüllte ein nun inhaftierter ehemaliger Dresdner SA-Führer: «Erschiessst uns von vorne, wir drehen uns nicht um!» Damit wollte er die übrigen Gefangenen warnen, denn als «Fachmann» wusste er genau, was nun geplant war: Man liess die Gefangenen sich umdrehen, damit die Wunden am Rücken den Beweis lieferten,

dass sie «bei einem Fluchtversuch» getötet worden waren. Minutenlang rührte sich nichts. Dann wandte der SS-Offizier sich ab und gab brüllend Befehl, die Gefangenen in die Festung zu begleiten.

Die SA-Führer wurden – eine grausame Ironie – im Verlauf der nächsten drei Tage von ihren früheren «Kameraden» von der SS gefoltert. Erst Heinrich und zwei weitere Zivilisten, beide Beamte, mussten sich lediglich Drohungen anhören. Dann wurde der Prinz unverhofft ohne Erklärung entlassen. Als er die Festung verliess, kehrten ihm einige SS-Wachleute den Rücken zu, während die übrigen die Gewehre präsentierten wie ehemals die königliche Ehrenwache – ein vollendeter Ausdruck des Widerspruchs zwischen den beiden unversöhnlichen Elementen innerhalb der NS-Bewegung: der Sehnsucht, eine furchtbare neue Welt zu schaffen, und dem nostalgischen Verlangen nach der guten alten Zeit.

Noch am selben Tag war Ernst Heinrich wieder in der Moritzburg bei Frau und Kindern. Später erfuhr er, dass ein höherer Gestapo-Beamter von adliger Herkunft aus alter Klassenolidarität den Namen des Prinzen von der Liste der Delinquenten gestrichen hatte. Was aus den gefangenen SA-Leuten wurde, weiss man nicht. Nach dem zu urteilen, was den Schilderungen anderer, weniger privilegierter Zeugen zufolge in jenen Tagen des Grauens in Hohenstein geschah, dürfte ihnen nicht viel erspart geblieben sein. Otto Griebel, Kommunist und Maler, erzählt in seiner Autobiografie von der schockierenden Begegnung mit einem, der Hohenstein überlebt hatte:

Dann zeigte er uns schweigend seinen nackten Rücken, der tiefe Narben und Striemen aufwies, und gestand schliesslich: «Bei jedem Verhör haben mich diese Bestien mit Stahlruten und Ochsenziemern misshandelt. Einige, die es nicht mehr aushielten, erhängten sich in ihrer Zelle; einem jüdischen Häftling schlugen sie, als er ohnmächtig dalag, so lange mit einem zusammengerollten nassen Handtuch auf das blosses Geschlechtsteil, bis er wieder zu sich kam. Nein, das sind keine Menschen mehr!»⁶

Der sozialdemokratische Politiker Hermann Liebmann, ehemals Innenminister Sachsens und jahrelang Vorsitzender der SPD-Fraktion im sächsischen Landtag, wurde im April 1933 in Dresden verhaftet. Mutschmann hatte sich für einen Mann, der einen beträchtlichen Teil seines politischen Lebens darauf verwendet hatte, sich gegen die braune Flut zu stemmen, ein besonderes Schicksal ausgedacht. Am 20. Mai 1933, nach einem Treffen von NSDAP-Kreis- und Ortsgruppenleitern im nahen Bad Schandau, fuhr Mutschmann mit einer Gruppe

seiner Untergebenen nach Hohenstein, wo Liebmann inhaftiert war. Liebmann wurde vor den Gauleiter und seine Entourage gebracht, und man reichte ihm ein Manuskript mit nazifeindlichen Reden, die er im sächsischen Landtag gehalten hatte. Man zwang ihn, daraus vorzulesen, unter dem dröhnenden Gelächter der NS-Bonzen. Danach wurde er so schwer misshandelt, dass er noch am selben Tag seinen Verletzungen erlag.⁷

Ein anderer prominenter Dresdner sozialdemokratischer Politiker, Dr. Max Sachs, wurde in Sachsenburg ermordet, dem von Mutschmann südwestlich der Stadt eigens errichteten Konzentrationslager. Ein Mithäftling schilderte das Grauen von Sachs' letzten Stunden:

Als ich... Wasser im Waschraum holen musste, sah ich, wie die SS im Waschraum den Gen. Sachs, der nackt am Boden lag, erneut mit Schrubber und Wasser bearbeitete. Sein Körper sah von Kopf bis Fuss grün und blau aus und zeigte starke rote Striemen. Kurze Zeit später wurde dann bekanntgegeben, dass Sachs an einem Herzschlag gestorben sei.⁸

Diese beiden Männer mussten sterben, weil sie jüdischer Herkunft waren. Führende Dresdner Sozialdemokraten, die nicht in den ersten Tagen des Nazi-Regimes verhaftet wurden, konnten über die Grenze in die Tschechoslowakei flüchten. Die überlebenden Aktivisten schmuggelten oppositionelle Flugblätter und Schriften ein und verteilten diese in Dresden; die dafür erhobenen Beiträge kamen den Familien von Genossen zugute, die von der Gestapo in «Schutzhaft» gehalten wurden. Im Oktober 1933 eröffneten sie einen Tabakladen, der als getarnter Treffpunkt für den Widerstand dienen sollte.

Die Sozialdemokraten wurden von einem der Ihren verraten. Wochen später verhaftete die Gestapo alle 300 im Untergrund agierenden Mitglieder der Partei in Dresden. Viele wurden zu mehrjährigen Gefängnis- und Zuchthausstrafen verurteilt. Gegen die Kommunisten waren die Nazis bereits rücksichtslos vorgegangen, noch bevor sie völlig die Macht innehatten, und hatten zahlreiche Parteiführer verhaftet, noch ehe diese sich ins Ausland oder in den Untergrund abzusetzen vermochten. Später gelang es der Gestapo, die meisten der noch verbliebenen kommunistischen Zellen zu infiltrieren. Wieder gab es Schauprozesse und drakonische Strafen, «um ein Exempel zu statuieren».⁹

In Dresden waren zwar nur 200 Personen bei der Gestapo beschäftigt, doch konnte man sich dort auf ein Heer von Spitzeln und ihre unverzichtbaren Helfer

bei der regulären Polizei verlassen. Mitte 1935 hatte sie die organisierte Opposition in der Stadt praktisch ausgelöscht. Im April 1937, als ihr die ehemalige politische Abteilung der regulären Polizei angegliedert wurde, bezog die Gestapo das vormalige Hotel Continental in der Bismarckstrasse, die entlang der Südseite des Hauptbahnhofs verlief. Das berühmte Labyrinth der Vernehmungs- und Haftzimmer an dem neuen Sitz sollte zum Albtraum der jüdischen Bürger Dresdens und anderer werden, die aus politischen oder rassischen Gründen unerwünscht waren.

Otto Griebel bezeugt in seiner Autobiografie das wachsende Gefühl der Hilflosigkeit angesichts der grausamen Effizienz und – es muss gesagt werden – der allgemeinen Beliebtheit des neuen Regimes. Für Griebel als Avantgardenkünstler waren die Rückschläge auch nicht nur politischer Art.

Schon im September 1933 hatten der von den Nazis ernannte «Kunstkommissar» in Sachsen, Walther Gasch (er war selbst Maler), und der Leiter der Dresdner Akademie, Richard Müller, unter dem Titel «Spiegelbilder des Verfalls in der Kunst» im Rathaus Werke präsentiert, die sich im Besitz des Dresdner Stadtmuseums befanden. Darunter waren Gemälde von Otto Dix (mit seinen grauenhaften Motiven vom Stellungskrieg, den er als Soldat im Ersten Weltkrieg erlebt hatte), Schwitters, George Grosz, Oskar Kokoschka und vielen anderen bekannten zeitgenössischen Künstlern, auch von Griebel selbst. Die Dresdner Ausstellung fand bei Goebbels wohlwollende Beachtung. Sie wurde später erweitert, ging nach München und anschliessend als die berühmte Ausstellung «Entartete Kunst» auf eine Tournee durch Deutschland.

Otto Griebels Leben war derweil geprägt von finanziellen Schwierigkeiten und Sorgen um seine Familie. Das Regime kontrollierte öffentliche Ankäufe und die Kunstförderung, überprüfte die Berufung von Lehrkräften in Kultureinrichtungen und hatte die Clubs und Vereine infiltriert, die für einzelne Künstler ein Rettungsanker waren. Abgelehnte Künstler hatten es schwer, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Ein beträchtlicher Teil der Dresdner Künstler hatte sowieso schon immer mit der Rechten geliebäugelt. Jetzt aber hatten sich etliche von Griebels Freunden entweder von der Politik abgewandt oder suchten sich mit einer Eile, die ihn überraschte und anwiderte, den einst verhassten Nazis anzubiedern.

Wie alle, die unter einem totalitären Regime zu überleben bemüht sind, lernte Griebel, sein Leben zu unterteilen. In unregelmässigen Abständen wurde er von der Gestapo überwacht. Die Frau, die gegenüber dem Wohnhaus seiner Familie den Obststand betrieb, erzählte ihm von Männern, die sich an sie heran-

machten und wissen wollten, ob der Künstler Griebel viel Besuch habe und was für Besucher das seien. Dennoch bewahrte er sich einen engen Zirkel von befreundeten Künstlern, denen er vertraute – sie nannten sich «die sieben Gerechten» – und in deren Gesellschaft er sich entspannen konnte. Sie gingen hinaus aufs Land, stellten ihre Staffeleien auf und malten gemeinsam im Freien, und erst dann sprachen sie ungehemmt über Kunst und Politik. Diese Gewohnheit machte das Weiterleben erträglich, jedenfalls bis der Weltkrieg ausbrach und die «Gerechten» und mit ihnen zig Millionen anderer, Gerechte ebenso wie Ungerechte, in ganz Europa verschlang.

In Dresden war die aktive Opposition gegen Hitler Mitte der Dreissigerjahre praktisch zerschlagen. Im Juli 1935 bestand der grösste Anteil der politischen Häftlinge in Sachsen nicht aus Mitarbeitern des organisierten Widerstands, sondern aus Privatpersonen, die wegen «staatsfeindlicher Äusserungen» inhaftiert worden waren – regimekritischer politischer Witze oder der Verbreitung (zutreffender) Gerüchte, dass die Dresdner Parteiführung um Mutschmann korrupt sei und auf Kosten des Volkes ein Luxusleben führe.¹⁰

Gauleiter Mutschmanns Dresden war inzwischen zu einem der bedeutenden regionalen Zentren Nazi-Deutschlands geworden. Politisch hatte es sich zu einer der Hochburgen der braunen Machthaber gemauert. Das blieb es, bis die schrecklichen Konsequenzen dieses Regimes sich auf furchtbare Weise bemerkbar machten – und diesmal nicht nur für einige hundert unglückliche Dissidenten, sondern für hunderttausende «Normalbürger».

6. KAPITEL

Eine Perle mit einer neuen Fassung

Am 30. Mai 1934 kündigte Hitler vor einer riesigen, begeisterten Menge an: «Dresden ist eine Perle, und der Nationalsozialismus wird ihr die richtige Fassung geben.»¹

Der «Führer» war in Dresden, um die «Reichstheater-Festwoche» zu eröffnen. Es war sein erster Besuch seit der Machtergreifung der Nazis. Zuletzt hatte er hier im Juli 1932 während seines Wahlkampfes um das Amt des Reichspräsidenten vor 100'000 jubelnden Anhängern gesprochen. Die Theaterwoche zwei Jahre später wurde zu einem Triumph für Mutschmann, der stolz war, nicht nur seinen Herrn und Meister begrüßen zu dürfen, sondern auch Propagandaminister Goebbels und noch eine Reihe weiterer hoher Würdenträger des neuen «Dritten Reiches». Die Stadt war geschmückt mit Hakenkreuzfahnen und Bannern. Zu Ehren des Diktators wurden die bedeutenden architektonischen Denkmale der Stadt erstmals bei Dunkelheit angestrahlt.

Viele empfanden die Stimmung damals als euphorisch. Der siebenjährige Günter Jäckel und seine Klassenkameraden mussten jeden Tag vor Beginn des Unterrichts ein spezielles Gebet aufsagen:

Und segnet'st der Heimat befreiende Tat.
Für den herrlichen Führer danken wir Dir
Segne Ihn und das Vaterland für und für.
Amen.²

Das lärmende neue Regime mit seinem ungeschliffenen, aber farbenprächtigen Stil sprach den kindlichen Sinn für Spektakel, für freudige Wiederholung an. Jäckel erinnert sich:

Eine geordnete Welt also, dieses Dresden seit 1933! Und eine Stadt im ständigen Hochgefühl der Feste, der Feiern, der Appelle und Paraden. Zu Aufmärschen der SA flatterten Fahnen, man hatte sie mit erhobenen Armen zu grüssen, man tat es oft und gern.

An dem lang erwarteten Tag, als der «Führer» sich in Dresden zeigte, war Jäckel mit seiner Mutter dabei. Sie hatten den ganzen Weg von ihrer Kellerwohnung südlich des Hauptbahnhofs bis ins Stadtzentrum zu Fuss zurückgelegt. Dort angekommen, schlängelten sie sich durch die riesige, von SA- und SS-Ordnern gebändigte Menge, auf der Suche nach einer Stelle, von der aus sie den Diktator sehen konnten. Sie fanden ein Plätzchen in der Nähe des Stadttheaters, des Schauspielhauses (es war ja schliesslich eine Theaterfestwoche), und warteten. Leider hatte der aufgeregte kleine Junge nicht auf den Rat seiner Mutter gehört, vor Beginn des anstrengenden Ausflugs die Toilette aufzusuchen. Eine Zeit lang tat er, als bemerke er nichts, aber dann wurde der Druck zu stark. Bei der hektischen Suche nach einer Möglichkeit sich zu erleichtern verfielen sie auf die Ziergehölze am Strassenrand, die aber nicht genügend Sichtschutz boten, und drängten sich schliesslich durch die Menge hinaus zur Theaterstrasse. Die sonst belebte Strasse war menschenleer, da alles dorthin unterwegs war, wo Hitlers Wagenkolonne erwartet wurde.

Gerade als der kleine Günter an einer im Schatten liegenden Mauer des Theatergebäudes sein Geschäft verrichtete, begann eine Kapelle zu spielen, die Rufe der Menge formten sich zu einem dröhnenden «Heil Hitler», und der «Führer» brauste in seinem offenen Kabriolett vorbei, um kurz darauf vor dem luxuriösen Hotel Bellevue gegenüber der Oper anzuhalten. «Nie habe ich ihn, den geliebten Führer, zu sehen bekommen. Nur seine Spuren konnte man später noch viele, viele Jahre verfolgen.»

Eines war klar: Nicht lange nach Hitlers Machtübernahme hatten die meisten Dresdner eindeutig für ihn Partei ergriffen.

Dafür gab es gute Gründe, und nicht nur politische. Die Arbeitslosigkeit ging nach 1933 rasch zurück. Die Nazis hatten die Defizitfinanzierung entdeckt, die dem Volk zumindest teilweise zugute kam. In Klotzsche unmittelbar nördlich der Stadt entstand ein moderner Flughafen. Das Strassenbahnnetz wurde ebenso verbessert wie die Eisenbahn- und Busverbindungen, sodass man aus der ländlichen Umgebung leicht in die Stadt kam und umgekehrt. 1936 erhielt Dresden einen Anschluss an das neue Autobahnnetz, dessen Bau die Arbeitslosen aufsaugte, wie es nur ein Krieg in Friedenszeiten vermochte. Des Weiteren wur-

de die Elbe mit einer massiven Strassenbrücke, die damals als ein technisches Wunderwerk galt, überspannt.

Der Tourismus erholte sich. Der wirtschaftliche Aufschwung stärkte auch die Nachfrage nach freizeitorientierten Verbrauchsgütern, auf die Dresden spezialisiert war. 1936 nahm das Ihagee-Werk in der Schandauer Strasse die Fertigung der ersten einäugigen 35-Millimeter-Spiegelreflexkamera (der «Kine Exakta») auf. Das Grundmuster wurde später in aller Welt so zahlreich nachgebaut, dass kaum noch jemand wusste, dass es ursprünglich aus Dresden kam.

Das alles trug Mitte der Dreissigerjahre zur gehobenen Stimmung der Dresdner Bürger bei und veranlasste sie, dem «Führer» zuzujubeln, als er ihre Theater besichtigte und Angenehmes über die Stadt und ihre Zukunft sagte. Sie konnten nicht wissen, dass sie nicht bloss mit dem Verlust der politischen Freiheit dafür zu zahlen haben würden. Hitlers Regime nahm Kredite auf, die nur mit den Früchten der Eroberung abgetragen werden konnten, und das war praktisch gleichbedeutend mit Krieg.

Fast vom ersten Tag an hatten die neuen Machthaber begonnen, Industriezweige zu fordern, die für die Wiederbewaffnung von Bedeutung waren. Dies war eine planmässige, bewusste Vorgehensweise, die im ganzen Reich praktiziert wurde, und Dresden bildete keine Ausnahme. Hier gab es, anders als im Ruhrgebiet mit dem Krupp-Konzern oder im schlesischen Kohle- und Stahlrevier, keine Schwerindustrie. In Dresden wurden keine Waffen, Schiffe, Panzer oder Lastwagen hergestellt. Dresdens Schwerpunkte lagen auf der Feinarbeit. Hier sassenz Zeiss-Ikon (Kameras und Linsen), Radio-Mende (Radios, Sicherungen, Fernmeldegeräte), das Sachsenwerk (Elektroerzeugnisse), Seidel & Naumann sowie Clemens (Näh- und Schreibmaschinen) und darüber hinaus berühmte Zigarettenhersteller, deren Marken in ganz Deutschland und Mitteleuropa bekannt waren.

Deutschland hatte sich vor dem Zweiten Weltkrieg zum grössten und modernsten Werkzeugmaschinenproduzenten entwickelt, dessen Produktionsleistungen diejenigen Grossbritanniens bei weitem übertrafen. Es kostete daher keinen grossen Aufwand, Maschinen von harmlosen Verbrauchsartikeln auf Rüstungsgüter umzustellen; auf diese Weise änderten ganze Fabriken und Firmen ihren Charakter. Es war möglich, Zigarettenmaschinen so umzubauen, dass sie Patronen produzierten, und so geschah es. Montagebänder für Radios liessen sich auf Fernmeldegeräte und elektrische Zünder für die Wehrmacht umstellen. Und die Fertigkeiten der Linsenmacher waren nirgendwo so nützlich wie bei ihrer künftigen Arbeit an der tödlichen Genauigkeit eines Bombenzielgeräts.

Diese Dresdner Fabriken mit ihren Maschinen und Mitarbeitern liessen sich relativ leicht so umstellen und ausrüsten, dass sie in vielen Fällen die «fortgeschrittensten» Apparate für den modernen Krieg der Vierzigerjahre lieferten – zur See, zu Lande und in der Luft.

Dass diese Produktionsanlagen und die zu ihrer höchst effizienten Nutzung erforderlichen Fachkräfte sich in Dresden befanden, war nicht der einzige Vorzug der Stadt. Der grösste Trumpf war die geografische Lage. Sachsen lag im östlichen Teil Deutschlands und Dresden am östlichen Rand Sachsens: Es befand sich also ausserhalb des damals möglichen Aktionsradius britischer und französischer Bomber.

Zu guter Letzt würde Dresden ja möglicherweise als hochberühmtes Kultur- und Architekturdenkmal vor grösseren Zerstörungen bewahrt bleiben. Die Briten liebten doch Dresden – oder etwa nicht?

Der grosse Militär- und Industriekomplex Albertstadt wurde benannt nach König Albert von Sachsen, der in den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts seine Errichtung angeordnet hatte. Er breitete sich beiderseits der Königsbrücker Strasse aus, gleich nördlich der Neustadt.

Mit ihren Kasernen, Exerzierplätzen, Waffenfabriken und Lagerhäusern hatte die Albertstadt im Ersten Weltkrieg eine bedeutende Rolle gespielt. Nach dem Versailler Vertrag, der den Krieg beendete, wurden die meisten Fabrik- und Lagergebäude zwangsweise privatisiert und zu handelsüblichen Bedingungen an örtliche Firmen verpachtet. Einrichtungen, die als ungeeignet für eine Umstellung auf rein zivile Nutzung galten (dies betraf mit wenigen Ausnahmen die Gleisanschlüsse und Laderampen), waren zu zerstören. Die siegreichen Alliierten schufen eine internationale Militärkontrollkommission (IMKK), deren Angehörige diesen Prozess hier und in anderen militärisch-industriellen Zentren Deutschlands überwachen sollten. Sie inspizierten regelmässig die Albertstadt und ordneten mehrfach entsprechende Massnahmen an.

Trotz jahrelanger Steitereien wurde von den Gebäuden oder Einrichtungen kaum etwas abgerissen. Ein ständiger Zankapfel waren zum Beispiel drei Munitionsabfüllanlagen. Nach einer letzten Besichtigung durch ein Inspektions-team der IMMK unter Führung des britischen Generals C. Walch erkannten die Alliierten widerstrebend an, dass die geplante Verpachtung der Gebäude an eine Zuckerfirma eine Umwandlung in zivile Nutzung darstellte. Am 25. Oktober 1925 schrieb der Direktor der Gesellschaft, die den Komplex verwaltete, mit verhaltenem Triumph:

Wenn auch die Kommission hierzu keine endgültige Stellung nahm, so glauben wir doch, dass das Industriegelände Dresden-Albertstadt nunmehr von weiteren Besuchen durch die Entente-Kommission verschont sein wird.³

So kam das Militär- und Industriegelände mit umkehrbaren Nutzungsänderungen, aber ohne nennenswerte Einbussen davon. Kaum waren die Nazis an der Macht, wurden seine Wiedernutzung und Erweiterung zur vorrangigen Angelegenheit. Dresden war im Jahr 1933 bereits der grösste Truppenstandort, denn hier waren 5'000 Soldaten stationiert, fünf Prozent der gesamten Truppenstärke der Reichswehr nach dem Krieg. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs sollte sich die Gesamtstärke der Dresdner Garnisonen auf 20'000 Soldaten vervierfachen, darunter ein Ausbildungsbataillon der Luftwaffe und eine Kompanie SS-Pioniere.⁴ Mit dieser nunmehr zweitgrössten ständigen Truppenkonzentration im ganzen Reich ausser Berlin liess sich leicht die Tschechoslowakei und Polen erreichen. Und so spielten diese Kräfte eine wichtige Rolle bei der Einverleibung des angrenzenden Sudetenlands in das Deutsche Reich im Oktober 1938 und dann, nur wenige Monate später, bei der gewaltsamen Besetzung der restlichen tschechischen Gebiete, die in «Reichsprotektorat Böhmen und Mähren» umbenannt wurden.

Im Laufe des Jahrzehnts wurde das zugehörige Industriegelände nach und nach remilitarisiert. Formell blieb die Verwaltungsgesellschaft bis 1941 unabhängig, dann wurde sie offiziell von der Wehrmacht übernommen. Die grössten Privatfirmen, die dort Fabrikations- und Lagerräume gepachtet hatten, waren aber schon lange vorher in das Programm der Wiederbewaffnung integriert und ihre Handlungsfreiheit entsprechend eingeschränkt worden.⁵

Eine «Perle» mag Dresden gewesen sein, doch hatte die Stadt nie lediglich eine Ansammlung architektonischer Meisterwerke zu bieten. Auch waren nicht all diese Gebäude sakrosankt. Ein strenges Planungsrecht hatte die Entwicklung grösserer Industriebetriebe im alten Zentrum, der Altstadt, auf ein Minimum beschränkt, aber auch schon vor 1933 waren historische Stadtbereiche umgestaltet oder abgerissen worden, um den Bedürfnissen einer schnell wachsenden Grossstadt Rechnung zu tragen. Dem Bau des pompösen Neuen Rathauses zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten zahlreiche Behausungen aus dem 18. Jahrhundert weichen müssen, und die Erweiterung des Kaufhauskomplexes der Firma Als-

berg Ende der Zwanzigerjahre war auch mit dem Abriss einiger historischer Bauwerke in der Altstadt verbunden.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass diese neuen kommerziellen Gebäude, auch wenn sie sich stilistisch bewusst in die Umgebung «einfügten», ein Stahlgerüst hatten, wie es um die Jahrhundertwende in den USA entwickelt worden war, und dass sie die Bombardierung Dresdens in weit besserem Zustand überstanden als die Umgebung.⁶ In den ersten Jahren der NS-Herrschaft, ehe die gesamte zivile Bautätigkeit des Krieges wegen zurückgestellt wurde, hatte man mehrere dicht bebaute, verfallende Viertel saniert; man legte ganze Strassenzüge mit malerischen, aber ungesunden Behausungen nieder, um Platz für Luft und Licht zu schaffen und Strassenverbreiterungen vorzunehmen. Zu den historischen Stadtbereichen, die völlig dem Erdboden gleichgemacht wurden, gehörte die Frohngasse mit ihrem baufälligen Geflecht dunkler Höfe und Winkel, in denen seit Jahrhunderten Prostituierte ihrem Gewerbe nachgingen.

Nicht nur die Liebesdienerinnen, sondern auch andere Beobachter waren von Hitlers Versprechen, ihrer «Perle» eine neue Fassung zu geben, nicht sonderlich entzückt. Am Rand der historischen Altstadt wurden mehrere «Gartenstädte» in jenem «altdeutschen», von Steildächern geprägten Stil errichtet, den die Nazis bevorzugten. So wie die neuen Bauten waren auch ihre Bewohner politisch untadelig: kinderreiche Familien, deren Ernährer in vielen Fällen als Angestellte der NSDAP und der ihr angegliederten Organisationen ihren Lebensunterhalt bestritten.

Zu den wirklich beunruhigenden «Verbesserungen», die Hitler angekündigt hatte, gehörte der Bau einer gigantischen neuen NS-Parteitagshalle und -Verwaltung: des «Gauforums». Es sollte in dem erdrückend-dominanten Stil errichtet werden, den Albert Speer entwickelt hatte, und hätte durch seine schiere Grösse keinerlei Rücksicht auf das umgebende Stadtgebiet genommen; gerade eine solche Unverhältnismässigkeit hatten Dresdens geschickte Stadtplaner seit Jahrhunderten erfolgreich vermieden. Für den geplanten Bau hätten Hunderte von Wohnungen im Osten des Stadtzentrums abgerissen werden müssen, und ein grosser Teil der Bürgerwiese, des sorgfältig gestalteten Stadtparks, den der geniale Landschaftsgärtner Paul Joseph Lenné Mitte des 19. Jahrhunderts geschaffen hatte, wäre ebenfalls für immer verloren gewesen. Der Rest dieser wertvollen Grünfläche hätte gerade noch für einen dekorativen Eingangsbereich für den riesigen Kongressbau der NSDAP gereicht.⁷ Dieses vandalistische Grossprojekt wurde nur durch den Ausbruch des Krieges verhindert.

Viele Gedanken machte man sich auch darüber, wie Dresden (und andere historische Städte Deutschlands) den gesteigerten Individualverkehr bewältigen würde, den die neue Prosperität und Dynamik des Reiches unweigerlich mit sich brächten. Allein in der Altstadt sollten 2'600 Wohneinheiten verschwinden, um Dresden für den PKW- und LKW-Verkehr zu «erschliessen». 1937 wurde Dresden zusammen mit Hamburg, Augsburg, Bayreuth, Breslau, Graz und Würzburg zu einer der so genannten «FührerStädte» erklärt, in denen Hitler und Speer unmittelbar einzugreifen gedachten. Die der Tradition verhafteten Denkmalschützer, die bis dahin tiefgreifende Veränderungen des Stadtbildes verhindert hatten, waren von nun an machtlos.

Am 1. September 1939 eröffnete Gauleiter Mutschmann offiziell die Durchführungsstelle für die Neugestaltung der Stadt Dresden. Mit ihrer Leitung wurde Professor Hermann Martin Hammitzsch betraut. Durch eine glückliche Fügung war Hammitzsch nicht nur Architekt, sondern hatte ausserdem einige Jahre zuvor Adolf Hitlers ältere Schwester und ehemalige Haushälterin Angela geheiratet.

Eine aufs Ganze gesehen schlimmere Fügung von Umständen wollte es, dass Hammitzschs Berufung genau an dem Tag erfolgte, an dem Deutschland in Polen einmarschierte und der Zweite Weltkrieg begann.

7. KAPITEL

Zuerst brennt die Synagoge...

In Dresden hatten Juden nie in solcher Anzahl gelebt, wie sie für andere mittel- und ostdeutsche Städte typisch war. 1933 gab es in Breslau 30'000 jüdische Bürger, in Leipzig 12'000 und in Berlin 160'000, in Dresden aber nur knapp über 6'000.¹

Die ersten Juden sollen sich um 1'300 in Dresden niedergelassen haben. Das genaue Datum ist unbekannt. Sicher ist jedoch, dass Juden auf dem Altmarkt bei lebendigem Leib verbrannt wurden, weil man ihnen den schwarzen Tod zur Last legte, der in den Pestjahren 1348/49 in Europa wütete. Das war kein Einzelfall – in Prag wurden 3'000 hingemordet. Während des restlichen Mittelalters und bis in die Renaissance hinein wurden sie mal geduldet, mal vertrieben und verfolgt, dann wieder geduldet, wie es den jeweiligen Herrschern gerade gefiel. Die meisten Juden waren als Geldverleiher willkommen, wenn die Mächtigen Geld brauchten, doch weniger gelitten, wenn es ans Zurückzahlen ging. Im Jahr 1705 beschwerte sich ein Dresdner Händler, dass Juden «jetzt fast täglich auf allen Gassen und Strassen herumlaufen und ihren Handel öffentlich und ohne Scheu trieben».²

Erst unter August II. und August III. wurden Juden dauerhaft geduldet (erhielten jedoch keine gleichen Rechte). Ein jüdischer Bankier, Behrend Lehmann, half die riesigen Summen aufzutreiben, die August der Starke brauchte, um sich den polnischen Thron zu kaufen. Zehn Jahre später, 1708, erhielt Lehmann den Lohn in Form einer königlichen Proklamation:

Wir wollen in Erwägung der uns viele Jahre von ihm geleisteten Dienste ihm die besondere Gnade und Freiheit verstatten, dass er sich mit Weibe und Kindern und benötigtem Gesinde in Unserer Residenz allhier mit einem Hause und Garten ankaufe und wesentlich wohnhaft niederlassen möchte...

in Unseren Schutz genommen... und hierüber noch ein jährliches Schutzgeld von 8 Reichsthaler Courant an Unser Rentamt zu entrichten schuldig sein soll.³

Die Dresdner *Hofiuden*, wie die sanft abschätzige Bezeichnung für sie damals lautete, akzeptierten die Beschränkungen dieser Rolle. Im späteren Verlauf des 18. Jahrhunderts waren es die energischen Handelsjuden in Leipzig-unentbehrlich für die jährlichen Messen, welche die Stadt reich machten –, die auf volle rechtliche Gleichstellung drangen.

In Dresden wurden kleine Fortschritte erzielt. Schliesslich durften die Juden einen Friedhof einrichten. Bis dahin war es ihnen nicht gestattet, ihre in der Stadt gestorbenen Toten auf sächsischem Boden zu begraben. Sie mussten nach Teplitz in Böhmen gebracht werden: eine kostspielige Fahrt, die winters wie sommers drei Tage oder mehr in Anspruch nahm. Im Jahr 1763 wohnten rund 800 Juden in Dresden, die mehr oder weniger vom Handel lebten, der überwiegend noch immer auf Lieferungen für den Hof und die Armee beschränkt war. Gleichwohl untersagte ein Schild Juden und Hunden den Zutritt zu den Lustgärten der Brühlschen Terrasse. Erst als eine Generalsfrau darauf bestand, dort ihren Hund ausführen zu dürfen und das Verbot gegen die Hunde aufgehoben wurde, mussten die Behörden auch im Falle der Juden nachgeben.⁴ Doch im Jahr 1935 wurde das Schild erneut angebracht.

Infolge der Französischen Revolution und aufgrund der Ausbreitung des Menschenrechts- und Freiheitsgedankens besserte sich die Lage allmählich. In Preussen und den westdeutschen Staaten wurden die Juden schon im Jahr 1806 emanzipiert, doch ihre sächsischen Glaubensbrüder mussten darauf noch gut 30 Jahre warten. Eine gewisse Gleichstellung in Handels-, Wirtschafts- und Religionsfragen gewährte der sächsische Gesetzgeber etwas widerstrebend mit den Erlassen von 1837/38. In den Genuss der vollen Bürgerrechte kamen die Juden jedoch erst während der Revolution von 1848. Ein Jahr darauf, 1849, wurde Bernhard Hirschel – 1825 war er als erster jüdischer Knabe in ein Gymnasium aufgenommen worden – zum ersten jüdischen Stadtrat gewählt.⁵

Ein eindeutiger Fortschritt war jedoch die Zulassung jüdischer Gottesdienste (bis 1837 waren religiöse Andachten auf Privathäuser beschränkt). Die Juden von Dresden konnten nun ihren Traum verwirklichen, eine Synagoge zu bauen, die denen nicht nachstand, welche es seit Jahrzehnten in preussischen und westdeutschen Städten gab. Noch während man über das Emanzipationsgesetz diskutierte, war zu diesem Zweck ein Komitee gegründet worden, das innerhalb der

Gemeinde Geld zu sammeln begann. 1838, als das Gesetz beschlossen war, traten Vertreter der Gemeinde an den jungen nichtjüdischen Architekten Gottfried Semper heran. Semper war mit 35 Jahren bereits Professor an der Dresdner Kunstakademie und betrieb ein gut gehendes Architektenbüro, zu dessen Projekten unter anderem zwei Museen und Umbauten am Hoftheater gehörten. Er war ausserdem bekannt (vielleicht sogar berüchtigt) für seine liberalen Anschauungen. Wer genau ihn als Erster ansprach, ist nicht mehr zu klären, weil die meisten Dokumente des Komitees verloren gegangen sind; man weiss aber, dass das angebotene Honorar (500 Taler) recht bescheiden war. Dennoch zögerte Semper nicht einen Augenblick, weil er auf Anhieb die symbolische Bedeutung des Projekts erkannte.

Hinter der Brühlschen Terrasse, nicht weit von der Elbe, wurde ein Grundstück erworben. Bald hatte der produktive junge Architekt seine Entwürfe fertiggestellt: einen Gebäudekomplex im orientalischen Stil, gekrönt von einer Kuppel, die an eine byzantinische oder romanische Kathedrale gemahnte. Aus der Mitte des annähernd würfelförmigen Hauptgebäudes erhob sich ein polygoner Aufbau, der von einem pyramidenartigen Dach bedeckt war. Der Plan liess viel Raum für die Gemeinde, während sich in der Mitte der Tradition getreu ein deutlich abgegrenzter Bereich befand, der stolz den Tisch mit der Tora, den Kandelaber, das ewige Licht und die Bima beherbergen sollte, von der aus die Toralesung gehalten wurde. Durch die Erhöhung dieses Mittelpunkts (und die mit Bedacht angebrachten Fenster) sollte mehr Licht in die Synagoge fallen, das sonst beschränkt gewesen wäre durch die Einfügung der beiden Frauengalerien oberhalb des eigentlichen Gottesdienstbereichs. Beiderseits der Eingangshalle sollten zwei Türme entstehen, die auf ihrer Spitze einen Davidstern trugen.

Das imposante Bauwerk wuchs empor und war bald von der Elbe aus deutlich zu sehen. Die einen sahen es mit Respekt, andere verspürten Neid auf eine Gemeinde, die ein so ausgefallenes Gotteshaus in so kurzer Zeit finanzieren und bauen konnte, und wieder andere empfanden eine Mischung von beidem. Was Aussenstehende nicht wussten: Die Finanzierung geriet recht bald in echte Schwierigkeiten. Rabbi Fränkel, der so sehr darauf gedrängt hatte, dieses Projekt zu realisieren, wurde kritisiert, weil er die Finanzkraft seiner Gemeinde überschätzt habe. Ein Drittel der 119 jüdischen Haushaltsvorstände in Dresden erhielt Armenhilfe, und nur ein weiteres Drittel verdiente genug, um Steuern zu

bezahlen. Manche, die einen Beitrag versprochen hatten, beriefen sich jetzt auf finanzielle Probleme oder weigerten sich, etwas beizusteuern, weil ihnen auf einmal dies oder das an dem Entwurf nicht mehr gefiel.

Trotzdem bekam man das Geld zusammen. Am 8. Mai 1840 fand die feierliche Einweihung der Dresdner Synagoge statt. Sie war jetzt das grösste jüdische Gotteshaus Deutschlands, das 300 männlichen und 200 weiblichen Gottesdienstteilnehmern Platz bot. Alle Minister des Königs waren zugegen. Die jüdische Gemeinde in Dresden hatte endlich ein signifikantes Zentrum ihres geistlichen und kulturellen Lebens.

Sempers Synagoge war als Teil der Silhouette am Elbufer zugleich ein sichtbarer Beweis für die errungene Gleichstellung der jüdischen Religion und der Juden in der Stadt. Sie sollte 98 Jahre und fast auf den Tag sechs Monate überstehen, und ihre Zerstörung sollte das Schicksal nicht nur der jüdischen Gemeinde Dresdens, sondern auch der Stadt selbst vorwegnehmen.

Ausgehend von den gut 100 Haushalten im Jahr 1840 wuchs die jüdische Bevölkerung stetig, wenn auch nicht im gleichen Mass wie Dresdens Gesamtbevölkerung. Zählte die Stadt 1876 bei insgesamt 187'500 Menschen 1'279 Einwohner jüdischer Herkunft, so betrug die entsprechenden Zahlen 30 Jahre später 517'000 und 3'510, was einen leichten prozentualen Rückgang bedeutete. Verglichen mit den in Dresden lebenden Ausländern, die mit 28'000 über fünf Prozent ausmachten, waren die Juden eine recht kleine Gruppe, die von den gut 4'000 ansässigen Briten und Amerikanern an Zahl übertroffen wurde. Durch den Zustrom so genannter Ostjuden aus Polen und Russland zwischen 1905 und 1925 kam es zu einer annähernden Verdoppelung der jüdischen Gemeinde auf etwas über 6'000. Der Anteil stieg, aber nur auf ein Prozent.⁶

Die Ostjuden liessen nicht nur die Gemeinde zahlenmässig wachsen, sondern sie brachten auch orthodoxere Formen des Gottesdienstes mit. Ausserdem fielen die Einwanderer der ersten Generation vielfach mehr auf: durch ihren traditionellen schwarzen Kaftan ebenso wie durch ihren starken fremdländischen Akzent. In Dresden wie andernorts in Deutschland empfand die alteingesessene jüdische Bevölkerung es häufig als peinlich, mit den «Fremden» assoziiert zu werden, zumal diese eine ständige Erinnerung an böse alte Stereotypen verkörperten.

Trotz der geringen Zahl von Juden in Sachsen und Dresden war der Antisemitismus seit jeher relativ stark. Das ist insofern schwer verständlich, als es

kaum Manifestationen einer aktiven Judendiskriminierung gab, etwa in Form von Boykotten und direkten Protesten der einen oder anderen Art. So befasste sich die Dresdner Ortsgruppe des rechtsradikalen Alldeutschen Verbandes weit stärker mit Slawen- als mit judenfeindlicher Propaganda (wegen der Nähe Dresdens zur Grenze von Böhmen und Mähren); allerdings enthielt sein Programm nach wie vor antisemitische Passagen, und judenfeindliche Floskeln gehörten zum Repertoire seiner Agitation. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es weder eine aggressive Diskriminierung von Juden noch Kampagnen gegen jüdische Unternehmen, seien es Banken oder Immobilienmakler oder Hotels (private Aktivitäten dürfen allerdings nicht ausgeschlossen werden). Was entschieden zunahm, war die ideologische Verwurzelung des Antisemitismus mit unterschweligen Anklängen von Hass, auch wenn die bewusste Aufmerksamkeit sich auf andere Dinge richtete.

Es war die dem Werk des nationalistischen Historikers Heinrich von Treitschke innewohnende grosse Bedeutung, die den Antisemitismus salonfähig machte. In Dresden als Sohn eines sächsischen Generals geboren und viele Jahre lang Professor der Geschichte in Berlin, war Treitschke berühmt für seine eindrucksvollen rhetorischen Fähigkeiten und seine einflussreiche fünfbandige *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*. Er prägte, ja, man kann sagen, er verdarb das Denken einer ganzen Generation von Studenten, die er in die Welt hinaus schickte nicht nur als Anbeter der Macht (das heisst der preussischen Monarchie), sondern auch infiziert mit einer tödlichen, nach und nach freigesetzten Dosis Antisemitismus. Treitschkes 1879 erschienener Essay «Ein Wort über unser Judentum» lieferte eine theoretische Untermauerung der Vorstellung, dass die Juden unabhängig von ihrer persönlichen religiösen Ausrichtung dem «Deutschtum» rassistisch fremd seien. «Die Juden sind unser Unglück», verkündete Treitschke – eine Phrase, die noch jahrzehntelang nachwirkte. Mit radikaler Konsequenz wurde sie aufgegriffen von Joseph Goebbels und dem berühmten Nürnberger Gauleiter Julius Streicher, der die Worte des brillanten, gefährlichen Professors zum Motto seines Hetzblattes *Der Stürmer* machte.

Die Auffassung Treitschkes und seiner Schüler entfaltete eine bösartige Wirkung. Der rassistische (im Unterschied zum religiösen) Antisemitismus gewann langsam die Oberhand. Noch vor dem Ersten Weltkrieg wurde ein Jude, der zum Christentum übertrat, allgemein nicht mehr als Jude angesehen. Dies begann sich allmählich zu ändern. Auch in durchaus «seriösen» Kreisen machte man alles vom «Blut» abhängig. Dieser Wandel war ein Bestandteil der Polari-

sierung der deutschen Gesellschaft, die den Extremismus im Inneren und die Aggression nach aussen schürte und wahrscheinlich auch an der Entstehung des Ersten Weltkriegs beteiligt war.

Das Ausmass, in dem die Vorurteile zunahmen, schwankte von Region zu Region, wobei Sachsen sich diesbezüglich nicht durch besondere Judenfreundlichkeit auszeichnete. In Dresden und Leipzig neigten begüterte Juden wegen der verbreiteten antisemitischen Einstellung stärker als in anderen Teilen Deutschlands dazu, Jüdinnen zu heiraten. Schufen die allgemeinen Bedingungen beispielsweise in Hamburg und Altona, Frankfurt am Main oder Baden ein verhältnismässig günstiges Klima für eine Beteiligung von Juden am öffentlichen Leben, so waren diese im Königreich Sachsen oder der Stadt Bremen praktisch davon ausgeschlossen.⁷

Die Träume der nationalistischen Rechten von Deutschland als Weltmacht verflüchtigten sich zwischen 1914 und 1918 in der Realität der Schützengräben. Nun taten sich deutsche Juden aber in den Antikriegsbewegungen und in den linken Parteien der neuen Republik hervor. Für die Rechten waren sie der «innere Feind», dessen Wühlarbeit zu der anders nicht erklärbaren Niederlage des Reiches geführt hatte. Diese Ansicht fand selbst unter den Gebildeten zahlreiche Anhänger. Bedenkenlos setzte man sich über die grosse Zahl der Deutschen jüdischer Abstammung hinweg, die im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten und gefallen waren oder die patriotischen, sozialkonservativen Anschauungen der Rechten teilten, ausgenommen deren Antisemitismus.

Auch in Dresden kam es anlässlich der Machtergreifung der Nazis zu Fackelzügen, Demonstrationen und spontanen antisemitischen Ausschreitungen. Gauleiter Mutschmann konnte dem Aufruf seines Gesinnungsgenossen (und geografischen Nachbarn), des fränkischen Gauleiters Julius Streicher, zu einem eintägigen Boykott jüdischer Geschäfte und Unternehmen nicht widerstehen. Er fand am 1. April 1933 statt. Schon am Tag zuvor wurden die Schaufenster nicht-jüdischer Geschäftshäuser mit Plakaten «Anerkannt deutsch-christliches Unternehmen» beklebt.⁸

Der Tag des Boykotts brach an. Braunhemden zogen in Marschkolonnen vom Schützenplatz zum Altmarkt, wo eine SA-Kapelle spielte. Von hier schwärmten Gruppen aus und blockierten jüdische Geschäfte, Arztpraxen und Anwaltskanzleien. SA-Trupps waren auch vor den Eingängen zum Justizgebäude postiert und verwehrten Juden den Zutritt. Einige jüdische Anwälte wurden geschlagen und aus dem Gebäude geschleift. Der braune Pöbel grölte Parolen wie «Wer sein Geld zum Juden schafft, zerstört die deutsche Wirtschafts-

kraft!» oder «Wer beim Juden kauft, unterstützt den jüdischen Boykott deutscher Waren im Ausland!»⁹

Bald wurde bei der Dresdner Gestapo eine gesonderte Abteilung geschaffen, das Referat IIB3 («Freimaurertum, Emigranten und Juden»), welches die Massnahmen gegen die Dresdner Juden lenkte. Einige Jahre lang wurde es von einem Polizeifachmann geleitet, dem 1941 SS-Untersturmführer Henry Schmidt als Chef des so genannten Judenreferats folgte. Schmidt sollte bis zum bitteren Ende für die Überwachung, Deportation und Verfolgung der Juden in Dresden zuständig sein und brauchte dazu nur wenige Mitarbeiter. Wenn er die Unglücklichen, die in sein Amt in der Bismarckstrasse bestellt wurden, verhörte, unterstützten ihn der Chef des Staatssicherheitsdienstes, Abteilung Dresden, Hans Max Clemens, und ein weiterer Gestapo-Beamter, Arno Weser. Die paar Juden, die den Krieg überlebten, erinnern sich, dass Weser, Clemens und Schmidt die Spitznamen «Spucker», «Schläger» und «Schreier» trugen, entsprechend ihrer bevorzugten Verhör methode. Die jüdische Ehefrau eines arischen Geschäftsmannes berichtete, dass sie zwei Stunden lang in der Ecke des Vernehmungszimmers stehen musste und zwischen den Fragen und Anschuldigungen bespuckt wurde.¹⁰

Dresdner aller Schichten glaubten, in einer Stadt zu leben, die zu den schönsten, kultiviertesten und am besten verwalteten im Europa des 20. Jahrhunderts gehörte. Das galt auch weiterhin in fast jeder Hinsicht für jene arischen Dresdner, die dem Regime keine Schwierigkeiten machten. Dies traf jedoch nicht auf ihre jüdischen Mitbürger zu, gleichgültig, welche politischen Ansichten sie vertraten. Ihnen ging allmählich auf – manche begriffen es schneller –, dass ihre eigenen Lebensumstände vor diesem scheinbar unwandelbaren Hintergrund altherwürdiger Schönheit, gepaart mit wohl abgewogener Modernität, zu mittelalterlichen Verhältnissen zurückfallen sollten.

Henny Wolf war acht Jahre alt, als die Nazis an die Macht kamen. Blond und blauäugig, hatte die hübsche Tochter eines wohlhabenden Kinobesitzers und seiner Frau in einer liebevollen Familie eine bis dahin sorglose Kindheit genossen. Ab 1933 wurde alles anders. Der Grund war einfach. Henny galt als Mischlingskind: Ihr Vater war zwar Arier, ihre Mutter jedoch eine in Russland geborene Jüdin.

Für einen «Backfisch», zu dem Henny 1938 herangewachsen war, spielten bestimmte Dinge wie etwa die Schulwahl und die Haltung der Freundinnen und Freunde eine grosse Rolle. Noch war Henny auf einer normalen staatlichen Schule und führte ein relativ normales Leben, aber die ersten Nadelstiche der of-

fiziellen Verfolgung bekam sie bereits zu spüren. Dazu gehörte etwa das für Juden (und Mischlinge) geltende Verbot, Parkbänke im Grossen Garten zu benutzen, wo sie und ihre Eltern gern spazieren gegangen waren und die Eichhörnchen gefüttert hatten. Auch fiel ihr die wachsende Zahl antijüdischer Schilder auf, die zum Teil eine eindeutige Aussage hatten (wie in dem Park und auf der Brühlschen Terrasse), teils aber auch nur Beleidigungen enthielten. *Der Freiheitskampf*, das Dresdner NS-Blatt, meldete mit Genugtuung, dass die Parteigenossen in der Johannstadt, einem Innenstadtviertel, sämtliche Litfasssäulen mit Botschaften wie «Die Juden sind unser Unglück» oder «Wer beim Juden kauft, ist ein Volksverräter!» beklebt hatten.¹¹ Das Haus von Henny Wolfs Eltern lag unmittelbar östlich der Johannstadt; die diskriminierenden Plakate und Schilder säumten ihren gewohnten Weg in die City.

Ebenfalls in der Johannstadt tauchten Anfang 1938 an den Türen von Miethäusern und Häusern die ersten Zettel mit folgendem Inhalt auf: «In diesem Haus wohnen Juden.» Bald darauf breitete sich ein konkurrierender Zettel aus: «Auf diesem Grundstück wohnen keine Juden.» Anfang Februar zog im Rahmen des Karnevals ein spezieller Motivwagen unter dem Motto «Auszug der Kinder Israels» durch die ganze Stadt. Allein am 4. März fanden im Bezirk Dresden 100 antisemitische öffentliche Veranstaltungen statt. An zwei verschiedenen Kundgebungsorten sprachen Mutschmann und Julius Streicher zu den Massen. Andere aus dem ganzen Reich herbeigeholte Redner, die sich an der Kampagne beteiligten, erhielten als Geschenk Schmuckplatten aus reinem Meissener Porzellan, die mit dem Hitler-Zitat «Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn» versehen waren.

Aus dem Rinnsal der Diskriminierungen wurde bald ein reissender Strom. Im Frühling folgten mehrere Vorortgemeinden dem Beispiel der Badeorte Weisser Hirsch und Bad Schandau und verweigerten Juden den Zutritt. Die bei den Dresdnern als Ausflugsziel beliebte Dahleener Heide wurde für Juden gesperrt. Juden wurden die Benutzung regionaler Omnibusdienste und das Betreten städtischen Grundbesitzes verwehrt, und ab Juni durften sie nicht mehr ohne polizeiliche Genehmigung nach Dresden ziehen. Im Juli 1938 folgte das Dekret, alle jüdischen Geschäfte in Dresden mit einem einheitlichen Schild zu kennzeichnen, das in schwarzen Lettern auf gelbem Grund verkündete: «Jüdisches Geschäft».

Die Hasskampagne ging ihrem Höhepunkt entgegen. In der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 1938 wurden 724 Männer, Frauen und Kinder, die in Polen geboren und/oder keine deutschen Staatsangehörigen waren – 90 Prozent der jü-

disch-polnischen Bevölkerung Dresdens –, in einer vom Dresdner Polizeichef persönlich geleiteten Blitzaktion aus ihren Wohnungen geholt. Man brachte sie zum Neustädter Bahnhof und schickte sie am 28. um 13.15 Uhr mit einem Sonderzug unter Polizeibewachung in die schlesische Grenzstadt Beuthen. Ohne Rücksicht darauf, dass viele ihr ganzes Leben in Deutschland verbracht hatten, wurden sie buchstäblich mit Gewalt über die Grenze nach Polen abgeschoben. Dies geschah im Rahmen einer planmässigen, deutschlandweiten Ausweisungsmassnahme. Dresden übertraf mit Leichtigkeit die Zahlen anderer sächsischer Städte wie Leipzig (50 Prozent der jüdisch-polnischen Bevölkerung) und Chemnitz (78 Prozent).

Die Massenausweisung von in Polen geborenen Juden aus Deutschland führte geradewegs zu der Katastrophe, welche die Richtung aufzeigte, die Hitler und seine Handlanger eigentlich anstrebten. Vielen Juden wurde seitens der polnischen Behörden die Einreise verwehrt, und sie mussten wochenlang im Niemandsland ausharren, ehe man ihnen endlich die Aufnahme gestattete.

Zu den aus Polen stammenden Juden, die aus dem Reich deportiert wurden, gehörte auch die Familie Grynspan, die Eltern und zwei Töchter. Kurz darauf gelangte eine Postkarte, auf der die Grynspans ihre erbärmliche Lage im Niemandsland schilderten, zu ihrem siebzehnjährigen Sohn Herschel, der als illegaler Einwanderer allein in Paris lebte. Der junge Mann beschaffte sich eine Waffe und ging am 7. November 1938 zur deutschen Botschaft. Er wünschte den Botschafter zu sprechen, wurde aber an einen untergeordneten Beamten verwiesen, den Legationssekretär Ernst vom Rath. Als er mit diesem allein in einem Zimmer war, zog Herschel Grynspan seine Waffe und verletzte den Diplomaten tödlich.

Die Ironie der Geschichte war, dass vom Rath nicht der NSDAP angehörte. Tragischerweise stürzte dieser von einem verzweifelten, einsamen Jugendlichen begangene Mord Deutschland in einen verheerenden Ausbruch von Gewalt. Die sich während des zurückliegenden Jahres ständig steigende antisemitische Agitation im gesamten Reich hatte diesen Gräueln sicherlich den Weg bereitet.

Die «Kristallnacht» begann in Dresden wie andernorts am frühen Abend des 9. November 1938, nachdem vom Rath in Paris gestorben war. In Gang gesetzt wurde sie von den örtlichen Organen der Partei, die ihrerseits zentrale Anweisungen aus München erhalten hatten, wo Hitler und andere Nazi-Grössen sich versammelt hatten, um den 15. Jahrestag des gescheiterten Marschs auf die Feldherrnhalle von 1923 zu feiern. Goebbels hielt eine hasstriefende Rede, woraufhin die Führung sich in ihr Hotel begab und Befehle für einen reichsweiten Po-

grom ergingen.¹² In Dresden kam es zu einer «spontanen» Protestkundgebung gegen die Ermordung vom Raths auf dem Rathausplatz, wenige hundert Meter von Sempers Synagoge entfernt, die sich, der Hundertjahrfeier ihrer Einweihung entgegengehend, stolz an der Elbe erhob. Die Menge berauschte sich an den Hetzreden brauner Fanatiker.

Das Wüten begann im Schutz der Dunkelheit. Bald hörte man Scheiben eingeschlagener Schaufenster in den nahezu menschenleeren Strassen Dresdens klirren. Am schlimmsten traf es jüdische Geschäfte in der Prager Strasse, der grossen Einkaufsstrasse der Stadt. Wo der Pöbel hindurchstürmte, hinterliess er Zerstörung. Schliesslich wandten die Randalierer sich dem sichtbaren Zeichen jüdischer Präsenz in Dresden zu, der Synagoge.

Gottfried Sempers imposantes, halb romanisches, halb orientalisches Gotteshaus an der Elbe war zu einem bekannten, ja beliebten Element der Stadtsilhouette geworden, eine faszinierende architektonische Bereicherung, die jener Stelle, an welcher sich die alten Stadtmauern einst nach Osten geöffnet hatten, einen Hauch von Exotik verlieh. Die Synagoge diente als Treffpunkt einer bis 1933 blühenden jüdischen Gemeinde – auch noch nach Hitlers Aufstieg zur Macht wurden Planungen für eine seit langem vorgesehene Erweiterung des Hauptgebäudes, durch die weitere 150 Gottesdienstbesucher aufgenommen werden sollten, nicht unterbrochen. Obwohl die Nazis die Freiheiten der Gemeinde zunehmend einschränkten, wurde dieser Anbau 1935 vollendet und eingeweiht – ein rührendes Beispiel eines mutigen, wenn auch unangebrachten Optimismus.

Vielleicht konnte niemand recht daran glauben, dass das, was sich am Abend des 9. November 1938 allenthalben in Deutschland abspielte, auch an einem Ort wie Dresden geschehen könnte, einer Kulturstadt, in der man die Intoleranz seit jeher in geziemenden Grenzen gehalten hatte, in der, wie jeder Dresdner stolz verkünden würde, «die Kunst Vorrang hat». Doch an diesem Abend war die Kunst nebensächlich. Noch bevor der grosse Haufen anrückte, brach eine Horde SA-Vandalen in die Synagoge ein, verschüttete Benzin und steckte das Innere mit seinen reichen Wandbehängen und seinen Möbeln und Einrichtungen aus Holz in Brand. Als das Gebäude, umringt von grölenden Nazis, in Flammen stand, trafen vier Löschfahrzeuge der Dresdner Feuerwehr ein. Ein am nahen Flussufer ankerndes Spezialboot sollte Flusswasser für ihre Schläuche hochpumpen. Die Feuerwehrleute wollten umgehend den soeben ausgebrochenen Brand bekämpfen, sahen sich jedoch durch einen Ring von SS- und SA-Schlägern daran gehindert.

Die Berufsfeuerwehr durfte lediglich die angrenzenden Gebäude schützen, darunter die Gemeindehäuser (Zeughausstrasse 1 und 3, später zwei der berichtigten «Judenhäuser»), ein Lagerhaus und die alte Jugendherberge. Spätnachts stürzte irgendwann die grosse hölzerne Kuppel der Synagoge ein und versank in dem Flammenmeer. Am Morgen war die vormals grösste Synagoge Deutschlands ein Haufen rauchender Trümmer.¹³

Der NS-Oberbürgermeister von Dresden, Dr. Kluge, verkündete noch am selben Tag mit unverhohlener Genugtuung, «das Symbol des rassischen Erbfeindes [sei] endgültig ausgelöscht».

Der Maler Otto Griebel erfuhr durch den Briefträger von den schrecklichen Ereignissen der Nacht und trat ans Fenster seines Ateliers, von wo aus er die gesamte Innenstadt überblicken konnte. In der Nähe des Terrassenufers, wo die Synagoge stand, stieg dünner schwarzer Rauch auf. Er machte sich auf zum Ort der Gräueltat. Dort sah er Feuerwehrleute untätig neben ihren grossen Motorspritzen stehen, umringt von zahlreichen Gaffern. Es war ein unheimlicher Anblick. Doch die Dinge nahmen eine noch hässlichere Wendung:

Inzwischen hatten einige uniformierte SA-Leute einige völlig verstört blickende und totenbleiche jüdische Lehrer aus dem nahen israelitischen Gemeindehaus hervorgeholt, ihnen verbeulte Zylinder auf die Köpfe gedrückt und sie vor der johlenden Menge aufgestellt, vor der die Unglücklichen sich auf Befehl hin tief verbeugen und die Hüte von den Köpfen ziehen mussten. Einem gepflegt aussehenden grauhaarigen Passanten, der den Eindruck eines Schauspielers machte, war das Geschehene zu viel, und voller Empörung rief er laut aus: «Unglaublich, das ist ja das schlimmste Mittelalter!» Aber kaum hatte er dies geäussert, griffen ihn auch schon anwesende Gestapo-Beamte und nahmen ihn mit.¹⁴

Entsetzt wanderte Griebel durch das Zentrum der Stadt und ihre besten Einkaufsstrassen: Seestrasse, Schlossstrasse, Prager Strasse. Alle jüdischen Geschäfte waren verwüstet und geplündert worden. Möglicherweise kreuzte er dabei auch den Weg des Sohnes eines Strassenbahnfahrers, Günter Jäckel, der jetzt elf war. An diesem Tag kam Günter zu spät in die Schule, weil er und seine Freunde einen Umweg gemacht hatten, um sich die Trümmer der Synagoge anzuschauen. Als die Schule mittags aus war, gingen wir zurück durch die Prager Strasse und

kamen am Pelzgeschäft Hirsch vorbei... Dort entfernte ein Mann im weissen Kittel die Scherben aus dem Schaufenster... und die Leute standen da und schauten zu, und es was Totenstille... Ich entsinne mich noch dieses Schweigens. Keine Provokation, keine Zustimmung – auch keine Ablehnung – nur Schweigen. Nichts.¹⁵

Was die Schuljungen nicht wussten und vielleicht nur wenigen der stumm gaffenden Erwachsenen bekannt war: In der Nacht waren 151 jüdische Männer von Dresden aus ihren Wohnungen geholt und unter gelegentlichen Misshandlungen in ein Sonderlager in Buchenwald bei Weimar gebracht worden. Die meisten wurden schliesslich wieder entlassen, aber von nun an war es eine nicht mehr zu übersehende Tatsache, dass ein Jude nur noch ein Leben voll eskalierender Gewalt und zunehmend gefährlicher Isolierung zu erwarten hatte. Mehr als 500 Synagogen in Deutschland waren geschändet und in den meisten Fällen auf ähnliche Weise wie die Semper-Synagoge in Dresden zerstört worden.

Die Botschaften der demokratischen Länder und die Hilfsstellen der Jewish Agency verzeichneten dramatisch zunehmende Auswanderungswünsche von Juden in Dresden. Die freiheitlichen Länder hatten jedoch seit jeher gezögert, jüdische Flüchtlinge zu «nehmen», und in dieser Hinsicht änderte sich wenig. Es war ein Zugeständnis der britischen Behörden, dass deutschjüdische Jungen und Mädchen mit den Kindertransporten nach London gebracht werden durften, wo Pflegeeltern sie aufnahmen; später wurden etliche zu Verwandten und Freunden in Nordamerika und anderen Ländern geschickt. Henny Wolfs Eltern zogen diesen Weg für sie in Erwägung, aber sie wollte sich nicht von ihnen trennen.

Es war typisch für das Regime und speziell für die noch grausamere örtliche Variante von Gauleiter Mutschmann, dass der seelische und materielle Schaden, den der Pöbel in der Reichspogromnacht angerichtet hatte, durch einen Zug zum Sadistischen noch verstärkt wurde. Weniger als 48 Stunden nach der Zerstörung der Synagoge ging ein Rundschreiben des sächsischen Innenministeriums in Dresden an die Bürgermeister aller grösseren Städte des Landes. Verfasser war Professor Dr. Martin Hammitzsch, ebenjener bereits erwähnte Schwager Adolf Hitlers. Es verkündete mit eiskaltem bürokratischen Zynismus:

Die in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 in Brand geratenen [«?】 Synagogen gefährden die öffentliche Sicherheit, verschandeln die unmittel-

bare Umgebung bez. das weitere Ortsbild und erregen öffentliches Ärgernis. Diese Brandruinen und die eventuell noch bestehenden restlichen Bauteile sind – auch wegen der beginnenden Verwahrlosung – sofort zu beseitigen, zumal eine Baugenehmigung für die Wiedererrichtung der Synagogen an der gleichen Stelle ausgeschlossen ist.¹⁶

Am selben Tag kamen Oberbürgermeister Kluge und leitende Stadtbeamte zusammen, um das Rundschreiben zu besprechen. Da die Ruinen eine öffentliche Gefahr darstellten, war die Stadt verpflichtet, die Reste der Dresdner Synagoge niederzureissen, und sie wählte für diese Aufgabe die städtische Technische Nothilfe und das Abbruchunternehmen Mätschke und Co. Für die Kosten sollte die jüdische Gemeinde aufkommen. Natürlich musste alles ganz korrekt verlaufen. Die Leitung der jüdischen Gemeinde wurde ins Rathaus bestellt, um dort ihre Anweisungen entgegenzunehmen.

Wie Stadtbaurat Wolf in seinem Protokoll pflichtgemäss vermerkte, waren «verantwortliche Vertreter der Israelitischen Religionsgemeinde nicht erreichbar». Eine Anfrage ergab eine offizielle Bestätigung. Und die Gestapo musste es wissen, denn die führenden Personen der jüdischen Gemeinde waren in der Nacht verhaftet worden und befanden sich entweder im Gefängnis in Dresden oder wurden im Konzentrationslager Buchenwald einer «erzieherischen» Miss-handlung unterzogen. Dass die freundlichen Herren von der Stadtverwaltung über diese Tatsache vollkommen im Bilde waren, unterliegt kaum einem Zweifel. Da die Verantwortlichen der jüdischen Gemeinde «nicht erreichbar» waren, durfte die Stadt das Grundstück abräumen, ohne seine bisherigen Eigentümer nochmals zu konsultieren.

Am 15. November entschied das Landgericht in Dresden, dass in Abwesenheit befugter jüdischer Repräsentanten zwei arische Anwälte als Verwalter der jüdischen Gemeinde ernannt werden konnten, die bevollmächtigt waren, den Abbruch zu erlauben. Das Vernichtungswerk ging rasch vonstatten. Ein Grosseil der Ziegel der Synagoge wurde in den westlichen Vororten der Stadt abgekippt, wo jüdische Zwangsarbeiter sie in einer grausamen Ironie der Geschichte später in die neue Oberfläche der Meissner Landstrasse einbauen sollten, jener Hauptstrasse, welche in nordwestlicher Richtung an der Elbe entlang aus der Stadt führte. Mätschke und Co. vereinbarten für die Arbeit 4'800 Reichsmark (RM), versuchten jedoch später, die Summe auf über 13'000 zu erhöhen. Aber die höchst korrekten arischen Ausschussmitglieder bestritten die Forderung, und es ist nicht bekannt, wie viel am Ende bezahlt wurde.

Bei der Sprengung der Überreste der berühmten Dresdner Synagoge war ein Kamerateam zugegen, dessen Aufnahmen als Lehrfilm genutzt wurden. Das waren sie natürlich, aber in einem Sinne, auf den die Verantwortlichen nicht im Traum gekommen wären.

Mitte 1939 war die jüdische Bevölkerung Dresdens auf gut ein Viertel der Stärke von 1932 geschrumpft. Noch nach Kriegsbeginn konnten einige entkommen, vor allem vermögendere wie die jüdischen Nachbarn von Günter Jäckel in der Sedanstrasse, die Mattersdorfs, deren Söhne seine Spielkameraden gewesen waren und die ihn als Sohn eines Strassenbahnfahrers trotz ihres Reichtums nie hochnäsiger behandelt hatten. Ihr Vater war Bankier und bis 1934 – als man ihn zum Rücktritt zwang – Vorsitzender der Dresdner Goethe-Gesellschaft (Günter Jäckel selbst war es 30 Jahre später). Die Mattersdorfs fanden ihren Weg in die Freiheit über Italien und von dort unter grossen Gefahren durch das von Vichy kontrollierte Französisch-Nordafrika. Es kostete sie zwar den Rest des zusammengeschrumpften Vermögens der Familie, aber sie schafften es nach den USA. Dort schaute sich der Mann bei der Einwanderungsbehörde die jungen Mattersdorfs an – sie waren trotz ihrer jüdischen Abstammung beide blond wie Henny Wolf – und sagte: «Ihr seid mir zwei schöne Nazis!»¹⁷

Im Jahr 1945 verdiente sich Mattersdorf, der ehemalige Bankier, seinen Lebensunterhalt in Amerika als kleiner Buchhalter. Als er vom Schicksal Dresdens erfuhr, das nicht mehr seine Heimat, sondern eine 5'000 Kilometer entfernte feindliche Stadt war, weinte er.

Doch das letzte Wort sollte vielleicht ein grauhaariges Dresdner Original haben, ein Obdachloser namens Franz Hackel. Der Künstler Otto Griebel, der Hackel von der allwöchentlichen Begegnung bei der Arbeitslosenfürsorge kannte, nannte ihn liebevoll «den Diogenes von Dresden», weil er sich's am Elbufer gut gehen liess und mit sarkastischem philosophischem Interesse das Geschehen in der Stadt verfolgte. Am 9. November 1938 entdeckte Hackel Griebel, der geschockt auf die noch rauchenden Ruinen der Dresdner Synagoge starnte. Er trat an den Maler heran und flüsterte ihm fast beschwörend mit blitzenden Augen zu: «Dieses Feuer kehrt zurück. Es wird einen grossen Bogen machen und wieder zu uns kommen!»¹⁸

Und damit verschwand der alte Mann in der Menge.

8. KAPITEL

Gesetze der Luft

Am 27. September 1939 kapitulierte die polnische Hauptstadt Warschau vor der deutschen Wehrmacht. Die Stadt war über zwei Wochen lang belagert worden, beschossen von Artillerie und wiederholt Angriffen von Bombern der deutschen Luftwaffe ausgesetzt. Am 24. September verwüsteten 1'000 deutsche Flugzeuge die Stadt, am nächsten Tag 420. Am Ende dieses zweiten Tages hatten 10'000 Zivilisten in der «Festung Warschau» ihr Leben verloren.

Es stimmt, dass Warschau von seinen Verteidigern zur Festung erklärt worden war. Richtig ist ebenfalls, dass diese Verteidiger aufgefordert worden waren, sich zu ergeben, und dass die Zivilbevölkerung aufgefordert worden war, die Stadt zu verlassen, aber sie hatten es nicht getan. Nach dem geltenden Kriegsrecht waren solche Angriffe unter diesen Umständen erlaubt. Aber die Verfasser dieses Rechts, die es zu einem Bestandteil der Haager Konvention von 1907 (nur vier Jahre nach dem ersten Flug der Brüder Wright) machten, konnten sich nicht entfernt die Verwüstung vorstellen, welche eine moderne Luftwaffe anzurichten vermochte. Die Gesetze der Belagerung blieben praktisch die gleichen, wie sie im Mittelalter festgelegt worden waren: Wenn diejenigen in der befestigten Stadt sich weigerten zu gehen oder zu kapitulieren, durften sie mit allen Waffen angegriffen werden, welche die Belagerer herbeizuschaffen und abzuschiessen in der Lage waren.

Beim Polenfeldzug hatte die Luftwaffe eine überwiegend taktische Aufgabe: Sie sollte nicht so sehr die militärische und industrielle Infrastruktur des Feindes schädigen als vielmehr den Vormarsch der Wehrmacht unterstützen. In den ersten Kriegstagen richteten sich die Angriffe gegen Flugplätze und Bahnhöfe – gegen Erstere, um die polnische Luftwaffe am Boden zu zerstören, speziell auf Flugplätzen in der Umgebung Warschaus, gegen Letztere, um die Mobilisierung des grossen polnischen Wehrpflichtigenheeres zu behindern. Es ist aber nicht zu

leugnen, dass die zivilen Opferzahlen hoch waren; von Anfang an gab es Ansätze zum totalen Krieg und zu vorsätzlich unterlassener Unterscheidung bei der Auswahl der Ziele.

Beim Angriff der Luftwaffe auf Warschau am 13. September, der «Operation Wasserkante», wies die Mischung aus je der Hälfte Spreng- und Brandbomben eindeutig auf die Absicht hin, bebaute Gebiete durch Feuer zu zerstören. Über die Folge des Angriffs lesen wir: «Überall brannte und qualmte es, sodass nichts Genaueres erkannt werden konnte.»¹

Schwere Angriffe dieser Art waren ursprünglich für den 1. September – den Tag, an dem Deutschland ohne Kriegserklärung über Polen herfiel – geplant gewesen, mussten aber wegen schlechten Wetters verschoben werden.² Die Hauptstadt war am 25. September eingekreist und im Begriff zu kapitulieren, als die Besatzungen deutscher Ju 52 buchstäblich mit Schaufeln Brandbomben auf die Stadt unter ihnen warfen. Zehn Prozent der Gebäude Warschaus wurden zerstört, 40 Prozent beschädigt, am verheerendsten der Stare Miasto, die historische Altstadt Warschaus.

Vielfach gab es auch im Tiefflug ausgeführte Angriffe mit Bordwaffen und Bomben auf den Strassenverkehr mit dem Ziel, ein möglichst grosses Durcheinander zu schaffen und polnische Truppenbewegungen zu behindern, aber es wurden auch Zivilisten getötet und die endlosen Kolonnen verzweifelter Flüchtlinge terrorisiert. Selbst der US-amerikanische Botschafter in Polen, der mit seinem Dienstwagen aus Warschau flüchtete, wurde auf den Strassen Südostpolens, weit von der Front entfernt, unter Beschuss genommen. Nach gelungener Flucht teilte Botschafter Biddle auf einer Pressekonferenz der Welt mit, die Flugzeuge der Luftwaffe seien überall gewesen. Er sei wiederholt mit Bomben und MG-Feuer angegriffen worden und habe sich schliesslich in den Strassen-graben retten müssen.³ Sein Wagen sei zwar mit einer auf dem Dach befestigten US-Flagge gekennzeichnet gewesen, aber das habe nicht abschreckend gewirkt, ganz im Gegenteil, und daher sei dieses Identifizierungsmittel eilig entfernt worden.

Derweil ging Dresdens letzter Friedenssommer sanft in den ersten Kriegserbst über. Die letzten, edelsten Trauben an den Südhängen des Elbtals wurden geerntet, und so konnten die Winzer von Pillnitz und Meissen sich daranmachen, einen neuen Jahrgang zu kreieren, wie sie es seit 800 Jahren getan hatten. Das Warschau, das jetzt in Trümmern lag, war zwei Jahrhunderte zuvor der Zufluchtsort des Königs von Sachsen gewesen. Es war seine zweite Hauptstadt, der sichere Ort, an dem er abwarten konnte, bis das Wüten der Truppen Friedrichs des Grossen und die Zerstörung Dresdens beendet sein würden. Jetzt waren

Soldaten und Flugzeugbesatzungen aus demselben Dresden unter denen, die den Tod über Polens Hauptstadt brachten.

Am 24. September verübten deutsche Streitkräfte in der westpolnischen Stadt Bydgoszcz (Bromberg) den ersten Massenmord an 800 polnischen Intellektuellen und Angehörigen der örtlichen Elite. Das Blutbad konnte zwar als ein Akt der Vergeltung ausgelegt werden – in den ersten Kriegstagen waren Angehörige der deutschen Minderheit als so genannte Fünfte Kolonne exekutiert worden –, aber Schlimmeres, weit Schlimmeres sollte folgen. Wenige Tage nach dem Fall Warschaus begannen die Deutschen damit, potenzielle Widerständler, führende Persönlichkeiten aus Politik und Gesellschaft und – vor allem – Juden zu verhaften.

Victor Klemperer, 60 Jahre alt und fünf Jahre zuvor seines Postens an der Universität enthoben, weil er ein Jude war, schrieb am 10. September, dass die Stimmung in Dresden unnatürlich und angespannt sei.

Man flaggt nicht, trotzdem in dieser ersten Woche schon Warschau erreicht ist. Man verschweigt die Westfront. Man lässt die Schlächterläden nach der Strasse zu schliessen: Schlange wird im Hof gestanden. – Es soll die Meinung aufrechterhalten werden: Nur mit Polen Krieg und raschester Sieg. Aber gleichzeitig ständig verschärfte Massnahmen, die auf langen Krieg deuten.⁴

An dem Tag, als der Zweite Weltkrieg ausbrach, blickte Günter Jäckel, inzwischen 13, mit der Faszination eines Heranwachsenden zum bewölkten Himmel hinauf. Massen von Ju 52, Heinkels, Messerschmitt 109 und natürlich Ju 87 – die Sturzkampfbomber («Stukas»), die zur Geißel der polnischen Strassen und Bahnhöfe werden sollten – dröhnten über Dresden hinweg auf ihrem Flug nach Osten, nach Polen. «Sie flogen tief», bemerkte er, «sie sollten wohl ihre Macht demonstrieren. ...» Doch am nächsten Tag schlug die Realität zu, allerdings in leicht grotesker Form. Der Maler und Tapezierer von oben, den er als «Hans U.» bezeichnet, ein eifriger, uniformierter SA-Mann und Hitler-Anhänger, zwang ihm eine Tätigkeit auf, die darin bestand, beschlagnahmte Kartoffelsäcke mit Erde zu füllen:

Auf meine Frage nach dem Zweck dieses Tuns erhielt ich nur die militärisch barsche Auskunft: «Das wirst du schon sehen, du Knilch!»... Die halb vollen Säcke kamen vor die runden Entlüftungsfenster, zum Schutz vor Gas oder Luftdruck oder was auch immer. (Sie hielten bis zum Winter, dann musste

die Erde zurückgeschaufelt werden; es geschah ohne Aufhebens, der Endsieg stand ja fast bevor.)⁵

Aus grosser Höhe tödliche Objekte auf Feinde fallen zu lassen ist ein seit Jahrtausenden geübtes militärisches Verfahren – ob es nun von Burgzinnen aus auf die unten zusammengezogenen Belagerer oder von Höhen über Gebirgspässen aus auf unwillkommene durchziehende Heere angewandt wurde. Andeutungen von Ehrgeizigerem hatte es gegeben, als wagemutige russische Patrioten den auf Moskau vorrückenden Napoleon mithilfe eines mit Sprengstoff beladenen Ballons aufzuhalten versuchten. Dieser das französische Heer abschreckende Effekt hat jedenfalls keinen Eingang in die historischen Dokumente gefunden.⁶ Ballons wurden gelegentlich zu ausgefallenen begrenzten Bombenangriffen benutzt, so auch von den Österreichern bei der Niederschlagung der venezianischen Rebellion von 1848/49. Dennoch blieb der Krieg bis ins 20. Jahrhundert im Wesentlichen eine zweidimensionale Angelegenheit. Man konnte ihn zu Lande oder zur See führen, gewiss mithilfe von Geschossen, aber immer unter der Voraussetzung, dass der Feind sich irgendwo in der Nähe auf der Erdoberfläche befand. Im Jahr 1903 unternahmen dann die Brüder Wright in den Kill Devil Hills von North Carolina den ersten bemannten Motorflug – und damit wurde alles anders.

So wie Alfred Nobel gehofft hatte, seine Erfindung des Dynamits werde den Krieg zu etwas Udenkbarem machen, so erklärte Orville Wright viele Jahre nach jenem ersten dramatischen Ausflug in die Lüfte: «Als mein Bruder und ich die erste bemannte Flugmaschine bauten, dachten wir, wir würden eine Erfindung in die Welt bringen, die künftige Kriege praktisch unmöglich machen würde.»

Nicht jeder teilte ihren Optimismus. H. G. Wells, der britische Autor futuristischer Romane, brauchte weniger als fünf Jahre, um in seinem Werk *The War in the Air* (1908) [deutsch: *Der Luftkrieg* (1983)], die Schlachten zwischen gewaltigen Luftflotten vorwegzunehmen. Binnen einer Hand voll Jahre wurden die Wrights auch in der Realität widerlegt. Als Italien in den Jahren 1911/12 mit den Türken um den Besitz des heutigen Libyen kämpfte, wurden Handgranaten, die von den Piloten zuvor scharf gemacht worden waren, indem sie mit den Zähnen den Sicherungssplint herausrissen, aus dem Cockpit von Doppeldeckern auf widerspenstige muslimische Stammeskrieger geworfen. Doch der eigentliche Beginn des Luftkriegs gegen den Feind – und zwar nicht nur gegen dessen Soldaten, sondern auch gegen dessen Bürger – erfolgte im Ersten Weltkrieg.

Der moderne Luftkrieg, in dem ein hochentwickelter, militarisierter Industriestaat quasi aus heiterem Himmel Zerstörung über die Bevölkerung eines anderen Landes bringt, ging auf die Planer des kaiserlichen Deutschland zurück. Anfangs wurden Flugzeuge hauptsächlich für die wichtige Aufgabe der Aufklärung eingesetzt; fortan brauchten mit Fernrohren ausgerüstete Stabsoffiziere sich nicht mehr um Anhöhen und Kirchtürme zu bemühen, um von dort aus die Gefechtslage zu sondieren. Alles, was eine Armee unternahm, lag nun deutlich erkennbar unter dem in der Höhe schwebenden Flugzeug ausgebreitet – ein Umstand, der den Bodenkrieg für immer veränderte.

Schnell machten sich weitere Veränderungen bemerkbar. Nicht nur die Armee des Feindes war entblösst, auch sein Territorium und die darauf lebenden Menschen. Ab 1915, als die Westfront in einem blutigen Patt erstarrt war, überquerten deutsche Zeppeline den Kanal und griffen Ziele in England an. In der britischen Zivilbevölkerung breitete sich Panik aus, doch die behäbigen, unförmigen und mit Wasserstoff gefüllten Luftschiffe erwiesen sich als verletzlich, sowohl durch den rasch aufgebauten Schutzschild der Bodenartillerie als auch durch die wendigen Doppeldecker des Royal Flying Corps, die bald in grosser Zahl von Firmen wie Sopwith gebaut wurden. Nach horrenden Verlusten verschwanden die Zeppeline im November 1916 vom Himmel über England.

Die eigentliche Gefahr – und die eigentlichen Vorläufer späterer Eindringlinge – waren die robusten, starken Gothas, die ersten speziell für diesen Zweck gebauten motorgetriebenen Bombenflugzeuge, welche die Deutschen in der Mitte des Ersten Weltkriegs entwickelten. Sie flogen ab Mai 1917 regelmässige Einsätze gegen englische Ziele. Am 25. dieses Monats bombardierten 21 Gothas Folkestone (eine der wichtigen Einschiffungsstationen für britische Truppen zur Verstärkung der Westfront); dabei wurden 95 Personen getötet und 195 verwundet. Man konnte in diesem Fall zumindest darauf verweisen, dass die meisten Opfer Soldaten waren. Am 15. Juni griff ein Geschwader von 15 deutschen Flugzeugen London an. Der belebte Pendlerbahnhof Liverpool Street erhielt einen Volltreffer. In der Umgebung wurden insgesamt 162 Personen getötet, darunter 46 Schulkinder. Nur elf der Opfer waren Militärangehörige. Die deutschen Flugzeuge kehrten allesamt wohlbehalten zu ihren Stützpunkten in Frankreich zurück.

Im Juli näherte sich abermals eine Streitmacht von 20 deutschen Bombern von Osten her London, umflog den Norden der Hauptstadt und überquerte dann, von den Passanten auf den Strassen ungläubig betrachtet, in 3'000 Meter Höhe das Zentrum der Hauptstadt. «Die feindliche Luftflotte», hiess es in einem Be-

richt der Press Association, «bot ein unglaubliches Schauspiel, wie sie da in stattlicher Prozession, mit fast symmetrischen Abständen, ... langsam und unverschämt tief dahinflog.» 57 Tote und 193 Verletzte waren das Ergebnis des Angriffs, bei dem nur eine Gotha verloren ging. Es kam zu deutschfeindlichen Tumulten, und Lord Northcliffs chauvinistische *Daily Mail* zog eine Parallele zu dem demütigenden Eindringen niederländischer Kriegsschiffe in die Themsemündung im Jahr 1667.

Eine Zeit lang liessen sich selbst höchste britische Regierungsstellen von einer fast panikartigen Stimmung anstecken. Dann erlangten Regierende und Untertanen ihre Besonnenheit zurück, doch im Januar 1918 nahmen die Deutschen die Nachtangriffe auf London wieder auf, und zwar mit «Riesen», einer grösseren Variante der Gotha. Gleichzeitig gingen sie daran, Paris mit den gewaltigen Ferngeschützen, den «Dicken Bertas», unter Beschuss zu nehmen. Es war der Wille vorhanden, zivile Ziele anzugreifen, die technischen Mittel standen zur Verfügung, und etwaige Skrupel, welche die Briten in den ersten Kriegsjahren noch hatten, verflogen rasch. In einer Tirade gegen das deutsche Oberkommando schrieb die Zeitschrift *Flight*. «Die psychologische ‚Terror‘wirkung auf die Zivilbevölkerung betrachten sie als einen gewichtigen Faktor. ... Wir werden noch sehr viel mehr Terror ausüben müssen, um sie auf andere Gedanken zu bringen.»⁷

Nachdem der Frühling in dem neu geschaffenen britischen Luftfahrtministerium mit einem bizarren politischen und strategischen Durcheinander vergangen war, entstand im Juni 1918 eine eigenständige britische Luftwaffe, die Royal Air Force. Befehligt wurde sie von dem rauhen, kämpferischen Hugh Trenchard. Die dringendste Aufgabe der RAF bestand darin, die alliierten Landstreitkräfte zu unterstützen, die nach dem deutschen Durchbruch im März 1918, bei dem die wiedererstarteten Heere Ludendorffs und Hindenburgs bis vor die Tore von Paris gelangt waren, noch immer wankten. Eine der Lösungen beruhte auf dem Bombardieren, das stand für Trenchard fest.

Trenchard ordnete eine neue, intensive Kampagne koordinierter strategischer Angriffe an, an denen sich die britischen, die französischen und die gerade eingetroffenen amerikanischen Luftstreitkräfte beteiligen sollten. Ziel war die Zerrüttung der Nachschubwege, der Industrie des Feindes und nicht zuletzt der feindlichen Moral. «An Ihrer Stelle», meinte der neue Luftfahrtminister Sir William Weir im September, «würde ich beim Bombardieren von Bahnhöfen mitten in Städten keine allzu strengen Massstäbe an die Zielgenauigkeit anlegen. Der Deutsche verliert die Nerven, wenn er Blut sieht, und ich hätte nichts dagegen, wenn es durch Ungenauigkeit zu einigen Unfällen käme.» Er fügte hinzu: «Es

würde mir sehr gefallen, wenn es Ihnen gelänge, in einer deutschen Stadt einen richtigen Grossbrand zu entfachen.»

Das mit der verfügbaren Technik erreichbare Mass an Zerstörung mag einer Bevölkerung, die unter den friedlichen Bedingungen des «langen 19. Jahrhunderts» aufgewachsen war, furchtbar erschienen sein, doch verglichen mit dem, was später kommen sollte, waren die Ergebnisse der Bombenoffensive mager. Kommuniqués verkündeten vollmundig alliierte Einsätze gegen Bonn, Köln, Koblenz, Frankfurt, Mainz, Saarbrücken und Stuttgart, doch die amtliche britische Kriegsgeschichte sollte später enthüllen, dass den insgesamt 675 strategischen Einsätzen, die während des Krieges von alliierten Fliegereinheiten durchgeführt wurden, 746 deutsche Soldaten und Zivilisten zum Opfer gefallen waren und ein Schaden von insgesamt 1,2 Millionen Pfund angerichtet wurde. Die neue britische Luftwaffe hatte 352 Flugzeuge verloren, und von den Flugzeugbesatzungen waren 264 Mann gefallen oder vermisst: ein toter Flieger auf drei tote Deutsche, etwas mehr als ein toter Deutscher pro Luftangriff. Die verlorenen Flugzeuge kosteten pro Stück zwischen 1'400 und 6'000 Pfund, was seinerzeit sehr grosse Beträge waren.

Nach dem plötzlichen Zusammenbruch des deutschen Heeres im November 1918 wurde im siegreichen, aber verarmten Grossbritannien ausgiebig darüber diskutiert, ob der Luftkrieg sein Geld wert gewesen sei. Es überwog die Ansicht, dass die feindliche Rüstungsproduktion zwar nur geringfügig beeinträchtigt wurde, dass die Deutschen jedoch beträchtliche Mittel abzweigen mussten, um mit den materiellen und seelischen Folgen der Luftangriffe fertig zu werden. Weir drückte es nach einer nach dem Krieg unternommenen Besichtigungsfahrt so aus: «Der Deutsche wird durch das Bombardieren unmittelbar dazu veranlasst, wie verrückt zu graben. ... Das bedeutet einen gewaltigen Aufwand an Arbeitskräften.»

Ein anderer Politiker, ein aufsteigender Stern, der als Dreissigjähriger erstmals ins Kabinett eingetreten war und sowohl Ministerien geführt als auch als Offizier an der Westfront gekämpft hatte, bezog einen eher ablehnenden Standpunkt:

An uns selbst haben wir beobachtet, dass der Kampfgeist der Leute durch die deutschen Luftangriffe nicht bezwungen, sondern angefacht wurde. Nichts, was wir über die Leidensfähigkeit der deutschen Bevölkerung wissen, rechtfertigt die Annahme, dass sie mit solchen Mitteln zur Unterwerfung getrieben werden könnte; vielmehr wird sie dadurch zu noch verbissenerer Entschlossenheit getrieben.⁸

Dieser weitblickende Politiker war der 43-jährige Munitionsminister – und designierte Luftfahrtminister – Winston Churchill. Sowohl er als auch Weir sollten Recht behalten. Aber wer konnte sich auch die riesige Zerstörungskraft vorstellen, die innerhalb von weniger als einer Generation vom Himmel herabstossen würde?

Als der Krieg zu Ende war, musste Sir Hugh (später Lord) Trenchard mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft und List um die soeben errungene Selbstständigkeit der RAF kämpfen.

Deutschland war bald darauf weitgehend entwaffnet. Da die grösste militärische Bedrohung Grossbritanniens entfallen war, erwogen die politischen Herren der RAF ernsthaft, ihre Mannschaften aufzulösen und zurückzuschicken zu Army und Navy, von wo man sie abkommandiert hatte. Dass die RAF überlebte, lag jedoch auch an ihrem potenziellen Nutzen bei der Lösung kleiner, aber lästiger Probleme in anderen Teilen der Welt. Im Dezember 1919 erklärte Churchill dem Unterhaus: «Die erste Pflicht der Royal Air Force ist die Sicherung des britischen Empire.»

Tatsächlich wurde ein Aufstand muslimischer Rebellen in Somaliland binnen drei Wochen niedergeschlagen, ein Sieg, den eine einzige RAF-Staffel im Zusammenwirken mit dem Camel Corps errang. Die ganze Aktion kostete 70'000 Pfund. Verglichen mit den Kosten der Aufstellung, Verpflegung und Unterbringung von Truppen, die man dann überall dort stationieren musste, wo sich der Ärger wiederholen konnte, war das ein sensationell niedriger Preis, und kostenbewusst musste die Führung des Empire nach dem kostspieligsten Krieg in der Geschichte Grossbritanniens sein. Im März 1921 wurde auf einer Konferenz in Kairo vereinbart, dass die britische Kontrolle über den Irak sich künftig auf die dort stationierten RAF-Staffeln stützen sollte. Im nordöstlichen Grenzbezirk Indiens, wo britische und loyale indische Truppen seit einem Jahrhundert in unaufhörlichen Gefechten mit den dort um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Stämmen verblutet waren, konnten RAF-Flugzeuge die «Ordnung» auch durch den Abwurf eines Flugblatts oder notfalls ein gezieltes Bombardement wiederherstellen.

In jenen düsteren Nachkriegsjahren sollte die neu gebildete Geddes-Kommission harte Sparmassnahmen in den einzelnen Ministerien durchsetzen. Dem mit allen politischen Wassern gewaschenen Trenchard gelang es, die RAF mit Zauberworten der Knausrigkeit zu retten – sie sei «unsere billigste Form der Verteidigung», betonte er. Dank der fortgesetzten Unterstützung Churchills gegen die Ränke von Army und Navy, die beide diese von ihnen abgezogene Waf-

fengattung zurückhaben wollten, waren Trenchard und die RAF im Jahr 1922 sowohl vor den Budgetkürzern als auch vor ihren militärischen Rivalen in Sicherheit. Die Zeit einer eigenständigen Luftmacht hatte begonnen.

Da Trenchard die RAF nicht nur gründete, sondern auch lange Jahre befehligte, war die neue Streitmacht unvermeidlich sein Geschöpf. Bei ihr ging es nicht so steif zu wie bei Army oder Navy. Am wichtigsten waren technische Kenntnisse. Diese Truppe bestand nicht aus Kanonenfutter, sondern aus Technikbesessenen. Trenchard lieferte der neuen Luftwaffe noch eine weitere Richtungsvorgabe. Nach seiner Erfahrung im Ersten Weltkrieg war er überzeugt, dass Luftüberlegenheit das einzig Richtige war, wenn man in künftigen Kriegen siegen wollte, und dass man aus dem tödlichen Stillstand, der Millionen junger Männer zwischen 1914 und 1918 das Leben gekostet hatte, ausbrechen konnte, indem man das Hinterland des Feindes angriff. Trenchard schrieb: «Der Endsieg beruht auf der durch Bombardieren bewirkten Zerstörung der feindlichen Industrien und vor allem der Senkung der Moral.» Auf die Frage, warum Grossbritannien nicht eine rein defensive Luftwaffe aufbaue, erwiderte er mit der ihn kennzeichnenden Selbstgewissheit:

Wenn Sie gegen eine gegnerische Mannschaft Fussball spielen, ist es Ihr Ziel, zu gewinnen. Wenn die gegnerische Mannschaft dann angreift und die Mitglieder unserer Mannschaft nur das eigene Tor verteidigen dürfen, können sie unmöglich gewinnen. ... Nichts ist ärgerlicher als mit einer Waffe angegriffen zu werden, gegen die man nicht zurückschlagen kann; aber so notwendig es auch ist, eine gewisse Verteidigung zu haben, um die Moral der eigenen Leute hochzuhalten, so ist es doch unendlich viel notwendiger, die Moral der Gegner zu senken, indem man sie angreift, wo immer sie sich befinden mögen.

Diese Argumente waren, zieht man die Sportmetaphern ab, die Grundlage der wohlbekannten Doktrin des «*moral bombing*» sowie der Überzeugung, man könne Länder (entgegen dem, was Churchill fünf Jahre zuvor geschrieben hatte) allein mit unablässigen Luftangriffen zur Kapitulation zwingen. Trenchard dachte ganz sicher an die Franzosen, als er seine unverblühten, bisweilen von einem frösteln machenden Zweckmässigkeitsdenken zeugenden Ansichten vortrug, denn Frankreich war Mitte der Zwanzigerjahre die einzig denkbare Macht, die sich mit Grossbritannien auf einen militärischen Konflikt einlassen konnte.

«Das Land, das einem Bombardement am längsten standhalten würde, würde am Ende siegen», sagte er, und er fügte hinzu: «Bei einem Bombenduell würden die Franzosen wahrscheinlich früher schreien als wir.» Trenchard fügte in seine Bemerkungen über den Primat des Bombenkriegs einen prophetischen Zusatz ein, der im kommenden Krieg oft vergessen werden sollte. «Erhöhte Verteidigungsmittel», sagte er, «könnten künftig das Gleichgewicht wiederherstellen.»

Auf eventuelle zivile Opfer wurde in Trenchards Doktrinen kaum Rücksicht genommen. Im Ersten Weltkrieg hatten Nationen einander auf Tod oder Leben bekämpft. Die Deutschen hatten den unbeschränkten U-Boot-Krieg geführt, mit der Folge, dass durch die Versenkung von Handels- und Passagierschiffen tausende Zivilisten umkamen, und beide Seiten hatten mit massierten Luftangriffen auf feindliche Städte begonnen. Beide Kriegsgegner waren bemüht gewesen, den anderen auszuhungern, und damit ganze Bevölkerungen so zu behandeln, als wären sie Insassen mittelalterlicher Festungen. Die Briten, die mit einer allgegenwärtigen Überwasserflotte ihre Blockade gegen die Mittelmächte (also Deutschland und Österreich-Ungarn) aufrechterhielten, waren darin erfolgreicher. Mangel an Lebensmitteln und anderen Bedarfsgütern führte zu Unterernährung und Krankheiten, denen Hunderttausende feindlicher Zivilisten erlagen. Auch in Grossbritannien hatte die massive Versenkung von Handelsschiffen durch die deutsche U-Boot-Flotte einen allgemeinen Mangel an importierten Lebensmitteln zur Folge. Es herrschte nun eine Einstellung vor, derzufolge das Leben feindlicher Zivilisten wenig wert sei, die noch zehn Jahre zuvor unvorstellbar gewesen wäre.

Trenchard gab ihr Ausdruck, als er 1927 vor dem Imperial Defence College sprach:

In der Erkenntnis, dass diese neue Form der Kriegführung die bisher auf das Schlachtfeld begrenzten Gräueltaten und Leiden auf die ganze Gemeinschaft ausdehnen wird, mögen manche fordern, die Luftoffensive auf die Zone der gegnerischen Streitkräfte zu beschränken. Wenn diese Beschränkung durchführbar wäre, wäre ich der Letzte, der daran etwas auszusetzen hätte, aber sie ist nicht durchführbar. ... Was auch immer man von der Legalität oder der Humanität oder der militärischen Klugheit solcher Operationen halten mag – es besteht nicht der geringste Zweifel, dass im nächsten Krieg beide Seiten ihre Flugzeuge entsenden und ohne Skrupel jene Ziele bombardieren werden, die sie für die angemessensten halten.

Noch extremer waren die Ansichten des italienischen Armeeeoffiziers Giulio Douhet. General Douhet hatte kurz (1913/14) als Leiter der Fliegerabteilung der italienischen Armee fungiert, wurde dann aber aufgrund geheimnisvoller disziplinarischer Untersuchungen zum Bodendienst versetzt (einige Autoritäten wagten sogar die Vermutung, er habe nie fliegen gelernt).⁹ Gleich wohl erlangte er mit seinem 1921 erschienenen Buch *Il dominio dell'aria* [deutsch: *Luft Herrschaft*, 1935] grosses Aufsehen. Dank der beträchtlichen Aufmerksamkeit, die das Buch erregte, wurde Douhet, ein fanatischer Faschist, in Mussolinis erster Regierung zum Staatssekretär im Luftfahrtministerium ernannt.

Douhet behauptete, die Erfindung des Flugzeugs habe alles bisherige militärische Denken bedeutungslos gemacht. Angesichts der Erinnerungen an das albatrauhafte Patt des Ersten Weltkriegs, von denen so viele in den Zwanzigerjahren heimgesucht wurden, mochte das perverserweise wie ein Segen erscheinen. Nun würden Millionen junger Männer nicht mehr dazu verurteilt sein, in ergebnislosen Schlachten zu Lande ihr Leben zu lassen – der Bomber würde mit seiner Fähigkeit, feindliche Städte und Industriezentren mit verheerenden Angriffen zu überziehen, das Patt aufbrechen. Landstreitkräfte würden hauptsächlich für die Besetzung und Überwachung gegnerischen Territoriums benötigt, nachdem der Feind durch die Bomber zur Kapitulation gezwungen worden war.

Douhet hielt es für vollkommen gerechtfertigt, Zivilisten im grossen Massstab abzuschlachten. Wenn zu diesem Zweck nicht nur Sprengbomben, sondern auch Giftgasgranaten eingesetzt würden, finde das seine vorbehaltlose Unterstützung. Noch entschiedener als Trenchard machte er sich diese Grundidee zu Eigen und führte sie zu ihrem logischen (und amoralischen) Schluss. Im Unterschied zu Trenchard schien Douhet sich über die apokalyptischen Visionen, die sein Buch bei einem entsetzten Publikum auslöste, zu freuen. Er war darüber hinaus der Ansicht, dass die Strategie nur dann funktionieren könne, wenn man die Fähigkeit des Feindes zur Luftoffensive gleich zu Beginn (durch Zerstörung seiner Luftwaffe am Boden) ausschalte und danach nicht widererstanden lasse; seine Städte seien dann dauerhaft schutzlos den sich ungehindert bewegend Bomben ausgeliefert, die eine rasche Kapitulation herbeiführen würden.

Douhet erklärte mit der ihm eigenen rückhaltlosen Offenheit, die Angriffe aus der Luft seien zu richten «gegen Organe, die materiell und moralisch verwundbar sind und sich nicht durch Kampf oder Gegenangriff zur Wehr setzen können».

Der Gasangriff, der diese totale Vernichtung der feindlichen Widerstandsfähigkeit bewirken würde, sei auszuführen mit flüssigen und langsam verdunstenden Giftstoffen, «welche die Atmosphäre wochenlang vergiften». Douhet legte das ganze Grauen dieses Geschehens in einem Schlusszenario dar:

Man hat ausgerechnet, dass man mit 80 bis 100 Tonnen Gift schon heute Weltstädte wie London, Berlin oder Paris in eine tödliche Gaswolke hüllen und durch planmässige Belegung mit Spreng-, Zünd- und Gasbomben vernichten kann, weil die Vergasung das Löschen der Brände verhindert. Man hat unter anderem ein System des Angriffs ausgedacht, welches als «Gasmantel» bezeichnet wird. Es besteht darin, über einer Stadt eine unsichtbare Giftgaswolke zu erzeugen, welche schwerer als die Luft ist. Langsam auf die Erde herabsinkend vernichtet sie alles, was ihr begegnet, sei es in den Kellern oder auf den Dachgärten der Wolkenkratzer.

Douhets Buch wurde erst 1942 ins Englische übersetzt, und die meisten Bombenkriegsdoktrinen à la Trenchard waren schon vor seinem ersten Erscheinen im Umlauf – Vorstellungen über ein Aufbrechen der Pattsituation und die Zerstörung des feindlichen Hinterlandes waren während des Ersten Weltkriegs und unmittelbar danach ja durchaus verbreitet. Aber was er schreibt, hat etwas Beängstigendes an sich, das möglicherweise auf die aggressiv antihumanistischen Grundlagen des faschistischen Denkens zurückzuführen ist. Douhets Doktrin passt wie die keines anderen Autors zu dem Maschinellen, Unpersönlichen des Bombenabwurfs aus grosser Höhe. Der Bomber als Waffe des Terrors wird hier offen in Wort und Idee formuliert. Man könnte die Denkweise Trenchards und die von Douhet aber auch so verstehen, dass es ihnen im Grunde um Abschreckung geht. Das Kalkül lautete dann: Der Schaden, den die Bomber anrichten würden, wäre so fürchterlich, dass kein Politiker von normalem Verstand künftig daran denken dürfte, einen europäischen Krieg zu entfesseln.

Die einzige Alternative zur Abschreckung war die Abschaffung, das Verbot der Bomberwaffe. Doch die Konferenzen, die mit diesem Ziel unter dem Dach des Völkerbundes abgehalten wurden, brachten keine greifbaren Ergebnisse. Eine Konferenz von Juristen, die 1923 von den Westmächten in Den Haag einberufen wurde, schlug vor, das Bombardieren als blosses Mittel zur Terrorisierung von Zivilbevölkerungen zu verbieten. Keine Regierung hatte jemals öffentlich eingeräumt oder würde jemals eingestehen, feindliches Territorium allein

zu diesem Zweck zu bombardieren. Weit subversiver war daher der Vorschlag der Konferenz, Luftangriffe gegen militärische Ziele sollten nur dann zulässig sein, wenn dabei jeglicher Schaden für Zivilisten vermieden würde. Praktisch wäre dann lediglich das Bombardieren von Zielen auf dem Schlachtfeld beziehungsweise von militärischen und industriellen Anlagen weit ausserhalb von Städten erlaubt gewesen, und damit wären fast alle Vorteile des Besitzes einer Bomberflotte hinfällig geworden. Die Empfehlungen wurden nie ratifiziert. Was in den folgenden zwei Jahrzehnten an rechtlichen Argumenten bezüglich der Luftmacht vorgebracht wurde, waren Versuche, Kriegsregeln aus der Zeit vor 1900 irgendwie mit den neuen Realitäten der massiven, geografisch unbegrenzten Zerstörung in Einklang zu bringen. Diesbezügliche Diskussionen sind am Beginn des 21. Jahrhunderts noch immer nicht verstummt. Ein zeitgenössischer Spezialist für den Luftkrieg schreibt:

Was die Luftmacht zur Entwicklung eines totaleren Krieges beitrug, als es die Mongolenstürme oder die Zerstörung der einheimischen Kulturen beider Amerika waren, war das Mittel, mit dem ein Krieg grösseren Ausmasses geführt wird, sowohl was die Zerstörung als auch was die Wahrnehmungen von Gesellschaften angeht. Viele Kulturen haben sich zur Kriegführung aller verfügbaren Methoden bedient, oft ohne nennenswerte Beschränkungen, und die Luftmacht war in Wirklichkeit nur ein weiterer, wenn auch sehr bedeutsamer Schritt in diese Richtung.¹⁰

Es ist mit anderen Worten ein Gesetz des Krieges (im wissenschaftlichen, nicht im rechtlichen Sinne), dass eine Macht, solange keine überwältigende Abschreckung existiert, alle Waffen, die sie besitzt, einsetzen wird, um ihr Ziel zu erreichen. Und das Ziel ist der möglichst billig (hinsichtlich der Reserven der kriegführenden Macht an Menschen und Reichtümern) erkaufte Sieg.

Am 26. April 1937 sah sich eine Stadt von 7'000 Einwohnern im nordspanischen Baskenland einem Luftangriff ausgesetzt, der die Welt zutiefst schockieren sollte. Trotz all der seither erlebten Gräuel sollte er über 60 Jahre später noch immer gut in Erinnerung sein. Der Name der Stadt: Guernica.

Im Juli 1936 hatte General Francisco Franco, ein reaktionärer Militärbefehlshaber, sich gegen die demokratisch gewählte linke Regierung Spaniens erhoben. Vom nationalsozialistischen Deutschland und vom faschistischen Italien mit Waffen und Männern unterstützt, blieb Franco ein rascher Sieg dennoch ver-

wehrt, und die brudermörderischen Kämpfe zwischen Nationalisten (Francos Truppen) und Republikanern (Regierungsanhängern), die schon Hunderttausende das Leben gekostet hatten, zogen sich bis ins Jahr 1937 hin.

Guernica lag 15 Kilometer von der Front entfernt – in einem Krieg, in dem Spanier gegen Spanier kämpften. Doch die Flugzeuge, die an jenem Tag starteten, waren nicht spanisch. Ihre jungen Piloten bildeten den Kern der neuen deutschen Luftwaffe, der unter dem Decknamen einer Einheit namens «Legion Condor» operierte. Diese bestand aus rund 100 Flugzeugen – vier Bomber- und vier Jäger staffeln –, befehligt von Generalmajor Hugo Sperrle und Oberst Wolfram von Richthofen (einem Verwandten des berühmten Fliegerassens aus dem Ersten Weltkrieg, des «Roten Barons»). Beide sollten während des Zweiten Weltkriegs eine bedeutende Rolle in der Luftwaffe spielen. Es gab auch eine Panzereinheit unter der Führung von Oberst von Thoma, später Truppenführer des Afrikakorps. Formell dem Befehl des Rebellen General Franco unterstellt (und gerechtfertigt als Reaktion auf die Internationalen Brigaden, die auf republikanischer Seite kämpften), bestand die uneingestandene Funktion der Legion Condor darin, die jungen Piloten der Luftwaffe ihre Feuertaufe erleben zu lassen und die neuen Flugzeuge und Waffen des NS-Staates an realen Zielen und lebenden menschlichen Wesen zu testen.

Streng genommen war der Angriff auf Guernica den meisten Kriegsregeln zufolge gerechtfertigt. Es ging darum, eine Truppenbewegung zu unterbinden: Eine Armee sollte mit Gewalt daran gehindert werden, sich vom siegreichen Gegner abzusetzen und sich auf diese Weise neu zu formieren. Aber Guernica war auch eine Stadt, und obendrein eine historische, die seit dem Mittelalter einen Namen als Zentrum der baskischen Sprache und Kultur hatte und wo im Schatten einer alten Eiche seit jeher Rats Versammlungen abgehalten wurden. Die Intervention der Legion Condor war zudem aussergewöhnlich mörderisch und dramatisch, und man erkannte seinerzeit richtig, dass hier ein grässliches neues Muster der Kriegführung geschaffen wurde, das – lässt man einmal die Grössenordnung beiseite – von Coventry bis Dresden und weiter bis Vietnam und Irak mit einer unheimlichen Ähnlichkeit befolgt werden sollte.

Guernica war voller Menschen, heisst es: nicht nur mit flüchtenden republikanischen Soldaten und Zivilisten, sondern auch mit Käufern, denn es war Markttag. Auch während des schlimmsten Krieges müssen Bauern ihre Erzeugnisse verkaufen, und die Leute brauchen Nahrung; und da die nationalistischen

Bodentruppen noch kilometerweit entfernt waren, gab es keinen Grund anzunehmen, dass die Stadt gerade jetzt angegriffen würde. Einer solchen Annahme sollte keine Zivilbevölkerung je wieder verfallen. Die ersten deutschen Ju 52 erschienen gegen 16.30 Uhr über der Stadt. Es fielen die ersten Bomben auf den Marktplatz und die in die Stadt führende Brücke. Der Angriff wurde noch stundenlang fortgesetzt, wobei die deutschen Piloten die ausgebrochenen Brände als Markierungen benutzten und dementsprechend noch mehr Bomben über dem Zentrum abluden. Nachdem die Bomber ihr Werk vollendet hatten, kamen die Jagdflugzeuge und bestrichen die Strassen im Tiefflug mit Bordwaffen.

Mehr als sechs Jahrzehnte danach sind die Opferzahlen von Guernica noch immer umstritten. Die genannten Angaben der Toten reichen von 300 bis 1'600 (Letztere entspräche fast einem Viertel der Bevölkerung der Stadt). Einigkeit scheint darüber zu bestehen, dass rund 70 Prozent der Stadt zerstört wurden.¹¹ Franco bestritt seinerzeit, dass der Angriff stattgefunden habe, und wenn doch, dann sei die republikanische Luftwaffe dafür verantwortlich zu machen. Der deutsche Star pilot Adolf Galland – er hatte an dem Angriff teilgenommen – bezeichnete Guernica in den Fünfziger jahren als einen «bedauerlichen Irrtum, ...wie er sich später während des Zweiten Weltkriegs unzählige Male wiederholen sollte». Die Welt lernte, dass der Luftkrieg – fehlbare Menschen gingen bei hoher Geschwindigkeit in grosser Höhe gegen Ziele vor, die schwer zu definieren oder gar zu finden waren – besonders fehleranfällig war und dass diese Fehler wahrhaft schreckliche Folgen haben konnten.

Die Fehler beschränkten sich, wie sowohl Reporter als auch Historiker später erkennen sollten, auch nicht auf die Planer oder die Flugzeugbesatzungen oder die gewundenen Behauptungen «amtlicher Sprecher». Waren die Angriffe für die Täter das halb blinde Werk eines Augenblicks, so bedeuteten sie für die Menschen am Boden eine unvorstellbare Mischung aus Grauen, Angst und Verlust: Alle schweren Verkehrsunfälle, alle brennenden Häuser und Körperverletzungen, die man sich nur vorstellen konnte, verschmolzen für sie zu einem Ganzen. Verständlicherweise weichen die Berichte von Augenzeugen bei nachträglichen Befragungen stark voneinander ab, die von ihnen angeführten «Tatsachen» (die ihren Weg in Zeitungsberichte, Wochenschauen und Geschichtsbücher finden) sind bisweilen objektiv widerlegbar, oder man stellt fest, dass ihre Erinnerungen irrig oder mit Beimengungen von Erkenntnissen behaftet sind, die ihnen von aussen zugetragen wurden.

Ein deutscher Historiker aus Dresden hat Guernica viele Jahre später in Begleitung eines spanischen Kollegen besucht. Der Deutsche wurde mit einem älteren Mann bekannt gemacht, der in Guernica gewesen war, als es bombardiert wurde, und ihm eine bewegte, detaillierte und herzerreissende Schilderung des Angriffs gab. Nachdem sie sich verabschiedet hatten, sagte der spanische Historiker lächelnd, dass sehr wenig von dem, was der Augenzeuge erzählt hatte, zutraf. Hatte er also gelogen? Natürlich nicht. Er beschrieb dem jüngeren Mann *sein* Erlebnis vom 26. April 1937, *seine* Erinnerungen, *sein* Guernica, und insofern war alles, was er sagte, für *ihn* die absolute Wahrheit.¹² Für den Einzelnen ist seine Erinnerung die Wahrheit (hätte es sonst einen Sinn, sich seines Lebens zu entsinnen?), aber für den Historiker ist sie nur ein Faktor, der abgewogen und geprüft und als Teil eines Ganzen betrachtet werden muss.

Picassos berühmtes Gemälde «Guernica» zitiert keine Zahlen, gibt keine Details und sagt dennoch alles. Es zeigt vor allem das Grauen, die Angst und die ungeheuerliche, bösartige physische Gewalt des an jenem Tag angerichteten Chaos. Die Mutter/das Opfer blickt, von ihrer Vorahnung zerrissen, in einer grausam verzerrten Nachbildung von 100 gemalten Pietas, hilflos zum Himmel empor, von wo ihre Ahnen seit unzähligen Generationen nicht Zerstörung, sondern Rettung erwartet hatten. Dies war einmal. Hier ist ein Moment einer vertrauten, geliebten Stadt, wie sie seit Hunderten von Jahren bestanden hat, geformt von dem umgebenden Land und es ihrerseits formend. Sie ist bedroht, aber die feindlichen Truppen sind nach herkömmlichen Massstäben noch ziemlich weit. Diejenigen, die bleiben wollen, haben noch Zeit, zu kaufen und zu verkaufen, und diejenigen, die flüchten wollen, haben noch Zeit, den Fluss zu überqueren und sich in vermeintliche Sicherheit zu bringen. Da kommen die Flugzeuge, und einige Stunden später ist die Stadt verschwunden, ein Trümmerhaufen mit vielen hundert Toten, Verletzten und Traumatisierten. Dies ist Krieg, wie man ihn nie zuvor erlebt hat – Krieg aus der Distanz, kühl und unpersönlich, aber tödlicher als je zuvor – buchstäblich unentrinnbar.

Francos Soldaten kamen zwei Tage nach dem Angriff und besetzten die Ruinen. Kurz darauf sollte die Legion Condor die Stadtzentren von Madrid und Barcelona bombardieren, um den hartnäckigen Widerstand zu brechen, den ihre Bewohner gegen Franco leisteten. Ein weiteres Experiment, das in den grausamen Jahren, die bevorstanden, ad infinitum wiederholt werden sollte: Die Japaner hatten in ihrem Krieg gegen das Regime von Chiang Kaishek ihre an Stärke gewinnende Luftwaffe bereits dazu benutzt, chinesische Städte zu bombardieren

– mit verheerenden Folgen. Mochten Politiker und Wähler in den demokratischen Ländern auch Hemmungen haben, Zivilisten in Städten in grosser Zahl durch Luftangriffe zu töten, so war doch gegen Ende der Dreissigerjahre klar, dass es bereits geschehen war und auch weiterhin geschehen würde, solange der Krieg als solcher sich nicht vermeiden liess.

Und er liess sich nicht vermeiden.

9. KAPITEL

«Ich will Meier heissen...»

Wenige Stunden nach dem deutschen Angriff auf Polen am 1. September 1939 richtete Franklin Delano Roosevelt, Präsident der neutralen USA, einen dringenden Appell an die Hauptbeteiligten, Bombardements strikt auf militärische Ziele zu beschränken. Tags darauf, am 2. September, verpflichteten sich die Briten und Franzosen, der Empfehlung des Präsidenten zu entsprechen. Die Deutschen warteten ab. Nachdem ihre Truppen schliesslich Warschau erreicht hatten (das dadurch theoretisch zu einem «militärischen Ziel» wurde), erteilten auch sie am 18. September ihre Zustimmung.

Es gab ein paar ziemlich wirkungslose britische Angriffe auf Kiel und Wilhelmshaven, wichtige deutsche Marinestützpunkte, doch im Grossen und Ganzen hielten sich beide Seiten in diesem Winter des «Sitzkrieges» an ihr Versprechen. Es war ihnen recht. Die Briten konnten ohne die ständige Furcht vor massiven deutschen Luftangriffen auf London und andere Grossstädte ihre Produktionskapazitäten erweitern und das Expeditionsheer, das sie mittlerweile nach Frankreich entsandt hatten, mit Nachschub versorgen. Wohl wurde die Royal Air Force stark ausgebaut – zwischen 1934 und 1939 verdreifachte sich ihre Mannschaftsstärke –, ein viel versprechendes neues Jagdflugzeug wurde entwickelt, und vor allem wurde an der Küste zum Kontinent das revolutionäre neue Radar-Abwehrsystem errichtet, dennoch blieb die offizielle Haltung noch 1938 geprägt von der Äusserung des ehemaligen Premierministers Baldwin aus dem Jahr 1932: «Der Bomber kommt immer durch.»¹ Sollte die Luftwaffe London, die leicht verwundbare Hauptstadt, angreifen, rechneten die Behörden allein in der ersten Woche mit rund 150'000 Todesopfern.² Es waren nicht nur Nachrichten über verheerende Bombenangriffe auf Städte in Spanien, China und Polen, die in der britischen Öffentlichkeit die Angst vor der tödlichen Gefahr aus der

Luft wachsen liessen, sondern auch Kinofantasien wie der Film *Things to Come* [Was kommen wird], der einen an Armageddon gemahnenden Krieg zeigte und das Menetekel einer drohenden Zerstörung der ganzen Welt aufzeigte.

Die britische Öffentlichkeit schien sich allerdings nicht einig zu sein. Nach den Angriffen auf die norddeutschen Häfen in der ersten Septemberwoche ordnete die Regierung an, dass die RAF sich vornehmlich einer Operation mit dem Decknamen «Nickel» widmete, die in nichts anderem bestand als darin, über den westlichen Teilen Deutschlands riesige Mengen defätistischen Propagandamaterials abzuwerfen. Doch die Bombenabwurfverfahren steckten noch ebenso in den Kinderschuhen wie die Fähigkeiten der RAF im Flugblattverteilen. Die ziegelähnlichen Bündel von rund 1'500 Flugblättern wurden von einem Gummiband zusammengehalten. Die Bündel waren wiederum mit Bindfaden zu grösseren Zwölferpackungen zusammengeschnürt. Über dem «Ziel» musste ein Besatzungsmitglied den Platz finden, den Bindfaden durchzuschneiden und die Pakete durch den Bombenschacht hinauszubefördern. Draussen sollte der Luftschraubenstrahl des Flugzeugs die Flugblätter von dem sie zusammenhaltenden Gummiband befreien, damit sie über einem Gebiet von angemessener Ausdehnung zur Erde schweben konnten. Die Botschaft war merkwürdig naiv. Sie handelte von der «Freundschaft der Alliierten zum deutschen Volk, jedoch ebenso von deren Überlegenheit». Sie heuchelte Mitgefühl vor wegen der Steuerlast, die der Krieg mit sich gebracht habe, und kündigte den Bankrott des NS-Staates an. Sie versuchte der deutschen Bevölkerung einzureden, dass sie auf Frieden bestehen könne.

Die Vorstellung, das «deutsche Volk» sei nach dem Sommer 1933 in der Lage gewesen, irgendetwas von Bedeutung zu «fordern», ist geradezu rührend. Ein anderes Flugblatt, das Anfang Oktober 1939 über Berlin abgeworfen wurde, vermeldete im Stil eines Revolverblattes:

Göring, des Führers vorbestimmter Nachfolger, verfügt im Ausland über nicht weniger als RM 30'030'000,-.

Goebbels hat in Buenos Aires, Luxemburg und Osaka (Japan) die Kleinigkeit von RM 35'960'000,-.

Ribbentrop ist der Reichste von allen. In Holland und der Schweiz liegen für ihn RM 38'960'000,-...

Himmler, der wie ein Luchs aufpasst, dass kein Deutscher mehr als 10 Mark über die Grenze nimmt, verschob selber RM 10'550'000,- ...

Das sind eure Führer!³

Der Schriftsteller und Kabarettist Noël Coward bemerkte dazu mit der für ihn typischen Schärfe, es sehe ganz danach aus, als wolle man die Deutschen zu Tode *langweilen*. «Aber haben wir auch die Zeit?», fragte er klagend.⁴

Als tagtäglich Berichte über verwüstete polnische Städte eingingen, wurde Unmut darüber laut, dass die kostspielige Air Force praktisch zur Untätigkeit verurteilt blieb, doch ordnete die Regierung auch weiterhin keine grösseren Bombenangriffe an. Dahinter steckte möglicherweise – ohne Coward nahetreten zu wollen – das Kalkül, Zeit zu schinden, denn mit jedem Monat, der verging, konnten Grossbritanniens Fabriken mehr Jagdflugzeuge und Bomber produzieren und dadurch die Kluft zwischen der scheinbar unbesiegbaren Luftwaffe und der RAF verringern. Die Regierung wies denn auch mit gebührendem Nachdruck darauf hin, dass es bei den Aktivitäten der RAF über Deutschland keineswegs nur ums Flugblattverteilen ging, sondern mittels Aufklärungsflügen die Schwachpunkte des Feindes ausfindig zu machen.

Der Feldzug gegen Polen mochte als «Blitzkrieg» bezeichnet werden, aber was man im Winter 1939/40 erlebte, war ein «Sitzkrieg». Die anglo-französischen Streitkräfte, hinter den Rheinbefestigungen und der Maginotlinie verschantzt, lagen einen eisigen Winter lang ihren siegreichen Gegnern gegenüber und fragten sich möglicherweise, ob es wirklich so eine gute Idee gewesen war, den Polen Hilfe zu versprechen.

Es war die Zeit, in welcher der britische Luftfahrtminister Sir Kingsley Wood, um die Genehmigung für einen Plan ersucht, den Schwarzwald zu bombardieren und in Brand zu stecken, erwidert haben soll: «Ist Ihnen klar, dass das Privateigentum ist? Demnächst kommen Sie noch und verlangen von uns, Essen zu bombardieren!» In jener Zeit verstieg sich Reichsmarschall Göring, Fliegerass aus dem Ersten Weltkrieg und Schöpfer sowie Oberbefehlshaber der Luftwaffe, zu einer seiner bekanntesten und wahrscheinlich unglücklichsten Behauptungen: «Ich will Meier heissen, wenn nur ein feindliches Flugzeug deutsches Territorium erreicht.»

Der «Sitzkrieg» endete im April 1940 mit dem erfolgreichen deutschen Überfall auf Norwegen, bei dem dank der deutschen Luftherrschaft über die Ostsee Luftlandetruppen eingesetzt werden konnten und die auf dem Seeweg angelandeten Streitkräfte eine nahezu lückenlose Deckung erhielten. Ein anderes wichtiges Element war das noch nie dagewesene Ausmass der Abstimmung zwischen Boden- und Luftstreitkräften durch Funkverkehr (die vor allem von Wolfram von Richthofen in seiner Zeit als Stabschef in Spanien und Polen entwickelten Verfahren waren dem, was Engländer und Franzosen zu bieten hatten,

weit voraus). Als gut einen Monat später Frankreich und die Niederlande angegriffen wurden, schien die Luftwaffe sich in eine unbesiegbare Legende zu verwandeln, in das fliegende Gegenstück der berühmten preussischen Grenadiere Friedrichs des Grossen.

Das Prestige der Luftwaffe wurde auch durch geschickte Propaganda gemehrt. Im ersten Kriegswinter gingen zwei grössere Propagandafilme um die Welt, die beide vom Polenfeldzug handelten und die Luftwaffe als ein grossartiges, unschlagbares und vor allem unglaublich effizientes Werkzeug des nationalen Willens Deutschlands darstellten. Der erste Film mit dem Titel *Feuertaufe* schilderte die Rolle der Luftwaffe beim Fall Warschaws und scheute keine Mühe, deutlich zu machen, wie zerstörerisch deutsche Bomber sein konnten.⁵ Im zweiten Film unter dem Titel *Kampfgeschwader Lützow* stösst die Besatzung einer tief fliegenden Heinkel 111 auf eine polnische Landstrasse herab und erkennt nicht nur eine Kolonne von entführten Angehörigen der deutschen Minderheit, sondern ist auch imstande, zwischen ihnen und ihren feigen, aber grossmüligem polnischen Bewachern zu unterscheiden; diese werden in echter Filmheldenmanner einzeln abgeschossen, während die unschuldigen Deutschen unversehr bleiben. Unverhohlener Zweck des Films war es, eine der gängigen Propagandarechtfertigungen für Hitlers Überfall auf Polen unter die Leute zu bringen: Angehörige der deutschen Minderheit mussten vor brutalen Polen gerettet werden. Zugleich strich er wie der Streifen *Feuertaufe* in masslos übertriebener Weise die übermenschlichen Fähigkeiten der Luftwaffenangehörigen heraus und gab damit einen warnenden Hinweis, was jenen unglücklichen Nationen widerfahren würde, die sich dem Dritten Reich auf seinem Marsch zur Weltmacht entgegenstellten.

Das zweite grosse Beispiel für das Leid, das über diese Feinde kommen würde, lieferte Hitler, als er seine Truppen ohne Kriegserklärung über das wohlhabende, selbstzufriedene und traditionell neutrale Holland herfallen liess. Viele wichtige Abwehrstellungen wurden in den ersten Stunden des Überraschungsangriffs von deutschen Fallschirmjägern eingenommen. Niederländische Fallschirmjäger, die sehr zahlreich waren und es auch während der Besatzungszeit blieben, verhalfen den Deutschen zur Einnahme bestimmter Stützpunkte.⁶ Als die Garnison von Rotterdam, der zweitgrössten Stadt mit dem grössten Hafen der Niederlande, nicht kapitulieren wollte, schickte die Wehrmacht die Bomber hin, die weite Bereiche der Altstadt zerstörten und Hunderte, wenn nicht Tausende von Zivilisten und Soldaten töteten. Wie bei vielen berühmt-berüchtigten Luft-

angriffen sollte die genaue Zahl der Opfer permanent umstritten bleiben. Unbestreitbar ist, dass es, weil die Niederlande niemals damit rechneten, in einen europäischen Krieg verwickelt zu werden, kaum Abwehr- und Schutzmassnahmen gegen Bombenangriffe gab und die Zahl der Todesopfer dadurch höher als nötig ausfiel.

Rotterdam erlangte so traurige Berühmtheit wie zuvor Guernica und Coventry danach. Die Deutschen behaupteten (erneut), es habe sich um einen Irrtum gehandelt, der unter anderem auf Mängeln der Funkverständigung und der Tatsache beruhte, dass die holländischen Uhren damals um 20 Minuten der Greenwich-Zeit vorausgingen. Die Briten und ihre Verbündeten, für die Rotterdam ein wirklicher Horror, aber auch ein Propagandaknüller war, wiesen darauf hin, dass Brandbomben eingesetzt und ein Übermass an Gewalt gegen eine Stadt angewandt worden waren, die ohnehin im Begriff stand zu kapitulieren, und dass Holland seit jeher ein friedliches Land war (jedenfalls im Verhältnis zu europäischen Ländern – anderer Meinung mögen vielleicht die Bewohner des ausgedehnten und profitablen fernöstlichen Kolonialreichs gewesen sein). Jetzt war es offenbar an der Zeit, die auf Roosevelts Verlangen hin beschlossenen Beschränkungen zu überdenken.

Versuche britischer Bomber, in den Bodenkampf einzugreifen, wie es die Luftwaffe in Polen und Norwegen so glänzend vor geführt hatte, hatten in einem Debakel geendet. Am 10. Mai, dem Tag, an dem die Deutschen die alliierten Linien durchbrachen, wurden 32 völlig veraltete Fairey Battles losgeschickt, um die südlichsten deutschen Panzerkolonnen anzugreifen, die durch Luxemburg der französischen Grenze entgegenstürmten. Zwar flogen die Battles tief – 75 Meter –, um deutschen Jagdflugzeugen auszuweichen, gerieten dafür jedoch in vernichtendes Flakfeuer. 13 Maschinen wurden abgeschossen, die anderen beschädigt. Tags darauf erwischte ein früher Luftangriff deutscher Jagdflugzeuge eine der zwei Staffeln der etwas moderneren Blenheim-Bomber am Boden. Am selben Tag probierten acht der glücklosen Battles es erneut gegen die deutschen Panzertruppen. Sieben wurden abgeschossen, und das einzige Flugzeug, das heil blieb, verunglückte beim Landen auf dem Stützpunkt. Am 12. Mai nahmen neun Blenheims von der 139. Staffel deutsche Panzer zwischen Maastricht und Tongeren aufs Korn, wobei sie, um dem Schicksal der tief fliegenden Battles zu entgehen, eine Höhe von 1'800 Metern einhielten. Prompt fielen Jagdflugzeuge der Luftwaffe wie Hornissen über sie her. Nur zwei Blenheims kamen davon. Heldenhaft unterliegen, das wurde jetzt zur Norm, und sie ging einher mit unannehmbaren hohen Verlusten an Besatzungen wie Maschinen. Angriffe auf die Brücken über den Albertkanal in Belgien (vier von fünf Flugzeugen zerstört)

und gegen Strassenkreuzungen und Brücken in Maastricht (14 von 24 verloren) schrieben das traurige Kapitel fort.

Die auf dem Kontinent operierende Bomberstreitmacht der RAF hatte binnen 48 Stunden fast die Hälfte ihrer Maschinen verloren. Am 14. Mai setzte ein verzweifelter Oberkommando die verbliebenen Maschinen ein, um auf Ersuchen der Franzosen bei der Abriegelung der Brückenköpfe zu helfen, welche die Deutschen gerade am anderen Ufer der Maas gebildet hatten. Feindliche Jäger und Flakfeuer vernichteten nochmals 40 Battles und Blenheims. Damit war die Streitmacht auf ein Viertel ihrer anfänglichen Stärke geschrumpft. Einer der Überlebenden schrieb, dass seine Kameraden sich vor blankem Entsetzen und vor Erschöpfung übergaben, bevor sie in ihre Maschinen stiegen und losflogen, um mit einem Feind zu kämpfen, dessen Gerät dem ihren in jeder Hinsicht überlegen war.⁷

Der ungleiche Kampf konnte so nicht weitergehen. Nach weiteren verheerenden Einbussen verlegte sich die RAF einige Tage später auf Nachtbombardements. Diese waren zwar nicht so effizient, dafür aber sehr viel sicherer. Die Verluste liessen erheblich nach. Das Versagen der Bomber bei einer taktischen Aufgabe spielte bei anderen Entscheidungen, die in diesen schlimmen Tagen getroffen wurden, eine Rolle. Der Luftstab der RAF hatte schon überlegt, dass es, sollten die Deutschen in die Niederlande einfallen, an der Zeit wäre, «die Samthandschuhe abzustreifen». Als es dann geschah, zauderten die Politiker noch immer. Dann kam Rotterdam. Tags darauf billigte das Kriegskabinett den von Luftstab und Bomber Command seit langem gehegten Plan, deutsche Ziele zu attackieren.

Das Bomber Command hatte bereits nächtliche Angriffe gegen Verschiebeshöfe und Verkehrseinrichtungen in Deutschland befohlen, aber westlich des Rheins (also unmittelbar hinter der Front), aus der Erwägung heraus, dass diese nach internationalen Massstäben als legitime Operationen galten. Die Entscheidung vom 15. Mai erlaubte britischen Flugzeugen, über den Rhein hinweg in das industrielle Herz Deutschlands, das Ruhrgebiet, vorzudringen und Raffinerien sowie auffällige, selbstleuchtende Industrieziele wie Hochöfen und Kokereien und dazu die üblichen Verkehrs- und Fernmeldeeinrichtungen zu bombardieren. Damit verfolgte die RAF ein doppeltes Ziel: Sie wollte beweisen, dass sie den Feind empfindlich treffen konnte, und auf diese Weise (so hoffte man) wesentliche Kräfte der Luftwaffe, die in Frankreich ein solches Chaos anrichteten, in einen Abwehrkampf innerhalb Deutschlands verwickeln. Die Bomben der RAF galten dabei nicht Truppenkonzentrationen oder verteidigten Festun-

gen, sondern quasi-zivilen Zielen, und zwar jener Art von Zielen, über deren Legitimität damals und in der Folgezeit endlos gestritten werden sollte.

An dem Angriff in der Nacht vom 15. auf den 16. Mai 1940 war ein für damalige Verhältnisse grosses Aufgebot von 96 Whitley-, Wellington- und Hampden-Bombern beteiligt. Es war nicht sonderlich erfolgreich. Von den 78 Maschinen, die Raffinerien anvisieren sollten, meldeten nur 23 Besatzungen, dass sie die Ziele auch gefunden hatten. 16 Maschinen – ein Sechstel des Aufgebots – kamen erst gar nicht dazu anzugreifen. Andererseits ging nur eine Maschine verloren – sie kollidierte auf dem Rückflug in Frankreich mit einem Berg. So endete die erste Operation in der Kampagne des Bomber Command gegen das Reichsinnere. Die Angriffe mögen in der Zeit vor Dünkirchen bei den Deutschen zu einer gewissen Nachdenklichkeit geführt haben, aber gross war die Wirkung nicht.

Auf diese unwirksamen, aber kostengünstigen Anfänge sollten fünf Jahre folgen, in denen Grossbritannien und seine Alliierten einen hohen Tribut an Menschenleben, Arbeit und Geld zahlten, während die Zivilbevölkerung Deutschlands unsägliches Leid zu erdulden hatte.

Da das Vereinigte Königreich auf sich allein gestellt war und sich auf eine mögliche deutsche Invasion vorbereitete, hatten die meisten britischen Militärplannungen während des Schicksalssommers 1940 hauptsächlich defensiven Charakter.

Eine Woche nachdem Rotterdam geopfert und den Deutschen überlassen worden war, griffen britische Bomber dortige Ölraffinerien an, um dem Feind an ihrer Nutzung zu hindern. Mochte Londons Propaganda auch noch so sehr darüber klagen, dass die «barbarische» Luftwaffe Hollands zweitgrösste Stadt bombardiert hatte – Krieg war Krieg. Im Juni zerstörten Blenheims deutsche Flugplätze in Rouen an der Kanalküste, in Amiens und Schiphol in Holland (heute der Amsterdamer Flughafen). Fabriken, speziell solche, die mit Flugzeugbau und -Zubehör zu tun hatten, wurden angegriffen in Bremen (Focke-Wulf), Gotha (Messerschmitt 110), Deichshausen (Junkers 52) und im Rheinland, darunter auch in Köln. Unter gewaltigem Kostenaufwand vom Reich errichtete Hydrieranlagen, die aus Kohle synthetischen Treibstoff herstellten, damit Heer und Luftwaffe nicht auf verwundbare ausländische Ölfelder angewiesen waren, wurden ebenfalls ins Visier genommen, darunter diejenigen in Gelsenkirchen im Ruhrgebiet und die riesigen Anlagen in Leuna bei Halle in Mitteldeutschland, die von Mitte Juni bis Mitte August 1940 zehn Angriffe der RAF über sich ergehen lassen mussten.

Dennoch spielte das Bomber Command damals gegenüber dem Fighter Command eindeutig eine untergeordnete Rolle. Politischer Druck hatte in den späten Dreissigerjahren zu einer veränderten Beschaffungspolitik geführt. In neue Jagdflugzeuge wurde stark investiert, die Bomberwaffe relativ vernachlässigt. Die unseligen Folgen hatten sich in den ersten Tagen der Schlacht um Frankreich klar gezeigt. Doch in der anschliessenden Luftschlacht um England zahlte sich die Entscheidung der Regierung offenbar aus. Die vom Fighter Command unter Sir Hugh Dowding zur Verteidigung eingesetzten Hurricanes und Spitfires – neuere Modelle, die qualitativ eher an ihre deutschen Gegner heranreichten als die entsprechenden Bomber – wehrten alle Versuche der Luftwaffe, die Luftüberlegenheit zu erkämpfen, erfolgreich ab und verhinderten dadurch eine deutsche Invasion über den Kanal hinweg.

Im Hochsommer 1940 verstärkten die Deutschen ihre Angriffe auf britische Flugplätze, eine wirksame Taktik, die – was dem Feind damals nicht bekannt war – der Jagdfliegerabwehr der Insel beinahe den Garaus gemacht hätte. Da befahl die deutsche Führung, die unter der Demütigung eines winzigen RAF-Angriffs auf Berlin litt und dem Vernehmen nach hoffte, die Spitfires und Hurricanes, die einen hartnäckigen Abwehrkampf führten, zur Verteidigung ihrer Hauptstadt in die Luft zu locken, Ziele im Herzen Londons anzugreifen. Diese Entscheidung gilt nach einhelligem Urteil als ein grosser strategischer Fehler Hitlers und Görings mit weit reichenden Folgen. Die spektakulären Einsätze der Luftangriffe gegen britische Städte mögen, wenn man die Schäden und die Opferzahlen betrachtet, zwar die Moral in Deutschland gestärkt, die Feinde des Reiches zeitweilig beunruhigt und neutrale Betrachter beeindruckt haben, aber im Hinblick auf den direkten militärischen Nutzen bewirkten sie wenig, ausser dass sie die Briten wütend machten und Forderungen nach Vergeltungsangriffen der RAF provozierten. Die Fortsetzung der Bombenangriffe war im Grunde das Eingeständnis einer Niederlage, eine Alternative zu dem direkten, vernichtenden Kräftemessen mit dem Fighter Command, das der Luftwaffe, wäre sie siegreich daraus hervorgegangen, die Luftherrschaft über England verschafft hätte. Das Fighter Command überstand diesen Kampf. Seine Verluste in der Luftschlacht um England wurden rasch wettgemacht von der britischen Flugzeugindustrie, die durch die im Herbst und Winter fortgesetzten deutschen Angriffe erstaunlich wenig beeinträchtigt wurde.

Für das deutsche Volk hatte der Krieg, auf den es sich – wenn wir anderen Zeugen, darunter Klemperer, glauben dürfen – sehr zögernd eingelassen hatte,

scheinbar mit einem Triumph geendet. Hitlers Aggression schien gerechtfertigt zu sein. Unzweifelhaft genoss er eine gewaltige Popularität, selbst bei Deutschen, die bis dahin den Ereignissen skeptisch gegenübergestanden hatten.

Das Dritte Reich beherrschte Europa von der spanischen Grenze bis zur westlichen Ukraine. Und wenn die Briten nicht zu besiegen waren, so konnte man sie doch auf ihre Insel zurückdrängen und schliesslich dazu bringen, dass sie um Frieden baten. Deutschland hatte den Erzfeind Frankreich besiegt und die Briten auf ihre enge kleine Insel zurückgejagt. 1918 war auf den Kopf gestellt, die Deutschen auf der Siegerseite.

Der Krieg war vorbei. Das glaubten viele in Deutschland. Was konnten Churchill und seine Kommandeure jetzt noch tun, wenn nicht Frieden schliessen? Auf diese Frage sollte die deutsche Zivilbevölkerung eines Tages ihre Antwort bekommen, aber noch war es nicht so weit.

Dresden und andere Kommandostellen der Wehrmacht in Mittel- und Ostdeutschland hatten als wichtige Ausgangspunkte für die Einverleibung der böhmischen Lande und den Einmarsch in Polen gedient, doch anders als die westdeutschen Industriestädte waren sie nicht von Luftangriffen betroffen gewesen. Für die glücklichen Bürger des deutschen Florenz, das die Sommersonne genoss, zählte im Augenblick nur eines: Der Krieg war, so schien es, gewonnen – und das zu einem minimalen Preis.

Ende Juli 1940 kehrten Einheiten der auf ganzer Linie siegreichen Wehrmacht zum Heldenempfang in Klein- und Grossstädte zurück, deren Einwohner sich wie in Friedenszeiten fühlten. Am 9. August 1940 war Dresdens Bevölkerung bei strahlendem Sommerwetter auf den Beinen, um die Ankunft ihrer 4. Infanteriedivision zu feiern, die nach einer Triumphparade durch die Strassen auf der grossen, kopfsteingepflasterten Fläche des Altmarkts Aufstellung nahm. Die Parade war, wie ein Historiker vermerkte, «ein absoluter Höhepunkt im Leben der Stadt». Hunderttausende – jung und alt – standen jubelnd an den Strassen. Sie wie auch die Soldaten hofften, dass der Krieg nun so gut wie gewonnen und beendet sei.⁸

Zwei Wochen später, in der Nacht des 25. August 1940, bombardierte die RAF Berlin. Der Schaden war gering, aber Goebbels behauptete, es gebe eine «kolossale Wut auf die Engländer». Der Reichspropagandachef begrüsst das, denn «nun ist Berlin auch mitten im Kriegsgeschehen. Das ist gut so».⁹

Gegen Ende des Sommers und im beginnenden Herbst kam es zu weiteren Angriffen auf Berlin, die aber grösstenteils nur symbolisch waren. Am 11. Sep-

tember weidete Goebbels sich in seinem Tagebucheintrag vor allem an den deutschen Luftangriffen auf London:

Die Berichte aus London sind grauenvoll. Ein Inferno von unvorstellbaren Ausmassen. Die Stadt gleicht einer Hölle. Man kann schon leichte Anzeichen einer sinkenden Moral feststellen. Wie lange wird diese Achtmillionenstadt das noch aushalten? Man hat kein Beispiel, nach dem man das abschätzen könnte. ... Frage: Ist London auf diese Weise in die Knie zu zwingen? Ich möchte annehmen, ja. Aber wir müssen abwarten und angreifen, angreifen!

Ganz anders der Eintrag am Morgen desselben Tages, der einem RAF-Angriff auf Berlin in der vorangegangenen Nacht gilt, dem jüngsten von mehreren Attacken seit dem 25. August. Er ist ein Meisterwerk des zynischen Opportunismus.

Angriff auf das Regierungsviertel. Brandenburger Tor, Akademie der Künste und Reichstag getroffen. Nicht erheblich, aber ich lasse noch etwas nachhelfen. Durch Scheinbrandbomben. Wodarg lässt das gleich fotografieren. Ein prachtvolles Propagandamittel.¹⁰

Die Luftangriffe auf deutsches Territorium waren so schwach, dass Goebbels britische «Gräueltaten» vortäuschen musste, um die Stimmung innerhalb der deutschen Öffentlichkeit anzuheizen. Nach dieser Zeit sollten seine Landsleute sich zurücksehen, als Monate sich in Jahre verwandelten und deutlich wurde, dass der Krieg noch lange nicht vorbei war.

10. KAPITEL

Die «Luftschlacht um England»

Mochten die deutschen Landstreitkräfte auch in der Heimat paradieren und ihren zivilen Landsleuten die Illusion des Friedens vorgaukeln – der Luftkrieg gegen England ging im Winter 1940/41 kaum vermindert weiter.

Am Abend des 14. November 1940 überflogen rund 515 deutsche Bomber die englische Küste auf dem Weg in das industriereiche Mittelengland. Zwei Drittel der Angreifer gehörten zur 3. Luftflotte der Luftwaffe, der Rest zu einem Eliteverband, der Pfadfinder-Kampfgruppe (KG) 100. Es war Vollmond, und die Nacht war klar. Deckname des Angriffs: «Operation Mondscheinsonate».

Die Maschinen der KG 100, deren Heinkel 111 dazu ausersehen waren, den Angriff anzuführen, folgten dem Strahl des X-Geräts, eines neu entwickelten deutschen Funkpeilsystems. Es funktionierte auf der Grundlage versetzter, sich kreuzender Strahlen, die von zwei Sendestationen an der französischen Kanal-küste abgegeben wurden, die eine in Cherbourg, die andere in Calais. Dieses Gerät erlaubte den Maschinen nicht nur, ihr Ziel über Hunderte von Kilometern hinweg mit einer Genauigkeit von wenigen Metern zu orten, sondern ermöglichte, indem es die Massangaben einer speziellen Uhr an Bord der einzelnen Maschine mit einer Serie automatisch erzeugter Signale verknüpfte, ein einfaches System des automatisierten Bombenzielens.

Das X-Gerät war eine sehr intelligente Erfindung, aber wie bei allen Erfindungen im Luftkrieg hatte der Feind rasch Möglichkeiten gefunden, sie auszuschalten. Den Briten gelang es in dieser Nacht (möglicherweise dank ihrer Fähigkeit, den verschlüsselten Funkverkehr des Feindes zu dechiffrieren, vielleicht aber auch nur dank eines zufällig aufgefangenen Funkspruchs), die Strahlen zu orten, und sie gingen sofort daran, sie zu stören und dadurch die Deutschen vom

Kurs abzubringen. Leider kamen sie durch menschliches Versehen nicht genau genug an die Frequenz des X-Geräts heran, um dieses Ziel ganz zu erreichen. Die deutschen Navigatoren konnten noch einem hinreichend klar erkennbaren Signal folgen, und damit war ihr Ziel zu einem Schicksal verurteilt, das sich wie in den Fällen Rotterdam, Warschau und Guernica dem kollektiven Gedächtnis der Welt unauslöschlich einprägen sollte.

Das südlich von Birmingham gelegene Coventry war seit über 1'000 Jahren eine bedeutende Stadt gewesen. Der Legende zufolge war Lady Godiva, die Frau des angelsächsischen Grafen Leofric von Mercia, auf einem weissen Pferd nackt durch die Strassen der Stadt geritten, um dagegen zu protestieren, dass er dem gewöhnlichen Volk übermässige Abgaben auferlegt hatte. Leofric soll daraufhin alle Steuern aufgehoben haben, mit Ausnahme jener auf Pferde. Ausserdem gründete er eine Benediktinerabtei an der Stelle eines von den Dänen verwüesteten Nonnenklosters, deren Sankt Marien geweihte Kirche im Mittelalter in den Rang einer Kathedrale aufstieg, als die Stadt zum Sitz des Bistums von Coventry und Lichfield wurde. Die Stadt selbst wurde wohlhabend durch den von den Benediktinern begründeten Wollhandel und später durch die Seidenweberei, doch die alte Kathedrale verfiel nach der Reformation, als das Kloster aufgelöst und der Bischofssitz nach Lichfield verlegt wurde. Erst 1918 wurde das Bistum wiederhergestellt und die historische gotische Michaeliskirche – ein Bauwerk, das als eines der schönsten Beispiele dieser Architektur in Europa galt – zu seiner Kathedrale bestimmt, wodurch Coventry sich nach britischen Regeln wieder als «city», als inkorporierte Stadt, bezeichnen durfte. Der Seidenhandel war inzwischen zum Erliegen gekommen, ebenso wie das im 18. Jahrhundert aufgekommene Uhr mâcher gewerbe. Zusammen mit dem grössten Teil Mittelenglands war Coventry zu einem Zentrum der Leichtindustrie und des Maschinenbaus geworden; dort produzierte man unter anderem Fahrräder, Autos, Flugzeugmotoren und fatalerweise nach 1900 auch Munition.

Coventry, eine Stadt mit über 320'000 Einwohnern, war daher nach Massgabe der kümmerlichen diesbezüglichen Rechtslage ein legitimes Ziel für ein Luftbombardement. Es stimmte auch, dass – anders als in vielen Industriestädten, aber typisch für Mittelengland – zahlreiche Fabriken und Werkstätten Coventrys von kleiner und mittlerer Grösse waren und im alten Herzen der Stadt lagen, eingezwängt zwischen und hinter Fachwerkhäusern und verwinkelten Gassen. Im Juli und August hatte die Stadt kurze Luftangriffe erlebt, bei denen

einige Dutzend ihrer Bürger umgekommen waren; besonders denkwürdig war die Zerstörung eines prächtigen neuen Kinos, das erst kurz vor dem Krieg fertig geworden war. Am nächsten Tag hätte dort erstmals *Vom Winde verweht* gezeigt werden sollen.

Wie andere Luftangriffe, die aussergewöhnliche Ergebnisse zu zeitigen schienen und deshalb im allgemeinen Gedächtnis haftenblieben, wurde Coventry zum Zielort für die Erprobung einer neuartigen Methode: des X-Geräts. In diesem Fall hatte jedoch nicht nur eine Neuerung Premiere, sondern es waren deren drei. Die zweite Neuheit bekam die Stadt um 19.20 Uhr zu spüren, als 13 Heinkel 111 eine Kombination aus speziellen Brandkanistern und Leuchtbomben auf das ausgewählte Zielgebiet warfen. Beim Aufschlag auf den Boden versprühten die mit einem Phosphorgemisch gefüllten Kanister einen Funkenregen, der fast den bunten Lichtern an einem Weihnachtsbaum ähnelte. Diese Methode der Zielmarkierung sollte bis Kriegsende von allen Seiten kopiert und benutzt werden, insbesondere im Februar 1945 von der RAF. Die letzte tödliche Neuerung bestand darin, dass neben den üblichen Sprengbomben und einigen so genannten Luftminen massenweise Brandbomben abgeworfen wurden. Die Absicht der Deutschen in dieser mondbeschienenen Novembernacht war unverkennbar: Sie wollten Coventry in Brand stecken.

Nachdem die Phosphorkanister das Ziel markiert hatten, traf um 19.30 Uhr die erste Welle der eigentlichen Bomberflotte ein. Nun war es an der Zeit, die Mischung um die Sprengbomben zu ergänzen. Sie sollten die Wasserversorgung sowie Strom- und Telefonnetz ausser Funktion setzen und ausserdem den Eisenbahnverkehr beeinträchtigen. Die tiefen Krater in Landstrassen und städtischen Strassen sollten Feuerwehrgagen und Spritzen die Zufahrt zum Stadtzentrum erschweren, als die nächste Welle eintraf. Eine Stunde lang dröhnten Bombergeschwader über die Stadt hinweg und warfen unablässig Brandbomben (gewöhnliche Magnesium- und Benzinbomben) auf das riesige Feuer, das Coventry verschlang.

Gegen 20 Uhr hatte die erste Bombe das Dach der Kathedrale durchschlagen, in der Probst Howard, Jock Forbes, der Steinmetzmeister der Kirche, und zwei junge Männer Wache hielten. Dann schlugen eine zweite und eine dritte Bombe ein. Die Feuerwehr wurde alarmiert, aber sie schien sich Zeit zu lassen. Zwei der Brandbomben wurden gelöscht, bevor das Feuer sich ausbreiten konnte, aber die dritte war oberhalb der grossen Orgel steckengeblieben, in dem Raum zwischen dem Dach und der hohen Decke, wo allerlei Unrat, darunter ausgetrocknete Vogelnester, dem Feuer vorzügliche Nahrung bot. Es war der

der erste wirklich bedrohliche Brand in der Kathedrale. Erstaunlicherweise gelang es den Brandbekämpfern, ihn mit Handpumpen und Eimern einzudämmen.

Derweil fielen ständig weitere Bomben, und anderswo brachen Feuer aus. Probst Howard schilderte die Verzweiflung:

Wieder regneten Brandbomben herab, und vier davon schienen das Dach der Girdlers' Chapel über deren östlichem Ende in Brand zu setzen. Von unten sah man ein Feuer im Keller lodern. Über dem Dach quoll Rauch aus drei Löchern, und eine lodernde Flamme schlug empor. Wir alle gingen sofort gegen sie an, aber da unsere Vorräte an Sand und Wasser und unsere körperlichen Kräfte nachliessen, konnten wir nichts ausrichten; das Feuer griff um sich, und schliesslich mussten wir uns geschlagen geben.¹

Inzwischen brannte fast jede Strasse im Zentrum von Coventry. Die Zentrale der Feuerwehr selbst war durch einen Volltreffer schwer beschädigt worden und stand in Flammen – der Grund für ihr verspätetes Ausrücken. Ebenso brannten andere Wahrzeichen wie das Warwickshire Hospital, das in aller Eile geräumt worden war bis auf 15 Frauen in der gynäkologischen Station, die als nicht transportfähig beurteilt wurden; in einem anderen Gebäudeteil lagen zwölf Patienten mit Knochenbrüchen hilflos in ihren Betten, die eingegipsten Beine in Hängeschlaufen. Durch ein grosses Loch im Dach (eine Bombe hatte das Zimmer der Stationsschwester getroffen) starteten sie hinauf in die unheilvolle rote Glut der brennenden Stadt, über der noch immer die deutschen Flugzeuge kreisten.²

Ohne Unterstützung der Feuerwehr musste der kleine Trupp von Amateuren, der die Kathedrale zu retten versuchte, scheitern. Als die Fachleute schliesslich eintrafen, hatten sie wegen der zerstörten Hauptwasserrohre nicht genügend Wasser für ihre Schläuche – genau das hatten die Planer der Luftwaffe sich erhofft. Als das eigentliche Kirchengebäude schon eingestürzt war, hielt sich der Turm noch einige Stunden, und es war unheimlich, dass die Glocken noch zu jeder verbleibenden vollen Stunde schlugen. Dann, nach Mitternacht, brach auch der Turm auseinander und krachte nach unten. Der Grossbrand, der die Stadt verschlang, liess sich ebenfalls nicht unter Kontrolle bringen. Fast 60'000 Gebäude wurden in dieser Nacht zerstört oder beschädigt, der grösste Teil der bebauten Fläche Coventrys. Insgesamt hatten die Deutschen 500 Tonnen Sprengbomben, 30'000 Brandbomben, 50 Fallschirm-Landminen (grosse Metallhüllen,

die langsam und still zur Erde hinabschwebten und in Bodennähe explodierten) und 20 Benzinbrandminen abgeworfen. Dies war ein bisher unbekannter Grad der Vernichtung, den die Deutschen mit einem makabren Ausdruck bedachten: Von nun an sagten sie von einer Stadt, die in ähnlichem Ausmass zerstört worden war, sie sei coventriert worden.

Gleichwohl unterlag das, was die Luftwaffe bewirken konnte, gewissen Einschränkungen. Die deutschen Maschinen, zwei- oder dreimotorig und so konzipiert, dass sie sowohl zur Unterstützung von Bodenoperationen als auch für das strategische Bombardement eingesetzt werden konnten, hatten eine relativ geringe Zuladung. Wie die meisten grossen deutschen Angriffe in England stellte auch jener auf Coventry im Grunde ein Pendelbombardement dar: Die feindlichen Flugzeuge mussten von Coventry gut 300 Kilometer zu ihren französischen Stützpunkten zurückfliegen und dort erneut mit Bomben beladen werden. Dadurch entstanden Pausen, in denen trotz des Chaos am Boden zahlreiche Hilfsmassnahmen ergriffen werden konnten: Brände wurden gelöscht, Zivilisten evakuiert. Seinen Höhepunkt erreichte der Angriff erst gegen Mitternacht, viereinhalb Stunden nach der ersten Zielmarkierung durch die Pfadfinder der KG 100. Die Bomber kamen immer wieder bis in die frühen Morgenstunden, und Entwarnung wurde erst um 6.15 Uhr gegeben, mehr als elf Stunden nach dem ersten Alarm.

In Anbetracht der massiven Zerstörung von Gebäuden und Produktionsanlagen kamen in Coventry in dieser Nacht verhältnismässig wenige Zivilisten um – insgesamt 568 –, zerfetzt, erstickt und vor allem eingeäschert, sodass viele Leichen nicht zu identifizieren waren.³

Damit war die Zahl der Opfer doch relativ gering, verglichen mit Warschau (je nachdem, wessen Zahlenangaben man glaubt) und selbst mit Rotterdam, und sie war nichts im Vergleich zu dem, was im weiteren Kriegsverlauf erreicht werden sollte. Es bedeutete nur einen schwachen Trost für die Angehörigen der Opfer und die britische Öffentlichkeit, aber die Botschaft, dass mit Feuer eine entsetzliche Massentötung bewirkt werden konnte, war bedrückend klar, ebenso die Identität des Absenders der Botschaft: Es war die deutsche Luftwaffe.

Nicht, dass die Deutschen bei diesem Angriff oder bei anderen Angriffen auf britische Städte «tadellose» Arbeit geleistet hätten. Ein kühler, überaus fachkundiger Beobachter sollte nach dem Krieg schreiben:

Die Deutschen liessen sich, wie bei den Luftangriffen auf London, immer wieder die Chance entgehen, ...unsere Städte durch einen konzentrierten Angriff in

Brand zu stecken. Coventry war räumlich hinreichend konzentriert, aber von einer zeitlichen Konzentration konnte kaum die Rede sein...⁴

Der Verfasser war Arthur (später Sir Arthur) Travers Harris, auch «Bomber» und «Butcher» genannt. Zu diesem Zeitpunkt wusste er genau, wovon er sprach. Zuvor im Herbst hatte er die in der Grafschaft Lincolnshire stationierte 5. Gruppe des Bomber Command befehligt. Zur Zeit des Angriffs auf Coventry war Harris stellvertretender Chef des Luftstabs, eine Schreibtischtätigkeit im Luftfahrtministerium. Nur einen Monat später sollte er Zeuge eines anderen grossen deutschen Brandangriffs sein, diesmal auf London.

Am Sonntag, dem 29. Dezember 1940, dröhnten gegen sieben Uhr abends die Bomber der Luftwaffe am mondlosen Himmel über der City von London, dem historischen Herzen der Stadt mit einem Grossteil ihrer schönsten Architektur und ihrer ehrwürdigsten Bauten. Auf den Karten der Flugzeugbesatzungen war es als Zielgebiet «Otto» markiert. Die Leitstrahlen, die zuvor auf die weiter östlich am Fluss gelegenen Docks angepeilt hatten, waren neu ausgerichtet worden, und so kreuzten sie sich genau hier. Die Pfadfinder von der KG 100 begannen ihre speziellen Brandbomben abzuwerfen – über 10'000 schon in dieser ersten Markierungsphase –, und als die eigentliche Bomberstreitmacht eintraf, brannte das Zielgebiet schon lichterloh. Insgesamt waren 136 Flugzeuge beteiligt, und da es von ihren französischen Stützpunkten aus nur ein Katzensprung – weit kürzer als bis Coventry – war, konnten sie Treibstoff sparen und noch mehr Bomben zuladen, in der überwiegenden Mehrzahl Brandbomben.

Die Behörden hatten es bis dahin versäumt, ein systematisches Netz von Brandwachen aufzubauen, und die Themse führte Niedrigwasser. Um an Wasser für ihre Schläuche zu kommen, mussten die Feuerwehrleute durch tiefen, eiskalten Morast waten. Vor allem war die City, da Sonntag war, praktisch menschenleer, denn die Bürogebäude, unter der Woche voll mit Beschäftigten, waren verlassen. Auch gab es kaum direkte Anwohner, die bei der Bekämpfung der Hunderte oder gar Tausende kleiner Brände, die schon von den ersten Brandbomben entfacht worden waren, hätten helfen können. Einzelne Brandbomben waren im Allgemeinen recht einfach mithilfe eines Eimers Sand zu löschen, und Feuer konnten mit einer Wasserpumpe bekämpft werden – es war die schiere Menge bei Grossangriffen, die es unmöglich machte, sie alle zu erreichen, bevor es zu

spät war und grössere Brände sich ausgebreitet hatten. In der City kam noch das Problem hinzu, dass viele verlassene Gebäude verschlossen waren.

London verlor in dieser Nacht acht von Sir Christopher Wren erbaute Kirchen und seine kostbare Guildhall aus dem 15. Jahrhundert. Feuer wüteten auch in den engen Strassen und Gassen des altehrwürdigen Drucker- und Buchhändlerzentrums Paternoster Row unmittelbar neben der Saint Paul's Cathedral. Hier waren die Werke Shakespeares und vieler weiterer berühmter britischer Autoren erstmals in beweglichen Lettern gesetzt worden. Die schönen alten Gebäude dieses Viertels wurden mitsamt Abertausenden wertvoller Bücher und sonstiger Drucksachen zerstört. Die engen, labyrinthischen Gassen in diesem Teil der City erschwerten besonders den Einsatz von Motorspritzen und anderem Brandbekämpfungsgerät. So kam es, dass kleinere Brände sich zu einem einzigen Brand vereinten, der sich über eine Fläche von 130 Hektar erstreckte und offiziell als «Flächenbrand» bezeichnet wurde. Mit ihm erlebte London in Ansätzen das, was man später einen Feuersturm nennen sollte. Diese Nacht, die von vielen als die schlimmste aller Bombennächte Londons betrachtet wird, schildert ein während des Krieges veröffentlichter Bericht folgendermassen:

Obwohl die Flammen schon an ihren Mauern leckten und Gebäude auf beiden Seiten des Churchyard brannten, retteten ein von Süden kommender Wind und die Feuerwehr die [Saint Paul's] Cathedral. 15 Brandbomben, die auf die historische Guildhall fielen, wurden vom Luftschutzpersonal umgehend gelöscht. Doch ein unkontrolliertes Feuer in der Gresham Street griff auf die Kirche Saint Lawrence Jewry über, die verschlossen und unbewacht war und von deren Glockenturm Funken auf das Dach der Guildhall übersprangen. Unter den berühmten Gebäuden, die ausbrannten, waren die Kirchen Saint Bride an der Fleet Street, Christ Church an der Newgate Street und sechs weitere Kirchen von Wren, die Girdlers' und die Barbers' Hall, das Cathedral Chapter House, Dr. Johnsons Haus am Gough Square, Trinity House auf dem Tower Hill. ... Als die City am Montag wieder die Arbeit aufnahm, bestand das ganze Viertel nördlich von Saint Paul's, darunter Paternoster Row, Amen Corner, weite Teile von Newgate Street und Cheap-side und nordwärts längs der Wood Street aus rauchenden Trümmern.⁵

Der Grossangriff auf die City of London war als eine neunstündige Operation geplant worden, die weit grösseren, verheerenden Schaden hätte anrichten können, jedoch faktisch «schon» nach drei Stunden abgebrochen wurde: Über den Stützpunkten der Bomber in Nordfrankreich war dichte Bewölkung aufgezo-

welche die beabsichtigte Pendeloperation unmöglich machte. Im Laufe der Nacht verschlechterte sich das Wetter zunehmend, ging schliesslich in Schnee über und verurteilte die gesamte deutsche Bomberflotte zu einer Zwangspause. Die Schicksalsgöttin hatte eingegriffen, wie sie es zuvor getan hatte und auch weiterhin des Öfteren tun sollte. Die Folgen eines Feuersturms in London – viele tausend Tote durch Explosionen, Feuer und Erstickung und die Auslöschung des Herzens einer Riesenstadt – wären unermesslich gewesen. Eine solche Gelegenheit sollte die Luftwaffe nie wieder erhalten. Jetzt war die Royal Air Force an der Reihe.

Wenn der «Führer» die Hauptstadt des britischen Empire 1940/41 nicht zerstören liess, so lag das nach Albert Speer, Hitlers Leibarchitekt und späterem Rüstungschef, nicht am mangelnden Wunsch dazu. Bei einem Abendessen im Jahr 1940 hatte Hitler «sich zunehmend in einen Zerstörungsrausch hineingeredet» und sich gegenüber seinen Gästen ereifert:

Haben Sie einmal eine Karte von London angesehen? Es ist so eng gebaut, dass ein Brandherd allein ausreichen würde, die ganze Stadt zu zerstören, wie schon einmal vor über 200 Jahren. Göring will durch zahllose Brandbomben mit einer ganz neuen Wirkung in den verschiedensten Stadtteilen von London Brandherde schaffen. Überall Brandherde. Tausende davon. Die werden sich dann zu einem riesigen Flächenbrand vereinigen. Göring hat dazu die einzig richtige Idee: Die Sprengbomben wirken nicht, aber mit den Brandbomben kann man das machen: London total zerstören! Was wollen die noch mit ihrer Feuerwehr ausrichten, wenn das erst einmal losgeht?⁶

Es zeigte sich, dass London zumindest Ende 1940 vom Zufall begünstigt wurde. Weil der Angriff quasi abgebrochen wurde und die City wegen des Wochenendes praktisch unbewohnt war, kamen «nur» 160 Zivilisten um. Darüber hinaus fanden 25 Feuerwehrleute den Tod. Glück und Pech mögen unwissenschaftliche Begriffe sein, doch bei einem Luftangriff nach dem anderen sollte sich erweisen, dass Zufallsereignisse und das Wirken der Vorsehung in Gestalt des Wetters oft mächtigere Gebieter über das Schicksal einer bombardierten Stadt waren als ihre Verteidigungsmassnahmen, die Absichten der feindlichen Planer, die Zahl der angreifenden Flugzeuge oder auch das Können ihrer Bomberbesatzungen.

Arthur Harris schrieb später:

Ich sah vom Dach des Luftfahrtministeriums aus die alte City in Flammen stehen, und Saint Paul's ragte aus einem Feuermeer empor – ein unglaublicher Anblick. Man hörte die deutschen Bomber in einem Strom ankommen und die Brandbomben schwirrend in das Feuer hinunterfallen. Dies war ein sehr konzentrierter Angriff. ... Der «Blitz» erschien mir als ein fantastischer Anblick, und ich ging hinunter und holte Portal [Generalstabschef der Royal Air Force] aus seinem Amtszimmer herauf, um sich das anzusehen. Man hat mir oft vorgeworfen, bei unserer anschliessenden Zerstörung deutscher Städte rachsüchtig gewesen zu sein, doch dies war die einzige Gelegenheit, bei der ich Rachegefühle empfand. ...In Gedanken daran, was damals in Grossbritannien alles getan wurde, um schwere Bomber zu produzieren, sagte ich, als wir uns von dem Anblick abwandten: «Na, jetzt säen sie den Wind.» Portal machte eine Bemerkung desselben Inhalts wie meine, dass wir dies dem Feind mit gleicher Münze und noch einem Draufgeld heimzahlen würden.⁷

Der künftige Chef des Bomber Command hatte jedenfalls seine Lektion gelernt.

Von September 1940 bis März 1941 sollten die Bomber der Luftwaffe in Grossbritannien solche weit auseinander liegenden Ziele angreifen wie London und Liverpool, Gosport und Glasgow und dabei über 40'000 britische Zivilisten töten. Zwischen dem 9. September 1940 und dem Neujahrstag 1941 wurde London in 57 Nächten heimgesucht. 14'000 seiner Bewohner kamen um, womit die Bomben pro Tag rund 250 Todesopfer forderten. Das sind unzweifelhaft schlimme Zahlen, selbst im Vergleich zu späteren britischen Bombenangriffen auf deutsche Städte. 1944 forderten alliierte Bombenangriffe innerhalb der Reichsgrenzen täglich im Durchschnitt 127 Opfer. Erst während der furchterlichen Endphase von 1944/45 sollte diese Zahl dramatisch steigen, denn der militärische Niedergang der Deutschen und die massiv gesteigerte Häufigkeit und Wirksamkeit der Operationen des Bomber Command liess sie fast auf das Zehnfache zu wahrhaft apokalyptischen Ausmassen anschwellen.⁸

Es sollte über ein Jahr vergehen, ehe Arthur Harris seine düstere Prophezeiung in grimmige Realität umsetzen konnte, doch bis dahin hatte er nichts von dem vergessen, was er in dem Winter, in dem Englands Städte brannten, gehört, gesehen oder empfunden hatte. Besonders nach dem Angriff auf Coventry wandte die britische Regierung sich mit Erfolg an die Weltöffentlichkeit. Die anscheinend mutwillige Zerstörung eines schönen mittelalterlichen Stadtzentrums und vor allem eines bedeutenden Gotteshauses entsetzte die Menschen in

den Vereinigten Staaten und anderen neutralen Ländern und trug viel dazu bei, noch Unentschiedene für die britische Sache zu gewinnen. Dass es in Coventry eine starke Ballung von Rüstungsbetrieben gab, kam kaum zur Sprache.

Die führenden Offiziere der RAF überliessen die Empörung den Journalisten und wandten sich ruhig und emotionslos der Frage zu, wie die Deutschen ihren rein militärisch betrachtet aussergewöhnlichen Erfolg zuwege gebracht hatten. Wie Harris erklärte: «Ohne die Lehren des deutschen Angriffs auf England hätte das Bomber Command sehr viel länger gebraucht, um zu lernen, wie es Deutschland angreifen kann.»

Ab dem Frühjahr 1941 liessen die Angriffe von Hitlers Bombern auf England nach, denn wenn sich auch viele Deutsche in der Hoffnung wiegten, dass ihr in Europa dominierendes Land von nun an Frieden und Wohlstand geniessen werde – der «Führer» hatte etwas anderes mit ihnen vor.

Hitler sann auf weitere Eroberungen, und dafür brauchte er seine Luftstreitkräfte. Neue Arbeit sollte es für die Luftwaffe bei der Eroberung Griechenlands und Jugoslawiens geben – und ab Ende Juni 1941 in den trügerischen Weiten der Sowjetunion, wo blutige Schlachten Männer, Panzer und Flugzeuge in einem in der neueren Geschichte beispiellosen Ausmass verschlangen. Die Deutschen stellten ihre Luftangriffe auf London erst im Mai 1941 ein (beim letzten erhielt das Unterhaus einen Volltreffer), und auch danach erschienen sie hin und wieder über England, aber nicht mehr in der gleichen Anzahl und nicht mehr mit der verheerenden Wirkung wie in dem Winter, in dem sie über Englands Städten Angst und Schrecken verbreitet hatten.

Von nun an kehrten die Rollen sich allmählich um. Grossbritannien ging in der Luft zum Angriff über. Die Geschichte des Parts, den die RAF im Krieg gegen das Dritte Reich spielte, wurde dadurch weitgehend zur Geschichte des Bomber Command, zur Geschichte der Produktion und des Einsatzes von Wellingtons und Halifax und vor allem der mächtigen viermotorigen Lancaster-Bomber gegen deutsche Ziele. Was die Luftwaffe anging, so sollten ihre Jagdflugzeuge, die bis dahin zur Unterstützung der Invasion eingesetzt worden waren, sehr bald eine grössere und bis zu diesem Zeitpunkt ungewohnte Verantwortung für die Auseinandersetzung mit der britischen Bomberoffensive und ihre zunehmend zerstörerischen Folgen übernehmen.

11. KAPITEL

Feuer und Schwert

«Feuer und Schwert» gehören, wie der martialische Begriff schon ausdrückt, seit jeher zusammen. Die organisierte Brandstiftung – sei es um den Feind aus seiner Festung zu vertreiben, ihn seiner Deckung zu berauben oder seine Moral zu zerstören – war schon immer eine der grausameren Methoden der Kriegführung, bei der Menschen wahllos und unpersönlich auf schreckliche Weise getötet oder verstümmelt wurden. Mochte sie auch nahezu einhellig Abscheu erregen, so gehörte sie nach den Kriegsregeln dennoch zu den erlaubten Kampfmitteln. Wer könnte die Brandschatzung Atlantas vergessen, den traurigen Höhepunkt menschlicher Zerstörungswut im amerikanischen Bürgerkrieg? Oder das von Menschen entfachte Feuer, das 1631 die alte, an Schätzen reiche deutsche Stadt Magdeburg nach der Plünderung durch die kaiserliche Armee in Schutt und Asche legte, wobei 6'000 Menschen umkamen? Oder die Tausende rebellischer katholischer Bauern und ihre Angehörigen, die in den Jahren nach 1790 in den Städten und Dörfern der Vendée starben, als die Armeen des revolutionären Frankreich sengend und plündernd die gesamte Provinz unterwarfen?

Schon Jahrhunderte vor dem Zweiten Weltkrieg waren gefüllte Projektile erfunden worden, aus denen Öl oder Petroleum drang und Feuer entfachte. Dass sie im 18. Jahrhundert gang und gäbe waren, belegen die Bomben werfenden preussischen Grenadiere bei der Belagerung Dresdens im Jahr 1760. Sobald Flugzeuge für militärische Zwecke genutzt wurden, bedurfte es keiner grossen Fantasie, um diese einfache, aber mörderisch wirkungsvolle Waffe so umzugestalten, dass sie aus grosser Höhe auf menschliche Behausungen, Verteidigungsstellungen oder Arbeitsstätten abgeworfen werden konnte. Eine mit Sprengstoff gefüllte Bombe würde detonieren und durch die Explosion sowie die gewalttätige Ausbreitung von Metallsplintern in der unmittelbaren Nähe Schaden an-

richten und Menschenleben fordern – aber damit hatte es sich auch schon im Grossen und Ganzen. Der grosse Vorteil der an sich sehr viel kleineren Brandbombe war, dass sie, in genügender Menge und genügender Dichte abgeworfen, in einem sich ständig ausdehnenden Bereich enormen Schaden verursachen konnte. Das liess sich bewerkstelligen mit der gezielten Streuung einzelner Brandherde, die sich schliesslich zu einer einzigen lodernden Masse vereinen würden, die so extrem heiss und von einer solchen Ausdehnung war, dass keine Feuerwehr sie unter Kontrolle zu bringen vermochte.

Zwei Hauptaufgaben waren zu lösen: Es musste ein Weg gefunden werden, die Bombe erst dann zu entzünden, wenn sie weit vom Flugzeug entfernt war, und danach dafür zu sorgen, dass sie nach dem Aufprall auf das Ziel so lange weiterbrannte, bis das Feuer übergreifen und sich ausbreiten konnte.

Die Deutschen entwickelten zwei Grundkonstruktionen. Die eine, eine mit Öl gefüllte Bombe mit ziemlich dünner Hülle (die Flammenbombe), war einfach so konstruiert, dass sie beim Auftreffen auf Gebäude oder andere Objekte am Boden explodierte. Die andere, die Phosphorbrandbombe, enthielt eine Mischung aus Phosphor und Benzin, die (wegen des Phosphoranteils) beim Hinzutreten von Luft entflammte. Deutsche Zivilisten neigten dazu, alle Brandbomben als «Phosphorbomben» zu bezeichnen, obwohl die gefürchtete Blasen bildende Substanz nur in wenigen Fällen mehr war als ein Hilfsmittel zur Initialzündung. Man wählte die Mischungen und Hüllen so, dass die meisten Brandbomben nach der Zündung zwischen acht und 30 Minuten brannten.

Im weiteren Verlauf des Krieges wurden die Brandbomben zu «Bündeln» zusammengefasst, die ein kleiner Sprengsatz beim Aufprall oder kurz vorher auflöste, wodurch die Einzelstücke über die nähere Umgebung verstreut wurden und damit die Wahrscheinlichkeit stieg, dass sie sich rasch zu einem grösseren Brand vereinten. Es gab etliche Modifikationen bei den Abwurfmethoden, auch entwickelte die Wissenschaft weitere Feuer erzeugende Füllungen, doch waren dies die beiden beherrschenden Grundprinzipien, auf denen die Brandbomben beruhten, die im Zweiten Weltkrieg bei Luftangriffen von beiden Seiten zum Einsatz kamen.

Die Briten, die zu Beginn des Krieges fast ausschliesslich die Verwendung von Sprengbomben bei Angriffen auf bestimmte Industrie-, Treibstoff- und Verkehrsziele vorgesehen hatten, erkannten rasch die Möglichkeiten von Brandbomben und holten die Deutschen im Laufe der Zeit ein.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1940 führten die Briten einen Bombenangriff auf die deutsche Stadt Mannheim durch. Die Operation wurde offiziell als «Vergeltung» für die Zerstörung Coventrys und anderer englischer Provinzstädte bezeichnet, und so war es wohl Absicht, dass die Flugzeuge eine für das Bomber Command in jener Kriegsphase ungewöhnlich grosse Menge von Brandbomben geladen hatten: die gängige britische vierpfundige Magnesium-»Stabbrandbombe«, 45 Zentimeter lang und an einem Ende beschwert, um ihre Fallgenauigkeit zu erhöhen. Sie war etwas unzuverlässig hinsichtlich der Treffsicherheit und Entflammbarkeit, aber im Wesentlichen erfüllte sie ihren Zweck. Mannheim wurde mit einer Luftflotte von 134 Bombern angegriffen, der grössten Streitmacht, die bis dahin gegen ein einzelnes Ziel eingesetzt worden war. Es war auch das erste Mal, dass das Bomber Command seine Geschwader nicht zur Bekämpfung einer bestimmten Fabrik, eines Flugplatzes oder einer sonstigen militärischen Einrichtung entsandte, sondern gegen den Kern eines bestimmten Stadtgebiets. Wieder wurde eine ethische Schwelle überschritten, diesmal als Antwort auf Coventry. Fast 500 Gebäude wurden zerstört, 47 Menschen getötet und 1266 obdachlos gemacht.

Forschung und Entwicklung verzeichneten rasche Fortschritte. Vaughan Southam, der in Cambridge Chemie studiert hatte, war einer von denen, die gleich nach der Abschlussprüfung ins Luftfahrtministerium geholt wurden, um die Entwicklung und Produktion von Brandbomben für die RAF zu beschleunigen und zu fordern. Diese jugendlichen Tweed jackenträger, die dem Fortschritt Beine machen sollten (und als «Aktionsgruppen» firmierten), erhielten Weisungsbefugnisse gegenüber Fabrikdirektoren und regulären Beamten, was in Industrie und Bürokratie, wo man mit Alter und Erfahrung an Autorität gewann, unausweichlich zu Spannungen führte.

Southam erklärte später: «Wir hatten dafür zu sorgen, dass die Entflammung der Bomben sich nicht allzu sehr verzögerte, denn die RAF wollte nicht, dass die Deutschen sie greifen und aus dem Fenster werfen konnten.»¹ Tatsächlich erachteten beide Seiten die momentan verfügbaren Brandbombenkonstruktionen als nicht hinreichend gefährlich. Southam ergänzte:

Die Deutschen hatten natürlich die hässliche Angewohnheit, in die Spitze ihrer Bomben einen Zünder einzubauen, und wenn einer so tapfer war und eine Brandbombe aufnahm und aus dem Fenster warf, konnte er nicht wissen, ob er nicht eine Handgranate hatte, die ihm in der Hand losgehen würde. ... Wir haben das auch gemacht. Wir hatten diese gemeinen Dinger mit einer Sprengvorrichtung im Mantel, und sie waren von einer normalen Brand-

bombe nicht zu unterscheiden. Und diese Vier-Pfund-Brandbomben liess man einfach aus den Bündeln herunterprasseln und hoffte, sie würden, wenn sie auf das Dach eines deutschen Hauses aufprallten, genügend Geschwindigkeit haben, um ein Loch in die Dachziegel zu schlagen, und entweder in den Dachboden eindringen und dort steckenbleiben oder in ein Zimmer, wo sie dann steckenbleiben.

Die Bomben, an denen Southam arbeitete, wurden im schottischen Tiefland sowohl hergestellt als auch getestet. Dort befanden sich das Versuchsgelände und die Betriebe, in denen die Brandbomben zusammengebaut wurden. Junge schottische Mädchen machten die Arbeit.

Spezielle Tests wurden nördlich von London in Watford beim Building Research Department durchgeführt. Man baute dort typische deutsche Wohnungen mit deutschen Möbeln nach – die Alltagsumgebung der feindlichen Zivilbevölkerung –, um die Wirkung der Brandbomben möglichst genau auf jene Gebäude abzustimmen, welche sie zerstören sollten.

Die Amerikaner gingen, nachdem sie 1943 den Bombenkrieg gegen Deutschland aufgenommen hatten, noch weiter. Sie errichteten auf dem Versuchsgelände Dugway in Utah, wo chemische und biologische Waffen entwickelt wurden, mehrere Gebäude im deutschen Stil und scheuten selbst vor der Mühe und den Kosten nicht zurück, ein «deutsches Wohnhaus» nachzubauen, das der geflohene deutsche Architekt Erich Mendelsohn entworfen hatte. An diesen Bauten wurden Brandbomben systematisch getestet.

Bei den Feuerangriffen, wie man sie schliesslich nannte, hatten die Mehrzweck-Sprengbomben nach dem Vorbild von Coventry die Aufgabe, die Wasser- und Stromversorgung lahm zu legen und die Zufahrtsstrassen mittels Kratern unpassierbar zu machen. Die gewöhnliche Bombe sollte die Dächer von Gebäuden durchschlagen, um so das Eindringen der nachfolgenden Brandbomben zu ermöglichen, und Öffnungen nach draussen schaffen, damit infolge des solchermassen erzeugten Luftzugs die von den Bomben entfachten Feuer so rasch wie möglich um sich griffen. Dies war sehr wichtig. Thermit, der eigentliche Zündstoff, erzeugte seinen Sauerstoff selbst und benötigte daher zum Brennen keine Luftzufuhr, aber es ging nach ein bis zwei Minuten aus, nachdem es das Magnesium aktiviert hatte. Sollte die Brandbombe ihren Preis wert sein, so musste sie ihre Umgebung in Brand setzen. Und dafür war Zugluft unentbehrlich.

Unentbehrlich war aber auch, wie die RAF allmählich erkannte, eine Revision ihrer ganzen Verfahrensweise.

Luftmarschall Arthur Harris, zuvor stellvertretender Chef des Luftstabs und (ab Juni 1941) Leiter der britischen Luftwaffenmission in Washington, wurde am 22. Februar 1942 zum Oberbefehlshaber des RAF Bomber Command ernannt. Er blieb auf diesem Posten bis vier Monate nach dem Ende des Krieges in Europa. Sein kompromissloses Wesen wurde so eng mit der Theorie und Praxis des «Flächenbombardements» assoziiert, dass man fast den Hinweis bedauern muss, dass diese Taktik schon seit Monaten beschlossen war, als Harris jene Aufgabe übernahm, welche ihn zu einer der berühmtesten, aber auch berüchtigtsten Gestalten des Zweiten Weltkriegs machte.

Harris wurde Chef einer Organisation, die ihm zufolge nur 378 Flugzeuge besass, darunter 68 «schwere» viermotorige Bomber. Das Bomber Command mochte zwar beim Volk (für das es die einzige britische Waffengattung war, die es den Deutschen so richtig «zurückzahlte») äusserst beliebt sein, doch in Regierungskreisen zweifelte man ernstlich an seiner Effektivität. Auf Drängen von Frederick Lindemann (später Lord Cherwell), dem wissenschaftlichen Berater des Premierministers, war ein dem Sekretariat des Kriegskabinetts angehörender Beamter namens Butt damit beauftragt worden, gründlich zu untersuchen, ob die nächtlichen Feindflüge des Bomber Command über Deutschland und das besetzte Europa, für die mächtig die Trommel gerührt wurde, tatsächlich etwas bewirkten.

Butt prüfte hunderte Fotos, die beim Angriffsanflug von Bombern im Juni und Juli 1941 mittels Bordkameras aufgenommen wurden. Zum Vergleich las er sich auch durch Einsatzberichte, Navigationsmeldungen und dergleichen. Seine Vorgesetzten fanden seine Resultate erschreckend. Am schockierendsten war, dass von den Flugzeugen, deren Bomben angeblich im Ziel eingeschlagen waren, nur jedes dritte in einem Umkreis von mindestens drei Meilen getroffen hatte. Noch schlimmer: Hierzu zählten auch die französischen Häfen, wo zwei von drei abgeworfenen Bomben diese recht grosszügige Forderung erfüllt hatten. Über Deutschland insgesamt war es nur jede vierte, und über dem entscheidend wichtigen Ruhrgebiet mit seiner Industrie nur *jede zehnte*. Bei Vollmond war die Erfolgsquote noch akzeptabel, aber bei Neumond fiel sie stark ab. Bei klarer Sicht gelangte die Hälfte der Bomben in die Nähe des Ziels, doch Dunst reduzierte den Anteil wieder auf jede zehnte. Heftiges Flakfeuer reduzierte die Zahl der Treffer weiter.

Noch entmutigender war, dass diese Zahlen sich nur auf die 30 Prozent der Flugzeuge bezogen, die bis auf fünf Meilen an das Ziel herankamen.

Kurz: Selbst von den Flugzeugen, deren Besatzungen den erfolgreichen Ab-

schluss eines Angriffs gemeldet hatten, hatte ein grosser Teil seine Fracht in Wirklichkeit über offenem Gelände abgeworfen.

Es überrascht nicht, dass Butts Zahlen als allzu pessimistisch abgetan wurden, besonders vom Bomber Command. Seinerzeit unter der Führung von Sir Richard Peirse, sah sich das Bomber Command bereits mit gravierenden Veränderungen seiner Aufgabenstellung konfrontiert. Auf Anweisung Churchills hatte es sich in der ersten Jahreshälfte von 1941 zumeist mit Aufgaben befasst, die mit der Schlacht im Atlantik zusammenhingen: mit Bombenangriffen auf Häfen an der französischen und der deutschen Küste, auf U-Boot-Bunker, Werften und, wenn sie aufgespürt wurden, auf deutsche Überwasserkriegsschiffe.

Nachdem eine neue Weisung der Regierung die Flugzeuge des Bomber Command tiefer nach Deutschland hineinbeordert hatte, trat ihre Unfähigkeit zu zielgenauen, zerstörerischen und damit kosteneffektiven nächtlichen Bombardements noch unbarmherziger zutage. Nicht nur, dass die Angriffe in einem nachgewiesenen Ausmass ungenau und unwirksam waren – die Verluste unter den Flugzeugbesatzungen erhöhten sich auch wieder.

Die Deutschen hatten 1940 eine sehr unterentwickelte Luftabwehr: So verfügten sie nur über 40 Jäger. Bis zum Spätsommer 1941 war das System erheblich ausgebaut worden, speziell im Umkreis so wichtiger Regionen wie dem Ruhrgebiet. In den ersten 18 Nächten des August 1941 gingen 107 britische Flugzeuge verloren, im September insgesamt 138 (62 stürzten in England selbst ab) und im Oktober 108. Von den Maschinen, die Berlin angriffen, kehrten schockierende 12,5 Prozent nicht zurück, von denen, die nach Mannheim geschickt wurden, 13 Prozent, und von denen, die das Ruhrgebiet bombardierten, 21 Prozent. Ergänzt wurden diese Fakten noch durch die Folgerung des Butt-Berichts, demzufolge die Angriffe nicht nur kostspielig waren, was Geld, Männer und Maschinen betraf, sondern auch praktisch nutzlos. Sie waren einfach nicht effizient genug. Am 13. November 1941 erhielt das Bomber Command die Anweisung, Fernoperationen einzustellen, was dem niederschmetternden Eingeständnis gleichkam, dass man einstweilen gescheitert war.

Da es jedoch keine Fortschritte an einer Landfront gab und die Öffentlichkeit noch immer über die Auswirkungen der deutschen Luftangriffe schockiert und verbittert war, stand ausser Frage, dass Bombenangriffe auf Deutschland – also «zurückzuschlagen» – längerfristig für die Aufrechterhaltung der Moral wichtig waren. So gross in Regierungskreisen die Besorgnis wegen der Effizienz der Angriffe des Bomber Command auch sein mochte – das war nicht die Botschaft,

die das Informationsministerium vermittelte. In Wochenschauen und gut gemachten Dokumentarfilmen wie *Target for Tonight* (August 1941) hatte man der Mehrheit der britischen Zivilbevölkerung und ausserdem vielen US-Amerikanern auf überzeugende Weise vor gegaukelt, dass die Royal Air Force über Deutschland einen exzellenten Job machte. Was die Zuschauer nicht wussten: Bis zu diesem Zeitpunkt waren weit mehr RAF-Flugzeugbesatzungen über Deutschland umgekommen als Zivilisten auf feindlichem Territorium.

Man konnte die Bomber unterdessen nicht zur Tatenlosigkeit zwingen. Grössere Operationen des Bomber Command richteten sich mitten im Winter 1941/42 gegen die schwer fassbaren deutschen Kriegsschiffe *Scharnhorst* und *Gneisenau* an ihrem sicheren Ankerplatz Brest, und dementsprechend wurden diese Aktivitäten in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerückt. Diskussionen über die Zukunft des strategischen Bombers zogen sich über den ganzen Winter hin.

Churchill mochte instinktiv wünschen, dass die Bomber weiterhin eingesetzt wurden, doch andere in der Regierung und besonders bei der Marine und dem Coastal Command waren der Meinung, dass die für den Bau und die Bemannung schwerer Bomber erforderlichen Riesensummen lieber anderweitig verwendet werden sollten. In Nordafrika kämpften britische Streitkräfte mit einem neuen, gewieften Gegner, dem deutschen General Rommel. Nach Pearl Harbor sahen sie sich in Asien mit den aggressiven Expansionsbestrebungen Japans konfrontiert. Admiral Willis, der stellvertretende Kommandeur der Fernostflotte, schrieb nach dem Fall von Singapur:

Es macht uns jedenfalls wütend, wenn wir sehen, dass über 200 schwere Bomber eine einzige Stadt in Deutschland angegriffen haben. Wären nur einige der Hunderte von Bombern, die über Deutschland fliegen (und oft wegen des Wetters nichts ausrichten), Torpedoflugzeuge und Sturzbomber gewesen, stünde das alte Empire in besserer Verfassung da als heute. ...²

Am Neujahrstag 1942 war klar, dass Willis so wütend sein mochte, wie er wollte – es würde ihm nichts nutzen. Das Bomber Command war als Propagandasymbol zu wichtig und sein Einsatz als Waffe gegen die deutsche Kriegsmaschinerie und das deutsche Territorium zu verlockend. Obwohl die Bomber versagt hatten, stiess der seit langem geäusserte Wunsch des Luftstabs nach einer weit grösseren Streitmacht schwerer Bomber in Regierungskreisen auf offenere Oh-

ren. Was sollte man denn anderes tun, als die Bomberoffensive gegen Deutschland und das besetzte Europa fortzusetzen?

Am 14. Februar 1942, dem Valentinstag, erneuerte das Luftfahrtministerium seinen Auftrag an das Bomber Command: Das intensive nächtliche Bombardement Deutschlands sollte wieder aufgenommen werden, sobald die Wetterbedingungen es zuliesse. Wichtig an der Weisung war jedoch das neue Prinzip, auf dem die Operation beruhen sollte. Das entscheidende Wort war «Flächenbombardement». Statt «Präzisions»angriffe zu führen (und Ö Raffinerien oder Munitionsfabriken oder Verkehrsknoten zu bombardieren), bei denen man zivile Opfer notgedrungen als unvermeidliche Nebenwirkung in Kauf nahm, sollten von nun an Städte und Stadtgebiete angegriffen werden in der Annahme, dass – ob dabei nun Fabriken und Verschiebebahnhöfe, Anlagen der Strom- und Wasserversorgung oder Post- und Telefondienste getroffen wurden – die deutschen Kriegsanstrengungen auf jeden Fall darunter leiden würden. Wie schon der Übergang der Luftwaffe vom Bombardement britischer Jägerstützpunkte zum Bombardement Londons im Sommer 1940 war auch dies ein Eingeständnis des Scheiterns, denn da das Bomber Command erwiesenermassen unfähig war, Operationen von hinreichender Genauigkeit in die Wege zu leiten, hatte der «Punktzielbombenabwurf» keinen grossen Sinn mehr. Die Weisung ging aber noch einen Schritt weiter:

Es wurde beschlossen, dass Ihre Operationen sich nunmehr vorrangig gegen die Moral der feindlichen Zivilbevölkerung richten sollten, insbesondere die der Industriearbeiter. Mit diesem Zweck vor Augen wird eine Liste von ausgewählten Flächenzielen... beigefügt.³

Der Offizier, der die neuen Vorgaben in die Tat umzusetzen hatte, war zufällig nicht Peirse. Ihn beorderte man als Kommandeur der Luftstreitkräfte in den Fernen Osten, wo er alle Hände voll zu tun hatte. Gut eine Woche nachdem die Weisung für das Flächenbombardement auf dem Tisch des AOC [Air Operations Center] beim Bomber Command gelandet war, traf Peirses Nachfolger ein. Der neue Mann hiess Air Marshal Arthur Harris. Er war hartnäckig, kämpferisch, eigensinnig, ein fürchterlicher Perfektionist, entschlossen, für seine Seite zu kämpfen, und unter den gegebenen Umständen genau der richtige Führer, den das Bomber Command brauchte.

Arthur Harris wurde 1892 in Cheltenham als jüngstes von sechs Kindern eines Beamten der Indien-Verwaltung, George Steel Travers Harris, und seiner Frau

Caroline Maria geboren. Arthur war ein echtes Kind des britischen Empire. Im Laufe des Jahres kehrte die Familie nach Indien zurück, wo der Junge in Gwalior getauft und dies in der Saint George's Church von Agra beurkundet wurde. Mit fünf wurde er «nach Hause» geschickt und kam zunächst in eine so genannte «Babyfarm», die von vornehmen Leuten betrieben wurde, welche sich anstelle der Eltern um die Nachkommen so respektabler, aber relativ unbemittelter Säulen des britischen Empire kümmerten, wie es die Eltern von Harris waren. Später besuchte er eine zwar zweitklassige, jedoch angenehm englische Privatschule. Der rothaarige Arthur war kein sonderlich begabter Schüler, und als er zwölf wurde, reichte das Geld ohnehin nicht, um ihn wie seine älteren Brüder auf die Sherbourne School und nach Cambridge zu schicken. Er landete in einem obskuren Internat in der Grafschaft Devon.⁴

Sein Vater war zwar als Beamter beim indischen Ministerium für öffentliche Arbeiten beschäftigt, doch in der Familientradition hatte das Militär eindeutig Vorrang. Die Eltern waren daher erstaunt, als der junge Arthur ankündigte, dass er sich nicht in Woolwich oder Sandhurst um eine Offiziersausbildung bewerben werde, sondern entschlossen sei, in die britische Kolonie Rhodesien (heute Simbabwe) im südlichen Afrika auszuwandern und Farm Verwalter zu werden. Das tat er auch. Er hatte vor, zunächst Erfahrungen zu sammeln und Geld zu sparen, um dann eine der Neusiedlern in Aussicht gestellten 800 Hektar grossen Landzuteilungen unabhängig zu bewirtschaften.

«Er hatte die verschiedensten praktischen Fähigkeiten erworben», schreibt einer seiner Biografen über ihn, «und war zu fast allem zu gebrauchen. Er konnte schiessen, improvisieren, sich in der freien Natur durchschlagen, kochen und unerwartete Vorkommnisse meistern. Er konnte organisieren, ein kleines Unternehmen leiten und die Männer und Frauen, die für ihn arbeiteten, führen. Vor allem hatte er das Selbstvertrauen erworben, das man braucht, um selbstständig etwas in Angriff zu nehmen.»⁵

Dann begann der Erste Weltkrieg. Deutsche und Briten kämpften nicht nur in Europa gegeneinander, sondern auch in Afrika. Die Deutschen drohten, von ihrer Kolonie Südwestafrika (heute Namibia) aus in das britische Südafrika einzumarschieren. Eine Gruppe deutschfreundlicher Buren hatte sich bereits erhoben. Die jungen Kolonialisten wurden aufgerufen, dem Empire zu Hilfe zu kommen, und Harris trat in das Rhodesia Regiment ein, eine Reitereinheit, die den Feind im Veidt und in der Kalahariwüste attackierte. Die deutschen Besitzungen fielen innerhalb weniger Monate den Briten in die Hände, doch bedenkliche

Nachrichten kamen aus Europa, wo der Krieg sich in der mörderischen Sackgasse von blutigen Stellungsschlachten festgefahren hatte. Harris befand, dass es seine Pflicht war, unverzüglich in die Alte Welt aufzubrechen. Er reiste nach London. Dort wohnte er vorübergehend bei seinen Eltern und begann das Kriegsministerium mit Gesuchen um einen Posten als Offizier zu nerven, nicht bei den Bodentruppen, sondern beim Royal Flying Corps (RFC) der Armee.

Harris begründete diese Wahl später damit, dass er nach den Strapazen des Südwestafrika-Feldzugs des Umhermarschierens überdrüssig gewesen sei. Daher sei er «entschlossen [gewesen], eine Möglichkeit zu finden, in sitzender Haltung in den Krieg zu ziehen». Im Januar 1916 hatte Harris sich als Pilot im RFC qualifiziert, behauptete aber immer noch, er werde in seinen geliebten afrikanischen Busch zurückkehren, sobald die Deutschen besiegt seien. Er sollte 30 Jahre lang beim RFC und dessen Nachfolgerin, der Royal Air Force, bleiben, bis er in den Ruhestand trat. Da erst kam er nach Südafrika zurück, allerdings unter ganz anderen Umständen.

Harris diente als Pilot und später als Kommandeur von Jagdfliegern, die London vor den feindlichen Zeppelin und Gothas schützen sollten. Im September 1916 wurde er dann nach Frankreich verlegt, dort kurz nach seiner Ankunft verwundet und zu einer Bruchlandung gezwungen, bei der er sich weitere Verletzungen zuzog. Nach einem kurzen Lazarettaufenthalt versah er leichte Wachdienste in Ostengland, bis er wieder für fronttauglich befunden wurde. Zum Hauptmann befördert, führte Harris einen Schwarm Sopwith Camels bei «offensiven Patrouillen» über den Schützengraben Flanderns. Bis Ende 1917 schoss er fünf feindliche Flugzeuge ab, womit er offiziell zu einem «Ass» wurde.

Die Schlacht, die unter ihm tobte, während er seine Einsätze flog, war der verlustreiche Versuch von Feldmarschall Haig, die Anhöhe von Passchendaele einzunehmen und zur belgischen Küste bei Ostende durchzubrechen. 100'000 britische und Commonwealth-Soldaten und etwa ebenso viele deutsche Verteidiger sollten für dieses Stück Schlamm sterben. Harris erlebte das ganze Grauen dessen, was am Boden geschah, das massenhafte Abschlachten von Millionen junger Männer in einem scheinbar endlosen Ringen zwischen gleichstarken Militär- und Industriemächten. Aus diesen Erfahrungen erwuchsen die später von ihm vertretenen Ansichten, dass nämlich Luftmacht und speziell der Einsatz von Bombern imstande sein würden, das Patt zu durchbrechen und das Ende eines neuen Krieges – gleichgültig, wie viele Opfer das Bombardieren unter den Flugzeugbesatzungen und den Menschen am Boden forderte – billiger zu erkaufen,

als es von 1914 bis 1918 möglich gewesen war. Konnte der Preis denn überhaupt höher sein?

Zum Zeitpunkt des Waffenstillstands war Harris wieder in England und bereitete eine neue Einheit, die 44th Squadron, auf Nachtjägereinsätze vor. Freimütig, oft sogar grob, selbstsicher, ein strenger Vorgesetzter, war der zum Major beförderte Harris auch dafür bekannt, dass er sich um seine Männer, die Piloten ebenso wie das Bodenpersonal, kümmerte und nichts dem Zufall überliess.

Dass er nicht nach Rhodesien zurückging, lag an zwei Umständen. Erstens erwies die neue Luftwaffe ihm befriedigenden Respekt (er erhielt das Air Force Cross), und zweitens hatte Harris 1916 geheiratet, und es stellte sich bald heraus, dass seine kulturliebende, der oberen Mittelschicht entstammende englische Gemahlin das Leben im afrikanischen Busch hart finden würde. Harris traf eine Entscheidung, die sich als schicksalhaft erweisen sollte – nicht nur für ihn selbst und die Royal Air Force, sondern wohl auch für die Deutschen, lebende und noch ungeborene. Am 1. August 1919 wurde er Berufsoffizier im Range eines Majors.

Im Einklang mit der Rolle, die der RAF nach dem Krieg zugewiesen wurde, nämlich als Polizei des britischen Empire zu fungieren, befehligte Harris zunächst Staffeln an der Nordwestgrenze Indiens, wo wieder einmal ein Afghani-stankrieg im Gange war und britische Militäranlagen belagert wurden. Entsetzt über die Unfähigkeit, die Knausrigkeit und den Widerstand gegen jegliche Veränderung, die er bei den Kommandeuren der Armee in Indien an traf, ersuchte er schliesslich um seine Versetzung. In die vormals osmanische und jetzt von den Briten kontrollierte aufständische Provinz Irak abkommandiert, führte er Bombenangriffe durch, zuerst gegen vermeintliche türkische Eindringlinge an der Nordgrenze und dann gegen Bemühungen der Kurden, einen unabhängigen Staat zu gründen.

Dadurch, dass vor Angriffen über aufständischen Dörfern warnende Flugblätter abgeworfen wurden, konnten manchmal, aber nicht immer Menschenleben gerettet werden. Mehr als acht Jahrzehnte später kann man beobachten, dass die Geschichte sich nicht nur in ähnlicher Weise, sondern auch an denselben Orten wiederholt. Gleichwohl erwarb Harris sich und seinen Männern einen guten Ruf, trotz des «entsetzlichen Klimas, des scheusslichen Essens und des grässlichen Fehlens jeglicher Annehmlichkeiten», wie er es bezeichnete. Obwohl ein gehorsamer Diener des Empire, fielen seine politischen Urteile bisweilen überraschend aus. Er zeigte Mitgefühl für die Iraker und räumte ein, dass sie «verleitet worden waren, vollständige Unabhängigkeit zu erwarten, und was sie

stattdessen bekamen, war eine Besatzung durch die britische Armee und eine Horde wichtigtuertischer kleiner Beamter».⁶

Trotz seiner unbequemen Art wurde Harris stetig befördert, und er sammelte laufend Erfahrungen. Als der Zweite Weltkrieg in Europa ausbrach, war er Generalleutnant der Luftwaffe und Oberkommandierender in Palästina und Transjordanien. Er begab sich umgehend nach England, um dort die 5. Gruppe des Bomber Command zu übernehmen, und bald war er wieder einmal mitten im Kriegsgeschehen.

Es bestanden Ähnlichkeiten zwischen den Rollen und Charakteren von Harris und Churchill, die einander im Laufe der nächsten Jahre gut kennenlernten. Welche Aufgaben auf die beiden warteten, als sie ihre Spitzenstellungen – Harris als kommandierender Offizier des Bomber Command, Churchill als Premierminister – erreichten, war bereits klar, sogar vorherbestimmt. Welche Voraussetzungen sie jeweils dafür mitbrachten und was die Situation in beiden Fällen veränderte, waren Persönlichkeit, Energie und Entschlossenheit. Das Hauptquartier des Bomber Command befand sich in einem unterirdischen Bunker bei High Wycombe, einer rund 50 Kilometer nördlich von London gelegenen Stadt in der Grafschaft Buckinghamshire, die vor allem bekannt ist für die Möbel, die man dort aus heimischem Buchenholz herstellt. Im Februar 1942, als Harris das Hauptquartier des Bomber Command zu seiner ersten Einsatzbesprechung betrat, war es, als sei ein Taifun über den Ort hinweggefegt.

Die veränderte Haltung des Bomber Command beruhte nicht allein auf der neuen, energischeren Führung oder einer rücksichtsloseren Bombardierertaktik. Dafür, dass die Verfechter massiver Bombenangriffe, unter ihnen vor allem Harris, deren Zukunft zuversichtlich beurteilten, waren andere, wissenschaftliche Entwicklungen verantwortlich.

Die relative Erfolglosigkeit des Bomber Command in den ersten beiden Kriegsjahren war teilweise dem unterlegenen Flugzeugmaterial, teilweise auch der Unerfahrenheit der Flugzeugbesatzungen zuzuschreiben, doch ebenso gravierend wirkte sich aus, dass es an geeigneten Mitteln für eine genaue Navigation und Lokalisierung der Ziele fehlte. Hier hatten die Deutschen während dieser Zeit die Nase vorn, was auch damit zusammenhing, dass die Briten verständlicherweise mehr eine defensive als eine offensive Technik bevorzugten. Zwar hatten sie das Zentimeter radar erfunden, mit dessen Hilfe sie bei Nacht feindliche Flugzeuge abfangen konnten, doch dem von den Deutschen in Coventry benutzten X-Gerät oder seinem verbesserten Nachfolger, dem Y-Gerät (auch Wo-

tan genannt), hatten sie zunächst nichts entgegenzusetzen. Aber schon wenige Wochen nachdem Harris das Kommando übernommen hatte, war der erste Durchbruch auf diesem Forschungsgebiet für einen realen Angriff auf Deutschland einsatzbereit. Dieses Gerät trug den Namen «Gee».

«Gee» arbeitete nicht wie die deutschen Geräte mit einem einzelnen Strahl, der den Piloten leitete, sondern mit einem das feindliche Territorium überdeckenden Gitternetz von Strahlen, das von einem Hauptsender und zwei Nebensendern erzeugt wurde. Die Signale dieser Sender wurden von einer Kathodenstrahlröhre an Bord der Flugzeuge aufgefangen und in ein Gitter auf dem Bildschirm umgewandelt. Daher der Name «Gee» für den Buchstaben «G», womit «grid» [Gitter] gemeint war. Mit diesem Gerät vermochte ein Navigator die Position seines Flugzeugs erheblich genauer zu bestimmen als mit allen bis dahin gebräuchlichen Leitsystemen. Mit «Gee» konnten Flugzeuge einander in weit besserer Ordnung auf einem vorher festgelegten Kurs folgen und diesen sehr viel leichter beibehalten.

Der grosse Vorteil von «Gee» bestand darin, dass das Gerät an Bord des Bombers vollkommen passiv blieb; es war lediglich ein Empfänger und strahlte keine Signale aus, welche die Deutschen hätten aufspüren können. Und ohne solche Signale konnte der Feind mit dem Strahlengitter absolut nichts anfangen. Zumindest eine Zeit lang dürften die deutschen Radarspezialisten vor einem Rätsel gestanden haben. Es war zu erwarten, dass sie sich über Gegenmassnahmen erst dann würden Gedanken machen können, wenn sie eine mit «Gee» ausgerüstete Maschine abgeschossen und das Gerät einer Prüfung unterzogen hatten. Das konnte innerhalb von Wochen oder Monaten geschehen, aber bis dahin stand den Flugzeugbesatzungen ein äusserst hilfreiches Instrument zur Verfügung, mit dem sie bis zum Ziel und wieder zurück und zu ihren Heimatflugplätzen gelangen konnten.

«Gee» hatte jedoch zwei grosse Nachteile. Erstens hatte es wegen der Krümmung der Erdoberfläche nur eine Reichweite von 650 bis 700 Kilometern (und reichte damit nicht bis Berlin oder Mitteldeutschland). Zweitens führte es das Flugzeug zwar bis auf eine Abweichung von drei bis fünf Kilometern an das Ziel heran (bis zu diesem Zeitpunkt hatten ja acht Kilometer als beeindruckend gegolten), aber es erlaubte keine punktgenaue Zielbestimmung. Das wurde nur allzu deutlich, als in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1942 erstmals ein Angriff mithilfe von «Gee»-Geräten durchgeführt wurde; er galt Essen, dem massiv verteidigten Sitz von Krupp und heiligen Gral der britischen Bomber.

Harris hatte die optimistische Erwartung gehegt, die Einführung des «Gee»-Geräts sei «gleichbedeutend mit einer Versiebenfachung meiner Streitmacht von 300 Flugzeugen. ... Damit sollte ich Essen und drei weitere Ruhrstädte innerhalb von drei Monaten völlig zerstören können.»⁷ Die 211 Flugzeuge kamen zwar dorthin durch, aber die Stadt war von Industrieabgasen derart eingenebelt, dass die Besatzungen sie nicht fanden. Beschädigt wurden einige Häuser und ein Restaurant. Acht Flugzeuge gingen verloren. Das Gleiche passierte in den beiden folgenden Nächten über Essen und anderen Industriestädten an der Ruhr. Die Werkshallen von Krupp lagen zum grössten Teil mitten in Essen. Das war selten, da sie sonst fast immer in den Vororten errichtet worden und daher schwerer zu finden waren. Was konnte man überhaupt treffen, wenn man nicht einmal Krupp traf?

Die Fehlschläge in Essen und den angrenzenden Industriezentren schob man auf den Dunst und einen Mangel an eindeutigen Orientierungspunkten – Probleme, welche die letzte und wichtigste Angriffsphase, den eigentlichen Bombenabwurf, seit jeher beeinträchtigten. Das Ruhr gebiet, Zentrum der deutschen Schwerindustrie, blieb dennoch das wichtigste Ziel des Bomber Command, zu dem es, ob es wollte oder nicht, immer wieder zurückkehren musste. «Wir mussten uns damit abfinden, dass die Ruhr einstweilen unangreifbar war», gestand Harris ein, «weil der Industriedunst in diesem Gebiet eine optische Erkennung fast unmöglich machte.»

Harris' düstere Meinung von «Gee» hellte sich ein wenig auf, als bei unbedeutenderen Operationen in anderen Teilen Europas bessere Ergebnisse erzielt wurden. Die Bomber kamen sehr viel näher an ihre Ziele heran als zuvor. Weitere Experimente in Deutschland und besonders beim Angriff auf das Renault-Werk in Boulogne-Billancourt hatten gezeigt, dass bezüglich der Schäden am Boden eine sehr viel grössere Höhe und Dichte zu erreichen war, wenn man mehr Flugzeuge angreifen liess und sie stärker gebündelt einsetzte. Vorhersagen, dass es dadurch zu verheerenden Kollisionen kommen werde, wurden widerlegt. Zwar probierte das Bomber Command noch immer an Verbesserungen herum, doch dank der neuen, dynamischeren Führung begann sich auch die Lage zu bessern.

Harris hatte beschlossen, seinen Posten beim Bomber Command mit einem Paukenschlag anzutreten. Geräte, mit deren Hilfe seine Flugzeuge auch bei schlechter Sicht ihr Ziel finden und «blind» bombardieren könnten, befanden sich noch in der Entwicklung. Daher suchte Harris Ziele aus, die für die feindliche Rüstung vielleicht nicht so wichtig, aber leicht zu erkennen waren.

Ganz ohne Probleme liess sich kein Ziel attackieren, aber Küstenstädte waren in dieser Hinsicht entschieden vorteilhafter (das heisst vom Boden aus betrachtet im Nachteil). Nach einigem Hin und Her entschied Harris sich für die malerische Hafenstadt Lübeck an der Ostsee, die man aus den Romanen des Nobelpreisträgers Thomas Mann, der dort aufgewachsen war, kannte. Die «Gee»-Sender reichten nicht bis dorthin, aber «Lotsenmaschinen», die über dieses Navigationsystem verfügten, konnten den angreifenden Bombern auf dem Hin- und Rückflug für die längste Zeit Orientierungshilfe geben.

Das rund 150'000 Einwohner zählende Lübeck war ein Industrie- und Ausbildungszentrum für U-Boot-Besatzungen. Im Hafen der Stadt wurde der grösste Teil des schwedischen Eisenerzes, auf das die deutsche Rüstungsindustrie angewiesen war, umgeschlagen. Vor allem besass sie eine mittelalterliche Altstadt voller leicht brennbarer Fachwerkhäuser, eine Tatsache, die den Planern des Bomber Command wohl bekannt war. Harris selbst sagte, dass es «mehr einem Feueranzünder als einer menschlichen Besiedlung gleicht».

In der mond hellen Nacht vom 28. auf den 29. März 1942, dem Palmsonntag, starteten 234 britische Bomber in Richtung Lübeck, und die ersten trafen um 23.16 Uhr über der Stadt ein. Drei Viertel der Besatzungen behaupteten später, sie hätten, gemäss Einsatzbefehl tief anfliegend, das Ziel gefunden und 160 Tonnen Sprengbomben sowie 144 Tonnen Brandbomben abgeworfen. Zu den Letzteren gehörten sowohl gewöhnliche «sticks» (Stabbrandbomben) als auch 30-Pfund-Bomben, deren Füllungen, ein Benzol-Kautschuk-Gemisch, im Umkreis von zehn Metern um den Aufschlagspunkt Feuer auslösen sollten. Die Luftabwehr über Lübeck war schwach. Das lodernde Feuer konnten Flugzeugbesatzungen noch in 160 Kilometer Entfernung sehen, und das Ausmass der Zerstörung war so schlimm wie in Coventry. Fast ein Drittel der bebauten Fläche Lübecks brannte völlig nieder, 16'000 Menschen wurden obdachlos, und die Infrastruktur der Stadt, einschliesslich des grossen Kraftwerks und zahlreicher Fabriken, wurde vernichtet. Der aus dem Jahr 1173 stammende Dom wurde gänzlich zerstört, ebenso wie ein anderes grossartiges Gotteshaus aus dem Mittelalter, die Marienkirche. Insgesamt kamen 320 Menschen um, die grösste Zahl an Opfern bei einem einzelnen Angriff, seit die RAF mit ihren Einsätzen über Deutschland begonnen hatte. Die Verlustrate britischer Flugzeuge belief sich auf ein Dutzend (etwa fünf Prozent).

Harris schrieb mit Genugtuung: «In der Nacht vom 28. auf den 29. März ging die erste deutsche Stadt in Flammen auf.»⁸ Er fuhr fort: «Der eigentliche Zweck des Angriffs war, in Erfahrung zu bringen, wie weit eine erste Welle von

Flugzeugen durch Brandlegung eine zweite Welle zum Zielpunkt lenken kann: Ich ordnete einen halbstündigen Abstand zwischen den beiden Wellen an, damit sich die Feuer gehörig ausbreiteten, bevor die zweite Welle eintraf.» Dies war der erste dokumentierte Fall nicht nur eines grossen Brandangriffs, sondern auch der so genannten Doppelschlagtechnik, die gegen Ende des Krieges sehr viel häufiger angewendet werden sollte. Sie führte, wie Harris notierte, nicht nur zu Zielmarkierungsfeuern, sondern auch zu einem weit grösseren Ausmass an Chaos und Zerstörung in der anvisierten Stadt, denn während die örtlichen Feuerwehren – und von ausserhalb herbeigeeilte Helfer – vergeblich mit den Flammen kämpften, mussten sie darauf bedacht sein, nicht neuen Wellen von Angreifern zum Opfer zu fallen. Dresden sollte der Höhepunkt dieser Technik sein.

Thomas Mann, der im politischen Exil in Kalifornien lebte, kam kurz darauf in der BBC zu Wort. In einer auf Deutsch gehaltenen Ansprache erklärte er mit einer unnachsichtigen Bestimmtheit, die viele seiner deutschen Landsleute befremdet und empört haben muss, er bedaure zwar die Zerstörung, von der seine Vaterstadt betroffen sei (darunter auch das Haus, in dem er geboren wurde) doch...

... Ich denke an Coventry – und ich habe nichts einzuwenden gegen die Lehre, dass alles bezahlt werden muss. Hat Deutschland geglaubt, es werde für die Untaten, die sein Vorsprung in der Barbarei ihm gestattete, niemals zu zahlen haben?

Goebbels, der noch kaum anderthalb Jahre zuvor überlegt hatte, wie man das Ausmass der Zerstörung durch britische Angriffe propagandistisch aufbauschen könnte, bekam Wochenschauaufnahmen aus Lübeck vorgeführt. Er liess fast so etwas wie Panik erkennen, bezeichnete die Schäden als «in der Tat enorm» und bemerkte, sich an einen Strohhalm klammernd: «Gott sei Dank handelt es sich um norddeutsche Bevölkerung.»

Die angebliche Trägheit der Norddeutschen sollte in den kommenden Monaten und Jahren auf eine harte Probe gestellt werden. Die alte Hansestadt Rostock wurde in der dritten Aprilwoche 1942 während dreier Nächte angegriffen und erlitt gewaltige Schäden, die Tausende von Bürgern zwangen, aufs Land zu flüchten. Rostock wies die gleiche Kombination aus Fachwerkhäusern der Kaufleute und Werften wie Lübeck auf; hinzu kamen die Heinkel-Flugzeugwerke und eine U-Boot-Werft. Fast 70 Prozent der Fläche der Stadt wurden zerstört, 6'000 ihrer Einwohner getötet oder schwer verletzt. Sowohl die Schäden als

auch die Opferzahlen stiegen beunruhigend an – oder aus Harris' Sicht zufriedenstellend.

Die deutsche Führung, bis dahin von Vorbereitungen für eine Frühjahrsoffensive in der Sowjetunion in Anspruch genommen, wurde durch die britischen Angriffe zu Vergeltungsschlägen provoziert, deren Planung nach der Bombardierung Lübecks begann. In der Nacht vom 25. auf den 26. April wurde das georgianische Seebad Bath im Westen Englands angegriffen, zunächst kurz vor Mitternacht und dann erneut in den frühen Morgenstunden (nachdem die Bomber auf ihren französischen Stützpunkten noch einmal Bomben geladen und Treibstoff nachgetankt hatten). Ein deutscher Doppelschlag: 400 Sprengbomben waren auf Bath gefallen und über 4'000 Brandbomben. 400 Zivilisten waren umgekommen. Die Zahl der Opfer hätte höher ausfallen können, aber im Unterschied zu vielen anderen alten Städten in Deutschland und England wies die überwiegend aus dem 18. Jahrhundert stammende Architektur von Bath breite Hauptstrassen und geräumige Strassenzüge auf, und die Gebäude waren aus Cotswold-Stein. Eine solche Stadtanlage eignete sich einfach nicht so gut für die Zerstörung durch Brandbomben wie Fachwerkhäuser in engen, winkligen Gassen.

Der Führer erklärt, dass er jetzt Nacht um Nacht solche Angriffe wiederholen werde. ...Er teilt absolut meine Meinung, dass man jetzt Kulturzentren, Badeorte und bürgerliche Städte angreifen müsse; dort sei die psychologische Wirkung viel stärker, und auf die psychologische Wirkung kommt es im Augenblick am allermeisten an.⁹

Göbbels' Bemerkungen sind aufschlussreich. Beide Seiten gaben jetzt – zumindest inoffiziell – zu, dass ihren Versuchen, die Rüstungsindustrie der anderen Seite auszuschalten, nur mässiger Erfolg beschieden war und sie sich nun auf das «Moralbombardieren» verlegten.

Zwischen April und Juni 1942 bombardierten die Deutschen auch Exeter, Canterbury, Norwich und York, alles altherwürdige Städte mit bemerkenswerten touristischen Sehenswürdigkeiten. Nach dem ersten Angriff soll der Sprecher des Auswärtigen Amtes, Freiherr Gustav Braun von Stum, vor der Presse erklärt haben, dass die Luftwaffe jedes Gebäude in England bombardieren werde, das im Baedeker mit drei Sternen markiert sei. Nach dieser flapsigen Bemerkung nannte man die Angriffe in England «Baedeker Raids». In Hitlers Befehl, britische Kulturzentren ins Visier zu nehmen, hatte es unmissverständlich geheissen, dass man vorzugsweise dort angreifen solle, wo die stärksten

Auswirkungen auf das zivile Leben zu erwarten seien. Terror angriffe mit «Vergeltungscharakter» sollten gegen andere Städte als London geführt werden.¹⁰ Bei den Angriffen wurden Brandbomben in grosser Menge benutzt.

Harris plante unterdessen wieder etwas «Spektakuläres», das grösser war als alles bis dahin Dagewesene. Er holte sich Churchills Einverständnis für einen Grossangriff, Codewort «Millennium», auf eine deutsche Stadt, an dem 1'000 Flugzeuge beteiligt sein sollten; freilich verfügte das Bomber Command zu jener Zeit noch nicht einmal über 400 Maschinen. Das Coastal Command, um einen Beitrag gebeten, lehnte ab, aber die beiden Ausbildungsgruppen steuerten 368 Flugzeuge bei, die zum Teil mit Fluglehrern bemannt waren, und ebenfalls die Heavy Conversion Units, deren Aufgabe darin bestand, qualifizierte, aber unerfahrene Flugzeugbesatzungen auf die Handhabung der grossen, viermotorigen Bomber vorzubereiten. Schliesslich kamen tatsächlich über 1'000 Maschinen zusammen. Wie in Lübeck sollte eine erste Welle (Gruppe 1) die Stadt mit Brandbomben in Brand stecken. Eine Stunde später, wenn die Feuer sich ausgebreitet hatten, sollte eine zweite Welle (Gruppen 3 und 5) folgen und das Chaos verstärken. Zum ersten Mal waren alle Führungsmaschinen mit «Gee»-Geräten ausgestattet, was die Zielauswahl begrenzte. Beide vorgesehenen Städte lagen innerhalb der Reichweite: Hamburg (Hauptziel) und Köln.

Der Angriff wurde wegen ungünstiger Wettermeldungen immer wieder von einer Nacht auf die andere verschoben, bis die Planer bei Anbruch des 30. Mai keine Ausweichmöglichkeit mehr fanden. Es war die letzte Vollmondnacht und auch die letzte, in der man es bei der Unterbrechung der Ausbildungsprogramme belassen konnte. Als Harris den «Operations Room» die Einsatzzentrale des Bomber Command, betrat, klang die auf Deutschland bezogene aktualisierte Wetterprognose, die sein peinlich genauer Meteorologieoffizier Magnus Spence erstellt hatte, für das Rheinland ein wenig günstiger als für die Nordwestküste. Group Captain Dudley Saward war im entscheidenden Moment dabei. Harris starrte auf die Karten, führte seinen Zeigefinger quer über Europa zu einer Stadt in Westdeutschland und presste ihn dann so lange auf die Stelle, bis das Blut aus der Fingerkuppe gewichen war. Schliesslich wandte er sich an Saward und die übrigen Stabsoffiziere und sagte mit ruhiger Stimme: «Der Tausender-Plan – heute Nacht.»¹¹

Die ausgewählte Stadt war Köln. Dank der Launen des Wetters blieb Hamburg verschont – zumindest für ein Jahr.

Die Auswirkungen auf die alte Stadt am Rhein waren entsetzlich. Die öffent-

lichen Versorgungs- und Verkehrseinrichtungen wurden nahezu völlig lahmgelegt, aus den Schäden an Fabriken ergaben sich monatelange Produktionsausfälle, 1'500 Handels- und Industrieunternehmen wurden zerstört, 36 Grossbetriebe vernichtet und weitere 300 beschädigt. Insgesamt wurden 45'000 Personen obdachlos, 13'000 Wohnungen zerstört. Historische Bauwerke in grosser Zahl, darunter der grösste Teil der Überreste aus römischer Zeit, zerfielen zu Schutt und Asche. Nur die Zahl der menschlichen Opfer war erstaunlich gering: weniger als 500 Tote und etwas mehr als 5'000 Verletzte. Das war nicht sehr viel mehr, als der jüngste Angriff der Luftwaffe auf Bath gefordert hatte, und hier zeigte sich wohl der Unterschied zwischen der unverteidigten britischen Stadt, die kaum über Bunker und Luftschutzräume verfügte, und einer Stadt wie Köln, in der man von vornherein mit etwaigen massiven Angriffen gerechnet und sich entsprechend darauf eingestellt hatte. Dennoch erlitt Köln ausgedehnte, schwer wiegende Schäden. Darin äusserte sich nicht nur eine neue Stufe britischer Angriffskapazität, sondern auch ein Strategiewechsel zu einem mehr oder weniger wahllosen Bombardement städtischer Gebiete. Aus der Sicht der RAF war der Angriff ein grosser Erfolg. Sie verlor nur zwei Prozent der eingesetzten Maschinen. Der Angriff gab der Heimatfront einen ungeheuren moralischen Auftrieb – und er machte Harris zu einem Medienstar.

Die Auswirkungen auf die Moral der Angegriffenen waren so gravierend, dass Kölner, welche die Stadt verliessen, ein einschüchterndes Schweigegeklöbnis unterschreiben mussten. Verstösse dagegen wurden mit nicht näher bezeichneten Strafen geahndet.¹²

Am Tag des 1'000-Bomber-Angriffs schrieb Goebbels mit seinem gewohnten fieberhaften Zynismus in sein Tagebuch:

Wir haben im Westen so viel Bombengeschwader stationiert, dass wir in der Lage sind, jeden Schlag entsprechend, eventuell sogar mit verdoppelter Stärke, heimzuzahlen. ... Wir werden keinen Angriff der Engländer unbeantwortet lassen, und da sich bisher die Luftangriffe auf militärische und wirtschaftliche Ziele kaum gelohnt haben, werden wir nun wie bisher Kulturzentren angreifen, was die Engländer ja auch, wenn auch unausgesprochen, tun. Man braucht auch unsererseits nicht darüber zu reden; man braucht es nur zu machen. Im Zusammenhang damit gibt der Führer mir noch einmal den Auftrag, dafür besorgt zu sein, dass alle wertvollen Kunstschatze im Reich gesichert werden.¹³

Jenseits des Kanals waren die Signale ebenso klar. Alle Ziele waren «legitime» Ziele.

Was Arthur Harris betraf, so wurde am 11. Juni 1942 in der Londoner *Times* mitgeteilt, er sei zum Komtur des Bath-Ordens ernannt worden.

Am 8. Oktober 1871 fegte der verheerendste Waldbrand der amerikanischen Geschichte durch den nordöstlichen Teil des Staates Wisconsin. Wahrscheinlich von Bahnarbeitern beim Abbrennen von Gestrüpp verursacht, verschlang das Feuer 485 Quadratkilometer und forderte 1'200 bis 1'500 Menschenleben, davon etwa 800 in dem aufstrebenden Holzfällerdorf Peshtigo – fast die Hälfte der Einwohnerschaft. Viele Zeugen sprachen voll Ehrfurcht darüber, wie das Feuer sich nahte: «so schnell» oder «wie ein Tornado». Einige liefen ihm davon, doch die meisten überlebten durch die Flucht in den Peshtigo River am Dorfrand oder in die Brunnen von Gehöften und Häusern, fast ganz untergetaucht oder mit nassen Sachen, die sie sich um den Kopf und aus dem Wasser ragende Körperteile wickelten. Das Feuer übersprang mühelos den Fluss und entfachte auf der Ostseite Brände, welche etliche, die geglaubt hatten, sich durch Überqueren der Holzbrücke retten zu können, einkreisten. Die verzweifelten «Schwimmer» sahen sich stundenlang von Flammen umgeben. Brennende Teile regneten auf sie herab, und man konnte die Luft kaum noch atmen. Manche erstickten, andere wurden von umherfliegenden Brocken versengt, und wieder andere versanken schliesslich entkräftet in den Fluten.

Was sich in Peshtigo durch Zufall, durch eine Laune der Natur ereignete, war ein Feuersturm. Er entsteht, wenn sich bei einem Brand dermassen hohe Temperaturen entwickeln – von 800, 900, 1'000 Grad –, dass die aufsteigende Hitze der Luft in Bodennähe den gesamten Sauerstoff entzieht. In einer gewissen Höhe über dem Boden steht eine Feuersäule, aber darunter befindet sich ein Vakuum, das in dem Bestreben, sich mit Sauerstoff zu füllen, am Boden entlangwandert und alles, was ihm in den Weg kommt, in sich hineinreisst. Manchmal gibt es einen Moment der Stille, bevor der Sturm aufkommt, wie vor einem natürlichen Tornado. Dann fegt gluthesse Luft heran, die einem die Lunge verbrennt und den wenigen Überlebenden nur giftiges Kohlenmonoxid zum Atmen lässt. In der Nähe der Leichen, die man in Peshtigo fand, war oft «nichts von dem Feuer zu sehen und keine Spur von Verbrennungen an Körper oder Kleidung».

Im gesamten Gebiet der Grossen Seen hatte während jenes verhängnisvollen Herbstes 1871 wochenlang heisses, trockenes Wetter geherrscht. Ende Juli 1943,

72 Jahre später und 5'000 Kilometer entfernt, litt Hamburg unter einer ähnlichen Hitzewelle von tagsüber 27 Grad.

Am Abend des 27. Juli 1943, eines Dienstags, hoben 787 Flugzeuge von Stützpunkten des Bomber Command in Ostengland ab. Es war der zweite einer Folge von Angriffen gegen die zweitgrösste deutsche Stadt mit dem grössten Hafen des Reiches. Die RAF hatte in der Nacht des 24. Juli damit begonnen, die Amerikaner zweimal bei Tag – ohne nennenswerten Erfolg. Die grösste der Hafenstädte der mittelalterlichen Hanse war mit fast zwei Millionen Einwohnern ein wichtiges Zentrum des Schiffs- und U-Boot-Baus, der verarbeitenden Industrie sowie der Handelsmarine und wurde dementsprechend von einer starken Luftabwehr geschützt.

Was der nach Hamburg fliegenden Bomberflotte jedoch Schutz bieten sollte, war etwas ganz Neues und Sensationelles: ein erst kurz zuvor erfundenes Mittel, das nur Tage zuvor beim ersten RAF-Angriff erstmals eingesetzt worden war und das die deutsche Radarabwehr in völlige Konfusion versetzen sollte. Sein Name war «Window».¹⁴

Aus dem ersten Flugzeug, das mit «Window» beladen worden war, flatterten über 2'000 Stanniolstreifen zu Boden. Ein Bündel dieser Metallfolien erzeugte auf den Bildschirmen der deutschen Radarstationen ein Echo, das von dem eines britischen Bombers nicht zu unterscheiden war. Da die Stanniolstreifen nur langsam zum Boden herabsanken, hielt diese Täuschung eine Viertelstunde lang vor. Jeder Bomber war angewiesen, im Minutenabstand ein Bündel abzuwerfen, bis sie auf dem Rückflug wieder an diesen Punkt kamen.

«Window» stürzte die deutsche Luftabwehr in ein totales Chaos. Die Nachtjäger des deutschen Luftabwehrsystems waren in Gruppen zusammengefasst, die jeweils ein bestimmtes Gebiet zu überwachen hatten und von denen die westlichsten, wo der erste Kontakt mit der RAF zu erwarten war, die entscheidenden waren. Die in Würzburg befindlichen Radarstationen, die den Einsatz der Nachtjäger steuerten, registrierten auf einmal buchstäblich «Tausende von feindlichen Flugzeugen» und liessen zunächst die Jäger in alle Himmelsrichtungen starten. Ein Jägerleitoffizier der Luftwaffe fasste das Durcheinander in der ersten Nacht, in der «Window» eingesetzt wurde, in folgende Worte: «Es war genauso, als wollte man eine Glasmurmeltiere in einem Fass Erbsen wiederfinden.»¹⁵ Da auch das Bordradar in den deutschen Jägern auf die Streifen ansprach, war das Chaos perfekt. «Die ganze Abwehr war mit einem Schlag blind!», erklärte General Walter Kammhuber, der Befehlshaber der deutschen Luftverteidigung im Westen.

Später sollten die Deutschen lernen, mit den schlimmsten Auswirkungen

von «Window» fertig zu werden, aber noch war es nicht so weit. In dieser Nacht trafen die Bomber auf einen Feind, der völlig chancenlos war.

Diese Situation wollten die Planer der RAF in der Nacht des 27. Juli ausnutzen und Hamburg mit einem Bombenteppich belegen. Es war mit fast 800 beteiligten Maschinen ein für damalige Verhältnisse wirklich grosser Angriff. Fünf Oberste und zwei Generalmajore flogen als Beobachter mit, um sich von der Effizienz von «Window» zu überzeugen.

Insgesamt wurden 2'326 Tonnen Bomben, darunter ein hoher Anteil Brandbomben, auf Hamburg abgeworfen. Sie fielen überwiegend auf die Arbeiterviertel Billwärder, Borgfelde und Hamm, deren schmale, dicht bebaute Strassen von billig errichteten Mietshäusern gesäumt waren; Parks oder Freiflächen gab es kaum. Dass dieser Teil Hamburgs angegriffen wurde, war ein Irrtum – der vorgesehene Zielpunkt lag dreieinhalb Kilometer entfernt –, aber andererseits erwies er sich auf schreckliche Weise als der ideale Schauplatz für das, was dann geschah. In dieser Nacht fand das Wort «Feuersturm» Eingang in die Akten der Hamburger Feuerwehr.

Infolge der kleinen Brandbomben, die zu Tausenden auf Dachböden stecken blieben, und der grossen 30-Pfund-»Phosphorbomben«, die in geringerer Anzahl mehrere Stockwerke durchschlugen und innerhalb der Gebäude Brandherde verursachten, stand bald das ganze Gebiet in Flammen. Das Gros der Hamburger Feuerwehr war derweil am anderen Ende der Stadt mit dem Löschen der letzten Brände aus der Nacht vom Samstag auf den Sonntag beschäftigt. Die Rettungskräfte, die doch noch versuchten, an die zuletzt getroffenen Viertel heranzukommen, wurden durch Krater und Trümmer aufgehalten, welche die Zufahrtsstrassen blockierten, wie es fast drei Jahre zuvor in Coventry der Fall gewesen war.

Die grossen Sprengbomben, die zusammen mit den Brandbomben abgeworfen wurden, zerstörten Wände und drückten zahllose Türen und Fenster ein, wodurch ein Luftzug entstand, der die Brände in den Gebäuden anfachte. So entstand ein Aufwind, der Funken und brennende Teile mitriss, die auf angrenzende Stadtgebiete übersprangen und dort weitere Brände entstehen liessen. Innerhalb von 20 Minuten kam es zu einem gewaltigen Flächenbrand, der sich, ausgehend von einem Sägewerk und einem Holzplatz, über 260 Hektar erstreckte. Um drei Uhr morgens standen an 210 Kilometern enger, dicht bebauter Strassen schätzungsweise 16'000 Wohnhäuser in Flammen. Die Luft, die in das Vakuum über dem Zentrum des Brandes raste, entwurzelte Bäume, und die gleiche unsichtbare Kraft riss Menschen zu Boden und sog sie in die lodernde Glut.¹⁶

Der grosse Feuersturm von Hamburg in der Nacht vom 27. auf den 28. Juli 1943 hat – wie das Feuer von Peshtigo – seine Opfer nicht nur verbrannt und verkohlt. Tausende starben in Luftschutzkellern an Kohlenmonoxidvergiftung. Äusserlich nahezu unversehrt, wurden sie in der Haltung, in der sie der Tod erteilt hatte, nur vom Gas kirschrot angelaufen, geborgen. Erst nach zwei Tagen hatten sich die am schlimmsten getroffenen Strassen so weit abgekühlt, dass sich die Rettungsmannschaften zu den bis zur Unkenntlichkeit verkohlten Opfern vorwagen konnten.

Im Zentrum des apokalyptischen Brandes fand man keine Überlebenden, nicht einen einzigen.

Auf dem Ohlsdorfer Friedhof am Rande Hamburgs wurden vier Massengräber ausgehoben, von denen jedes bis zu 10'000 Tote aufnahm. Im Strategic Bombing Survey der USA wurde nach dem Krieg eingeräumt, dass die Schätzung von 40'000 Opfern dem Hamburger Inferno möglicherweise nicht gerecht werde. Die schlimmsten Vorstellungen von Douhet und Trenchard waren hier «Fleisch geworden» – brennendes Fleisch. Am Morgen nach dem Angriff befanden sich Zehntausende auf der Flucht aus der Stadt, nur das Allernötigste bei sich, zum Teil noch in der Nachtbekleidung. An Sammelplätzen, etwa der Pferderennbahn, richteten die Behörden Evakuierungsstellen ein.

Albert Speer, Hitlers Rüstungschef und Leibarchitekt, schrieb, dass Hamburg ihn «auf das Höchste alarmiert» habe. Er teilte Hitler seinen Erinnerungen zufolge mit, dass «Angriffsserien dieser Art, auf sechs weitere Grossstädte ausgedehnt, Deutschlands Rüstung zum Erliegen bringen müssten».¹⁷

Goebbels, der von Hitler seit Oktober 1942 auch mit «Hilfsmassnahmen aus Anlass von Kriegsschäden» beauftragt war, reagierte auf die Hamburger Katastrophe unverzüglich. Nach einem Telefonat mit dem Hamburger Gauleiter Kaufmann hielt er Folgendes fest:

Er spricht von einer Katastrophe. ...Wir haben hier die Zerstörung einer Millionenstadt festzustellen, die bisher in der Geschichte wohl kein Beispiel findet. Es tauchen damit Probleme auf, die fast nicht zu bewältigen sind. Man muss nun die Millionenbevölkerung dieser Stadt verpflegen, ihr eine Unterkunft verschaffen, sie nach Möglichkeit evakuieren, muss ihnen Kleider und Wäsche geben, kurz und gut, man hat hier Aufgaben zu bewältigen, von denen wir uns vor einigen Wochen noch gar keine Vorstellung machen konnten. ...¹⁸

Goebbels war über Hamburg so betroffen, dass er, was bei ihm selten vorkam, die Nerven verlor und eine Teilevakuierung Berlins anordnete für den Fall, dass die Briten die Reichshauptstadt als nächstes Ziel anpeilten. Das führte zu einer Panikstimmung, die er und die anderen Gauleiter den ganzen Sommer zu unterdrücken versuchten.¹⁹ Seine Propaganda verfolgte von nun an eine doppelte Strategie: die Anglo-Amerikaner als Barbaren hinzustellen, zugleich aber die psychologischen Folgen solcher Verwüstungen, die immer häufiger und von Mal zu Mal gravierender wurden, einzudämmen. Selbst für den gerissenen Propagandaminister war es ein gefährlicher Drahtseilakt, und um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, bediente er sich einer Balancierstange, die aus lauter Lügen gefertigt war.

Der triumphierende Harris konnte seinen Vorteil indes nicht ausnutzen, indem er andere deutsche Städte bombardierte, wie Speer befürchtet hatte. Aus politischen Gründen – Mussolini war gestürzt worden, und die britische Regierung wollte die Italiener zur Kapitulation zwingen – erging an das Bomber Command die Weisung, in der nächsten Nacht Grossstadtziele in Norditalien anzugreifen. Zwar wurde letztlich nichts daraus, doch in den beiden folgenden Nächten herrschte sowohl in England als auch in Deutschland schlechtes Wetter, und damit war der geeignete Moment verstrichen.

Nach der Riesenzerstörung der Feuersturmnacht, die das Bomber Command mit anscheinend geringem Aufwand erreicht hatte, war es wieder einmal fehlbar geworden, auf Normalmass gestutzt.

Dresden, weit entfernt in einer Region, die bis zu diesem Zeitpunkt von Luftangriffen verschont geblieben war, hatte mittlerweile Evakuierte von Rhein und Ruhr aufgenommen. Nun, da Hamburg an der Reihe war, landete zumindest ein Teil dieser Heimatlosen in Sachsen. Diesen an Leib und Seele bombengeschädigten Menschen muss das schöne und unversehrte Dresden, das nur hin und wieder durch einen Fliegeralarm aufgeschreckt wurde, wie ein Paradies vorgekommen sein.

Die Neuankömmlinge schleppten zwar zugleich den Bazillus der Furcht nach Sachsen ein, doch einstweilen erschien die «Kulturstadt» Dresden wie ein Heiligtum. Ein Heiligtum, das von immer mehr Wallfahrern bevölkert wurde.

12. KAPITEL

Der «Reichsluftschutzkeller»

Erst knapp ein Jahr nach Beginn des Zweiten Weltkriegs ertönte in Dresden der erste Fliegeralarm.

In der Nacht vom 28. auf den 29. August 1940 begannen um 2.15 Uhr die Sirenen zu heulen. 45 Minuten später erfolgte die Entwarnung. Bis Jahresende sollte es in der Stadt noch elf Alarmer geben, meist während britischer Nachtangriffe auf Berlin, 160 Kilometer nördlich von Dresden. Am 20. Oktober um 22.45 Uhr fielen tatsächlich drei Sprengbomben auf einen Acker bei Bühlau im Südosten der Stadt, wie die Gauleitung in Dresden meldete. Es blieben zwei Krater zurück, acht Meter im Durchmesser und zwei Meter tief, und ein Loch, von dem man annahm, dass es einen Blindgänger enthielt.¹

In den folgenden Monaten störten Flugblattabwürfe und verirrte Bomben den Frieden des sächsischen Umlandes, aber keine fiel auf das Stadtgebiet Dresdens. Während des ganzen Jahres 1941 gab es siebenmal Fliegeralarm, 1942 viermal. Die meisten Dresdner hatten wohl das Gefühl, dass der Krieg weit entfernt stattfand. Auch die Nachrichten klangen allesamt positiv. In Stalingrad stand man kurz vor dem Sieg, und Rommel würde bald Kairo einnehmen. Gewiss, in den Zeitungen erschienen gelegentlich – nach dem Sommer 1941 häufiger – Anzeigen mit Trauerrand, die ein schwarzes Eisernes Kreuz, «in stolzer Trauer» die Todesnachricht einer Familie und die Floskeln vom «Heldentod» oder «gefallen für Führer, Volk und Vaterland» enthielten.

Der restliche Anzeigenteil des *Freiheitskampfes* bestand am 30. September 1942 aus Dutzenden von Stellenanzeigen. Die Programme des Theaters und der Kinos, von denen es fast 50 gab, waren aufgelistet. Im Zirkus Sarrasani trat der Clown Charlie Rivel auf. Tanzvergnügungen waren schon seit April 1941 ver-

boten; ansonsten merkte man dem Blatt nicht an, dass es in einer Stadt erschien, die sich im Krieg befand, in einem Land, dessen Heere an der Ostfront zu verbluten begannen. In etlichen der Stellenanzeigen wurden jedoch Frauen für traditionell männliche Tätigkeiten gesucht, vom Konstruktionszeichner bis zum Zahnarzt, vom Laborassistenten bis zum Metzger. Und nur in drei von 13 Partnerschaftsanzeigen suchte eine Frau einen Mann.

In Dresden waren zu diesem Zeitpunkt fast keinerlei Vorkehrungen für den Fall von Bombenangriffen getroffen worden. An die Bürger erging die Weisung, Sand- und Wassereimer zur Bekämpfung von Bränden bereitzuhalten. Keller und Untergeschosse wurden von den Gehorsamen und den Vorsichtigen mit Notvorräten und gasdichten Türen versehen. In Fabriken und Schulen gab es die üblichen Vorführungen, wie man Brandbomben löscht, und natürlich Feueralarme. In vielen öffentlichen Gebäuden wurden Keller in Luftschutzräume umgewandelt, wenn auch selten mit den erforderlichen Verstärkungen und baulichen Ergänzungen, die wirklichen Schutz geboten hätten. Dresden war von dem «Führer»-Befehl vom Oktober 1940 (nach den britischen Bombenangriffen auf Berlin) ausgenommen worden, demzufolge in 81 deutschen Städten unverzüglich mit dem Bau von nachweislich bombensicheren Schutzräumen begonnen werden sollte. In Mitteldeutschland waren es vor allem Leipzig, Halle und das nahe Hydrierwerk Leuna (Synthese-Kraftstoff), die von diesem zentral gelenkten Bauprogramm betroffen waren.²

Der grosse Zeiss-Ikon-Konzern, bei dem in Dresden inzwischen über 10'000 Leute mit Rüstungsaufträgen beschäftigt waren, verfügte über die einzigen grossen privaten Gebäude, die angemessen gesichert waren. Das Goehle-Werk in der Grossenhainer Strasse, am Nordrand der Innenstadt (später berichtigt für den Einsatz von Zwangsarbeitern), ähnelte äusserlich einem Bunker und hatte über den Fenstern schräge Flächen zum Abweisen von Brandbomben. Die Firma Ernemann, die ebenfalls zu Zeiss-Ikon gehörte, liess ihr zentrales Treppenhaus und die Geschosspodeste in den einzelnen Stockwerken so verstärken, dass sie der Wirkung einer 500-Kilogramm-Bombe standhielten. Beide Fabriken waren in den frühen Dreissiger jahren errichtet worden, nach den gesetzlichen Vorschriften, die bei Neubauten Luftschutzmassnahmen vorsahen. Solche Vorkehrungen waren selten, abgesehen von neuen Fabriken und Siedlungen.

Eine Ausnahme stellte der nach dem neuesten Stand der Technik ausgestattete Luftschutzkeller der Brennerei Bramsch im Industriegebiet Friedrichstadt

dar, der mit Eisenträgern abgestützt und neben einer Gasschleuse mit gummiabgedichteten Türen und Fensterblenden sowie Notausstiegen ausgestattet war. Der verantwortliche Geschäftsführer Bergander wurde von den Dresdnern belächelt, als er den Keller vorführte: So ein übertriebener Aufwand für den Luftschutz! Brauchte man so etwas überhaupt?³

Derweil hatte die Royal Air Force ab 1942 dem Westen Deutschlands einen hohen Blutzoll abverlangt. Im März 1943 begann die Schlacht um die Ruhr, in der die RAF endlich daranging, dem industriellen Herzland des Reiches empfindlichen Schaden zuzufügen. Essen, Dortmund, Düsseldorf und die anderen Städte wurden in den nächsten vier Monaten erbarmungslos bombardiert. Das «Gee»-System wurde bald durch das «Oboe»-Verfahren ergänzt, das bei schlechter Sicht im Prinzip das Blindbombardement erlaubte. Da es lediglich eine begrenzte Zahl von Sendern dafür gab und folglich eine geringe Anzahl an Flugzeugen gleichzeitig damit geführt werden konnte, wurde das Gerät ausschliesslich in Pfadfindermaschinen eingebaut, die mit seiner Hilfe das Ziel für die nachfolgende Bomberflotte markierten.

Etwas später kam H2S, ein Radargerät, das auf einem Kathodenstrahl-Bildschirm, dem Rundsichtgerät, variierende Echos registrierte, womit zuerst die «Pfadfinder» und dann Bomber insgesamt in der Lage waren, eine Stadt selbst bei Bewölkung in groben Umrissen zu erkennen. Diese für die Verfolgung der Konturen von Küstenlinien ideale Technik blieb zunächst dem Coastal Command vorbehalten, aber Anfang 1943 begann man damit, sie den Bedürfnissen des Bomber Command anzupassen, auf die zuversichtliche Behauptung vertrauend, dass «die Genauigkeit des Bombardierens mit H2S bei fehlender Sicht zu einer Konzentration der Bomben um den Zielpunkt führen wird, die vergleichbar ist mit den besten Resultaten, die gegenwärtig von Besatzungen bei perfekter Sicht erreicht werden». Mittlerweile hatte Air Marshal Harris auch fast 60 Staffeln vollständig einsatzbereit, davon mehr als die Hälfte ausgestattet mit dem neuen schweren Lancaster-Bomber, der schneller und höher fliegen und mehr Bombenlast befördern konnte als jede bis dahin eingesetzte Maschine des Bomber Command. Bald sollte die 8. US-Luftflotte sich ihnen anschliessen und wieder zu Tagesangriffen übergehen.

Die weitere Entwicklung der britischen «heavies» (wie im Englischen die grossen Langstreckenbomber allgemein genannt wurden) hätte für das östliche Deutschland ein Warnsignal sein müssen, dass es nun nicht mehr ausserhalb des normalen Wirkungsbereichs der RAF-Bomber lag. Aber 1943 hatte überwiegend das Rhein-Ruhr-Gebiet (und bekanntermassen Hamburg) die wachsende

Offensivkraft des Bomber Command zu spüren bekommen. Aus Düsseldorf und Dortmund, Krefeld und Köln wurden immer mehr Frauen und Kinder evakuiert und vorübergehend in Sachsen, also auch in Dresden, untergebracht. Die Einheimischen wunderten sich über diese zähen Überlebenden alliierter Bombenangriffe, ihre haarsträubenden Geschichten und ihren trotzig Sarkasmus. Bald bekam Sachsen den Spitznamen «Reichsluftschutzkeller»: zum einen wegen seiner Bedeutung als Evakuierungsraum, zum andern, weil die einheimische Bevölkerung sich für ungefährdet hielt.

Da es klare Anweisungen aus Berlin nicht gab, waren die Luftschutzmassnahmen in Dresden allein Sache der örtlichen Behörden. Auch nach grösseren alliierten Luftangriffen auf andere sächsische Städte (Ende 1943) wurden die Schutzmassnahmen für die allgemeine Bevölkerung kaum forciert. Man schuf zwar ein Bauamt für Luftschutz, doch da Beton, Stahl und Arbeitskräfte zusehends knapper wurden, weil sie bereits für umfangreichere militärische Projekte andernorts im Reich bestimmt waren, war es inzwischen viel zu spät, um mit grösseren Vorhaben in Dresden zu beginnen.

Dass der wirklich solide Luftschutz nach dem neuesten Stand der Technik nur Parteibonzen zur Verfügung stand, war mittlerweile ein öffentliches Ärgernis. Die örtliche «Luftschutzleitung der NSDAP» teilte sich mit dem Chef der Polizei einen Stahlbetonbunker unter dem Albertinum, dem wuchtigen, neoklassizistischen Gebäude an der Brühlschen Terrasse, in dem das vormals königliche Archiv und die Gemäldegalerie untergebracht waren. Die tief eingegrabenen, solide gebauten «Befehlsstände» der Gauleitung im Lockwitzgrund, am entlegenen südöstlichen Stadtrand, sowie der SS- und Polizeiführung an der Mordgrundbrücke, in Wäldern am nördlichen Elbufer, vom Stadtzentrum in kurzer Entfernung gelegen, konnten noch zumindest mit ihrer offiziellen Funktion gerechtfertigt werden.

Gauleiter Mutschmann liess sich von SS-Pionieren der Dresdner Garnison Mitte 1943 im Garten seiner nahe beim Grosse Garten gelegenen Villa in der Comeniusstrasse (das Anwesen war einem jüdischen Geschäftsmann weggenommen worden) einen sicheren Bunker bauen. Das veranlasste den SS-Ortskommandeur von Dresden, sich bei Reichsführer Himmler höchstselbst zu beschweren:

Dass ein solcher Befehlsbunker vielleicht notwendig ist, bestreite ich nicht. Ich glaube sogar, dass er auf einer Anordnung des Führers beruht. Es wird von mir aber nicht für richtig befunden, dass dieser Bunker ausgerechnet im

Garten des Gauleiters angelegt wird, weil der grösste Teil der Bevölkerung noch nicht einmal ordnungsmässige Luftschutzkeller hat⁴

Zahlreichen Dresdnern dürfte nicht unbekannt gewesen sein, dass man angesichts der Vorkommnisse im Ruhrgebiet, in Hamburg und Berlin am sichersten in den grossen öffentlichen Bunkern Schutz fand, die Hunderte oder gar Tausende von Zivilisten aufnehmen konnten. Viele, welche die Luftangriffe auf diese Städte überlebt hatten, waren ja jetzt mitten unter ihnen in Dresden als Ausgebombte einquartiert, und man brauchte sie nur zu fragen.

Die Unterbringung Tausender Evakuierter aus den schwer bombardierten Gebieten, darunter viele Kinder, war die Aufgabe von Gauleiter Mutschmann, und es war eine höchst problematische Aufgabe. Anfang Juli 1943 wies er die Bürgermeister der grösseren Städte Sachsens in einem geheimen Runderlass an, die Aufnahme von Schulen und ganzen Klassen (mit Lehrern) zu organisieren, die aus dem Westen evakuiert worden waren.

Mit dem «Import» kompletter Schulen wollte man den Neuankömmlingen einerseits eine vertraute Umgebung bieten und andererseits die Überwachung durch die Hitlerjugend und andere staatliche Organisationen erleichtern. Da mittlerweile etliche Schulgebäude für militärische oder industrielle Zwecke genutzt wurden, hatte man bei stark gestiegenen Schülerzahlen noch weniger Raum zur Verfügung. Wurden 1940 in Dresden 5'500 Schüler neu aufgenommen, so waren es im Jahr 1943 bereits 8'500 bis 9'000. An vielen Schulen gab es bereits Vormittags- und Nachmittagsunterricht. Ein wohl formuliertes «Gesetz zum Schutze der Schuljugend» vom Januar 1943, demzufolge alle Kinder bei etwaigen Luftangriffen in schulischen Schutzräumen Zuflucht finden sollten, war in Wirklichkeit von Anfang an zur Wirkungslosigkeit verurteilt. 1943 wurden sämtliche Schulen in Dresden von der Wehrmacht oder für kriegsbezogene Zwecke genutzt, sei es als Lager, Büros oder Unterkünfte. Die Bereitstellung von geeigneten Unterrichtsräumen oder gar von leicht zugänglichen Luftschutzkellern wurde dadurch schwierig bis unmöglich.

Im Laufe des Jahres kamen zu den Kindern aus dem Westen noch welche aus Hamburg und Bremen hinzu. Vielfach trafen diese Kinder nicht mit ihren Eltern, sondern im Verbund ihrer Schulklassen ein. Statt zu Weihnachten in ihre Heimatstadt zu fahren, blieben sie sicherheitshalber in ihrer Unterkunft in Dresden und fertigten Spielsachen und Weihnachtsschmuck an. Die älteren Schüler betätigten sich im Rahmen der Hitlerjugend als Kriegshelfer, trugen Post aus

und verrichteten andere Tätigkeiten, um Erwachsene zu ersetzen, die für die Wehrmacht und die Industrie gebraucht wurden.

Ende 1943 betrachtete Dresden sich als voll. Es konnte keine weiteren Kinder von ausserhalb mehr aufnehmen.

In den frühen Morgenstunden des 4. Dezember 1943 wurde die Industrie- und Handelsstadt Leipzig, seit dem Mittelalter berühmt für ihre Musiker und ihre Handelsmessen und in neuerer Zeit als Zentrum des deutschsprachigen Druck- und Verlagswesens, von der Royal Air Force bombardiert.

Es hatte bereits im Oktober einen Angriff auf Leipzig gegeben, der von mässigem Umfang und noch bescheidenerer Wirkung war; er galt den Erla-Werken in der Stadt, die jeden dritten Me-109-Jäger der Luftwaffe bauten. Dass der Dezemberangriff etwas anderes war, wurde allen sofort klar.

Binnen 16 Minuten warfen 432 Bomber der Typen Lancaster, Halifax und Mosquito eine grosse Menge Sprengbomben und Luftminen ab, dazu 313 grosse und 12'550 kleine Phosphorkanister sowie gut 280'000 Stabbrandbomben.⁵ Es handelte sich also um einen grossen Brandbombenangriff.

Zunächst wurde die Zahl der Toten auf unglaublich niedrige 95 geschätzt, aber als man im Februar 1944 mit dem Wegräumen des Schutts und der Durchsichtung der Keller fertig war, kam man auf fast 2'000 getötete oder vermisste und 4'000 verletzte Leipziger Zivilisten. Beunruhigend an dem Angriff war zweierlei: die völlige Unzulänglichkeit der Brandbekämpfungsmassnahmen und die Feuersbrunst, die das Bomber Command in dieser Nacht zu entfesseln vermochte.

Der grosse Hamburger Feuersturm vom Juli 1943 hatte Harris' Planern gezeigt, was man erreichen konnte, wenn alles «richtig» lief, und seither waren die Strategen des Bomber Command darauf bedacht, einen Feuersturm zu entfachen, wo immer es möglich war. Am 22. Oktober 1943 kam es zu einem weiteren Feuersturm, und zwar in dem sehr viel kleineren Kassel mit seinen rund 250'000 Einwohnern. Ein 150 Kilometer langer Bomberstrom warf mehr als 400'000 Brandbomben ab, hauptsächlich auf die historische Innenstadt. Sprengbomben und Minen sprengten wie in Hamburg Eingänge und Fenster auf, um den Luftzug zu verstärken.

Nachdem die ersten Bomben auf Kassel gefallen waren, brauchte das Inferno 45 Minuten, um seinen Zenit zu erreichen. 10'000 Menschen kamen um, davon jeder zehnte Bewohner der Altstadt und 4,2 Prozent der Gesamtbevölke-

rung der Stadt (Hamburg verlor 2,73 Prozent).⁶ Es herrschte kein heisses Wetter wie in Hamburg, aber es war trocken, die Strassen der tausendjährigen Stadt waren eng, und viele Gebäude waren aus Fachwerk. Da die nächste grössere Stadt rund 150 Kilometer von Kassel entfernt war, stand nennenswerte Unterstützung für die Feuerwehr erst zur Verfügung, als die Brände längst ausser Kontrolle geraten waren.

Leipzig mangelte es nicht an Hilfe von ausserhalb, denn die Helfer waren rasch zur Stelle. Das Problem war, dass die herbeigeeilten Feuerwehren aus benachbarten Städten Aufsatzstücke benötigten, um ihre Schläuche an die Leipziger Hydranten anschliessen zu können. Diese Aufsätze sollten auf jedem Polizeirevier verfügbar sein, waren aber nicht zu finden. Daher mussten die auswärtigen Löschtrupps tatenlos mit ansehen, wie Gebäude brannten, Hausfronten einstürzten und Dachstuhlbrände (die Geissel der Brandangriffe) von einem Haus aufs andere übergriffen.

Hinzu kam, dass mehr als die Hälfte der Leipziger Feuerwehrleute als Helfer nach Berlin ausgerückt war. Dort betrieben die anglo-amerikanischen Luftstreitkräfte ein systematisches Werk der Vernichtung, das bis in den Frühling 1944 andauern sollte. Weil die seit langem geplante Modernisierung der veralteten Wasserversorgung immer wieder verschoben worden war, reichte dort, wo es gelang, die Schläuche an die Rohrleitungen anzuschliessen, der Druck nicht aus. Für dieses Fiasko trugen die Behörden – und letztlich Gauleiter Mutschmann – die volle Verantwortung. Die Leipziger Altstadt wurde nahezu völlig zerstört, dazu weite Teile der Innenstadt mit zahlreichen historischen Gebäuden, 80 Prozent des Messezentrums (das in Werkstätten und Fabriken umgewandelt worden war) und grosse Areale des Universitätsgeländes.

Was in einem amtlichen Bericht über Leipzig zu lesen war, klang furchtbar:

... das Aufkommen mehrerer grosser Feuerstürme in einem Ausmasse und mit Folgeerscheinungen, wie sie bisher nur in Hamburg oder Kassel aufgetreten sind. So wurden beispielsweise starke Bäume umgeknickt, Autos umgeworfen, Kraftfahrerspritzen von den Saugleitungen losgerissen und umgeworfen, Feuerschlauchleitungen auf Bäume und Hochspannungsleitungen geschleudert, Offiziere und Männer der Feuerlöschkräfte über Strassen und Plätze gewirbelt und dabei getötet oder verletzt.

Der Verfasser dieser drei Wochen später niedergeschriebenen Zeilen hielt sich zum Zeitpunkt des Angriffs zufällig in Leipzig auf, doch seine Spezialkenntnisse hatte er keineswegs zufällig erworben: Es war Generalmajor Hans Rumpf, Generalinspekteur für das Feuerlöschwesen im Hauptamt für Ordnungspolizei in Berlin. Er schrieb weiter:

Städtebaulich war Leipzig eher schlechter dran... als andere gleich alte Kulturstädte, da die Altstadt, bedingt durch ihren Messecharakter, neben den eng bebauten Wohngebieten überfüllt war mit aussergewöhnlich vielen Lager- und Ausstellungsbaulichkeiten. Selbst bei einem schwächeren Angriff musste hier mit erheblichen Verlusten an bebauter Fläche gerechnet werden.⁷

Nach Rumpfs fundierten Berechnungen entfielen auf jede Löschgruppe 80 bis 100 Brände – mindestens zehn Brände pro Feuerwehrmann. Jetzt muss man nur noch die Hydranten ohne passende Aufsatzstücke und das veraltete Rohrnetz hinzunehmen. ...

Obwohl der Angriff in seinen Auswirkungen durchaus die Dimensionen von Kassel und Hamburg erreichte, war die Zahl der Todesopfer weit geringer. Der für Leipzig zuständige Wehrwirtschaftsoffizier im Stab des Wehrkreises IV (dessen Kommissar Gauleiter Mutschmann war) fand auch einen Grund: Die Einwohner halfen sich selbst.⁸

Alle die Bewohner der Stadt Leipzig, die in beherzter Weise während des Angriffs die entstandenen Brände löschten, konnten in vielen Fällen Haus und Hausrat retten, obwohl sie nicht luftschutzmässig gehandelt haben. Nach den Anweisungen der LS-Stellen waren sie an sich gehalten, die LS-Räume nicht vor Beendigung des Feindangriffs zu verlassen.

Die Leipziger befolgten also nicht die Anweisungen der Behörden, sondern verliessen ihre Luftschutzräume und überlebten zum grössten Teil. Ob es ein gutes Jahr später in Dresden ebenfalls möglich gewesen wäre, mehr Häuser und Hausrat zu retten, wenn man sich dort so verhalten hätte wie hier, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, aber aus der Leipziger Erfahrung konnte man wohl doch die Lehre ziehen, dass es das Beste war, den Luftschutzraum so früh es ging zu verlassen und die Situation draussen zu erkunden. Durch dieses Verhalten wurden sowohl Häuser als auch Menschenleben gerettet. Zwar bestand auf der Strasse die Gefahr, vom Feuer oder von herabstürzenden Mauerteilen erfasst zu werden,

aber in der geschlossenen Welt der Keller war das Risiko vielleicht noch grösser, lebendig begraben zu werden oder der heimtückischen Kohlenmonoxidvergiftung zum Opfer zu fallen. Eines war klar: Es mochte den Anschein haben, dass es sicherer war, weit über das Ende des Angriffs hinaus in den Luftschutzräumen zu bleiben, doch in Wirklichkeit war es – auch wenn der Instinkt dagegen sprach – das Gefährlichste, was man tun konnte.

Leipzig wurde im Laufe des Jahres 1944 noch etliche weitere Male bombardiert. Die Stadt musste während des Krieges 38 Angriffe, davon elf schwere, über sich ergehen lassen. Leipzig wurde eines der bevorzugten Ziele für «Präzisionsbombardements» durch die 8. US-Luftflotte, die besonders den Erla-, ATG- und Junkers-Werken galten. Tausende von Beschäftigten produzierten dort Flugzeuge und Flugzeugteile für die Luftwaffe, und die Bekämpfung dieser Firmen galt als wichtig für das Vorhaben, die deutsche Flugzeugindustrie so weit wie möglich auszuschalten, um die Luftverteidigung des Reiches zu untergraben. Insofern waren die Leipziger vom Glück begünstigt. Besonders wenn bei dichter Bewölkung H2S benutzt wurde, waren die praktischen Ergebnisse der Präzisionsbombardements der US-Luftwaffe kaum von britischen Flächenbombardierungen zu unterscheiden, aber die Amerikaner bemühten sich zumindest, die (in den Vororten gelegenen) Fabriken zu treffen, und der von ihnen bevorzugte Mix enthielt sehr viel weniger Brandbomben als der des Bomber Command. Auf jeden Fall war die Zahl der zivilen Opfer bei amerikanischen Angriffen weit geringer.

Trotzdem liess das, was in Leipzig geschah, nichts Gutes für Dresden, seine sächsische Schwesterstadt, erwarten.

Dresden und Leipzig, 100 Kilometer voneinander entfernt, waren seit jeher Rivalen, wie es nur zwei ungefähr gleich grosse Städte sein können, die in einem kleinen Land miteinander um den Vorrang konkurrieren. Bei Kriegsbeginn glaubte man, dass beide für die Royal Air Force unerreichbar seien. Leipzig war die erste von beiden Städten, die das Gegenteil zur Kenntnis nehmen musste, und der Schock darüber war gross.

Völlig überraschend konnte es freilich nicht sein. In den letzten Monaten hatte die RAF sich Stück um Stück weiter nach Osten vorgearbeitet. In Dresden stieg die Zahl der Fliegeralarme von 52 im Laufe des Jahres 1943 – also durchschnittlich ein Alarm pro Woche – auf 151 im Jahr 1944: ein Alarm alle zwei Tage.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1943 hatten die Behörden in Dresden aus Sorge vor möglichen Luftangriffen auf Sachsen insgeheim Vorkehrungen ge-

troffen, um die Kinder der Stadt, ihr künftiges Humankapital, zu evakuieren und auf dem Lande in Sicherheit zu bringen. Für einzelne Schulklassen wurden Unterkünfte besorgt, es wurden Lehrer bestimmt, die sich, wenn es soweit war, um die Kinder kümmern sollten, und mit den Bahnbehörden wurde die Bereitstellung von Sonderzügen vereinbart. Ende November war alles geregelt. Alle Schulleiter der Stadt erhielten «streng vertrauliche» Instruktionen. Um keine unnötige Panik zu verursachen, unterlag der Plan strikter Geheimhaltung. Die letzte Entscheidung blieb Mutschmann in seiner Eigenschaft als Reichsstathalter vorbehalten. Wahrscheinlich werde dieser Plan erst nach «Eintritt eines größeren Luftangriffes» infrage kommen.

Zwei Tage nachdem die Schulleiter ihre Weisungen erhalten hatten, fegte über Leipzig der erste östliche Feuersturm von Air Marshal Harris hinweg. Am 6. Dezember 1943 wurden sie ermächtigt, ihre Kollegien zu informieren, wobei man ihnen allerdings untersagte, von «Evakuierung» zu sprechen. Die genehmigte Bezeichnung lautete «Landurlaub». Tags darauf formulierte Mutschmanns Gauleitung einen Aufruf an die Dresdner Eltern, der gedruckt wurde und am 9. Dezember bei den Schulbehörden einging. Bezeichnenderweise schlug man einen milden Ton an:

Es besteht die Gefahr, dass der Feind seinen Luftterror nach seinem Angriff auf Leipzig numehr auch auf andere Städte ausdehnt. Um die Verluste so gering wie möglich zu halten, ist geplant, Schulkinder aus den gefährdetsten Teilen der Grossstädte in weniger bedrohte Orte Sachsens zu verlegen.⁹

Da Weihnachten kurz bevor stand und die Nerven durch Berichte über den Angriff auf Leipzig ohnehin angespannt waren, war dieses schönfärberisch formulierte offizielle Schreiben nicht dazu angetan, den Dresdnern ein Gefühl erhöhter Sicherheit zu vermitteln. Und das tat es auch nicht. Somit erfolgten rasch hintereinander weitere Mitteilungen und Anordnungen. Den Eltern wurde versichert, dass etwaige Massnahmen nur auf freiwilliger Basis erfolgen würden. «Verlegungen» wären jedenfalls erst nach den Weihnachtsferien geplant. Die Schulleiter wurden getadelt, weil sie die Eltern nicht hinreichend auf diese Nachricht «vorbereitet» hatten. Das Kultusministerium untersagte ausdrücklich jede weitere Erwähnung des neuen Erlasses in der Presse, um etwaige panische Reaktionen nicht noch zu verstärken.

Am 12. und 13. Dezember fanden in den Dresdner Schulen Elternabende statt, bei denen Vertreter der Behörden ihren Anweisungen Nachdruck verliehen

und Eltern, die ihre Kinder nicht bei Freunden oder Verwandten auf dem Lande unterbringen konnten, aufgefordert wurden, sie für das vom Gau organisierte Programm anzumelden.

Allerdings blieb die Zahl der Anmeldungen mit nur 4'000 hinter den Erwartungen zurück. Fast 13'000 Kinder waren entweder schon bei Verwandten ausserhalb Dresdens untergebracht, oder ihre Eltern hatten vor, das in allernächster Zukunft zu tun. Damit blieben 70 Prozent der Dresdner Kinder weiterhin in der Stadt und der Gefahr eines alliierten Luftangriffs ausgesetzt.

Eltern und Kinder mochten sich offenbar nur ungern voneinander trennen. In vielen Fällen standen die Väter an der Front. Was die Sache nicht erleichterte, war eine weitere Anordnung, derzufolge Mütter ihre Kinder nicht zu ihrem neuen Zuhause begleiten durften, um sie «einzugewöhnen». Die Behörden begründeten dies mit einem Mangel an Quartieren, doch in Wahrheit wollten sie die Kontrolle über die Kinder behalten und den störenden Einfluss der Eltern möglichst geringhalten.

Anita Kurz, damals zwölf Jahre alt und ein Einzelkind («Ja, meine Eltern waren vielleicht auf mich fixiert»), hatte ihren Vater zu Hause, aber nur, weil er als Invalide aus dem Heer entlassen worden war, nachdem ihn ein Pferd getreten hatte. Vor dem Krieg Angestellter bei einer Bank, hatte er es jetzt schwer, eine Dauerstellung zu finden. Anitas Mutter hielt die Familie mit ihrer Arbeit in einem Geschäft an der Schlossstrasse über Wasser. Die kleine Familie hatte seit jeher zusammengehalten und war wegen der Missgeschicke des Krieges noch enger zusammengedrückt. Als sie den Evakuierungsbefehl erhielten, wurde ein Familienrat einberufen. Anita erinnerte sich:

Gegen Kriegsende sollten alle Kinder aus der Stadt heraus, also ausserhalb von Dresden schlafen. Ich hatte eine Cousine, die ausserhalb wohnte... also setzten sich meine Eltern mit mir hin und besprachen das mit mir. Und weil es mein Wunsch war: «Wo ihr seid, will ich auch sein», wurde das akzeptiert. Natürlich wurden die Umstände ganz anders zu denen, die wir uns vorgestellt hatten. ...¹⁰

Am 18. Januar erliess Gauleiter Mutschmann eine neue Anordnung, mit der er versuchte, die Eltern indirekt unter Druck zu setzen. «Für die aus dem gefährdeten Stadtgebiet auf ausdrückliches Verlangen ihrer Eltern etwa zurückbleibenden Kinder besteht keine Beschulungsmöglichkeit.» Bei der Zustellung dieser Anordnung mussten die Eltern den Empfang bestätigen und ausdrücklich erklären, ob sie ihren Kindern erlaubten oder nicht, mit den Klassenkameraden

auf «Landurlaub» zu fahren. Der verstärkte Druck richtete nicht viel aus. Im Februar wurde berichtet, dass viele der Kinder, die sich bereits auf dem Lande befanden, unglücklich waren und Heimweh nach ihren Eltern hatten. Der Gauleiter wandte sich in einem vertraulichen Rundschreiben an die Bürgermeister und Landräte Sachsens, machte sie auf das Problem aufmerksam und forderte sie auf, alles in ihren Kräften Stehende zu tun, um die Realisierung des Programms umzusetzen.

Der Konflikt zog sich durch ein ganzes Jahr. Dabei bewiesen die Eltern einen erstaunlichen Einfallsreichtum. Zwar meldeten sie ihre Kinder als wohnhaft bei Verwandten in den Vororten der Stadt oder gar auf dem Lande an, doch die Sprösslinge besuchten weiterhin wie gewohnt die Schule in der Innenstadt. Auch als die Behörden diese Schulen nach und nach dichtmachten und der Wehrmacht überliessen, die sie als Lazarette, Genesungsheime und Luftabwehr-Einrichtungen nutzte, schickten Eltern ihre Kinder noch immer nicht aufs Land, wo die Schulen noch geöffnet waren. Die Rückwanderung in die Stadt hielt an. Ein Bericht der NSDAP vom August 1944 konstatierte mit einem Anflug von Resignation:

Welche Gründe die Eltern für die Rücknahme ihrer Kinder auch haben mögen, auf jeden Fall kehren sie zurück. Viele bemühen sich, die Beschulung zu erreichen, viele nicht. Aber alle halten sich in Dresden auf und sind nicht herauszubringen.

Neun Tage später, am 24. August 1944, forderte ein amerikanischer Tagesangriff die ersten Opfer in Dresden selbst. 78 Fliegende Festungen von der 486. und 487. Bombergruppe der US-Luftwaffe griffen die unweit Dresdens im Südwesten gelegene Stadt Freital an, wobei Bomben auf Gittersee und in beträchtlicher Menge auf Alt-Coschütz fielen, einen Vorort, der administrativ zu Dresden gehörte.

Ziel war das Hydrierwerk der Rhenania Ossag AG, und 241 Menschen kamen um. Viele Opfer waren in dem Betrieb beschäftigt, der ein in den Panzern der Wehrmacht verwendetes Spezialöl herstellte.¹¹ Unter den Toten befand sich nach Aussagen eines Kameraden ein britischer Kriegsgefangener, der bei Rhenania Ossag Zwangsarbeit leistete. Er erhielt auf dem englischen Friedhof in Dresden ein militärisches Begräbnis, mit einer Salve über dem Grab, die von einer deutschen Ehrenwache abgefeuert wurde. Diese in einer Freitaler Schule untergebrachten britischen Kriegsgefangenen wurden auch bei der Leichenbergung und Beerdigung eingesetzt. Einer von ihnen, Robert Lee, bemerkte, dass

die «Schutzräume» in der Stadt eigentlich nur Unterstände waren, die beim leichtesten Treffer einstürzten. Die Briten, die seit Jahren in der Stadt gearbeitet hatten, pflegten zu vielen der Opfer, darunter hauptsächlich Erwachsene, aber auch Kinder, ein vertrautes, ja sogar freundschaftliches Verhältnis.¹²

Ein Polizeibericht aus dem nahen Vorort Gittersee bemerkte düster: «Das Vertrauen zu der Führung schwindet mehr und mehr.»¹³

Der Angriff auf Freital war das Signal für einen letzten Vorstoss der Behörden. Wieder wurden Elternabende einberufen. Das Kultusministerium versuchte erneut, Druck auszuüben; es erfasste Kinder, deren Eltern sich weigerten, sie fortzuschicken, und solche, welche die Stadt zwar verlassen hatten, dann aber zurückgekommen waren, und kündigte an, sie mithilfe der Hitlerjugend einer «nützlichen Tätigkeit» zuzuführen. Lehrer wurden angewiesen, widerspenstige Familien zu Hause aufzusuchen. Der örtliche NS-Apparat wurde in die Aktion einbezogen. An die Ortsgruppenleiter erging die Weisung, den neuen Werbezug zu unterstützen. Dann traf am 15. September 1944 eine dürre Mitteilung aus der Berliner Zentrale der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt ein, die alles veränderte. Daraus erfuhren die Dresdner Behörden, dass aufgrund einer Neudefinition des «totalen Krieges» (Goebbels' Lieblingswendung) für den Schutz der Zivilbevölkerung keine finanziellen und menschlichen Ressourcen mehr übrig seien. Alles sollte in die Kriegsanstrengungen fließen; Zivilisten würden für sich selbst sorgen müssen.

So endete der hilflose Versuch der Stadt, ihre Kinder zu retten, angesichts der offensichtlich unauflösbaren Bindungen zwischen Eltern und Kindern mit einem Debakel. Wäre es anders ausgegangen, wenn der «Landurlaubsplan» nicht so grundverkehrt angepackt worden wäre?

Einige hundert Dresdner Schulkinder blieben wohlbehalten auf dem Lande, doch gegen Ende 1944 strömten nach und nach Tausende von Flüchtlingskindern aus den gefährdeten Ostprovinzen des Reiches herein: Sie waren auf der Suche nach der trügerischen Sicherheit der einzigen deutschen Grossstadt, die in ihrem ursprünglichen Zustand noch unbeschädigt erhalten war.

Anfang 1945 waren also nicht weniger, sondern sicherlich mehr Kinder in der Stadt als ein Jahr zuvor, als die vergeblichen Evakuierungsbemühungen begonnen hatten.

Aber gerade Dresden musste doch wohl sicher sein. Es war eine Kulturstadt, die ihren Ruhm allein ihren schönen Gebäuden und Schätzen verdankte. Warum sollte jemand diese «Perle an der Elbe» angreifen wollen?

13. KAPITEL

Eine Stadt ohne militärische oder industrielle Bedeutung?

Laut Handbuch des Waffenamtes des Oberkommandos des Heeres (OKH) von 1944 gab es in der Stadt Dresden 127 Betriebe, denen ein aus drei Buchstaben bestehendes Fertigungskennzeichen zugeteilt worden war, das stets für sie verwendet wurde: beispielsweise Zeiss-Ikon = dpv; Sachsenwerk = edr; Universelle = akb. So wurde einerseits die Geheimhaltung gewährleistet, und andererseits konnten militärische Stellen ermitteln, von welchem Hersteller bestimmte Waffen, Munition und Geräte stammten.¹ Ein Fachmann im Dresdner Stadtmuseum bezeichnete die Liste der Kennzeichen in dem Handbuch als «sehr unvollständig»²; sie umfasste nicht kleinere Lieferanten oder Werkstätten, denen kein Kennzeichen zugeteilt worden war. Aber selbst dieser Liste zufolge nahm Dresden unter den Industriezentren des Reiches während des Krieges einen hohen Rang ein. Im *Dresdner Jahrbuch* von 1942 hiess es denn auch stolz:

Wer Dresden nur als schöne Kulturstadt mit ihren unvergänglichen Baudenkmalern und seiner einzigartigen landschaftlichen Umgebung kennt, würde mit Recht auf das Höchste überrascht sein, wenn man ihm Einblick in das umfangreiche und vielseitige gewerbliche Schaffen mit seiner weit verzweigten fachlichen Verästelung gewähren könnte, durch die Dresden... einer der ersten Industriestandorte des Reiches ist.

Das «vielseitige gewerbliche Schaffen» hatte seit jeher eine erstaunlich grosse Zahl von Unternehmen der Feinmechanik umfasst, aber was die Aussenwelt vor dem Krieg von Dresden kannte, waren fast ausschliesslich die zahlreichen Firmen, die Artikel für den Freizeit- und Luxusbedarf herstellten. Das war ein wesentliches Element des nach dem Krieg überall verbreiteten Mythos, zum Zeit-

punkt der Bombenangriffe sei Dresden eine «Stadt ohne Industrie» und «ohne militärische oder industrielle Bedeutung» gewesen. Auch viele wohlhabende Dresdner scheinen sich kein richtiges Bild von dem gemacht zu haben, was ausserhalb der angenehmen Viertel, in denen sie wohnten, in ihrer Stadt vor sich ging.

Als jedoch klar wurde, dass der Krieg sich in die Länge ziehen würde, folgte Dresden rasch dem übrigen Deutschland in die integrierte Kriegswirtschaft, ein Prozess, der sich nach dem Beginn des Russlandfeldzugs beschleunigte. Die Mehrzahl der Betriebe, die zuvor Konsumgüter oder Luxusartikel hergestellt hatten, war bis 1944 fast vollständig auf Rüstungstätigkeit umgestellt worden.

Die Liste der Fertigungskennzeichen des OKH enthält Firmen, von denen man beim flüchtigen Durchblättern niemals denken würde, dass sie etwas mit dem Krieg zu tun hatten. Sie verzeichnet Unternehmen des Maschinen- und Gerätebaus, die man hier eher vermuten würde, aber auch Hersteller von Lederwaren, Holzmöbeln (darunter eine Firma, die «Schulbänke» fertigte), Gardinen und Wäsche, Klavieren und Handtüchern.

Ein typisches Beispiel dafür, wie Dresdens Wirtschaft nach einem zögerlichen Beginn zu einer Kriegswirtschaft wurde, ist Seidel & Naumann, der bekannte, unweit des Verschiebebahnhofs Friedrichstadt gelegene Schreib- und Nähmaschinenhersteller. Ein Angestellter berichtete:

Ich arbeite nun schon seit 1923 bei der Firma Seidel & Naumann AG, welche vor dem Krieg Schreibmaschinen, Nähmaschinen und Fahrräder hergestellt hat. ... Heute ist von der alten Produktion nur ein geringer Teil übrig geblieben. Die Fahrradproduktion wurde bereits 1937 eingestellt. Näh- und Schreibmaschinen werden nur noch in geringen Stückzahlen hergestellt. Die Produktion ist überwiegend auf Rüstung umgestellt. Man fertigt Einzelteile unter Decknamen. Nur wenige Mitarbeiter wissen, wie das Endprodukt eigentlich aussieht und für was es eingesetzt wird.³

Das Gleiche gilt für Richard Gäbel & Co., eine kleinere Firma mit Betrieben in der Pirnaischen Strasse und der Caspar-David-Friedrich-Strasse. Das fast 60 Jahre alte Unternehmen produzierte anfangs Maschinen für die Herstellung von Waffeln und Marzipan und später Verpackungen für die Süswarenindustrie. Doch im März 1944 stellte ein Bericht der Firma an das regionale Rüstungskommando in Dresden fest, dass 96 Prozent ihrer Produktion für das Oberkommando des Heeres bestimmt war, darunter Torpedoteile für die Marine.⁴ Die Ge-

heimhaltung wurde ähnlich streng gehandhabt wie bei Seidel & Naumann. Wenn es um Dinge ging, die im Betrieb hergestellt wurden, mussten die Angestellten zu ihrer Bezeichnung jederzeit Code Wörter («Liste beigefügt») benutzen («d.h. nicht Patronenhülsen, sondern KG 31/630»).

Eine andere grössere Firma waren die J.C. Müller Universelle-Werke in der Zwickauer Strasse. 1898 gegründet als Produzent von Maschinen für die Zigarettenherstellung und -Verpackung, wurde die Universelle während des Ersten Weltkriegs von J. C. Müller gekauft, der sie rasch auf die Herstellung von Granaten für das Heer umstellte. Danach wandte die Firma sich wieder ihrem ursprünglichen Geschäft zu. Als Deutschland nach 1933 erneut aufzurüsten begann, wurden neue Montagehallen angebaut, und die Firma übernahm abermals Rüstungsaufträge (darunter in den Jahren 1936/37 die Herstellung von Flugzeugteilen für die spanischen Nationalisten). 1944 beschäftigte Universelle 4'000 Mitarbeiter, von denen viele Ausländer aus den besetzten Ländern waren. In der zweiten Hälfte des Jahres 1944 kamen 700 Frauen, viele von ihnen Jüdinnen, aus dem Konzentrationslager Ravensbrück hinzu. Alles, was die Firma jetzt fertigte, war für den Krieg bestimmt: Maschinengewehre, Suchscheinwerfer, Flugzeugteile, Funkpeilgeräte, Torpedoleitwerke und etliches andere mehr. In jenem Jahr konnte J.C. Müller einen Rekordumsatz von rund 40 Millionen Reichsmark verzeichnen.

Ilana Turner, eine von mehreren hundert KZ-Häftlingen, die aus Litzmannstadt (Lodz) in Polen über Auschwitz im Oktober 1944 nach Dresden kam, berichtet, dass sie in einer ehemaligen Zigarettenfabrik an einer umgebauten Zigarettenmaschine Patronenhülsen herstellte. Der Betrieb trug den unverdächtigen Namen Bernsdorf & Co. Sie und ihre Mithäftlinge schufteten für die Deutschen Waffen- und Munitionswerke, die zum Mischkonzern der sagenhaft reichen Familie Quandt gehörten.

In Lodz als Tochter einer jüdischen Mittelschichtfamilie geboren, sollte Ilana auf das Lyzeum gehen, als die Deutschen Polen besetzten. Bald wurde die Familie aus ihrer komfortablen Wohnung geholt und ins Ghetto gesteckt, in das, bevor man es abriegelte, 230'000 Juden gepfercht wurden. 1942 wurden die Schulen geschlossen und alle Kinder über zehn zur Arbeit gezwungen. «Sonst wurde man weggeschickt, wohin, wussten wir nicht, aber gut war es dort nicht.»

So arbeitete Ilana über zwei Jahre, vom 13. bis zum 15. Lebensjahr, in einer Uniformfabrik und machte Mützen. Einige Monate vor der Auflösung des Ghet-

tos Lodz im Frühsommer 1944 befanden die Behörden, dass Ilana für schwerere Arbeit zu gebrauchen war. Man liess sie Militärsattel herstellen, eine anspruchsvolle Plackerei. Dann erfolgte die Evakuierung des Ghettos, das, nachdem man die Kranken, die Alten und die Jungen herausgeholt hatte, bis 1944 zu einem regelrechten Zwangsarbeiterlager geworden war.

Ilana Turner kam von Lodz nach Auschwitz, wurde aber nach wenigen Tagen zusammen mit ihren Arbeitskolleginnen nach Stutthof verlegt, ein kleineres Konzentrationslager an der Ostseeküste bei Danzig. Auch in diesem KZ starben massenhaft Menschen, herrschten entsetzliche Zustände, die deutschen Wärter waren brutal, und es grassierten Krankheiten. Doch das Mädchen und seine Kameradinnen hatten Glück, denn die Deutschen brauchten jetzt dringend Arbeitskräfte. Es durften sogar Juden sein.

In der zweiten Oktoberwoche 1944 wurden sie in geschlossenen Güterwagons von Stutthof nach Dresden verfrachtet. Die Schönheit der Strassen der Stadt war überwältigend. Während sie sich in ihren Lumpen und mit ihren kahl geschorenen Köpfen vom Bahnhof durch die Strassen zur Fabrik schlepten, schauten sie sich verwundert um. Die Fabrik war durch eine Fussgängerbrücke mit dem grossen Zeiss-Ikon-Werk an der Schandauer Strasse verbunden.

Gearbeitet wurde im Erdgeschoss, im Keller und in den beiden oberen Stockwerken. Wir schliefen im zweiten Stock. In der Beziehung hatten wir Glück. Wir hatten Etagenbetten – dreistöckige Betten. Aber es war warm, und das war die Hauptsache. Es war ein sehr kalter Winter. Und ich hatte nur Lumpen am Leib. Nichts darunter und nichts darüber. In Auschwitz hatten sie uns alles abgenommen. Uns blieb wirklich nichts, nicht einmal die Haare, denn sie schoren uns die Köpfe. Zumindest war es warm, aber wir hatten Hunger. Und es gab keinen Arzt, wenn irgendwas passierte. Ich meine, sie wollten uns schon helfen, aber sie hatten keine Möglichkeit, uns zu behandeln. So viele sind dort gestorben, aber sie starben an Krankheiten, die sie sich in Stutthof zugezogen hatten. Sie haben diese Dinge nach Dresden mitgebracht. Sie waren so schwach und so hungrig. ...

Da die Zwangsarbeiterinnen auch dort unter Bewachung lebten, kam die Fabrik einem Lager gleich. Dennoch war es für die Jüdinnen aus Lodz von allen Orten, an denen sie gewesen waren, der am wenigsten unangenehme. Sie erfuhren sogar Freundlichkeit, aber die Arbeit selbst war hart – zwölf Stunden täglich, sie-

ben Tage die Woche Patronen herstellen. Es war eine eintönige Plackerei. Ilana musste, während sie eine Patronenhülse in ein kleines Loch schob, ein Pedal niederdrücken – tausendmal pro Stunde.

Die Liste der Unternehmen, die auf Kriegsproduktion umgestellt wurden, nennt des weiteren Kamerawerke, Zigarettenhersteller, Süßwarenhersteller, Möbelfabriken, Elektroartikelhersteller – sogar Stätten des Kunsthandwerks.

Die Deutschen Werkstätten wurde 1898 in Hellerau, einem begrünten nördlichen Vorort Dresdens, gegründet. Sie stellten einen idealistischen Versuch dar, einerseits schöne deutsche Möbel und kunsthandwerkliche Gegenstände anzufertigen und andererseits moderne Maschinen zu nutzen, wobei die Gestalter und Handwerker in einer idyllischen, eigens errichteten Gartenstadt nach englischem Vorbild wohnten. Um die ursprünglichen Werkstätten und Behausungen herum entstand eine Künstlerkolonie, die berühmte Besucher aus ganz Europa anzog; erwähnt seien Rilke, Kafka, Shaw, Sinclair, Diaghilew, Le Corbusier und Rachmaninow. A. S. Neill, später Gründer und Leiter der fortschrittlichen Schule Summerhill in England, eröffnete seine erste Schule in Hellerau. 1911 entstand ein grossartiges Festspielhaus mit angeschlossener Kunstschule, das Raum für ein Bildungsinstitut sowie für moderne Tanz- und Theateraufführungen bot. Diese Blütezeit einer internationalen Bohème wurde bedauerlicherweise durch den Ersten Weltkrieg abrupt beendet, und obwohl die Werkstätten weitermachten, kam die Künstlerkolonie doch nie wieder richtig auf die Beine.

1944 diente das Festspielhaus als SS-Kaserne. Was die Werkstätten betraf, so wurden auch sie gezwungen, für die Wehrmacht zu arbeiten. Da Metall gegen Kriegsende knapp wurde, fertigten die Handwerker in Hellerau Leitwerke für Flugzeuge und möglicherweise auch Holzteile für V1-Flugbomben und V2-Raketen.⁹

Im Industriegebiet Albertstadt erlebte eine Firma, die zuvor für die schöne neue Welt der Kommunikation und Unterhaltung gestanden hatte, in den Kriegsjahren ebenfalls eine gewaltige Expansion. Radio-Mende, 1923 von Otto Hermann Mende gegründet, hatte mit bescheidenen Produktionsräumen in den vormaligen Rüstungsfabriken begonnen, aber die Firma öffnete sich der neuen Technik (es war der Rundfunkempfänger) und erfuhr dadurch ein rasches Wachstum. Bald wurden die Radios von Mende in ganz Deutschland verkauft.

Mende war ein erkonservativer Nationalist, der das Nazi-Regime begrüßte. Nach einer enttäuschenden Beteiligung an Herstellung und Verkauf des von den

Machthabern in Berlin geförderten «Volksempfänger» – vom Volksmund «die Goebbelsschnauze» getauft – beschloss die Firma gegen Ende der Dreissigerjahre, sich in die Wiederaufrüstung einzubringen, und begann, ihr Know-how (und unausgelastete Arbeitskräfte) für Wehrmachtsaufträge zu nutzen.

Es war ein erfolgreicher Schachzug. Im Juli 1943 beschäftigte Radio-Mende rund 2'500 Mitarbeiter, mehr als die Hälfte davon Frauen. Das Unternehmen brauchte – wie die meisten Firmen in Deutschland – dringend Arbeitskräfte. In den nächsten anderthalb Jahren wurden weitere Frauen aus dem Reservoir der Zwangsarbeiterinnen eingestellt: Russinnen und Polinnen sowie Frauen aus den Konzentrationslagern Flossenbürg (300) und Bergen-Belsen (600). Sie fertigten Feldtelefone und Funkgeräte, die in den Tornister passten, sowie Wechsel-sprech-Funkgeräte. Ausserdem verlegte sich die Firma auf andere Formen von Kommunikationsgeräten für die Wehrmacht, darunter Fernschreiber, Artillerie-beobachtungsgeräte und – in riesigen Stückzahlen – elektrische Zünder für die Luftwaffe.¹⁰

Die anderen grossen Firmen im Industriegebiet Albertstadt – die AG für Cartonagenindustrie, die Kartons und Verpackungen lieferte, die Infesto-Werke, die auf Steuerungsteile für Torpedos, Flugzeuge und U-Boote spezialisiert waren, die Gläserkarosserie GmbH Werk III (Teile für Messerschmitt-Flugzeuge) und viele andere – arbeiteten, so der Chronist des Industriegebiets Albertstadt, alle auf die eine oder andere Weise für die Streitkräfte. Es gab eine von der Marine genehmigte Prüfstelle für Spezialturbinen, die ebenfalls dort hergestellt wurden, und zwar von der Firma Brückner, Kanis & Co.

Der weitaus grösste Arbeitgeber in Dresden war jedoch Zeiss-Ikon. Und es war lange her, dass diese berühmte Firma etwas so Harmloses wie eine Schnappschusskamera produziert hatte.

Sporergasse 2 in der Dresdner Altstadt. Es ist der 23. November 1942. (Das wissen wir, weil dies eine Szene aus einem Film ist, in dem eingblendete Titel Datum und Schauplatz der Ereignisse anzeigen.) Vor dem Haus stehen überquellende Mülltonnen. Dies ist eines der Dresdner «Judenhäuser». Junge Männer mit dem Judenstern auf der Kleidung tragen Einrichtungsgegenstände aus dem Haus, während unbeteiligte Passanten auf dem Bürgersteig vorbeihasten. Die gleiche Szene vor einem anderen Haus, dem jüdischen Altersheim in der Güntzstrasse 24. Wiederholt geraten einzelne Gepäckstücke ins Bild, auf denen deutlich sichtbar die Namen ihrer jüdischen Eigentümer zu lesen sind.

Die nächste Bildsequenz wird durch das Schild «Städtische Entseuchungs-Anstalt» eingeführt.¹¹

Die Entlausung dieser ehrbaren Mittelschichtsangehörigen ist eine gezielte Demütigung, besonders für die Frauen. Die Kamera verweilt unerbittlich auf ihnen, während pflichteifrige städtische Angestellte im weissen Kittel ihre Haare auf Ungeziefer untersuchen. Einige Frauen senken den Blick, beschämt durch die Präsenz der Kamera, andere starren mit einem Anflug von Trotz in das Objektiv.

Vier Männer schauen vom Hof der Städtischen Entseuchungs-Anstalt aus zu. Zwei sind Dresdner Gestapo-Angehörige in Uniform, einer ist Polizeibeamter in Zivil, der vierte ist ein Zigarre rauchender Zivilist in einem gut geschnittenen Anzug und mit Homburg auf dem Kopf. Die Gestapo-Leute grinsen und unterhalten sich lebhaft. Einer ist der SS-Scharführer Martin Petri, der andere SS-Untersturmführer Henry Schmidt, Leiter des berüchtigten Dresdnerjudenreferats. Schmidt, die Hände in entspannter Befehlshaltung auf dem Rücken verschränkt, lacht beinahe, während er zu dem Polizeibeamten in Zivil eine Bemerkung macht. Bei dem rätselhaften Zivilisten mit der Zigarre zwischen ihnen handelt es sich um Dr. Johannes Hasdenteufel, einen führenden Mann bei der Zeiss-Ikon AG, die vor dem Krieg ein Gigant der Kamera- und Linsenindustrie und Dresdens grösster privater Arbeitgeber war.

Die Szenen bei der Entseuchungs-Anstalt enden. Die Juden holen ihre Mäntel und Koffer, die getrennt «desinfiziert» worden sind. Dann machen sie sich bei Regen und Temperaturen nur knapp über dem Gefrierpunkt auf den fünf Kilometer langen Weg zu ihrem Bestimmungsort, dem am nördlichen Stadtrand in der Nähe des alten Flughafens gelegenen Judenlager Hellerberg. Sie werden die Lagerbaracken bewohnen, bis die Gestapo entschieden hat, was mit ihnen geschehen soll. Durch den Regen zum Lagereingang stapfend, vereinzelt durch einen Regenschirm oder durch ein aus dem Gepäck gezerktes Regencape geschützt, bleiben sie – offenbar auf ein Kommando hin – stehen und blicken in die Kamera. Das Lager liegt in einer sandigen Senke, unweit des Beginns der Weinbergstrasse, neben dem Sankt-Pauli-Friedhof. Im Lager werden sie von den Gestapo-Leuten, die inzwischen mit dem Dienstwagen dort eingetroffen sind, in Empfang genommen.

Von den in Dresden überlebenden Juden wurden am 23./24. November 1942 293 in das Lager auf dem Hellerberg verlegt. Der Film, aus unbekanntem Gründen von einem Angestellten der Zeiss-Ikon gedreht und nach dessen Tod Anfang der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts entdeckt, dokumentiert, wie eine Gruppe «bearbeitet» wurde.

Die betroffenen Juden waren einstweilen noch am Leben, weil sie mittlerweile in der Rüstungsindustrie arbeiten mussten. Das bewahrte sie zu diesem Zeitpunkt davor, den anderen Dresdner Juden zu folgen, die seit Anfang des Jahres mit «Transporten» in den Osten geschickt worden waren. Die Hellerberg-Juden wussten nicht, dass Gauleiter Mutschmann, stets darauf bedacht, die antisemitischen Auswüchse Berlins noch zu übertreffen, sich vergeblich dafür ausgesprochen hatte, auch die so genannten Rüstungsjuden von Dresden zusammen mit den anderen in die KZs zu deportieren. Aber in dieser speziellen Auseinandersetzung zwischen Nazi-Bürokraten hatte der Dresdner Provinzfürst eine vorläufige Niederlage erlitten.

Victor Klemperer, den die Ehe mit einer Arierin rettete, notierte über das Schicksal seiner Freunde und Nachbarn in seinem Tagebuch:

Es ist gar zu jämmerlich, dass diese Gefangenschaft schon als ein halbes Glück gilt. Es ist nicht Polen, es ist nicht das KZ! Man wird dort nicht satt, aber man verhungert nicht. Man ist noch nicht geprügelt worden. Usw. usw.¹²

Das «Glück» der Hellerberg-Juden sollte weniger als vier Monate währen. Am 3. März 1943 trieb man alle Juden vom Hellerberg zum Güterbahnhof Dresden-Neustadt, wo sie in Güterwaggons gepfercht und nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurden. Die meisten wurden bald nach ihrer Ankunft ermordet.¹³

Bis dahin sollten sie jedoch weiter für die Zeiss-Ikon AG arbeiten, deren Zigarre paffender Repräsentant Hasdenteufel Schulter an Schulter mit der Gestapo gestanden und den ganzen Vorgang beobachtet hatte: von der Entseuchungs-Anstalt bis zu ihrer sicheren Ankunft im Judenlager.

Die Juden hausten in sechs von sieben Baracken; die siebte war ein Gemeinschaftsbau mit einem Speisesaal und Waschräumen, die anderen bestanden aus drei Räumen, von denen jeder 16 Personen aufnahm. Paare lebten zusammen, Alleinstehende waren nach Geschlecht getrennt. Auch Jungen und Mädchen von vier an aufwärts wurden getrennt.

Das Lager war nicht umzäunt, doch sein Eingang wurde von Posten der örtlichen Wach- und Schliessgesellschaft bewacht. Deren Bezahlung wurde mit dem Mietpreis abgegolten. Die Beziehungen zur Lagerwache wurden als freundschaftlich bezeichnet. Wenn die Insassen zur regulären Schichtzeit das Lager verliessen, unterblieb eine förmliche Durchsuchung, doch wer ausserhalb dieser Zeit hinauswollte, brauchte einen Passierschein. «Wir hatten uns im Lager eigentlich sehr gut vertragen», schrieb einer der wenigen Insassen, die den Krieg

überlebten. «Ich wünschte, man hätte uns bis Kriegsende dort gelassen. Alle würden noch leben.»¹⁴

Das Lager Hellerberg hatte zudem den Vorteil, direkt hinter der Stadtgrenze zu liegen, und entsprach damit den Zielen der NS-Führung (und speziell jenen von Goebbels), Deutschlands Städte «judenfrei» zu machen. Den Lagerinsassen blieb der Acht-Kilometer-Weg von den «Judenhäusern» ins Stadtzentrum erspart, denn ihr Arbeitsplatz, das Goehle-Werk, war jetzt weniger als zwei Kilometer entfernt:

Nach einem Fussmarsch von 20 Minuten erreichte man die Werkhallen... Der Konzern hatte sich auf die Entwicklung und Produktion von optischen und feinmechanischen Geräten spezialisiert. Seit 1940 wurden im Dresdner Werk vorwiegend Zeitzünder mit Präzisionsverzögerern zusammengebaut. Diese waren Bestandteil der Torpedobewaffnung deutscher U-Boote. Eine zweite, ebenso kriegswichtige Produktion war die Entwicklung von Bombenzielanlagen für die Luftwaffe. Bei beiden Produktionen waren Dresdner Juden eingesetzt, die in der Regel die feinmechanische Arbeit bei der Montierung der Gerätschaften zu leisten hatten. Die Atmosphäre bei der Arbeit war daher sehr ruhig und konzentriert. ... Die Vorarbeiter und Meister waren in der Regel nur daran interessiert, eine hohe Stückzahl je Schicht ausstossen zu können sowie den Ausschuss niedrig zu halten. Die Arbeit war also körperlich leicht, jedoch wegen der notwendigen Konzentration sehr anstrengend.¹⁵

Was die Insassen nicht wussten: In Berlin machten sich andere bereits Gedanken darüber, ob man diese begrenzte, institutionalisierte Existenz weiter dulden sollte. Durften Juden überleben, weil man sie für die Kriegsanstrengungen brauchte? Letztes Jahr waren die Juden vom Hellerberg-Lager vor Mutschmanns Nachstellungen verschont geblieben, aber jetzt zog Berlin mit der vorausgehenden Gehässigkeit des sächsischen Gauleiters gleich. Goebbels, ebenfalls ein fanatischer Antisemit, war sich darüber im Klaren, dass sich das Blatt gegen die Rüstungsjuden wendete. Er behauptete, die Juden seien nicht «unentbehrlich», und fügte hinzu, dass der «Führer» in diesem Punkt ebenfalls unerbittlich sei. Noch ehe die Dresdner Juden in das Lager am Hellerberg verlegt worden waren, hatten innerhalb des militärisch-industriellen Komplexes der Nazi-Führung erbitterte Auseinandersetzungen stattgefunden: Während die einen die Juden weiterhin als Zwangsarbeiter nutzen wollten, hatten die anderen schlicht ihre Ausrottung im Sinn.

Dieser Konflikt zog sich über den Winter bis ins neue Jahr hin. Wie Goeb-

bels vorhergesagt hatte, setzten die Ideologen sich mit Hitlers Unterstützung gegen die Pragmatiker durch. Am 20. Februar 1943 erliess das RSHA (Reichssicherheitshauptamt) schliesslich neue Richtlinien «zur technischen Durchführung der Evakuierung von Juden nach dem Osten (KL Auschwitz)». Diese Direktiven waren bis auf eine kleine Änderung die gleichen wie zuvor. Die in der Rüstungsindustrie tätigen Juden waren nicht länger ausgenommen.

Man plante eine «Fabrikaktion», die eine Woche später stattfinden sollte. In den frühen Morgenstunden des 27. Februar 1943, bevor sie zur Arbeit aufbrachen, wurden alle Insassen des Lagers auf dem Hellerberg in Haft genommen. Das Lager wurde zum «Polizeihaftlager» erklärt, mit Stacheldraht umgeben und ringsum von Polizisten bewacht. Die übrig gebliebenen Führer der jüdischen Gemeinde, denen erlaubt worden war, weiter in der Stadt zu wohnen, wurden festgenommen und auf den Hellerberg gebracht; ihnen folgten in den nächsten Tagen Juden aus Erfurt, Halle, Leipzig, Plauen und Chemnitz. Hellerberg war nun ein allgemeines Haftlager für sächsische Juden, und während dieser wenigen letzten Tage platzte es aus allen Nähten.

Am 3. März begann die «Deportation».

An diesem Tag wurden annähernd 300 Dresdner Juden in Dresden-Neustadt in Güterwaggons verfrachtet. Ziel dieser Reise in den Tod war Auschwitz. Acht überlebten den Krieg. Die übrigen werden überwiegend als «verschwunden» bezeichnet (ihre Namen wurden nicht in das Lagerregister eingetragen, was für gewöhnlich bedeutet, dass sie gleich nach der Ankunft in den Gaskammern umkamen). Von einigen wenigen lässt sich feststellen, dass sie im Lager selbst «starben» oder «ermordet» wurden.

Zeiss-Ikon arbeitete weiter für die Rüstung und verwendete «Ostarbeiter» oder ausländische Arbeitskräfte aus anderen Teilen des NS-Imperiums, um die Lücken zu füllen, die mit der kostbaren, stetig abnehmenden Ressource nicht mehr zu stopfen waren: deutschen arischen Beschäftigten.

Nach dem März 1943 gab es nur noch solche Volljuden in Dresden, die wie Victor Klemperer einen «arischen» Ehepartner hatten, und Kinder aus Mischehen wie Henny Wolf. Sie kannten einander flüchtig, waren jedoch nach Persönlichkeit und Herkunft sehr verschieden. Henny Wolf hatte seit Juli 1941 bei der Zeiss-Ikon-Tochter Goehle gearbeitet; damals war sie vom weiteren Schulbesuch ausgeschlossen und zur Zwangsarbeit gepresst worden.

Hatten die Hellerberg-Juden während ihres kurzen Aufenthalts in dem Lager nur einen Fussweg von 20 Minuten zurückzulegen, so musste Henny Wolf von

der Wohnung der Familie im Südosten der Stadt, in der Nähe des Grossen Gartens, einen Fussmarsch von sechseinhalb Kilometern in Kauf nehmen. Ihre Schicht dauerte zwölf Stunden, in denen sie an den gleichen Zeitzündern und Uhren für U-Boote arbeitete, die viele der Hellerberg-Juden zusammenbauten. Dabei hatten sie noch Glück: Der arische Schichtleiter war «ein feiner Mensch, der überhaupt keine Notiz davon nahm, dass wir Juden waren».¹⁶ Aber es blieb doch anstrengende Akkordarbeit mit Lupe und Pinzette, bei künstlicher Beleuchtung, die auch noch wegen kriegsbedingter Stromsparmassnahmen eingeschränkt wurde. Das führte bei Henny Wolf zu einer Verschlechterung der Sehkraft, von der sie sich nie wieder ganz erholte.¹⁷

Nach der Deportation der Hellerberg-Insassen wurde das Lager geschlossen, und mit ihm die «Judenabteilung» bei Zeiss-Ikon. Henny Wolf erinnert sich noch nach vielen Jahren an die Angst derer, die man verschont hatte – sie waren entweder mit «Ariern» verheiratet oder Mischlinge –, bevor sie anderen, kleineren Firmen in Dresden zugewiesen wurden, die anscheinend nichts mit der Rüstungsindustrie zu tun hatten. Sie glaubte, die «Judenabteilung» sei geschlossen worden, weil es sich nicht mehr lohnte, seit die meisten Juden fort waren, aber der wahre Grund war perfider. Einstweilen wollten die Behörden sich noch an die Buchstaben des Gesetzes halten und (in «Mischehe») verheiratete Juden und die aus solchen Verbindungen hervorgegangenen Kinder am Leben lassen. Doch für den Fall, dass irgendwann beschlossen werden sollte, diese Menschen zu «deportieren», würde die Durchführung einfacher sein und weniger Aufsehen erregen, wenn die Opfer verteilt waren und in ausgewählten, unauffälligen Firmen arbeiteten, die nichts mit der Rüstung zu tun hatten.¹⁸

Im Frühling 1943 begann Henny Wolf bei der Kartonagen- und Verpackungsfirma Adolf Bauer zu arbeiten, die ein wenig östlich von der Altstadt lag. Es war ein mittelgrosser Familienbetrieb, der vom Besitzer Bauer geleitet wurde, dem man nachsagte, er sei Mitglied der NSDAP. Jedoch verhielt sich Bauer gegenüber seinen jüdischen Beschäftigten durchaus anständig.

Henny Wolf blieb fast während der ganzen restlichen Zeit des Krieges bei Bauer. Nicht dass die Juden dort vollkommen sicher gewesen wären. Mehrmals hatte die Gestapo Kollegen abgeholt, von denen man nichts mehr hörte, oder Freunde von ihr in Betriebe strafversetzt, die dafür berüchtigt waren, dass dort sehr viel härtere Bedingungen herrschten als in der Kartonagenfabrik. Die wenigen in Dresden gebliebenen Juden waren den Launen Henry Schmidts und seiner Handlanger beim Judenreferat ausgeliefert, und sie wussten es. «Die Angst»,

schrieb Henny Wolf, «war schlimmer als alles andere, schlimmer als der Hunger und selbst als das Tragen des Sterns.. »¹⁹

Hin und wieder kam es zu freundlichen Gesten. Da war die junge Frau, die ihr verstohlen ein paar Lebensmittelkarten-Abschnitte zusteckte, der Passant, der ihr gelegentlich «Kopf hoch!» zuflüsterte, oder der Metzger, der zu der mageren Ration, die ihr nach der Lebensmittelkarte mit einem jüdischen «J» zustand, heimlich ein Extrastück Fleisch legte. Andererseits gab es aber auch die Kinder, die sie als Jüdin verhöhnten, die Männer, die ihr nach der Nachtschicht auf dem langen Heimweg von der Fabrik folgten, den jungen Fanatiker, der ihr auffhalf, als sie vom Fahrrad gefallen war, dann aber den gelben Stern sah und sie noch einmal auf das Kopfsteinpflaster fallen liess, sodass sie sich blaue Flecken einhandelte.

Die meisten Dresdner schauten jedoch zur Seite oder durch sie hindurch, wie der im Film festgehaltene nervöse Passant in der Sporengasse, der zusah, wie die jungen Juden die Möbel auf die Lastwagen für das Lager am Hellerberg luden.

Zwischen 1940 und 1945 wurden in einem Gebäude in dem gutbürgerlichen Dresdner Stadtteil Südvorstadt mehr als 1'300 Menschen getötet. In diesem Bauwerk, dem Justizgebäude, befanden sich die zentralen Gerichte und die zentrale Untersuchungshaftanstalt ganz Sachsens. Als es im Jahr 1907 errichtet wurde, galt es als fortschrittliche, vorbildliche Institution: Die Amtsräume der Justizbeamten und Staatsanwälte, die Gerichtssäle, selbst die Zellen, in denen die Angeklagten bis zur Verhandlung untergebracht wurden, hielt man für geräumig, hell und luftig. Die Einrichtungen waren absolut modern, bis hin zur Gefängnisbücherei und den Besuchszimmern, in denen Gefangene und Besucher nicht durch Gitter voneinander getrennt waren, sondern durch einen breiten Tisch.

Ungeachtet seines ernsten, ja sogar düsteren Zwecks befand ein zeitgenössischer Kritiker, dass das Justizgebäude, das ein wenig der geschmackvoll befestigten Residenz einer Fürstenfamilie mittleren Ranges ähnelte, «wohlwollender Menschlichkeit nicht fremd» sei. Der Gefängnisflügel war auf der Rückseite hinter einer fünf Meter hohen Mauer versteckt. Das lag nicht nur daran, dass das Aussere des Justizgebäudes nach der Intention seiner Urheber und Architekten die neuen, zeitgemässen Reformideale jener noch hoffnungsvollen Epoche ausdrücken sollte – obwohl das ebenfalls eine Rolle spielte. Der Komplex musste sich zudem in die Umgebung einfügen, die von jener Sorte gebildeter, respektabler Mittelschichtangehöriger bewohnt wurde, denen es im Grunde widerstre-

ben würde, direkt neben einem Gefängnis zu wohnen, besonders wenn es nach einer herkömmlichen Haftanstalt aussah. Unter Hitler wurden in diesem Gefängnisflügel drakonische Strafen vollzogen.

Es gab in dem Gefängnis einen «Todestrakt». Das waren die engen, mit einer kleinen Bank und einem Tisch ausgestatteten Zellen, in denen abgeurteilte Häftlinge ihre letzten Tage verbrachten. Wenn es soweit war, wurden sie in das Zimmer der Wache geführt, in dem sie warten mussten, bis die Guillotine vorbereitet war, und dann in den Hof geführt, wo das moderne Tötungsinstrument stand. Die Zahl der Hinrichtungen erreichte ihren Höhepunkt nach der Annexion von Böhmen und Mähren, dem so genannten Reichsprotectorat, das Hitler aus der Rest-Tschechoslowakei schuf. 800 tschechische Dissidenten und Widerständler wurden hier mithilfe der neuen, elektrisch betriebenen Guillotine hingerichtet. Auch einige Polen, vorwiegend aus der 1940 dem Reich einverleibten Provinz Posen, wurden zur Tötung hierher gebracht. Unter den deutschen Opfern waren Mitglieder von Widerstandsgruppen, Sozialdemokraten und Kommunisten, darunter ehemalige Reichstagsabgeordnete, und Einzelpersonen wie die idealistische Ärztin Margarete Blank, die 1944 von einer Patientin wegen «demoralisierender» Äusserungen denunziert wurde. Dr. Blank starb unter dem Fallbeil am frühen Morgen des 8. Februar 1945, wenige Tage bevor der Bombenangriff auf Dresden einigen ihrer Mithäftlinge das Leben rettete.

Ende 1940 sagte Dr. Walter Schmidt, der Präsident der Reichsbahndirektion Dresden, der Betrieb der Eisenbahn sei «nach seiner Wesensart der Wehrmacht so nahe verwandt». Die Losung der Reichsbahn lautete: «Räder müssen rollen für den Sieg.» Die ganze Entwicklung des deutschen Eisenbahnnetzes in der Mitte des 19. Jahrhunderts war darauf abgestellt, die militärische Mobilisierung zu erleichtern und Truppen samt Gerät rasch an jede beliebige Front zu verlegen, um auf eine etwaige feindliche Bedrohung flexibel reagieren zu können.

Dresden war in diesem System nicht nur eine der grössten regionalen Direktionen, sondern auch ein wichtiger Knotenpunkt, in dem die Nord-Süd- sich mit der Ost-West-Achse des deutschen Eisenbahnnetzes kreuzte.

Nachdem die Tschechoslowakei das deutschsprachige Sudetenland im Oktober 1938 an Deutschland abgetreten hatte, wurden dessen Bahnlinien in das deutsche Schienennetz integriert. Im Sommer 1939, unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, unterstanden der Dresdner Direktion 88'000 Beschäf-

tigte, und sie lenkte die Bewegungen des rollenden Materials auf einem Streckennetz von mehr als 4'800 Kilometer Länge.²⁰ Ende 1943 beschäftigte die Dresdner Direktion insgesamt 128'000 Personen.

Fast alle Bahnhöfe und Verschiebebahnhöfe in Dresden lagen nur wenige hundert Meter von der Elbe entfernt. Der 1898 vollendete prächtige Hauptbahnhof wurde Mitte der Dreissigerjahre umfassend renoviert und erweitert. Er lag am Südrand des Stadtzentrums, und die Prager Strasse, eine lange, im 19. Jahrhundert entstandene Einkaufsstrasse, verband ihn mit der Altstadt im Nordosten.

Nicht weit vom Hauptbahnhof an der Wiener Strasse lag ein anderes prächtiges Gebäude aus der Kaiserzeit, die Reichsbahndirektion. Von hier aus wurde der Verkehr zwischen dem östlichen Sachsen, Teilen des Sudetenlands und Böhmens (der heutigen Tschechischen Republik) und nach Osten hin Schlesien und Polen geleitet und gesteuert; hier wurden die Fahrpläne aufgestellt. Folgte man vom Hauptbahnhof aus den Gleisen in nordwestlicher Richtung zur Elbe, lag zur linken Hand das grosse Reichsbahnausbesserungswerk. Dann kam der wichtige Verschiebebahnhof Friedrichstadt, der ein seit langem bestehendes Industriegebiet bediente und ausserdem als Umschlagplatz für den Schiffsverkehr im nahen Alberthafen fungierte. Von hier aus verliefen die Gleise über den Fluss nach Dresden-Neustadt, zunächst zum Güterbahnhof (von wo die Hellerberg-Juden ihre Fahrt nach Auschwitz angetreten hatten) und dann weiter zum Bahnhof Neustadt, wo die meisten Personenzüge zum und vom Dresdner Hauptbahnhof Halt machten.

Das war das Herz des Bahnsystems in Dresden, und es hatte eine grosse Bedeutung für die Stadt, für die Region und für den Krieg im Osten.

Für den Polenfeldzug stellte die Direktion Dresden im August/September 1939 rund 15'000 zusätzliche Züge zur Verfügung. Der normale Personen- und Güterverkehr wurde dadurch empfindlich eingeschränkt, damit die Transporte zu den ersten Schlachten des Krieges reibungslos und pünktlich abgewickelt werden konnten.

Als die Produktion der Dresdner Industrie im letzten Kriegsjahr mit voller Auslastung lief, war die Bahn zu einem für die Bedeutung der Stadt entscheidenden Faktor geworden. In den zurückliegenden Jahren waren eigene Gleisanschlüsse und Verloaderampen geschaffen worden, um die Transportkapazitäten grossen Rüstungsfirmen zu beschleunigen. Zwischen 1940 und 1944 verdreifachte sich die Rüstungsproduktion Deutschlands und Dresdens. Die Industrie-

und Handelskammer Dresden erklärte Ende 1941, dass «heute der Arbeitsrhythmus Dresdens von den Bedürfnissen unserer Armee bestimmt» werde.²¹

Das grösste Problem für die Bahn ergab sich in den Jahren 1943/44 aus dem Umstand, dass sehr viele jüngere Fachkräfte zur Wehrmacht eingezogen wurden. Was noch an erfahrenen Eisenbahnern vorhanden war, wurde oft hierhin und dorthin geschickt, um den Verkehr in anderen Teilen des NS-Imperiums in Gang zu halten oder bei der Ausbesserung von Bahnanlagen und Gleisen, die durch alliierte Luftangriffe zerstört oder beschädigt worden waren, zu helfen. Einfachere Aufgaben wurden jetzt vielfach von Frauen, von Fremdarbeitern oder von Kriegsgefangenen erledigt, die in grossem Masse als Gleisarbeiter und für das Be- und Entladen von Fracht herangezogen wurden.

Ende 1943 hausten in Lagern in und um Dresden rund 12'500 Fremdarbeiter, die nur für die Reichsbahndirektion tätig waren. Ihre Vorgesetzten waren gehalten, «so viel als möglich herauszuholen», sie jedoch «menschlich korrekt» zu behandeln. In den Anweisungen für den Umgang mit Kriegsgefangenen wurde diese Forderung weniger stark betont. Sie fehlte gänzlich in den Direktiven bezüglich der 500 Männer aus dem Konzentrationslager Flossenbürg bei Weiden im Nordosten Bayerns, die vom September 1944 an als Zwangsarbeiter beim Reichsbahnausbesserungswerk Frondienste leisteten. Auch das deutsche Stammpersonal der Bahn arbeitete 60 Stunden pro Woche, ohne dass es seit 1939 eine Lohnerhöhung gegeben hätte.

Die Deportation der Dresdner Juden begann am Morgen des 21. Januar 1942 damit, dass man 224 Menschen auf ungeheizte Güter waggons ver lud. Sie reisten als Fahrgäste dritter Klasse, mit Gruppenermässigung, einfache Fahrt. Nur die Bewacher hatten Rückfahrkarten. Alle Fahrten zu den Konzentrationslagern wurden wegen der Gruppenbuchung als «Sonderzüge» eingestuft, ansonsten aber wie Reisen normaler Fahrgäste behandelt.

Und es waren nicht nur Juden aus Dresden, die hier durchgingen. Dresden war ein wichtiger Knotenpunkt. Sehr viele Deportationszüge nach den Vernichtungslagern Belzec oder Auschwitz und dem «Musterlager» Theresienstadt fuhren durch Dresden:

Das Dresdner Dezernat 33 war also nicht nur für die Transporte nach Theresienstadt, sondern auch für die Fahrten von dort in die Vernichtungslager zuständig. So erhielt man am 16. Januar 1943 in Dresden den Umlaufplan für die mehrfach zu verwendenden Wagenzüge, Umlaufnummer 125, aus-

gearbeitet in der Generalbetriebsleitung Ost.²² Zwischen dem 20.1. und 2.2. 1943 pendelte ein Wagenzug fünfmal zwischen Theresienstadt und Auschwitz. «Zahl der Reisenden: jeweils 2'000.»²³

Wenn es technische Probleme gab, kam es vor, dass die Züge in Dresden blieben und man dann umsteigen musste. Ein Häftling, der von Dachau in Oberbayern nach Auschwitz unterwegs war, schilderte einen erzwungenen Halt und Zugwechsel in Dresden:

Beim Ein- und Aussteigen werden wir über belebte Bahnsteige geführt. In unserer Häftlingskleidung sind wir allen kenntlich. Ich schaue die Gesichter der Vorbeigehenden an, möchte in ihnen lesen. Ich finde kein mitleidiges Auge. Sie schauen auf uns wie auf Verbrecher. Sind alle Deutschen auf der Seite der SS?²⁴

Mit der Eroberung weiterer Gebiete Osteuropas und Russlands nach 1941 wurde Dresden zum Bestandteil eines riesigen, überdehnten Streckennetzes.

Die Bedeutung Dresdens als Durchgangspunkt für Militärtransporte ersieht man aus den Zahlen für Oktober 1944, als der Vormarsch der Alliierten von der Normandie aus sich zu verlangsamen begann, während die Fronten im Osten und Südosten gefährlich näherrückten und beträchtliche Truppenbewegungen von Ost nach West stattfanden. Dresden-Neustadt passierten *täglich* im Durchschnitt 28 Militärlzüge, die zusammen fast 20'000 Soldaten beförderten.²⁵

Es gibt keinen Grund für die Annahme, dass die hektischen Hin- und Herverlegungen zwischen der Ost- und der Westfront drei Monate später, in den ersten Wochen des Jahres 1945, als die Rote Armee ihren Vormarsch an der Oder und in der Region Budapest verstärkte und die deutsche Offensive gegen die Anglo-Amerikaner in den Ardennen ins Stocken geriet, gegenüber dem Oktober des Vorjahres erheblich nachgelassen haben sollten. Das ging in die Überlegungen der Alliierten ein, als sie Dresden ins Visier zu nehmen begannen. Nach dem Krieg schrieb ein ehemaliger amerikanischer Kriegsgefangener:

Am Abend vor den Angriffen der RAF und der USAAF am 13. und 14. Februar wurden wir in den Rangierbahnhof Dresden rangiert, wo deutsche Truppen und Gerät fast zwölf Stunden lang nach Dresden hinein- und wieder herausrollten. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, dass Dresden ein bewaffnetes Lager war: Tausende von deutschen Soldaten, Panzer und Ar-

tillerie und kilometerlange, mit Nachschub beladene Güterzüge, die deutsche Logistik nach Osten schafften, für den Kampf gegen die Russen.²⁶

Sowohl bei der Reichsbahndirektion als auch bei den Dresdner Behörden war man sich im Übrigen der Tatsache bewusst, dass der Hauptbahnhof und seine Umgebung, die im Süden und Nordwesten von Industrieanlagen und Lagerhäusern gesäumt wurden, sich bei einem eventuellen anglo-amerikanischen Bombenangriff auf die Stadt als primäre Ziele anböten. Ein Bahnbeamter wies daraufhin, dass die Bahnanlagen der «Lage und Grösse nach ein gutes Angriffsobjekt darstellen».²⁷ Aus den Zielkarten im Besitz der Alliierten war diese Anordnung deutlich zu ersehen.

Gegen Ende des Krieges stellten die Dresdner Behörden einige Überlegungen an, wie man Soldaten oder Zivilisten, die während eines Luftangriffs den Bahnhof benutzten, einen gewissen Schutz bieten könne. Leider wurden die Massnahmen, die man, wie es in diesen Dingen in Dresden gang und gäbe war (ausser, wenn es um den Schutz der Behörden ging), in die Wege leitete, weder mit der gebotenen Gründlichkeit noch mit der nötigen Dringlichkeit vorangetrieben. Eine Inspektion der Luftschutzvorkehrungen auf den Dresdner Bahnhöfen einschliesslich des Hauptbahnhofs förderte Ende 1944 gravierende Mängel zutage. Auf dem Hauptbahnhof hatte man zumeist unterirdische Vorratskeller umgewidmet.²⁸

Die Luftschutzräume des Hauptbahnhofes fassten ca. 2'000 Personen. In den Schutzräumen... fehlten Gasschleusen und Belüftungsanlagen. ... Auch im Umfeld existierten nur äusserst unzureichende Luftschutzzeineinrichtungen: Die Splitterschutzgräben vor beiden Bahnhöfen waren im Februar 1945 nur zum Teil fertiggestellt, baulich ausreichende öffentliche Luftschutzräume in der Nähe fehlten.²⁹

Der Jugendliche Götz Bergander urteilte ausgesprochen abschätzig:

Im letzten Kriegswinter bestand nun gar keine Aussicht mehr auf wirkungsvolle Luftschutzbauarbeiten. Um überhaupt etwas zu tun, wurden auf verschiedenen Plätzen Splitterschutzgräben angelegt. Auf dem Bismarckplatz am Hauptbahnhof entstand zum Beispiel so eine Anlage im Zickzackmuster, ein erbärmlicher Zufluchtsort, falls die Unterkellerung des Hauptbahnhofs überfüllt sein sollte. Aber nicht einmal diese vorhandenen unterirdischen Räume waren bombensicher. Die Gänge waren nur teilweise abgestützt, es

gab keine Entlüftungsanlage und keine Notausstiege in diesem Luftschutzbereich für 2'000 Personen.³⁰

Noch vernichtender war seine Ansicht über die Dresdner Behörden:

Nur einige hundert oder tausend Privilegierte aus Partei, Staat, Wehrmacht, SS und Polizei und Stadtverwaltung konnten Luftangriffen gelassen entgehen, was ihre persönliche Sicherheit betraf: im Tiefkeller des Neuen Rathauses, im Befehlsstand unter dem Albertinum, in den in Felsenkellern gesicherten Ausweichbefehlsstellen der Gauleitung im Lockwitzgrund und der SS-Führung bei der Mordgrundbrücke oder in Mutschmanns Gartenbunker.

Währenddessen rückte die Ostfront unaufhaltsam näher. Äusserlich wahrte Dresden zwar den täuschenden Anschein des Friedens, doch unter der Oberfläche arbeitete es härter denn je für den Sieg, den der «Führer» in den sonnenbeschiene­nen Tagen der Paraden und des Jubels, damals in den Jahren 1940/41, versprochen hatte.

Allerdings hatte der Feind die Stadt nun schon ins Visier genommen.

TEIL II

DER TOTALE KRIEG

14. KAPITEL

Die Ardennenschlacht und die Folgen

Als Weihnachten 1944 vorüber war und das neue Jahr 1945 anbrach, dürfte wohl nur noch ein Narr oder Fanatiker an einen Sieg Deutschlands geglaubt haben. Ungewiss war nur, wie lange es dauern würde, das Reich in die Knie zu zwingen und was der Sieg die alliierten Streitkräfte und die noch unterjochten Völker Europas kosten würde. Das waren die schwierigen Fragen, die sich die Planer im britischen und amerikanischen Lager in diesen Wochen stellten. Und ihre Stimmung war alles andere als optimistisch.

Nach dem «Ausbruch» aus dem Brückenkopf in der Normandie gegen Ende Juli 1944, dem rasch die anglo-amerikanischen Landeunternehmen im Süden Frankreichs folgten, hatte es den Anschein gehabt, als würden die westlichen Alliierten auf der ganzen Linie siegen. Am 24. August nahmen sie Paris, am 3. September Brüssel, und sie stürmten vorwärts in Richtung Holland und Deutschland, in einem Blitzkrieg, der mit dem deutschen Triumph im Jahr 1940 vergleichbar war. Dann kam der verheerende Fehlschlag britischer Streitkräfte, in einem waghalsigen kombinierten Land- und Luftlandeunternehmen unter dem Decknamen «Market Garden» die Rheinübergänge zu besetzen. Die Alliierten waren zu rasch vorgestossen – der Nachschub blieb aus. Cherbourg, der einzige grössere französische Hafen in ihrer Hand, hatte eine zu begrenzte Kapazität für die Proviant- und Materialmengen, die ein Expeditionsheer benötigte, dessen Stärke sich inzwischen auf rund zwei Millionen Mann belief.

Der wichtige belgischen Hafen Antwerpen war am 4. September genommen worden. Dann dauerte es jedoch fast drei Monate, die Scheldemündung von feindlichen Kräften zu säubern und in der Hafenzufahrt die von den Deutschen gelegten Minen zu räumen. Derweil wurden von den deutschen V1-Abschussbasen in Holland tagtäglich Flugbomben nicht nur nach London und Südengland

geschickt, sondern auch nach Antwerpen. Unter diesem Hagel von V1 und dann V2 sollten über 6'000 Antwerpener sterben – die doppelte Menge der Bewohner Londons, die von diesen deutschen «Wunderwaffen» getötet wurden –, während die Amerikaner und Briten sich abmühten, den in ihrer Hand befindlichen belgischen Hafen voll zu nutzen. Der anglo-amerikanische Vorstoss kam kurz vor der westlichsten Stadt Deutschlands, Aachen, fast völlig zum Stehen, das schliesslich erst nach erbitterten Häuserkämpfen inmitten der Trümmer des historischen Stadtkerns eingenommen wurde.

Die Kräfte der Wehrmacht im Westen, deren Nachschublinien jetzt viel kürzer waren als die der Alliierten, konnten sich derweil neu formieren. Mit der natürlichen Barriere des Rheins und der befestigten Verteidigungslinie des Westwalls im Rücken begannen die Deutschen nun, sehr viel härteren Widerstand zu leisten. Der Hürtgenwald südöstlich von Aachen bildete ein dicht bewaldetes Dreieck von 20 Quadratkilometern zwischen den linksrheinischen Städten Eschweiler und Düren und dem Dorf Schmidt. Für das 7. US-Korps von General Courtney H. Hodges erwies es sich als ungeheuer schwierig, dieses für gepanzerte Fahrzeuge unpassierbare Gebiet seinen verbissenen kämpfenden, wendigen deutschen Verteidigern abzuräumen, und ehe es nicht eingenommen war, gab es keinen gesicherten Weitermarsch über den Fluss Rur und danach zum westlichen Rheinufer. Dieses Stückchen Land sollte die Amerikaner zwischen Mitte September und Mitte Dezember 1944 ganze 90 Tage Nahkampf kosten; 24'000 Mann wurden getötet, verwundet oder gerieten in Gefangenschaft.

In der ostfranzösischen Provinz Lothringen kam Pattons Armee nur im Schnecken tempo voran. Der strahlende Held von Sizilien und Avranches nahm Metz Ende November ein – um den Preis von 2'190 Soldatenleben. In drei Monaten rückte seine 3. Armee um gerade einmal 35 Kilometer vor, und immer noch waren es einige Kilometer bis zum Westwall. Seit der Landung in der Normandie hatte Patton 47'000 Mann verloren.¹

In Deutschland selbst wurde die Schraube des totalen Krieges derweil noch stärker angezogen. Ab Oktober 1944 wurde das Einberufungsalter auf 16 Jahre gesenkt und auf 50 Jahre angehoben – damit hatte man eine dreiviertel Million männlicher Deutscher zusätzlich unter Waffen. In ganz Deutschland vereidigte man die Einheiten der neuen Bürgerwehr, des «Volkssturms», und danach paradierte der zusammengewürfelte Haufen aus Jungen und alten Männern auf dem Marktplatz. Nahezu ohne Waffen und Uniformen verkörperten sie eine krankhafte Trothaltung, die Entschlossenheit des Regimes, bis zum Ende Widerstand

zu leisten, ohne Rücksicht auf den Preis, den das deutsche Volk dafür zahlen musste.

Es hatte sich gezeigt, dass alle Hoffnungen, Hitler werde seine Verteidigungsanstrengungen gegen den verhassten russischen Feind im Osten verstärken und die Wehrmacht werde sich «lieber» den Anglo-Amerikanern ergeben, vergeblich waren. Der «Führer» plante eine grosse Gegenoffensive. Sie sollte sich nicht gegen die Sowjets richten, die ihren Vormarsch im Sommer am östlichen Ufer der Weichsel unterbrochen hatten, sodass die Deutschen ungestört den Warschauer Aufstand niederschlagen konnten, sondern gegen die Amerikaner, in den Ardennen.

Am frühen Morgen des 16. Dezember 1944 lief die «Operation Herbstnebel» an. Eine massive Streitmacht von 200'000 deutschen Soldaten griff mit 600 Panzern die 80'000 Amerikaner an, die diese hügelige Region im Osten Belgiens und im Norden Luxemburgs hielten. Sie sollten sich zum rund 190 Kilometer entfernten Antwerpen durchkämpfen und die Stadt zurückerobern.

Längst der Luftherrschaft verlustig gegangen, blieben die Deutschen von alliierten Fliegerangriffen verschont, weil der Himmel bedeckt war und diese Wetterlage über eine Woche lang anhielt. Der nördliche Abschnitt der Offensive, angeführt von Sepp Dietrichs 6. SS-Panzerarmee, kam nur langsam voran, aber Feldmarschall Manteuffels 5. Panzerarmee konnte 100 Kilometer vordringen und das südlich der Maas gelegene Verkehrszentrum Bastogne einschliessen. Auf ihre Kapitulationsforderung hin erhielten die Deutschen von General Anthony C. McAuliffe, dem Befehlshaber der 101. Luftlandedivision, die berühmt gewordene Absage in einem Wort: «Schwachsinn!»

Sehr viel weiter als bis Bastogne gelangten die Deutschen nicht. Ohnehin knapp an Treibstoff für ihre Panzer und sonstigen Fahrzeuge (sie sollten sich aus eroberten amerikanischen Vorräten selbst versorgen) und bei ihrem Vormarsch durch schmale kurvenreiche Landstrassen und schwache Brücken aufgehalten, kam die Offensive der Deutschen schliesslich zum Stillstand. Am 24. Dezember klarte das Wetter auf, und Tausende alliierter Flugzeuge starteten zu ihrem Einsatz. Deutsche Nachschubwege, Flugplätze und Kampfverbände wurden nun ganztägig mit Bomben und Bordfeuer belegt. Männer und Material konnten nur bei Nacht auf eisigen Strassen verlegt werden. Am 26. Dezember durchbrachen Pattons Truppen den deutschen Belagerungsring und entlasteten damit die in Bedrängnis geratene 1. US-Luftlandedivision. Das Spiel war aus, Hitlers letztes verzweifeltes Hasardunternehmen gescheitert.

Für die Alliierten – und die Öffentlichkeit daheim in Grossbritannien und Amerika und den Dominions – war es dennoch ein schwerer Schock. Die alliierte Front war teilweise eingebrochen. Die Deutschen leisteten erbitterten Widerstand. Antwerpen und London wurden weiterhin mit V1 und V2 beschossen. Mochten weitere deutsche Vorstösse auch wenig wahrscheinlich sein, so zog sich der Kampf in den Ardennen doch über fast sechs Wochen hin. Die Verluste der Amerikaner beliefen sich auf 81'000 Mann, darunter 19'000 Gefallene (die meisten davon in den ersten drei Tagen nach dem deutschen Überraschungsangriff), die der Briten auf 1'400 Mann (200 Gefallene). Die Deutschen verloren insgesamt fast 100'000 Mann, und solch einen hohen Blutzoll konnte die Führung in Berlin sich eindeutig nicht mehr leisten. Die Ardennenoffensive sollte sich auf längere Sicht als Katastrophe für die Deutschen erweisen, doch vorläufig hatte ihre Moral einen positiven Schub erhalten, und die Unbesiegbarkeit der westlichen Alliierten war fragwürdig geworden.

In dieser schwierigen, uneindeutigen und rasch wechselnden Lage wurde während des ausgesprochen harten Winters 1944/45 der Zweck der angloamerikanischen Bomberaktivitäten einer Überprüfung unterzogen. Eines stand fest: Wer es gewagt hätte zu behaupten, dass der Krieg so gut wie beendet sei, wäre von Soldaten und Öffentlichkeit ziemlich barsch abgefertigt worden.

Im Frühling 1944 hatte die sich rasch erhöhende Schlagkraft des Bomber Command hauptsächlich der Vorbereitung des alliierten Landeunternehmens auf dem Kontinent gegolten, das für Ende Mai, Anfang Juni vorgesehen war. Im Gegensatz zum «Flächenbombardement», unter dem in den beiden Vorjahren deutsche Städte zu leiden gehabt hatten, wurden Fabriken, Bahnanlagen und Brücken in Frankreich unablässig mit gezielten Bombenabwürfen belegt.

Verständlicherweise wollte man unter der französischen Bevölkerung nicht mehr Verluste verursachen als unbedingt nötig, und in den meisten Fällen wurden die Ziele mit ziemlicher Präzision so mit Bomben belegt, dass die Deutschen daran gehindert wurden, ihre Kräfte nach dem Beginn der anglo-amerikanischen Landung in der Normandie wirksam einzusetzen.

Das Bombardement zur Unterstützung der Operation am D-Day war erfolgreich, kostete jedoch trotz aller eingeplanten Rücksicht auf die Franzosen eine Menge von ihnen das Leben. Die alliierten Luftstreitkräfte setzten ihre Unterstützung der Bodentruppen fort, als diese ihre Stellung in der Normandie festig-

ten und dann in schweren, verlustreichen Kämpfen zu erweitern suchten. Erst nach dem «Ausbruch», der Ende Juli gelang (und bei dem gezielte Bombenabwürfe erneut eine entscheidende Rolle spielten), konnten die höchsten militärischen Befehlsebenen der Alliierten sich der Überlegung zu wenden, was sie jetzt mit dem Bomber Command und der US-Luftwaffe anfangen sollten.

Beim Bomber Command kam es zu einem zähen Streit zwischen Sir Charles Portal, dem Stabschef der Royal Air Force, und Sir Arthur Harris, seinem langjährigen Untergebenen. Er sollte sich als entscheidend für das Schicksal Dresdens erweisen. Harris hatte seine Bombermacht im Frühling 1944 nur widerstrebend dem Oberkommando der Alliierten Expeditionstreitkräfte [Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force -SHAEF] unterstellt, und es steht ausser Zweifel, dass das Bomber Command seine Aufgabe erfüllte. Das Problem erwuchs im Frühherbst, als Harris sich wieder dem zu wenden wollte, was er seit 1942 als seine essentielle Aufgabe betrachtete: Deutschlands Städte zerstören.

Am 7. Dezember 1943, drei Tage nach dem britischen Brandbombenangriff auf Leipzig, hatte Sir Arthur Harris dem Luftfahrtministerium in London eine ausführliche Analyse zugeleitet, die seine Ansicht über die bis dahin in Deutschland verursachten Schäden darlegte.² Er forderte eine starke Ausweitung der Lancaster-Bomberflotte, bessere Abwehrmassnahmen und Funkgeräte. Bekäme er sie, so könnte das Bomber Command Deutschland bis zum 1. April 1944 zur Kapitulation zwingen.

Dieses Ansinnen war vorläufig Harris' letzter Versuch, den «Bombertraum» zu verwirklichen. Bald wurde klar, dass man ihm nichts davon gewähren würde und dass das Bomber Command sich im neuen Jahr den Bedürfnissen von «Overlord» unterzuordnen hätte, dem alliierten Landeunternehmen auf dem europäischen Kontinent. Harris, seit Ende Dezember 1943 in Kontroverse mit Air Chief Marshal Leigh-Mallory, dem Befehlshaber der Alliierten Expeditionsluftstreitkräfte (AEAF), beugte sich. Würde man seine Verbände aber, betonte Harris in seiner unnachahmlichen Offenheit, allzu lange für die taktische Unterstützung in Anspruch nehmen, so erhielte das deutsche Binnenland, das vom Bomber Command in den beiden letzten Jahren so beharrlich – und mit, wie er meinte, stetig verheererender Wirkung – bombardiert worden war, eine unverzeihliche Ruhepause:

Die Wirkungen des strategischen Bombardements sind kumulativ. Je mehr Produktionsanlagen ausser Betrieb gesetzt werden, desto schwerer wird es,

mit den erhaltenen Anlagen die Erzeugung aufrechtzuerhalten. Man vergisst jedoch leicht, dass der Wiederaufbau bei einem Abbruch oder Nachlassen der Offensive ähnlich kumulativ ist. Kurz, die Bomberoffensive ist nur dann eine vernünftige Strategie, wenn das Ausmass der *Zerstörung* grösser ist als das Ausmass der *Instandsetzung*. In welchem Umfang Deutschland seine Industrie wiederherstellen könnte, wenn die Bombardements für, sagen wir, sechs Monate unterbrochen würden, ist schwer abzuschätzen.³

Harris dürfte dabei auch voller Grimm an die Rolle der deutschen Jagdflieger gedacht haben, die, wenn man ihnen die Gelegenheit dazu gab, imstande sein würden, sich neu zu formieren und zu erstarren. Sein letztes grosses Projekt, bevor er das Bomber Command direkt SHAEF unterstellte – und wahrscheinlich sein grösster individueller Fehler –, war der fortwährende Angriff auf Berlin im Winter 1943/44. Viel hatte man sich davon erhofft, vielleicht sogar den erträumten «K.-o.-Schlag». Doch es hatte sich gezeigt, dass die ferne Reichshauptstadt mit ihrer weiten Ausdehnung, den nur wenigen eindeutigen topografischen Merkmalen (die sich überdies leicht tarnen liessen) sowie den oft extrem kalten, scheusslichen Wetterbedingungen eine äusserst harte Nuss war. Berlins Flakverteidigung wurde zur Legende, einschliesslich der beiden massiven «Flaktürme» aus Beton im Tiergarten, deren untere Stockwerke ausserdem als sichere Luftschutzräume für tausende Berliner dienten.

Auf den langen Flügen ohne Jagdschutz waren die britischen Bomber gnadenlos dem Sperrfeuer der wohl organisierten deutschen Luftabwehr ausgesetzt. Bomberbesatzungen sprachen von Einsätzen gegen «*the big city*» mit einer Mischung aus Stolz und Furcht. Als der Frühling 1944 nahte, liess Harris die Angriffe auf Berlin einstellen. In der Stadt selbst waren über 10'000 Menschen umgekommen. Auf britischer Seite fielen 2'690 Mann von den Flugzeugbesatzungen, und fast 1'000 gerieten in Gefangenschaft. Zwischen August 1943 und März 1944 betrug die Verluste über Berlin durchschnittlich 5,8 Prozent; insgesamt gingen 625 Maschinen verloren. Um Martin Middlebrook zu zitieren: «Die Luftwaffe hat dem Bomber Command mehr geschadet als das Bomber Command Berlin.»⁴ Vielleicht hat diese schmerzhafteste Tatsache spätere Entscheidungen beeinflusst, wie und wo man Deutschland zu relativ geringen Kosten entscheidende Schläge versetzen könnte.

Im Herbst 1944 war Harris darauf erpicht, das «Städteknacken» wieder aufzunehmen. Er schrieb am 30. September 1944 an Churchill, der einige ULTRA⁵-Informationen über die seinerzeitigen Aussichten Deutschlands an ihn weiterge-

geben hatte, auch er sei der Meinung, dass «der Boche bis zum Äussersten kämpfen würde, wenn man ihn in seine eigenen Grenzen zurücktriebe». Die Deutschen, so Harris, versuchten eindeutig, die Initiative in der Luft zurückzuerlangen, wobei ihnen die Unterbrechung der Angriffe auf ihre Flugzeugwerke gelegen komme. Jetzt müsse man sich die ungeheure alliierte Luftüberlegenheit zunutze machen, um «Deutschland endgültig zu erledigen».

Churchill antwortete umgehend:

Ich stimme Ihrem sehr guten Brief zu, nur glaube ich nicht, dass Sie es ganz geschafft haben oder es ganz schaffen können. Allerdings gebe ich zu, dass diese Auffassung zu Ihnen passt. Ich bin ganz dafür, jetzt mit allem, was auf den Schlachtfeldern entbehrlich ist, gegen Deutschland vorzugehen.⁶

In der ersten Augushälfte nahmen Verbände des Bomber Command wieder ihre Flüge nach Deutschland auf, die auf den ersten Blick wie blosse Störmanöver erscheinen mochten, wobei oft Mosquitos zum Einsatz kamen, um aus einer weit grösseren – und damit sichereren – Höhe anzugreifen als die Lancaster. Doch ab Mitte August nahmen die Angriffe an Heftigkeit zu. Stettin wurde in der Nacht vom 16. auf den 17. August mit 461 Maschinen bombardiert, Rüsselsheim (speziell die Opel-Weke) in der Nacht vom 25. auf den 26. August, und in der nächsten Nacht wurde der Hafen von Kiel mit fast 500 Lancaster attackiert, gefolgt von Königsberg in Ostpreussen (zweimal) – ein sehr langer Flug. In der Nacht vom 11. auf den 12. September 1944 lösten 262 britische Maschinen der 5. Gruppe in Darmstadt einen Feuersturm aus, dem 8'000 bis 12'000 Menschen – rund zehn Prozent der Einwohner – zum Opfer fielen und der bewies, dass das Bomber Command keine Massen von Flugzeugen brauchte, um grösste Schäden zu verursachen.

Einige Tage später wurde Harris offiziell von der Unterordnung unter die Befehlsgewalt des SHAEF befreit. Wenn er im August und September schon so viel hatte tun können – was würde ihm jetzt erst einfallen, da er sich seine Ziele frei aussuchen konnte und die längeren Winternächte sicherere Bedingungen für die Einsätze seiner Bomber boten?

Doch in der Zeit von Oktober 1944 bis Januar 1945 gab es Schwierigkeiten zwischen Harris und seinen Vorgesetzten. Diese Probleme begannen mit einem Memorandum, das Air Chief Marshal Tedder, Eisenhowers britischer Stellvertreter bei SHAEF, am 25. Oktober 1944 an Portal schickte. Es bemängelte den Flickwerkcharakter von Harris' wieder aufgenommenen strategischer Offensive und riet nachdrücklich dazu, in erster Linie Angriffe auf das deutsche Verkehrs-

system einschliesslich der Hydrierwerke zu führen. (Die Einnahme der rumänischen Ölfelder durch die Sowjets hatte Deutschland von dem einzigen verbliebenen Zugang zu herkömmlichen Treibstoffquellen abgeschnitten.) Eine Kopie ging an Harris, der ausserdem eine Weisung erhielt, dem Öl höchste Priorität einzuräumen. Harris reagierte scharf. Er wies darauf hin, dass Witterungs- und taktische Faktoren (darunter die Notwendigkeit, den Feind im Ungewissen zu lassen) für die Auswahl der Ziele von entscheidender Bedeutung seien, und wiederholte seinen Grundsatz, dass «etwas Beliebiges in Deutschland zu bombardieren besser ist, als nichts zu bombardieren». Er äusserte seine Verärgerung darüber, dass diejenigen, die «mit Patentrezepten hausieren» gingen, fortwährenden Druck ausübten, und versicherte, dass er das Ruhrgebiet und die Hydrierwerke angreifen lasse, wann immer es möglich sei, doch erfülle es ihn mit Sorge, dass die 15 deutschen Grossstädte, die noch nicht bombardiert worden seien (darunter Dresden), unversehrt bleiben sollten.⁷

Briefe gingen hin und her, wobei Harris' Haltung sich ab Dezember verhärtete, und erneut tauchte das verächtliche Wort «Patentrezept» für Operationen gegen Ölziele auf (zugleich betonte er aber, er «lasse sich keine lohnende Gelegenheit entgehen», sie anzugreifen).

Am 8. Januar antwortete Portal genervt, was er eigentlich vermisse, sei «Ihre Entschlossenheit» bezüglich der Ölziele. Damit gab er ziemlich deutlich zu verstehen, dass Harris diese Operationen seiner Meinung nach nur pro forma absolviere. Portals Brief entlockte Harris eine Antwort, in welcher der Oberbefehlshaber des Bomber Command seine letzte Waffe einsetzte:

Ich lasse mir ungern die Erfolglosigkeit einer Strategie ankreiden, die ich von Anfang an – oder seit sie zu meiner Kenntnis gelangte – für aussichtslos erklärt habe und deren Scheitern man im Nachhinein auf mein persönliches Versagen zurückführt, weil ich mich nicht ernsthaft bemüht hätte. Das ist eine Situation, die mir einfach keine Chance lässt, und es ist eine unerträgliche Situation. Ich ersuche Sie daher zu prüfen, ob es dem Fortgang des Krieges und dem Erfolg unserer Waffen, der allein zählt, dienlich ist, wenn ich in dieser Situation bleibe.⁸

Harris' Rücktrittsangebot wurde abgelehnt. Portal gab nach. Und so konnte Harris sich bis auf die allerletzten Kriegswochen seine Ziele selbst aussuchen. Und das bedeutete allzu oft (aus der Sicht seiner Kritiker damals wie heute), dass er das Flächenbombardement von Städten dem gezielten Bombenabwurf auf bestimmte Industrie- und Ölanlagen vorzog.

Dass Harris in dieser Frage unbeugsam blieb, war nicht unbedingt eine Marotte, die man darin sehen könnte. Während des ganzen Krieges hatten seine Vorgesetzten, Regierungsberater und «einfallsreiche» Planungsbehörden wie das Ministerium für wirtschaftliche Kriegführung (eine Organisation, die er wirklich hasste) unablässig gefordert, mal dieses, mal jenes Ziel zu bombardieren und sich mal auf diesen, mal auf jenen vermeintlichen Schwachpunkt des Feindes zu konzentrieren. Der Plan der «Dam-Buster»-Angriffe auf Talsperren in Westdeutschland hatte ihm nicht gefallen, und er war widerstrebend darauf eingegangen. Er hatte nicht geglaubt, dass die konzentrierten Angriffe auf Kugellagerfabriken oder Flugzeugwerke beziehungsweise ähnliche «entscheidende» Anlagen des Feindes den Krieg beenden oder zwangsläufig verkürzen würden, und könnte damit durchaus Recht gehabt haben.

Was das Öl anging, so zeigte sich, dass Harris irrte. Deutschland befand sich im Winter 1944/45, was seine Treibstoffvorräte betraf, in einer ernsten Krise. Während der Ardennenschlacht waren deutsche Panzer gezwungen, ihren Treibstoff beim Feind zu erbeuten, um beweglich bleiben zu können. Die jungen Jagdflieger, welche die Luftwaffe jetzt ausbildete, um die katastrophalen Verluste unter den altgedienten Piloten der deutschen Luftabwehr wettzumachen, mussten sich überwiegend mit Flugsimulatoren begnügen, weil es an Treibstoff mangelte, um sie fliegen zu lassen. Ihre Flugleistungen waren dementsprechend. Im verzweifelten Bemühen, Treibstoff zu sparen, liess man Einsatzflugzeuge sogar von Pferden oder beschlagnahmten Ochsen zur Startposition ziehen. Trotz des Einfallsreichtums der Transportfachleute der Wehrmacht hatte die deutsche Kriegführung – besonders in der Luft, wo Benzin durch nichts zu ersetzen war – permanent mit Engpässen zu kämpfen, die sie buchstäblich aufzuhalten drohten.⁹ Für Eingeweihte bei den britischen Geheimdiensten war das eine gesicherte Tatsache.

Ein entscheidendes Problem bestand wohl darin, dass Harris nicht den blasesten Schimmer hatte, woher die Informationen über die Hydrierwerke stammten. Zwar liess man ihm gewisse ULTRA-Informationen zukommen, doch in das Geheimnis der ENIGMA, das dahintersteckte, weihte man ihn erstaunlicherweise nicht ein. So blieb ihm unbekannt, wie direkt diese Informationen, die man durch Knacken des Codes des verschlüsselten deutschen Funkverkehrs gewonnen hatte, aus dem Innersten der deutschen Kriegsmaschine zum alliierten Generalstab gelangt waren, wie verlässlich sie waren und warum dies so war. Harris mochte stur sein, doch wäre er vollständig über ENIGMA im Bilde gewesen, so hätte er Portals Forderungen eventuell ernster genommen, und die

Auseinandersetzung zwischen den beiden Kommandeuren wäre möglicherweise auf andere strategische Entscheidungen hinausgelaufen.

«Das ist ein entscheidender Punkt», räumte im Hinblick auf die ENIGMA-Frage selbst einer der entschiedensten Harris-Kritiker ein, «um die gravierenden Differenzen zu beurteilen, die zwischen ihnen hinsichtlich der Frage bestanden, ob ein gemeinsamer Angriff auf Deutschlands Ölindustrie in der zweiten Jahreshälfte 1944 ratsam war oder nicht».¹⁰

Das Bomber Command und die 8. Luftflotte waren in den letzten drei Jahren die wichtigste Offensivwaffe gewesen, die den westlichen Alliierten gegen Deutschland zur Verfügung gestanden hatte. Der gewaltige Aufwand für die Erhaltung und Vergrößerung dieser Kampfverbände, den Bau neuer Flugzeuge und die Ausbildung ihrer Besatzungen war hinnehmbar gewesen, weil es im Grunde keine Alternative gab. Harris schrieb, dass «die Ausbildung einer Bomberbesatzung das Teuerste auf der Welt war; sie kostete pro Mann rund 10'000 Pfund, genug, um zehn Männer drei Jahre lang nach Oxford oder Cambridge zu schicken».¹¹

Die anglo-amerikanischen Luftstreitkräfte erreichten 1944 zusammen eine enorme Schlagkraft. Im Dezember verfügte das Bomber Command über 1513 Bomber (bis April 1945 sollten es 1609 werden). Die 8. US-Luftflotte besass jetzt 1'826 Bomber, und *allmonatlich* wurden Hunderte neuer Flugzeuge produziert. Inzwischen hatten auch Bodentruppen auf dem Kontinent Fuss gefasst, und ihr Erfolg war zum Teil dem überwältigenden taktischen Einsatz der Luftmacht zu verdanken. In der Luft hatte sich das Kräfteverhältnis im Laufe des Jahres 1944 noch dramatischer verändert als am Boden. Diese Verschiebung ergab sich allein schon aus der Menge neuer Flugzeuge und ausgebildeter Besatzungen, besonders der amerikanischen.

Doch ebenso wichtig war die Entwicklung eines Jagdflugzeugs mit grosser Reichweite für den Geleitschutz, der amerikanischen Mustang P-51. Mit seinem britischen Merlin-Motor und auf den Tragflächen montierten, abwerfbaren Zusatztanks konnte dieser schnelle Jäger alliierte Bomberverbände tief nach Deutschland hinein begleiten, bis Berlin und darüber hinaus, und die deutschen Jäger übertreffen, die den alliierten Bombenformationen bis dahin so enorme Verluste zugefügt hatten. Im Frühjahr 1944, wenige Zeit nachdem Harris seinen kostspieligen Angriff auf Berlin aufgegeben hatte, tauchten die Mustangs in grosser Zahl auf und fegten binnen kurzem die deutschen Abwehrjäger vom Himmel. Noch gab es die deutsche Flakverteidigung, doch als von Osten und

Westen Bodentruppen gegen das Reich vorrückten, wurden diese Kanonen auch für den Bodenkampf beansprucht und viele vollends aus dem Luftkrieg abgezogen.

Jetzt waren die alliierten Bomberflotten, was ihre Zahl und ihre Unbesiegbarkeit anging, zum ersten Mal wahrhaft vergleichbar mit den unbehinderten Werkzeugen zerstörerischer Gewalt, die Douhet, Trenchard und die anderen Theoretiker der unaufhaltsamen Massenvernichtung schon in den Zwanzigerjahren ins Auge gefasst hatten.

Was war nun also der eigentliche Zweck der gewaltigen, schweren Bomberstreitkräfte, welche die Alliierten geschaffen hatten? Wie sollten sie in dieser neuen und trotz der jüngsten Rückschläge offensichtlich letzten Phase des Krieges mit grösstmöglicher Wirkung eingesetzt werden?

Was das betraf, so hatten die hohen Tiere des britischen Geheimdienstes zufällig eine Idee.

15. KAPITEL

«Donnerschlag» und Jalta

Das Joint Intelligence Committee (JIC) wurde unmittelbar vor Ausbruch des Krieges geschaffen, um die Informationsströme, die von verschiedenen Zweigen der britischen Geheimdienste eingingen, zu koordinieren und die Stabschefs entsprechend zu beraten. Formal war das JIC ein Unterausschuss des Komitees der Stabschefs, als dessen Vorsitzender der Premierminister fungierte. An den Sitzungen des JIC nahmen hochrangige Vertreter der Geheimdienste MI5, MI6, des Marine-Nachrichtendienstes, des Luftfahrtministeriums und des Ministeriums für wirtschaftliche Kriegführung teil.

Geleitet wurde das JIC war ab 1939 von einem Mann des Foreign Office namens Victor William («Bill») Cavendish-Bentinck, einem Neffen des siebten Duke of Portland.¹ Zunächst ein eher unbedeutendes Gremium, gewann das JIC und mit ihm sein Vorsitzender im Verlauf des Krieges an Macht und Einfluss. Die wöchentlichen Berichte des JIC gaben einen Überblick über die aktuelle Kriegslage und die absehbaren Entwicklungen, und sie wurden, ebenso wie die Fachgutachten, die es zu bestimmten Themen erstellte, zu einer wichtigen Quelle der Information und Beratung für die Stabschefs.

Als das Jahr 1945 anbrach, war die Ardennenoffensive der Deutschen zu einem blutigen Stillstand gekommen. Am 12. Januar hatte die Rote Armee im Osten ihren Vormarsch begonnen, der die hart bedrängten westlichen Alliierten entlastete. Damit diese Entlastung anhielt, war es aus anglo-amerikanischer Sicht von Vorteil, dafür zu sorgen, dass die Sowjets trotz ihrer langen Nachschubwege im Kampf gegen die deutschen Abwehrstellungen im Osten gute Fortschritte machten (angesichts des verbissenen deutschen Widerstands im Osten konnten die Sowjets in dieser Hinsicht möglicherweise Hilfe gebrauchen).

Am 16. Januar wurde dem JIC durch den stellvertretenden Luftstabschef

(Nachrichtendienst) ein Vorschlag unterbreitet, demzufolge «der Unterausschuss einen Bericht erstellen sollte, der abschätzt, welche Wirkung schwere Luftangriffe auf Berlin in Verbindung mit der russischen Offensive auf die Deutschen haben, und dabei das Timing solcher Angriffe berücksichtigt».²

Im Frühsommer 1944 waren das Bomber Command und die 8. Luftflotte zur Unterstützung der alliierten Landung in der Normandie als «fliegende Fernartillerie» eingesetzt worden, welche die Versorgungs- und Truppenbewegungen des Feindes bekämpfte. Um nun den Russen zu helfen (die über relativ wenige Bomber verfügten), sollten die Luftstreitkräfte eine ähnliche Rolle übernehmen, aber in einem noch fernerem Aktionsbereich, an der Ostfront. Das war ein neuartiger Vorschlag.

Der wöchentliche JIC-Bericht über «die deutsche Strategie und Widerstandsfähigkeit» (21. Januar 1945) liess ein wenig deutlicher werden, was es mit der Sorge wegen Truppenbewegungen innerhalb des schrumpfenden Machtbereichs der Nazis auf sich hatte. Der Ausgang der russischen Offensive, hiess es dort, hänge ab von «dem Ergebnis des Wettlaufs zwischen der Ankunft deutscher Reserven... und dem Nachlassen des russischen Vormarsches wegen logistischer Schwierigkeiten und der Ablenkung von Kräften an den Flanken ...». Bis Anfang Februar könnten dort erhebliche deutsche Verstärkungen eingetroffen sein und diese Verstärkungen sich bis Mitte März 1945 auf insgesamt 42 Divisionen belaufen, fast eine Million Mann.

Am 22. Januar forderte der Sekretär des JIC, King-Salter, in einer Weisung an seine Mitarbeiter neben den laufenden Untersuchungen einen speziellen Bericht darüber, wie sich «schwere Luftangriffe auf Berlin in Verbindung mit der russischen Offensive» auf die Deutschen auswirken würden. Er wünschte (für das JIC) insbesondere Informationen dahingehend, in welchem Umfang sich der deutsche Verwaltungsapparat noch in Berlin befand, ob er als Massnahme zum Schutz vor Bombardements auf die umliegenden Orte verteilt worden war, wie stark die deutsche Industrie unter einer «verheerenden» Folge von Angriffen auf Berlin leiden würde und nicht zuletzt, «welche moralische Wirkung ein katastrophales ‚Plattmachen‘ Berlins vermutlich in ganz Deutschland haben würde». Nach der Wortwahl zu schliessen, erwog man jetzt einen «K.-o.»-Angriff, wie er zwar in der Vergangenheit diskutiert worden war, den man jedoch nun unter den ganz veränderten Umständen des beginnenden Jahres 1945 wieder aufgriff. Der Weisung des Sekretärs war eigens ein Auszug aus einem Papier des Luftstabes vom 22. Juli 1944 beigefügt, als man sich intensiv mit dem Plan für einen massiven Angriff auf Berlin unter dem Decknamen «Thunderclap» [«Donnerschlag»] beschäftigt hatte.³

Die im Sommer 1944 ventilierte «Operation Donner schlag» hatte «220'000 Opfer» eingeplant. «Man kann erwarten, dass 50 Prozent davon (also 110'000) getötet werden. Ein Angriff, der zu so vielen Toten führt, die zum grössten Teil Personen in Schlüsselstellungen sind, wird sich in ganz Deutschland unweigerlich vernichtend auf die Moral von Politikern und Zivilbevölkerung auswirken...»⁴

Das hatte der Chef des Luftstabes, Air Marshal Portal, damals geschrieben. Er hatte auch einen Vorschlag geäussert, der Jahre später, als Historiker die unvermeidlichen Zusammenhänge herstellten, seinem Ansehen schadete:

Unermessliche Verwüstung liesse sich erreichen, wenn der ganze Angriff sich auf eine einzige Grossstadt ausser Berlin konzentrierte, und besonders gross wäre die Wirkung, wenn die Stadt zu den bisher unbeschädigten gehörte.⁵

Doch am 17. August 1944 berichteten die Planer des JIC, sie hielten es nicht für wahrscheinlich, dass eine solche Operation «einen Erfolg erzielt, der den Aufwand lohnt». Fast fünf Monate später, angesichts einer völlig anderen Situation, sollte «Donnerschlag» für eine denkbare praktische Anwendung wieder hervorgeholt werden.

Der allgemeine Bericht des JIC über den Bombenkrieg und die Ostfront wurde am 25. Januar 1945 erstattet⁶, zusammen mit dem Bericht über die Bombardierung Berlins, den der Sekretär des Ausschusses von seinen Mitarbeitern verlangt hatte. Letzterer ging sehr detailliert darauf ein, wie und wo ein solcher «K.-o.-Schlag» gegen Berlin im Sinne der «Donnerschlag»-Planung ausgeteilt werden könnte. Die politische Gesamtsituation und die Kriegslage klammerte er aus, da dies nicht seine Thematik war:

Von entscheidendem Einfluss auf die Kriegsdauer wird wahrscheinlich der Erfolg der derzeitigen russischen Offensive sein. Wir sind daher der Meinung, dass die Unterstützung, die den Russen in den nächsten Wochen seitens der britischen und amerikanischen strategischen Bomberverbände gegeben werden könnte, es rechtfertigt, ihren Einsatz für diesen Zweck umgehend zu überprüfen.

Diese Grundsatzerklärung schränkte der Bericht dann aber bezeichnenderweise sofort wieder ein: Da die Einsätze gegen Ölziele dem Feind bis dahin so grosse

Schwierigkeiten bereiteten, sollten «Ölziele *Vorrang gegenüber allem anderen behalten*».

Der Gesamtbericht lässt zwar die Optionen offen, weicht aber in seinem allgemeinen Tenor deutlich von den «K.-o.»-Vorstellungen King-Salters (die sich dann auch in dem pflichtgemäss erstatteten Bericht wiederfinden) ab. Der JIC-Leitung war klar, dass ein solcher vernichtender Schlag gegen Berlin ein mehrtägliches Dauerbombardement durch die britischen und amerikanischen Luftstreitkräfte erforderte. Man erwog zwischen 20'000 und 25'000 Tonnen Bomben an drei bis vier Tagen hintereinander (das Zwei- bis Dreifache der Gesamtmenge, die im Juli 1943 an mehreren Tagen auf Hamburg mit so katastrophalen Folgen für die Stadt abgeworfen worden war). Ein massiver, anhaltender «Donnerschlag» (eigentlich eher eine Serie von Angriffen) oder etwas in der Gröszenordnung liess sich allerdings kaum mit der Sichtweise vereinbaren, dass Ölziele «*Vorrang gegenüber allem anderen behalten*» sollten, wie es im Gesamtbericht des JIC so nachdrücklich hiess, oder dass Angriffe auf Panzer- und Flugzeugproduktionsstätten weiterhin höchste Priorität zukommen sollte.

Im Gesamtbericht des JIC an die Stabschefs kommt zum Ausdruck, jetzt sei es Zeit für grössere Angriffe hinter der russischen Front, die Luftstreitkräfte sollten von ihrer bis dahin eingehaltenen strategischen Ausrichtung gegen Industrie, Infrastruktur und Wohngebiete abgehen und stattdessen mit ihrer überwältigenden Schlagkraft in der Etappe des Kampfgebietes Chaos schaffen. Mit anderen Worten: Die Luftstreitkräfte sollten eine quasi-taktische Aufgabe übernehmen. Das allein stellt schon – «Donnerschlag» hin oder her – einen wesentlichen Strategiewechsel dar. Andererseits war man beim JIC der Meinung, die Angriffe gegen Ölziele nicht einzustellen und damit zu rechnen, durch den Einsatz der alliierten Luftmacht die Moral der Deutschen zu zerstören (kein ersehnter «K.o.-Schlag»). Man erwartete lediglich, die Sowjets an der Ostfront nachdrücklich zu unterstützen und dadurch den Widerstandswillen der Deutschen zu schwächen.

Dies war eine harte, nüchterne Empfehlung, die jeglichen Anflug von Wohlwollen gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung vermessen liess – der rücksichtslose Einsatz der insgesamt Furcht einflössenden Zerstörungsgewalt der alliierten Luftstreitkräfte galt nun als ein entscheidendes Mittel, um den Krieg zu gewinnen, und in diesem Kalkül waren die feindlichen Flüchtlinge nichts als ein weiterer Faktor.

Das Papier enthielt einen Zeitplan deutscher Truppenverstärkungen, die ver-

mutlich für die russische Front bestimmt waren, die Aufzählung von Gebieten, aus denen sie möglicherweise abgezogen würden, und die (von operativen Problemen abhängigen) Fristen, innerhalb derer die Verstärkungen diese Front erreichen könnten. Die Alliierten bereiteten sich darauf vor, die folgenden durch Abhören des feindlichen Funkverkehrs ermittelten deutschen Truppenbewegungen aus der Luft zu bekämpfen:

Deutschland	per Bahn	(diese Bewegung ist vermutlich abgeschlossen)
Norwegen	per Schiff und Bahn	(1 Division alle 14 Tage)
Lettland	per Schiff	(1 Division pro Woche)
Italien	per Bahn	(11 Divisionen, 3 alle 14 Tage)
Ungarn	per Bahn	(6 Panzerdivisionen bis 15. Februar)
Der Westen	per Bahn	(7 Divisionen, davon 6 Panzerdivisionen, bis 15. Februar)

Der kritische Moment kam Mitte Februar. Die Zeit war knapp.

Nur wenige Stunden später diskutierte Bottomley, Portals Stellvertreter, die Darstellung und die Vorschläge des JIC mit Harris. Der Oberbefehlshaber des Bomber Command empfahl, zusätzlich Chemnitz, Leipzig und Dresden auf die Liste zu setzen.⁷ Harris hatte sich seit einiger Zeit nachdrücklich für diese Ziele eingesetzt, und die Gelegenheit schien wie gerufen, sie wieder zur Sprache zu bringen. Sogar das JIC hatte eingeräumt, dass ein auch noch so massiver Angriff auf Berlin allein den Krieg nicht entscheiden würde. Die sächsischen Städte lagen näher an der Front, und wenn man die Bemühungen der Deutschen, Truppen und Material in grossem Umfang von einer Front an die andere zu verlegen, wirklich unterbinden wollte, würde man das Eisenbahnnetz dieser Städte (und Berlins) angreifen müssen.

Bottomleys Unterredung mit Harris war nicht die einzige unmittelbare Folge des JIC-Papiers über die Bombereinsätze hinter der Ostfront. Winston Churchill, der selbstverständlich Kenntnis von solchen Dokumenten hatte, sprach darüber am Abend des 25. Januar am Telefon mit seinem liberalen Luftfahrtminister Sir Archibald Sinclair, bevor er das Amt verliess, um mit Harry Hopkins, dem Gesandten von Präsident Roosevelt, einen Drink zu nehmen. Der Premierminister, der sich gern derber Wendungen bediente, wollte wissen, welche Pläne das Bomber Command ausgearbeitet habe, «um den Deutschen beim

Rückzug aus Breslau das Fell zu gerben» – wörtlich sagte er: «*basting the Germans*». Diese anscheinend geschmacklose Bemerkung ist wohl missverstanden worden. In der Regel wird «*baste*» in der Bedeutung verwendet, ein Stück Fleisch während des Bratens mit Fett zu begiessen, und die Bezeichnung für den dabei entstehenden Sud lautet ebenso. Die zweite Bedeutung besagt dagegen, jemanden durchzuprügeln, zu verhauen. In diesem Sinne wird das Wort selten benutzt, aber schliesslich hatte Churchill eine Schwäche für ungewöhnliche Wörter.⁸

Breslau, die grösste Stadt Schlesiens, rund 230 Kilometer östlich von Dresden gelegen, wurde mittlerweile direkt von den Russen bedroht, auch wenn noch drei Wochen vergehen sollten, bis sie eingeschlossen wurde. Schon im Herbst 1944 war die Stadt zur Festung erklärt worden, doch bis wenige Tage zuvor hatte es den Anschein gehabt, als seien ihre Bürger sich der herannahenden Gefahr nicht bewusst gewesen. Gauleiter Karl Hanke (ein ehemaliger Goebbels-Vertrauter im Propagandaministerium) weigerte sich, «Defätismus» zu verbreiten. Gleichgültig, welche Gründe er dafür auch hatte – am 20. Januar war jedenfalls alles anders, denn jetzt dröhnte es in der ganzen Stadt aus den Lautsprechern: «Achtung! Achtung! Bürger der Festung Breslau. Der Reichs Verteidigungskommissar und Gauleiter von Schlesien gibt bekannt: Breslau wird... evakuiert. Es besteht kein Grund zu Aufregung und Panik.» Natürlich war allgemeine Panik war die Folge.⁹

Sofort flohen zehntausende Zivilisten aus Breslau, überwiegend Frauen und Kinder. Bei Temperaturen von 20 Grad unter dem Gefrierpunkt waren die verschneiten Strassen bereits mit Flüchtlingen aus Oberschlesien verstopft. Bald wurden Leichen, besonders solche von Kleinkindern und Säuglingen, zur Bestattung nach Breslau zurückgebracht. Auf dem Weg nach dem 22 Kilometer südwestlich von Breslau gelegenen Kanth, wo angeblich Züge auf sie warteten, erlagen 18'000 Menschen den Entbehrungen.

Die Londoner *Times* zitierte eine Rundfunksendung des deutschen Journalisten Hans Schwarz van Berg (korrekt van *Berk*, ein enger Mitarbeiter von Goebbels und lange Politikredakteur der Wochenzeitung des Propagandaministers, *Das Reich*), wonach Frauen und Kinder sich trotz der bitteren Kälte auf den Puffern von Personen- und Güterwaggons drängten. Ähnliche Flüchtlingsgeschichten fand man in anderen Blättern. Dass van Berk, ein bekannter Propagandist, über Truppenbewegungen und speziell Rückzüge ebenso bewegend berichten würde, war kaum zu erwarten, aber seine Botschaft war unmissverständlich.¹⁰ Es würden überwiegend Flüchtlinge sein, denen man «das Fell gerben» – oder sie «in ihrem eigenen Saft schmorenlassen» – würde.

Der Premierminister dürfte, da die «Festung» noch nicht eingekesselt war und auch erst Mitte des nächsten Monats eingeschlossen werden würde, wohl kaum angenommen haben, dass sich in diesem Strom von Menschen, der sich aus Breslau oder auf dem Weg über Breslau nach Westen ergoss, nicht auch Militärs befanden. Die deutsche 17. Armee wurde zum Beispiel gerade aus Nieder Schlesien (südöstlich von Breslau) verdrängt und trat weniger als zwei Tage nach Churchills Bemerkungen den überstürzten Rückzug nach Westen an.¹¹ Sicher ist, dass Churchill auf seine bekannte grobe Art seiner Unzufriedenheit über die zurückhaltende Antwort des Luftfahrtministers auf seine Forderung Ausdruck verlieh.

Sinclair hatte nämlich gemeint, es sei zweckmässiger, deutsche Truppen, die sich aus Breslau zurückzögen, mit taktischen Kräften anzugreifen und nicht mit «schweren» Bombern, die in grosser Höhe operierten. Die «Heavies» seien seiner Meinung nach am besten für eine Fortsetzung der Angriffe auf deutsche Hydrierwerke zu verwenden; wenn die Wetterverhältnisse dies nicht zuliessen, könne man allerdings Flächenbombardements von «Berlin und anderen Grossstädten in Ostdeutschland, wie Leipzig, Dresden und Chemnitz», in Erwägung ziehen. Diese seien ja «nicht nur Verwaltungszentren zur Kontrolle des militärischen und zivilen Verkehrs, sondern... auch die wichtigsten Knotenpunkte...».¹²

Sinclair's Vorschläge waren durchaus vernünftig, aber nicht gerade elektrisierend, jedenfalls nicht, was Churchills aktuelle Stimmung betraf. Der Premierminister wollte hören, dass eine entscheidende Aktion kurz bevorstand, vielleicht weil er bald für einige Wochen von London abwesend sein würde, um sich zur Konferenz mit Roosevelt und Stalin in Jalta zu begeben. Churchill erwiderte:

Ich habe Sie gestern Abend nicht nach Plänen gefragt, wie der deutsche Rückzug aus Breslau gestört werden könne. Ich habe vielmehr gefragt, ob Berlin, und zweifellos auch andere Grossstädte in Ostdeutschland, jetzt nicht als besonders lohnende Ziele betrachtet werden sollten. Ich freue mich, dass dies «geprüft» wird. Bitte berichten Sie mir morgen, was man zu tun denkt.

Eine Operation gegen Ostdeutschland, die ein grosses Chaos anrichten und dadurch die Russen unterstützen würde, schien nahezu gewiss zu sein, zumal der Premierminister sich jetzt dafür interessierte.

Nun, da er ein Memorandum über das alles von Portal auf seinem Schreibtische hatte und Churchill sich auf dem Kriegspfad befand, erteilte Bottomley

dem Bomber Command die entsprechenden Befehle. Sein Brief an Harris vom 27. Januar 1945, dem eine Kopie des JIC-Papiers vom 25. Januar (mit dem Hinweis, es sei von den Stabschefs noch nicht erörtert worden) beigelegt war, verdeutlicht dies:

Der Chef des Luftstabes erachtet es jedoch nicht als richtig, in nächster Zukunft Angriffe auf Berlin vom Ausmass eines «Donnerschlags» zu versuchen. Er hält es für sehr zweifelhaft, dass ein solcher Angriff, selbst wenn er im grössten Massstab durchgeführt würde und schwere Verluste zur Folge hätte, von ausschlaggebender Bedeutung wäre. Er räumt allerdings ein, dass wir – nach den vorrangigen Hydrierwerken und den anderen, im Rahmen der zur Zeit gültigen Direktive vereinbarten Zielsystemen – alle verfügbaren Kräfte in einem Grossangriff auf Berlin und ähnlichen Angriffen auf Dresden, Leipzig, Chemnitz einsetzen sollten, wo ein schwerer Luftangriff nicht nur Verwirrung in der Evakuierung der Ostgebiete stiften, sondern auch die Verlegung von Truppen aus dem Westen behindern würde.

Ich muss Sie daher ersuchen, vorbehaltlich der oben genannten Einschränkungen und sobald es Mond- und Wetterverhältnisse erlauben, solche Angriffe durchzuführen, mit dem besonderen Ziel, das Durcheinander zu vergrössern, das wahrscheinlich in den oben genannten Städten während des erfolgreichen russischen Vordringens herrschen wird.¹³

Sinclair schickte Churchill ein Memorandum, in dem er nunmehr konzidierte, dass «die verfügbaren Kräfte gegen Berlin, Dresden, Chemnitz und Leipzig sowie andere Städte gerichtet werden sollten, wo ein schweres Bombardement nicht nur Verkehrswege, die für die Evakuierung aus dem Osten wichtig sind, zerstören, sondern auch die Verlegung von Truppen aus dem Westen behindern würde». Der Luftfahrtminister fügte hinzu: «Der Einsatz unserer Nachtbomberverbände bietet die besten Aussichten, diese Industriestädte zu zerstören, ohne unsere Offensive gegen Olziele zu beeinträchtigen. ...» Churchill bestätigte den Eingang der Mitteilung am 28. Januar ohne Kommentar. Am selben Tag besprachen Portal und Bottomley die Pläne mit Carl Spaatz, der vom SHAEF-Hauptquartier zu einem kurzen Besuch nach England gekommen war. Man beschloss, dass Spaatz und Bottomley sich mit Air Chief Marshal Arthur William Tedder, Eisenhowers britischem Stellvertreter im SHAEF, beraten sollten.

Churchills Abreise aus London erfolgte etwas früher als geplant, da die Meteorologen vor einem vom Atlantik heranziehenden Sturm gewarnt hatten. Um dem schlechten Wetter zuvorzukommen, startete der Premierminister am näch-

sten Tag, dem 29. Januar, gegen neun Uhr vom Northolt Aerodrome nach Malta. Dort wollten er und seine Stabschefs sich mit Präsident Roosevelt und seinen führenden Militärs sechs Tage lang für die in Jalta auf der Krim stattfindende Konferenz mit Stalin abstimmen. Die Stabschefs würden bis 11. Februar ausser Landes sein, und Churchill selbst wurde erst in drei Wochen wieder in London zurückerwartet. Die Verständigung mit der Führung sollte von nun an per Funk erfolgen. Und Entscheidungen würde man über die Entfernung hinweg erörtern und bestätigen lassen müssen.

Am 30. Januar bestätigte Sir Douglas Evill, Vizechef des Luftstabes, in einer Besprechung des Komitees der Stabschefs in Whitehall, dass der Luftstab «die Durchführbarkeit eines Angriffs der vorgeschlagenen Grössenordnung geprüft» habe. Im Protokoll heisst es weiter zu Evills Erklärung:

In dieser Jahreszeit sei es sehr unwahrscheinlich, dass das Wetter einen konzentrierten Bombenangriff an vier aufeinanderfolgenden Tagen und Nächten zulassen werde. Daher halte er einen «Donnerschlag»-Angriff angesichts des Vorrangs von Angriffen gegen Ölziele und Panzerfabriken gegenwärtig nicht für durchführbar. Andererseits teile der Luftstab die Ansicht des Joint Intelligence Sub-Committee, dass ein Angriff gegen Berlin, selbst in geringerem Umfang, den militärischen Feldzug an der Ostfront beträchtlich unterstützen würde.

«Donnerschlag» sollte also ersetzt werden durch eine Reihe von sehr starken – aber nach der Zahl der eingesetzten Maschinen nicht übermässig grossen – Luftangriffen gegen ostdeutsche Städte, darunter Dresden. Die Erklärung wurde Portal zur Genehmigung nach Malta übermittelt.

Am 1. Februar legte Sir Douglas Evill in einer weiteren Mitteilung an das Komitee der Stabschefs die Prioritäten ein wenig detaillierter und freimütiger dar, und er begann mit den Ölzielen und den Panzerfabriken, bevor er darauf einging, welcher Art die Angriffe auf Grossstädte in Ostdeutschland sein würden. Der Vermerk trug die Überschrift «Evakuierungsgebiete»:

Aus deutschen und von Deutschland besetzten Provinzen östlich Berlins Evakuierte strömen nach Westen, durch Berlin selbst und durch Leipzig, Dresden und andere Städte im Osten Deutschlands. Mit der Aufnahme der Flüchtlinge und ihrer Umverteilung sind wahrscheinlich immense Probleme verbunden. Die Verwaltung und das Verkehrswesen dürften angesichts der Notwendigkeit, militärische Verstärkungen auf dem Weg an die Ostfront

abzufertigen, beträchtlichen zusätzlichen Belastungen ausgesetzt sein. Eine Reihe schwerer Angriffe auf diese Verwaltungs- und Verkehrszentren wird wahrscheinlich den Einsatz von Truppen an der Front erheblich verzögern und könnte dazu führen, dass in einigen dieser Zentren oder in allen ein Chaos entsteht.¹⁴

Damit gab Evill zu verstehen, dass in den Überlegungen hinsichtlich der Schäden, die man dem Feind im Laufe der nächsten Wochen zuzufügen gedachte, die Störung von Massentransporten von Zivilisten eines der möglicherweise entscheidenden Elemente war. Wollte man Transporte jeglicher Art in einer und durch eine Stadt maximal stören, müsste man diese Stadt – das war die glasklare Implikation – in ihrem Herzen angreifen. Im Zentrum finden sich nicht nur die grossen Eisenbahnknoten, sondern auch das Fernmeldenetz, die Verwaltungszentralen, die öffentlichen Versorgungsbetriebe, die wichtigen Verknüpfungen aller Netze von Strassen und Drähten und Röhren und Kabeln. Würden diese zerstört und unterbrochen, hätte man das Chaos nicht nur in der Stadt selbst, sondern auch in der ganzen Umgebung, vielleicht sogar in der Region, die auf diese Dienste angewiesen wäre.

Dies war eine der wichtigsten Lehren, welche britische Planer vor langer Zeit aus dem deutschen Bombenangriff auf Coventry gezogen hatten. Der Schaden, welcher der städtischen Infrastruktur zugefügt worden war, hatte weit länger angehalten und der Rüstungsproduktion grössere langfristige Schwierigkeiten bereitet als die direkte Bombardierung der Industrieanlagen.

Das vorrangige Ziel sollten die Herzen und Hirne der ostdeutschen Städte sein, erst danach kamen ihre Eingeweide – die Verkehrsanlagen – und schliesslich die industrielle Fertigung.

In den ersten beiden Februarwochen herrschte, wie so oft im Winter 1944/45, schlechtes Wetter. Trotzdem flog die 8. Luftflotte, wie von General Spaatz angekündigt, einen massiven Angriff gegen Berlin. Am 3. Februar griffen fast 1'000 B-17, die Fliegenden Festungen, die Reichshauptstadt bei Tageslicht an. Offizielle Ziele waren Rangierbahnhöfe und Bahnhöfe im gesamten ausgedehnten Stadtgebiet, wobei die Bedeutung der Operation durch die Annahme unterstrichen wurde, dass die deutsche 6. Panzerarmee, die zur russischen Front unterwegs war, sich im Bereich der deutschen Hauptstadt befand.

Die erste Welle aus über 400 B-17 der 1. Bomberdivision, begleitet von Jagdflugzeugen des Typs Mustang P-51, traf um eine Minute nach elf über Berlin-Mitte ein und bombardierte den gesamten unter ihr befindlichen Bereich. Der

Angriff bewirkte eindeutig schwere Schäden und löste grössere Brände aus. Doch als eine knappe halbe Stunde nach dem Abwurf der ersten Bomben die zweite Welle – diesmal fast 500 Flugzeuge von der 3. Division – herandröhnte, hatte ein starker Südwestwind Wolken über Berlin getrieben. Sie behinderten zusammen mit dem Rauch aus dem ersten Angriff jenes zielgenaue Bombardieren, welches ihren Vorgängern noch gelungen war. Statt wie geplant das lodernde Inferno im Stadtzentrum zu steigern, verstreuten die Bombenschützen der zweiten Welle ihre Last über weite Bereiche Berlins, darunter auch die weiter östlich gelegenen Arbeiterwohnbezirke.

Dass die Berliner relativ ungeschoren davonkamen, belegt erneut auf eindringliche Weise, wie sehr es vom Zufall abhängt, ob Menschen einen Bombenangriff überleben oder ihm zum Opfer fallen. Innerhalb von weniger als einer Stunde waren über 2'000 Tonnen Abwurfmunition entladen worden, darunter mehr als 6'000 Sprengbomben, 1'000 Luftminen und etwa ebenso viele Flüssigkeitsbrandbomben – ein Hexengebräu, das einen Feuersturm hätte auslösen können. Doch das Unvermögen der zweiten Welle, aus dem konzentrierten Bombardement der ersten Welle Kapital zu schlagen, bewahrte Berlin vor dem Schicksal von Hamburg und Kassel.¹⁵

Amerikanische Stellen veranschlagten die Zahl der Toten anschliessend auf katastrophale 25'000. Die deutschen Angaben fallen niedriger aus und sind mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zutreffender: etwas mehr als 3'000 Tote und 2'000 Verletzte. Gleichwohl ist dies die grösste Zahl von Berlinern, die bei einem einzelnen Luftangriff umkamen – während eines Krieges, in dem die Stadt von den Briten und Amerikanern im Laufe von fast fünf Jahren 363-mal bombardiert wurde und insgesamt über 50'000 ihrer Bürger verlor. Die meisten deutschen Städte starben eines Todes durch tausend Wunden; nur eine Hand voll erlitt eine rasche Hinrichtung.

Eines stand fest: Der Angriff vom 3. Februar auf das Herz der Reichshauptstadt richtete fürchterliche Verwüstungen an. Viele Strassen und Viertel, Kirchen und Wahrzeichen, die den Berlinern seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten vertraut waren, wurden zerstört. Das königliche Hohenzollernschloss brannte bis auf Reste nieder, die nach dem Krieg von den deutschen Kommunisten eilends gesprengt wurden. Es ist nicht ohne eine gewisse Berechtigung behauptet worden, dies sei buchstäblich ein «Flächenbombardement» durch die Amerikaner gewesen.

Tags darauf, am 4. Februar, während in den Ruinen des Berliner Regierungsviertels noch Brände schwelten, nahmen die «Grossen Drei» – Churchill, Roosevelt und Stalin – im grossen Ballsaal des Livadia-Palasts bei Jalta, der

Sommerresidenz des letzten russischen Zaren, offiziell ihre Gespräche auf. Falls Stalin, dessen undurchdringliche Pokermine berüchtigt war, von dem, was die 8. Luftflotte Berlin zugefügt hatte, beeindruckt gewesen sein sollte – er verlor kein Wort darüber. Er hatte allerdings einige Wünsche, was Amerikaner und Briten bereits vermutet hatten.

Die Fragen, welche die alliierten Führer inmitten der verblichenen Pracht des Krimpalastes diskutierten, drehten sich weniger um die drängenden Erfordernisse des Krieges als vielmehr um die Regelungen der Nachkriegszeit: das Schicksal Polens, wo Stalin bereits dabei war, mit einem Streich, der das Muster für Osteuropa nach dem Kriege abgeben sollte, ein Marionettenregime zu errichten; die endgültigen Grenzen der Besatzungszonen in Deutschland, die Ernährung der deutschen Bevölkerung und die Behandlung der Nazi-Kriegsverbrecher; der Eintritt der Sowjetunion in den Krieg gegen Japan; der Problemfall Griechenland, wo seit dem Abzug der Deutschen ein sich entwickelnder Bürgerkrieg zwischen kommunistischen Guerillas und von den Briten unterstützten Royalisten zum ersten brudermörderischen Kampf des Kalten Krieges zu werden drohte. Es fanden aber auch militärische Unterredungen und Lagebesprechungen statt, sowohl in den Hauptsitzungen als auch in Zusammenkünften der Stabschefs, die ihre Führer ins milde Klima dieses mondänen vorrevolutionären Badeorts begleitet hatten.

Was das Bombardieren betraf, so taten sich zwei Hauptprobleme auf. Beide hingen mit dem raschen russischen Vormarsch in der letzten Zeit zusammen. Zum einen ging es um die Schaffung einer «Begrenzungslinie»; Angriffe östlich von ihr sollten nur nach Absprache mit den Sowjets erfolgen. Dadurch wollte man vermeiden, dass unabsichtlich Stellungen der Roten Armee bombardiert wurden. Das zweite Problem war: Wie konnten die Luftstreitkräfte der westlichen Alliierten das Vordringen der Roten Armee nach Deutschland am besten unterstützen? General Alexej Antonow, der stellvertretende Chef des sowjetischen Generalstabs, kam in einem langatmigen Referat vor der Plenarkonferenz am Nachmittag des ersten Tages erstmals auf die Unterstützung der russischen Offensive zu sprechen. Nachdem er die militärische Lage aus seiner Sicht geschildert hatte, forderte er die westlichen Alliierten auf, «den Feind durch Luftangriffe an der Verlegung seiner Truppen von der Westfront, aus Norwegen und aus Italien nach dem Osten zu hindern und insbesondere die Verkehrsknotenpunkte Berlin und Leipzig lahm zu legen».¹⁶ Letzteres deckte sich mit Entscheidungen, die bereits vom SHAEF genehmigt worden waren, noch ehe die britische Delegation London verliess.

Und Dresden? Im offiziellen Sitzungsprotokoll wird die Stadt nicht explizit erwähnt, ausser im Zusammenhang mit der «Bombenbegrenzungslinie», die nach dem Wunsch der Russen von Berlin über Dresden und Wien bis Zagreb verlaufen sollte.

Ein junger Armeeeoffizier namens Hugh Lunghi, der als einer der Dolmetscher der britischen Delegation fungierte (und sowohl für den Premierminister als auch für die Stabschefs aus dem Russischen ins Englische übersetzte), behauptete später jedoch steif und fest, die Idee, Dresden zu bombardieren, sei von den Russen aufgebracht und bei zwei verschiedenen Anlässen erörtert worden:

Ich war intensiv beteiligt an den Gesprächen über die Bombardierung Dresdens, welche die Russen gefordert hatten, sowohl in der Plenarsitzung als auch in der einleitenden Sitzung, in der General Antonow... die militärische Lage darlegte und dies erwähnte. Weil Dresden ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt war, wollten sie nicht, dass von der Westfront und aus Norwegen, aus Italien und so weiter Verstärkungen herüberkämen. Und auch am nächsten Tag, als in Stalins Quartier im Kareis-Palast eine Besprechung der Stabschefs stattfand, bei der Antonow ganz klar sagte: «Ja, wir möchten, dass Dresden,... der Eisenbahnknotenpunkt Dresden bombardiert wird, weil wir befürchten, dass die Deutschen einen Widerstand, eine letzte Stellung sozusagen, aufbauen.» Und dem stimmten wir zu – wir stimmten so ziemlich allem zu. ...¹⁷

Man könnte argumentieren, dass die Frage, ob die Russen einen grossen Angriff auf Dresden ausdrücklich forderten, eine rein technische sei, besonders da eine solche Massnahme in Bottomleys Brief an Harris vom 27. Januar 1945 bereits an geordnet worden war. Nun wissen wir aber, dass die Forderung nach einer «Bombenbegrenzungslinie» und die gleichzeitigen Erörterungen über Ziele in Ostdeutschland in der Nähe oder hinter der Front eine Flut von Mitteilungen zwischen Portal und Bottomley auslösten. Portal war auf jeden Fall unglücklich wegen der Bombenbegrenzungslinie, fürchtete er doch, sie verlaufe zu weit im Westen und werde anglo-amerikanische Operationen gegen wichtige Ziele vereiteln. Am 5. Februar (vor der geschilderten zweiten Erwähnung Dresdens bei der Besprechung der Stabschefs) forderte er Bottomley per Funk auf, ihm ein paar gute Ziele östlich der Bombenbegrenzungslinie zu nennen, die so lange weiterbombardiert werden sollten, bis die Situation am Boden etwas anderes erforderte. Bottomley antwortete am selben Tag und übermittelte eine Liste, die

neben einer Auswahl von Hydrierwerken, Panzer- und Flugzeugfabriken ausdrücklich die Städte Berlin und Dresden enthielt.¹⁸

Portal antwortete am 6. Februar und stimmte zu, eine neue Direktive zu erlassen, welche die neuen Prioritäten förmlich festhielt. Warum also war eine neue Direktive erforderlich, wo Harris doch schon seine Befehle hatte, Dresden unter geeigneten Voraussetzungen anzugreifen?

Einer der Gründe war, dass die Bombardierung Dresdens (sofern Major Lunghi sich recht erinnert) als eines spezifischen Ziels jetzt als Sache der hohen Politik direkt von den politischen und militärischen Vertretern der drei Grossmächte beschlossen worden war.

Die Idee, Ostdeutschland zu bombardieren, um den Russen zu helfen, kam ursprünglich aus London. Eine neue, gemeinsame Direktive der Alliierten würde die Verantwortung auf mehr Schultern verteilen und den geplanten Angriffen auf Dresden und die anderen Städte hinter der russischen Front den Anstrich eines Koalitions- statt eines vorwiegend britischen Unternehmens verleihen.

Dem Historiker David Irving zufolge waren Harris und sein Stellvertreter Saundby erstaunt darüber, dass Dresden zum ersten Mal während des Krieges als individuelles Ziel ausgewählt worden war. Die Nachrichtenabteilung des Bomber Command ebenfalls. Nach Irvings Informationen war Harris so verärgert, dass er nach London fuhr, um den Befehl zu beanstanden.¹⁹ Harris hatte Dresden aber schon am 1. November 1944 in seiner Korrespondenz mit Portal ausdrücklich als ein mögliches, ja sogar wünschenswertes Ziel erwähnt, und er hatte überdies eine Aufnahme der Stadt in die Zielliste verlangt, als er von den Plänen des JIC erfuhr, Berlin und die Ostfront zu bombardieren. Sollte die Information zutreffen, so war sein Verhalten sehr ungewöhnlich.

Schliesslich wurde keine neue Direktive erlassen, aber bei der Besprechung des Zielkomitees am Nachmittag des 7. Februar im Luftfahrtministerium in Whitehall wurde definitiv eine neue Zielliste beschlossen. Tags darauf, am Donnerstag, dem 8. Februar, wurden Kopien offiziell an das SHAEF, das Bomber Command und das US Strategic Air Force Command übermittelt. Darin hiess es: «Folgende Ziele wurden wegen ihrer Bedeutung im Hinblick auf die Transporte von Evakuierten von der Ostfront und von militärischen Kräften zur Ostfront ausgewählt.»

Berlin rangierte in dieser Aufstellung an erster Stelle, Dresden an zweiter und Chemnitz an dritter Stelle.

Von nun an war der Angriff auf Dresden nur noch eine Frage des Wetters und des geeigneten Zeitpunkts.

16. KAPITEL

Andeutungen der Sterblichkeit

Trotz des Angriffs auf Freital im August, bei dem einige verirrte Bomben auf die südlichen Vororte Dresdens gefallen waren, betrachteten die meisten Deutschen (einschliesslich der Dresdner Zivilbevölkerung) Dresden noch immer als eine «jungfräuliche» Stadt, die irgendwie von dem Unglück verschont worden war und auch künftig bewahrt bleiben würde.

Die Fachleute, die für die Dresdner Luftschutzmassnahmen verantwortlich waren, sahen das anders. Am 21. September 1944 wohnte der Polizeichef der Stadt einer ganztägigen Reihe von Besprechungen und Übungen bei, deren Zweck darin bestand, die Einsatzbereitschaft der Rettungsdienste zu erhöhen. Über zwei Dinge waren sich die Teilnehmer im Klaren: zum einen, dass Dresden früher oder später einem schweren Luftangriff ausgesetzt sein würde, und zum anderen, dass angesichts der Bevölkerungsdichte im Zentrum der Stadt, der unzulänglichen Luftabwehr und des noch immer bestehenden (und wegen der kriegsbedingten Materialknappheit mittlerweile nicht mehr zu behebenden) Mangels an angemessenen Luftschutzräumen mit schwerwiegenden Konsequenzen zu rechnen war.

Der Polizeichef fasste schonungslos zusammen, was daraus folgte. Sie würden für die Toten mehr als zwei Friedhöfe festlegen müssen, «da mit grösseren Verlusten zu rechnen ist».¹

Da die Bürger Dresdens nicht hinreichend geschützt werden konnten, durften die Behörden lediglich hoffen, dass die Zerstörung so gering wie möglich ausfiel. Sie organisierten Verwaltungskadergruppen, die in sicheren Schutzräumen untergebracht werden sollten, bereiteten für den Fall grösserer Verwüstungen im Innenstadtbereich Ausweichquartiere für leitende Mitarbeiter (überwiegend in den dünn besiedelten äusseren Stadtteilen) vor, schufen ein Notfall-Verständigungssystem in Form eines vorher festgelegten Netzes von Boten und er-

arbeiteten Pläne, um nach einem Angriff die öffentlichen Versorgungseinrichtungen so rasch wie möglich instand zu setzen. Diese Vorkehrungen stützten sich auf die Beobachtung der Massnahmen, die in den «luftangriffsgefährdeten Gebieten» Westdeutschlands zuvor ergriffen worden waren. Ab Mitte 1942 wurden wichtige Akten verschiedener städtischer Ämter verfilmt und/oder an sichere Orte ausserhalb der Stadt gebracht.

Papiere zu erstellen und Beamten irgendwelche Aufgaben zuzuweisen war einfacher und billiger, als die enormen Planungs- und Bauarbeiten in Angriff zu nehmen, die erforderlich gewesen wären, um die notwendigen Luftschutzräume für die Dresdner in einem Umfang zu schaffen, der ihnen den gleichen Schutz gewährt hätte wie den Einwohnern Berlins und des Ruhrgebiets.

Für Samstag, den 7. Oktober 1944, plante die 8. Luftflotte im Rahmen des laufenden Angriffs auf die Versorgung Deutschlands mit synthetischem Treibstoff einen machtvollen Schlag, bei dem ihre gesamte verfügbare Bomberflotte gegen die noch immer produzierenden Hydrierwerke in Mittel- und Ostdeutschland eingesetzt werden sollte. Von 1'422 viermotorigen Flugzeugen, die von über 700 Begleitjägern geschützt wurden, erreichten 1'311 ihr Ziel.

Die 1. Bomberdivision bekam die am weitesten entfernten Einsatzziele zugewiesen. Für ihre Angriffe auf Hydrierwerke weit im Osten Deutschlands wurde sie in zwei eigenständig operierende Gruppen aufgeteilt. Für die 8. Luftflotte wurde es ein vertrackter, ziemlich kostspieliger Einsatz. Mehr als 50 Bomber und 15 Jäger gingen verloren, die Hälfte davon durch das Sperrfeuer von Flakstellungen, die in grosser Zahl exakt um die wichtigen Hydrierwerke gruppiert waren. Viele Flugzeuge fanden ihre Ziele nicht, die relativ klein und zum Teil geografisch isoliert waren, oder ihre Besatzungen hielten einen Angriff wegen zu schlechter Witterungsbedingungen für sinnlos. Unter diesen Umständen versuchten sie, wenn es möglich war, die in ihren Einsatzbefehlen angegebenen Ausweichziele anzugreifen. Für die 1. Division bedeutete das leichter zu treffende städtische Ziele, entweder Zwickau oder Dresden, je nach Wetterbedingungen.

Oberstleutnant Walter K. Shayler, der die 303. Bombergruppe – Spitzname «Hell's Angels» – befehligte, entschied sich für Dresden. Dorthin dirigierte er seine 30 fliegenden Festungen, die «militärische Einrichtungen» angreifen sollten: den Verschiebehnhof Friedrichstadt und angrenzende Komplexe. Im Ge-

gensatz zur Mehrheit der übrigen Einheiten gelangten die drei Staffeln bei erstaunlich lockerer Bewölkung über der Stadt und sehr wenig Industriedunst mühelos dorthin.

Beim Ufa-Kino am Postplatz, einige hundert Meter östlich des Bahnhofkomplexes Friedrichstadt, war die zweite Vorstellung des Spielfilms, der an diesem Wochenende lief, gerade zu Ende, als die Sirenen aufheulten. Es war der 11. Alarm dieses Krieges², und bislang waren bei *keinem einzigen* Bomben auf das eigentliche Stadtgebiet gefallen. Jetzt sollte das Aufsuchen der Luftschuttkeller zum ersten Mal nicht vergeblich sein.

Auf Shaylers Befehl hin überflogen die B-17 in Nordostrichtung die Stadt und warfen dabei fast 300 500-pfündige Mehrzweck-Sprengbomben ab, wobei sie von «mässigem bis intensivem und genauem Flakfeuer» empfangen wurden. Die Bomben einer der B-17 verfehlten ihr Ziel nur knapp. Als die Maschinen wieder auf ihrer Basis Molesworth in Norfolk zurück waren, wiesen zehn erhebliche Schäden durch Flakbeschuss auf. Die «Hell's Angels» waren die erste Einheit, die exakt und mit Absicht Dresden bombardierte.

In wenigen Minuten war alles vorbei: Der Angriff hatte zwischen 12.35 und 12.40 Uhr stattgefunden. Die erhaltenen Fotos der US-Luftwaffe zeigen herabfallende Zielmarkierungsbomben und explodierende Bomben am südlichen Rand des Verschiebebahnhofs Friedrichstadt. Einige der dem Bahnhof zugeordneten Bomben verirrten sich nach Norden auf die benachbarte Fabrik Seidel & Naumann, die früher Nähmaschinen und Fahrräder hergestellt hatte, deren Produktion jetzt aber auf Rüstung umgestellt war.

Bomben trafen auch die Wettin-Schule unweit des Bahnhofs Wettiner Strasse, zertrümmerten Teile des Gebäudes, rissen Türen und Fenster aus ihren Verankerungen, und eine explodierte sogar in der Behelfstoilette neben dem Luftschutzraum der Schule. Zum Glück war wegen des Wochenendes nur ein reduzierter Luftschutzdienst aus wenigen Lehrern und älteren Schülern zugegen; hinzu kamen ein paar Zivilisten, die den speziell errichteten Luftschutzraum dem unzulänglichen Keller ihrer eigenen Behausungen vorzogen. Es gab einige schwere Verletzungen, aber keine Toten. Weniger Glück hatte die städtische Gewerbeschule einige hundert Meter weiter in nordwestlicher Richtung, wo eine Bombe einen Lichtschacht durchschlug und im Keller explodierte, wobei eine Luftschutzmannschaft in ähnlicher Zusammensetzung und einige Anwohner getötet wurden.

In den dicht bebauten Blöcken zwischen den beiden Schulgebäuden kam es zu zahlreichen Detonationen. Insgesamt wurden 50 Gebäude völlig zerstört, 20 schwer, 25 mittelschwer und mehrere hundert leicht beschädigt. Ein Stadthaus

unweit des historischen Zwingers wurde zerstört und das dicht gegenüber gelegene ehemalige Haus der Freimaurerloge in der Ostra-Allee (jetzt ein Gewerbemuseum) schwer beschädigt. Ein paar Bomben hätten nur ein Stück weiter auf der Strasse einschlagen müssen, und eines der beliebtesten historischen Wahrzeichen wäre ebenfalls zerstört worden.³

Victor Klemperer berichtete, wie er und die anderen Juden im Gemeindehaus (Judenhaus) in der Zeughausstrasse 1 in den Keller gingen, als zur Mittagszeit die Sirenenwarnung erfolgte.

Dann schoss Flak, dann hörte man helle heftige Schläge, offenbar Bomben, dann ging das Licht aus, dann war ein starkes schwellendes Rollen und Rauschen in der Luft (fallende Bomben in geringer Entfernung). Ich konnte heftiges Herzklopfen nicht unterdrücken, wahrte aber Haltung.⁴

Der Eindruck «fallender Bomben in geringer Entfernung» täuschte. Anscheinend explodierte die nächste etwa 800 Meter westlich des Judenhauses, ein Vorgeschmack davon, wie heftig man einen Luftangriff selbst noch von weitem empfinden kann. Eigentlich waren die Amerikaner bestrebt gewesen, die Bomben im Dreieckskomplex aus Gleisen und Bahnsteigen zu konzentrieren, der begrenzt wurde vom Güterbahnhof Friedrichstadt, dem Hauptbahnhof und dem Wettiner Bahnhof, aber dieses Vorhaben wurde nur teilweise verwirklicht. Wie so oft waren militärische und industrielle Ziele getroffen worden, aber es hatte unvermeidlich auch eine Menge «Streuverlust» gegeben (so die offizielle Wendung damals, die in etwa der heutigen Bezeichnung «Kollateralschaden» entspricht).

Dresden hatte seine Feuertaufe hinter sich. Die Spur der Zerstörung, welche die 303. Bombergruppe an diesem Tag im Antlitz der Stadt hinterlassen hatte, forderte rund 270 Opfer.

Aus der Sicht der Behörden war der «Krisenmanagement»-Test des Luftangriffs ein Erfolg. Die meisten Systeme, die im Voraus organisiert worden waren, hatten befriedigend funktioniert, wenn auch nicht ganz so untadelig, wie es die Meldungen von Gauleiter Mutschmann vorspiegelten. Als hilfreich erwies es sich, dass die meisten der 600 Särge, die man für Luftangriffopfer vorrätig hielt, im Keller der Firma Guhr & Stein in der Kleinen Zwingerstrasse 8 lagerten, unweit der hauptsächlich von dem Angriff betroffenen Gebiete.

Das Merkwürdige war: Die politischen Instanzen und die NSDAP taten so,

als hätte es den Angriff nie gegeben. An den Oktobertagen, die auf den Bombenangriff folgten, fand man in den beiden noch existierenden Dresdner Tageszeitungen, der *Dresdner Zeitung* und dem *Freiheitskampf* nicht ein Wort darüber.

Offiziell waren keine Bomben auf Dresden gefallen.⁵

Von da an bis Anfang November durften täglich einige Todesanzeigen für die zivilen Opfer vom 7. Oktober 1944 gedruckt werden, bis aller auf eine Weise gedacht worden war, die keine unnötige Unruhe in der Bevölkerung hervorrufen würde. Die Worte «Luftangriff» oder «Luftterror» (letztere Bezeichnung kam in der offiziellen Propaganda nahezu notorisch vor) fehlten in den Anzeigen. Es wurde keine Todesursache genannt. Die Opfer waren durch «ein tragisches Geschick» oder einen «harten Schicksalsschlag» umgekommen. Am 12. Oktober teilte die *Dresdner Zeitung* mit, dass eine «gemeinsame Totenfeier» stattfinden könne; Karten hierfür gab es in der Geschäftsstelle der NSDAP am Zwinger. Auch dies war kein offenes Eingeständnis der Todesursache, sondern man bediente sich lediglich allgemeiner Floskeln über «unsere teuren Gefallenen» und «Opfer für Deutschland».

Doch in der folgenden Ansprache von Gauleiter Mutschmann gab es eine Andeutung, die niemandem, der die Realität kannte, entgehen konnte. Er erklärte: «Niemand soll in der Illusion leben, gerade sein Ort, seine Stadt würden nicht angegriffen. ... Es gibt keine friedlichen Inseln in Deutschland.»⁶

Bei ernsthafter Überlegung hätte die Erfahrung des Herbstes 1944 Anlass zu echter Sorge sein müssen. Weniger als 30 amerikanische Bomber hatten in Ermangelung anderer Ziele am Samstag, dem 7. Oktober 1944, bei einem improvisierten Angriff binnen weniger Minuten 270 Menschen in Dresden getötet.

Dresdens Verwundbarkeit stand ausser Frage. Als die deutsche Luftwaffe 1940, auf dem Höhepunkt des «Blitz», sämtliche verfügbaren Kräfte gegen die britische Hauptstadt eingesetzt hatte, betrug die Zahl der Opfer pro Tag durchschnittlich 250. Doch Dresden – und Deutschland – zogen es vor, dieses aufschlussreiche Vorspiel nicht zur Kenntnis zu nehmen.

Nach dem Angriff vom 7. Oktober pilgerten die Menschen aus Dresden und Umgebung tagelang herbei, um sich die Schäden anzusehen. Zu diesen Katastrophentouristen zählte auch Pfarrer Hoch. Das war doch etwas Neues für sie. «Die Dresdner hatten noch nie eine Ruine gesehen, und es wurde in der Zeitung gesagt, bitte nicht alle Dresdner dort hinlaufen – aber es hat ja nichts geholfen, wir sind ja alle hingefahren.»⁷

Für die meisten Dresdner war der Angriff noch etwas Ungewöhnliches, und sie glaubten sich in Sicherheit. Das galt nicht für die wenigen verbliebenen Juden in der Stadt. Keiner wollte unter den Bomben sterben, doch für die Juden kündigten die Angriffe, so schrecklich sie auch waren, den Zusammenbruch des Systems an, das sie und ihre Lieben irgendwann sicherlich ermorden würde.

Klemperers Nachbarn im Judenhaus vertrauten ihm einige Tage später an:

«Man wartet täglich auf die Flieger wie früher auf Clemens und Weser (die Gestapo-Bluthunde).» Ich: Dann zöge ich die Bomber vor. – Das ist auch wirklich so. Aber grausam auf die Nerven geht auch der heutige Zustand. Über Verstümmelungen und Todesfälle am Sonnabend hört man greuliche Einzelheiten, über die Zahl der Toten divergierendste Angaben. ...⁸

Der Bombenkrieg hatte sich immer weiter nach Osten verlagert. Zwar stellten das Ruhrgebiet und die westdeutschen Städte nach wie vor wichtige Ziele dar, doch die Alliierten waren darüber informiert, dass Industriebetriebe nach Sachsen und Thüringen verlegt wurden, und es war ihnen bewusst, dass der Kampf im Osten möglicherweise den Krieg entscheiden würde. Mit der erhöhten Anzahl Flugzeuge, die den Alliierten nun zur Verfügung standen (im Winter 1944/45 waren es fast 4'000 Bomber), konnten sie ihre Flotten nun aufteilen und dennoch jedes von mehreren anvisierten Zielen gleichzeitig mit hunderten Maschinen angreifen. Besonders die Amerikaner attackierten Berlin, die mittel- und ostdeutschen Schwerpunkte der Rüstungsproduktion und die Hydrierwerke in Thüringen und Sachsen-Anhalt, hier vor allem die Leunawerke. Bedenklicher war, dass sowohl die Briten als auch die Amerikaner jetzt die Raffinerien im Sudetenland und in Ostsachsen aufs Korn nahmen, wobei sie regelmässig Dresden überflogen. Solche langen Flüge, die vor Ende 1943 nahezu undenkbar waren, wurden jetzt fast zur Routine.

All die neuerdings wichtigen Ziele waren lediglich bis zu 30 Flugminuten von Dresden entfernt, das sich erkennbar in ein Verkehrs- und Nachrichtenzentrum hinter der Front verwandelte. Klemperer machte sich Gedanken über das, was sich die Leute auf der Strasse und beim Einkaufen erzählten, und notierte am 17. Oktober 1944:

Es bewegt mich sehr, wie stark unsere persönliche Situation durch Ungarns Ausschaltung verändert ist. Jetzt kann Dresden Verkehrsknotenpunkt hinter

den bedrohtesten Fronten werden, und das in kürzester Zeit. Dann bekommen wir schwere Fliegerangriffe. ... Dann wird man evakuieren und dabei die Mischehen trennen und die jüdischen Teile, wer weiss wo?, vergasen...⁹

Aber in diesem Herbst gab es keine weiteren Luftangriffe auf Dresden. Es kam der Winter und mit ihm ausgesprochen schlechtes Wetter, das die alliierten Flugzeuge in vielen Nächten, in denen sie sich sonst vielleicht dorthin gewagt hätten, von Ostdeutschland fernhielt.

Als Weihnachten nahte, tönte Gauleiter Mutschmann in einer Ansprache an seine Untergebenen auf einer Ortsgruppenleitertagung: «Diese Weihnacht wird für uns dadurch verschönt, dass wir unser Volk wieder im Angriff sehen.»¹⁰

Mutschmann bezog sich auf die Ardennenschlacht zu einem Zeitpunkt, als die zunächst erfolgreiche deutsche Offensive schon erkennbar ins Stocken geraten war. Polizeiberichte bestätigten gleichwohl, dass die zeitweiligen Erfolge für einen Meinungsumschwung gesorgt hätten. «Die schlechte Stimmung ist mit einem Schlage verschwunden, und man begegnet wieder Menschen mit offenem und freiem Blick.»¹¹ Die meisten Dresdner waren mittlerweile als Wehrmachtshelfer oder in Rüstungsfabriken beschäftigt, in denen jetzt 60-Stunden-Wochen die Regel waren. Viele Schulen der Stadt, darunter das Vitzthum-Gymnasium im Stadtzentrum, hatte man zu Lazaretten umfunktioniert, und Jungen wie Mädchen wurden für Kriegsdienste herangezogen, sei es als Flakhelfer, sei es in Wohlfahrtsdiensten verschiedener Art. Alles in der Stadt schien dennoch darauf hinzudeuten, dass man die sechste Kriegsweihnacht feiern wollte, so gut es eben möglich war. Wie in allen Krieg führenden Ländern wurden Familien aufgerufen, junge Soldaten bei sich aufzunehmen und Verwundete an Weihnachten in ihre Unterkünfte zu begleiten. Und sie machten das Beste daraus.

Der berühmte Knabenchor der Kreuzschule, der ältesten Bildungseinrichtung der Stadt, sang und spielte die Geschichte von Christi Geburt unter der hohen Kuppel der Frauenkirche, wie er es seit jeher getan hatte, viele Jahre bevor Hitler oder Mutschmann die Welt in Unruhe versetzt hatten, doch andernorts wurde der Inhalt streng kontrolliert. In der Oper, in der es schon seit Monaten keine normalen Vorstellungen mehr gab, inszenierte die Hitlerjugend ihr «Weihnachtskonzert». Als der Vorhang aufging, erblickte man ein die Bühne beherrschendes riesiges Eisernes Kreuz, zum Gedenken an die Gefallenen.

«Reichsdeutsche Kinder» (und nur sie) durften sich über eine Zuteilung von 125 Gramm Süßigkeiten freuen. Ausserdem erhielten sie sowie Jugendliche

und werdende oder stillende Mütter ein halbes Kilogramm Äpfel. Des weiteren gab es eine Sonderzuteilung von 250 Gramm Fleisch. Der entsprechende Bedarf musste vorher angemeldet und konnte gegen Vorlage besonderer Abschnitte der regelmässig ausgegebenen Lebensmittelkarten in Empfang genommen werden.¹²

Victor Klemperer und seiner Frau blieb dieser Luxus verwehrt:

*Wir können nichts schenken, weder uns noch anderen. Einen Baum gibt es in diesem Jahr nur durch die Partei für Kinderreiche. Die Sonderzuteilungen bestehen – natürlich für Arier nur – in 250 Gramm Fleisch und zwei Eiern.*¹³

Einige Monate später, als all ihre schlimmsten Befürchtungen Wirklichkeit geworden waren, schrieb eine Mutter ihrer erwachsenen Tochter über dieses letzte Weihnachten im alten Dresden:

*Weisst du noch, Weihnachten? Der Film «Philharmoniker». Ich hatte ihn mir am Donnerstag angesehen als Einleitung zum Weihnachtsfest, und du wolltest ihn, als du am nächsten Tag kamst, auch gern sehen. Wir waren zusammen im schönen «Capitol», sassen links in der vorletzten Reihe. Und ich freute mich noch so, dass du Interesse gerade für diesen Film hattest und wir zusammen waren. Dann wurde Weihnachten. ... Das Bäumchen aus Chemnitz, Kerzen und ein ganzer Tisch voll Gaben. Und wie die Lütte von Hertas Platz die Pfefferkuchen mauste, und das goldige Foto an ihrem Tisch. Niemand ahnte, dass es unser letztes Weihnachten werden würde, wenigstens das letzte auf der Struverstrasse – vier Wochen später alle ohne Heimat, ohne Heim, auseinander gerissen. ...*¹⁴

Mitte Januar 1945 waren die Weihnachts- und Neujahrsfeiern tatsächlich nur noch Erinnerungen, ebenso zerronnen wie die Hoffnungen auf einen Erfolg des deutschen Gegenangriffs in den Ardennen. Im Osten hatten die Sowjets am 12. Januar ihren Vormarsch wieder aufgenommen. An einer Front, die sich über Hunderte von Kilometern erstreckte, von Ungarn im Süden bis nach Ostpreussen im Norden, gelangen der Roten Armee in rascher Folge massive Durchbrüche.

In Dresden war kaum ein Tag ohne eine Luftschutz Warnung vergangen. Dann wurde es auf einmal ernst.

Der 16. Januar war ein Dienstag. Ein Kälteeinbruch hatte Temperaturen von minus sieben Grad und hohen Schnee gebracht. Um 11.20 Uhr wurde allgemei-

ne Luftschutzwarnung gegeben – ein Zeichen, dass feindliche Bomber im Anflug auf Mitteldeutschland waren –, doch um 11.50 Uhr erhob sich über der winterlichen Stadt das gleichmässiger Geheul der Sirenen – Fliegeralarm! Wer konnte, stieg in Keller und Luftschutzräume hinab, die überwiegend ungeheizt waren, kauerte sich dort bibbernd zusammen und wartete. Dann ertönten das Dröhnen der Motoren, das Pfeifen der Bomben und die Detonationen.

Es dauerte, wie am 7. Oktober, nur wenige Minuten. Der Angriff konzentrierte sich wie beim letzten Mal auf die westliche Mitte Dresdens. Als die Detonationen aufhörten, das Motorengeräusch der B-24 Liberators in der Ferne verebbte und Entwarnung gegeben wurde, traten die Dresdner ernüchtert in den Mittag hinaus.

Der Schluss war unausweichlich: Ein Fliegerangriff mochte noch Zufall sein, aber bei zweien steckte wohl doch Absicht dahinter.¹⁵

Wieder hatte Dresden als Ersatzziel erhalten müssen, das – notfalls mit Radarunterstützung – angegriffen werden sollte, wenn es allzu schwierig war, die dringlicheren Objekte genau zu treffen. Die Führungsstaffel der 2. amerikanischen Bomberdivision war die 44. Bombergruppe («The Flying Eight-balls») unter Oberst Snavelly. Sie sollte ursprünglich das Hydrierwerk in Ruhland und den Flugplatz nebst Hangars in Alt-Lönnewitz bei Leipzig bombardieren. Über der Jägerbasis war die Sicht schlecht, und die – möglicherweise radar gesteuerte – Flak feuerte hektisch und überraschend genau. In Ruhland gab es ähnliche Probleme. Das Codewort für das Ausweichziel hiess: «*tough times*», Operationsnummer für Dresden: GH 584.

Snavelly führte seine Gruppe dem neuen Ziel entgegen, und die anderen folgten ungeordnet; einige flogen von Ruhland aus Nordnordost herbei und einige von Alt-Lönnewitz aus Nordwest: die 491. Bombergruppe, die 392., die 93. und die 446., die 448., die 466. und die 467. (mit dem Spitznamen «The Rackheath Aggies», benannt nach ihrer auf dem Land eines Gutsbesitzers in Norfolk gelegenen Basis). Diese Maschinen stellten etwa ein Fünftel der Bomberstreitmacht dar, die in England gestartet war, um Ziele in Mittelund Ostdeutschland anzugreifen. Fast die Hälfte hatte das Glück, Dessau zugewiesen zu bekommen: Sie bombardierten einfach die Flugzeugwerke und kehrten dann um.

Insgesamt versammelten sich 127 Liberators über Dresden, und dafür, dass sie aus verschiedenen Richtungen kamen, war das schlechte Wetter verantwortlich, das den Zusammenhalt der Verbände erschwert hatte. Aus einer Höhe von 7'300 bis 8'200 Metern warfen sie eine Mischung aus Spreng- und Brandbomben ab.¹⁶

Der Januarangriff war sehr viel schwerer als der drei Monate zuvor, allerdings nicht so konzentriert, in gewisser Weise sogar etwas chaotisch. Das zeigte sich in der Ausbreitung der Schäden. Die Trefferfläche erstreckte sich von Norden nach Süden über mehr als sechs, von Osten nach Westen über knapp vier Kilometer. Als «konzentriert» konnte nur das Bombardement um den eigentlichen Zielmittelpunkt bezeichnet werden – wieder einmal der Verschiebehnhof Friedrichstadt –, im «Hechtviertel» nördlich des Bahnhofs Dresden-Neustadt sowie direkt südlich des grössten Kasernenkomplexes in der Stadt. Verirrte Brandbombenbehälter und einzelne Bomben landeten auf dem Altstädter Güterbahnhof und auch direkt neben dem Hauptbahnhof. Schwerste Schäden erlitt der Innere Neustädter Friedhof.

Im Bericht des OKW am folgenden Tag kam der Angriff der 2. Division nicht vor, lediglich das Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion erwähnte knapp Schäden an Bahnanlagen.¹⁷

Die amerikanischen Luftbildauswerter gelangten zu dem Ergebnis, dass folgende militärische Ziele getroffen wurden: Eisenbahnüberführungen, der Mittelteil des Verschiebehnhofs Friedrichstadt, rollendes Eisenbahnmaterial, Industrieanlagen, dicht bebaute Viertel, ein Treibstofflager, Knotenpunkte in den Gleisanlagen. Das war ziemlich genau.¹⁸

Die offizielle Anzahl der an diesem Tag Umgekommenen belief sich auf 376, sodass die Gesamtzahl der Opfer bei den beiden bisherigen Luftangriffen auf Dresden fast 650 betrug – Luftangriffe von untergeordneter Bedeutung, die nicht einmal verdienten, in den täglichen Bericht des OKW aufgenommen zu werden. Diesmal versuchte man nicht, die Tatsache des Luftangriffs zu unterdrücken. Todesanzeigen in den örtlichen Zeitungen durften darauf hinweisen, dass die Opfer infolge des «Luftangriffs» oder eines «Terrorbombardements» gestorben waren. Über die Trauerfeier für die Opfer wurde ausführlich berichtet: Das städtische Orchester spielte Beethoven, der Chor der Kreuzschule sang. Dresdens Kreisleiter erklärte den Trauernden: «Uns ist das Leben nur geschenkt, damit wir es Deutschland geben.»¹⁹

Und um den Schlag für die nunmehr in den Krieg involvierte Bevölkerung Dresdens abzumildern, brachte das Blatt einen buchstäblich fantastischen Artikel über die schrecklichen Zerstörungen, welche London durch die neuen deutschen «Wunderwaffen» zugefügt wurden. Unter Berufung auf eine angebliche Rede des «Oberbürgermeisters von Manchester» über die Auswirkungen der V1 und V2 teilte die *Dresdner Zeitung* ihren Lesern mit, dass die «Vergeltungswaffen» weiterhin pausenlos auf die britische Hauptstadt niedergingen:

Viele Bewohner Londons lebten in halb verfallenen Häusern und müssten die Nächte in Schutzkellern verbringen, um nur einige Stunden Schlaf zu bekommen. Oft seien innerhalb von 24 Stunden nicht weniger als 185 Bomben gefallen. Die Bevölkerungszahl sei auf die Hälfte zurückgegangen und ein Drittel aller Sachwerte in diesem kurzen Zeitabschnitt zerstört worden.²⁰

Wieder lockten die beschädigten Gebäude in Dresden, die sich diesmal über weit grössere Gebiete im Westen und westlich des Zentrums der Stadt verteilten, Scharen von Gaffern an. «Man denkt, in der Stadt ist etwas passiert, das möchte man dann auch sehen», sagte Nora Lang. «So etwas war bisher noch nicht passiert, das wollte man sich anschauen.» Anita Kurz hatte bei den zerstörten Gebäuden den Eindruck, als stünde sie vor «einem Puppenhaus – man konnte in jedes Zimmer hineinschauen».²¹

Die Angriffe der 8. Luftflotte im Januar und im Oktober unterschieden sich noch in anderer Weise. Im Oktober hatte es von den in Dresden stationierten Flakbatterien Abwehrfeuer gegeben. Als die Amerikaner Mitte Januar erneut angriffen, waren diese Geschütze grösstenteils abgezogen und dorthin verlegt worden, wo sie dringender gebraucht wurden. Als die Liberators den Verschiebehnhof Friedrichstadt bombardierten, standen dort die auf Güterwaggonen verladenen Geschütze und Geräte der letzten Dresdner Flakbatterie, um aus der Stadt abtransportiert zu werden.

Ende April 1944 hatte Dresdens Flak ihre ersten Salven gegen ein feindliches Flugzeug über der Stadt abgefeuert: eine beschädigte B-17 aus einem amerikanischen Angriff auf Berlin. Die Luftverteidigung bestand aus sieben Batterien mit schweren 88-Millimeter-Flaks zu jeweils sieben Geschützen und fünf Batterien so genannter «Russenflak» mit je fünf bis sechs Kanonen; dies waren erbeutete sowjetische Geschütze, die von 85 auf 88 Millimeter aufgebohrt wurden, um deutsche Munition verfeuern zu können.²²

Am stärksten war Dresdens Luftverteidigung im Sommer 1944, als eine Batterie mit deutschen 88-Millimeter-Geschützen und einige leichtere Batterien hinzukamen. Die Grossangriffe auf Ölziele in Mittel- und Ostdeutschland hatten jetzt in vollem Umfang eingesetzt, und die Dresdner Batterien bekamen es reichlich mit amerikanischen und britischen Verbänden, die nach Ruhland, Brüx und den anderen Hydrierwerken in der Nähe unterwegs waren, zu tun.

Mittlerweile wurde der harte Dienst an diesen Luftabwehrbatterien überwiegend von Jungen verrichtet – laut einer Weisung des «Führers» vom 20. Sep-

tember 1942: «Aufstellung einer Flakmiliz aus Jugendlichen», derzufolge 120'000 erwachsene Männer der Luftwaffe für die Ostfront freigestellt werden sollten. Fünfzehn- und sechzehnjährige Schuljungen wurden jetzt zum Dienst an den Flaks herangezogen». Mit Ausnahme des Batteriekommandanten und der Ladekanoniere bei den schweren Geschützen waren diese Halbwüchsigen für die meisten übrigen Funktionen zuständig. Ein Notunterricht wurde aufrechterhalten, wobei die Lehrer in vielen Fällen zu den Stellungen hinauskamen, die ihnen als «Klassenzimmer» dienten.

In den beiden letzten Kriegsjahren wurde die Luftschlacht am Boden weitgehend von Fünfzehn- und Sechzehnjährigen bestritten. Ihre Reihen wurden vereinzelt durch erfahrene Veteranen verstärkt, während sie Geschütze ausrichteten und abfeuerten bei ihren Versuchen, die Achtzehn- und Neunzehnjährigen der 8. Luftflotte und des Bomber Command vom Himmel herunterzuholen. Götz Bergander, Jahrgang 1927, war einer dieser so genannten Luftwaffenhelfer, ebenso wie sein Freund Steffen Cüppers. Bergander sollte die Flak verlassen, bevor diese aus Dresden abgezogen wurde, aber Cüppers blieb bis zum bitteren Ende bei seiner Einheit.

Cüppers war fünfzehn, als er und andere aus seiner Klasse am angesehenen Vitzthum-Gymnasium im Dresdner Zentrum eingezogen wurden. Der junge Steffen war als K3-Kanonier für das Nachladen des 20-schüssigen Magazins der Schnellfeuerkanone zuständig, wenn mit ihr geschossen wurde, wobei er alle 100 Schuss das heisse Geschützrohr wechseln musste, was dank des Bajonettverschlusses rasch vonstatten ging. Er wurde gerade rechtzeitig zu einer 88-Millimeter-Batterie versetzt, um an der Abwehr des amerikanischen Angriffs vom 7. Oktober mitzuwirken, des «ersten kleinen Angriffs auf Dresden», obwohl seine Kameraden und er noch in der Ausbildung waren und selbst nicht schossen.

Mittlerweile waren die Dresdner Flakstellungen schon dezimiert. Bis zum nächsten amerikanischen Angriff im Januar 1945 beschleunigte sich die Evakuierung. Steffen lag kurze Zeit mit Scharlach im Krankenhaus und bekam daher nichts von dem Verlegungsbefehl und dem Organisationschaos mit, das daraus erwuchs, doch nach seiner Genesung begab er sich zu seiner Batterie, die jetzt in Westdeutschland war.²³

Ein Grossteil der Geschütze mitsamt den halbwüchsigen Bedienungsmannschaften wurde für den Erdkampf eingesetzt – in Schlesien, in Wien und schliesslich in der Schlacht um Berlin. Von den Luftwaffenhelfern aus Dresden, die noch zu jung für den Einsatz an der Front waren, starben viele fern der Heimat, überrannt von amerikanischer und sowjetischer Infanterie oder im Inferno

der Luftangriffe, die vom Boden aus gesteuert wurden. Zahlreiche Geschütze, die weiterhin für die Luftabwehr vorgesehen waren, wurden zu Raffinerien und Hydrierwerken verlegt, die nach wie vor eine hohe Dringlichkeitsstufe hatten, darunter Brüx und Zeitz.

Während im Januar 1945 die letzten Flugabwehreinheiten aus Dresden abgezogen wurden, wurde das grosse Hydrierwerk in Brüx noch von 166 Geschützen gesichert; zwar waren dort einmal 260 gewesen, gleichwohl stellte diese «Flakzone» für die alliierten Piloten eine ernste Gefahr dar. Die anderen Geschütze sollten im Ruhrgebiet und in Mitteldeutschland die letzten, verheerenden Angriffe abzuwehren versuchen.

So kam es, dass die amerikanischen Flugzeugbesatzungen am 16. Januar meldeten, Flak sei «nicht oder schwach vorhanden und äusserst ungenau». Tatsächlich war da nur noch die letzte, demontierte Batterie, die im Bahnwaggon auf ihren Abtransport wartete. Angesichts der chaotischen Umstände der Angriffe, der Höhe, in der die Flugzeuge operierten, und der Schnelligkeit, mit der eine Maschine in einen anderen Flakbereich geraten konnte, ist es nicht ungewöhnlich, dass bei bestimmten Zielen Flakstellungen ausgemacht wurden, wo nachweislich keine waren.

Dresden wird oft als «verteidigungsunfähig» bezeichnet, was für den Februar 1945 weitgehend zutrifft – aber das konnten die alliierten Luftstreitkräfte vor ihrem Angriff auf die Stadt nicht wissen. Auch konnten sie nicht sicher sein, ob nicht doch noch Jäger der deutschen Luftwaffe den alliierten Bombern bei Tag und Nacht das Leben schwer machten.

Es heisst auch, der Abzug der Flakbatterien sei ein Zeichen dafür gewesen, dass Dresden als militärisches oder industrielles Zentrum nur eine unwesentliche Rolle spielte. Das ist nicht zwingend. Dass Chemnitz, südwestlich von Dresden gelegen, von industrieller Bedeutung war, wird niemand bestreiten; obwohl nur halb so gross wie die Hauptstadt Sachsens, war es als Industriezentrum bekannt, besonders für die Panzerproduktion. Dennoch verlor auch Chemnitz im November/Dezember 1944 seine Flakbatterien und wurde ebenso «wehrlos». ²⁴ Das Dritte Reich, ohne Arbeitskräfte und Kämpfer, war in eine ausweglose Lage geraten. Städte, die weiterhin hätten verteidigt werden müssen, waren nun schutzlos dem Feind ausgeliefert. Zu diesen Städten gehörten schliesslich auch Dresden und Chemnitz. Ihre Flakseinheiten wurden nach Massgabe neuer harter Dringlichkeiten anderswo benötigt, mitsamt ihren Mannschaften und anderen wichtigen, rasch zur Neige gehenden Ressourcen.

Es gab noch eine allgemeine Luftschutzwarnung am Abend des 16. Januar 1945, und sie liess die Dresdner abermals verdrossen in ihre Keller hasten. Man fürchtete, die Briten könnten bei Nacht kommen, um Dresden anhand der nach dem amerikanischen Angriff noch immer glimmenden Feuer aufzuspüren und erneut zu bombardieren. Dieses Verfahren war in den letzten Monaten zunehmend zur Praxis geworden.

In Wirklichkeit jedoch überzogen die Briten in dieser Nacht das Zentrum von Magdeburg, 190 Kilometer nordwestlich von Dresden, mit einem Flächenbombardement. Insgesamt 371 Maschinen warfen eine tödliche Mischung aus Spreng- und Brandbomben ab, die zahlreiche Brände entfachten, welche sich rasch zu einem Grossfeuer vereinten. Der daraus erwachsende Feuersturm soll 44 Prozent des historischen Kerns von Magdeburg zerstört haben. Rund 4'000 Menschen kamen um, 11'000 wurden verletzt und 190'000 obdachlos.

Im Unterschied zu Dresden war Magdeburg mit einem ausgedehnten und wirksamen System von Luftschutzbunkern ausgestattet. Die relativ hohe Zahl der Opfer könnte darauf beruhen, dass der Alarm nur wenige Minuten vor dem Eintreffen der britischen Bomber über der Stadt ertönte, sodass viele Bürger sich nicht mehr in die Sicherheit der öffentlichen Bunker flüchten konnten, bevor die Zerstörung einsetzte – und die Bunkertüren verschlossen waren.²⁵

Am nächsten Tag, dem 17. Januar, zogen nach über fünf Jahren einer unvorstellbar brutalen Besatzung die letzten deutschen Truppen aus Warschau ab. Es war während des 18. Jahrhunderts für lange Zeit Dresdens polnische Schwesterstadt und die zweite Residenz der wettinischen Monarchen gewesen, ja sogar ihr Zufluchtsort in den Jahren preussischer Besatzung und Ausbeutung Sachsens. Nachdem der Warschauer Aufstand im Herbst des Vorjahres blutig niedergeschlagen war – 40'000 Zivilisten wurden hingerichtet, 250'000 starben bei den anschliessenden Kämpfen –, gingen die deutschen Truppen auf Hitlers Befehl daran, die polnische Hauptstadt dem Erdboden gleichzumachen. Zwischen Oktober und Januar zerstörten sie ihr Zentrum – Strasse für Strasse, Gebäude für Gebäude – «als wäre es ein modernes Karthago oder Persepolis».²⁶

Im Wissen um die Tatsache, dass die Rote Armee seit August 1944 vor den Toren Warschaus stand, hatten die Polen gehofft, ihre Hauptstadt selbst zu befreien, bevor die «Befreier» kamen. Doch Stalins Streitkräfte hatten während all der Monate, in denen der ungleiche Kampf in der Stadt tobte, am östlichen Weichselufer innegehalten, so nah, dass sie das Geschützfeuer hören und den

Rauch, der aus den brennenden Gebäuden aufstieg, sehen konnten. Nachdem sich die Deutschen am 17. Januar abgesetzt hatten, übernahmen die Sowjets und eine von ihnen eingesetzte kommunistische Verwaltung eine Stadt, die von Himmlers SS-Horden in eine riesige Trümmerwüste verwandelt worden war und keinen Widerstand mehr leistete.

In London hatte derweil das Joint Intelligence Committee auf Ersuchen des stellvertretenden Chefs des Luftstabs damit begonnen, ein Papier zu erarbeiten, das sich mit der Möglichkeit befasste, den Russen an der Ostfront durch den Einsatz des Bomber Command zu helfen; darin wurde vor allem eine intensive Bombardierung Berlins erwogen, aber es wurden auch andere Ideen zur Diskussion gestellt, die für die Menschen in Dresden nichts Gutes bedeuteten.

17. KAPITEL

Zeit und Zufall

Während die Staatsmänner und ihr jeweiliges Gefolge im milden, fast lauen Klima von Jalta verhandelten und feilschten, lagen weite Teile Europas noch immer in Wolken und Schnee gehüllt.

Aus meteorologischer Sicht war dies für die anglo-amerikanischen Luftstreitkräfte der schwierigste Winter des Krieges. Im Februar liessen sich die Operationen ein wenig besser an als im Januar, aber es kam noch bedrückend häufig vor, dass ein Kampfauftrag kurze Zeit nach der Einsatzbesprechung widerrufen wurde. Drei Tage nach Beginn der Konferenz auf der Krim, am 7. Februar, besserte sich das Wetter über Deutschland und erlaubte umfangreichere Angriffe. Die ersten galten der Unterstützung britischer Bodentruppen und richteten sich gegen die befestigten westdeutschen Städte Goch und Kleve. Zu den grösseren Operationen der RAF am Donnerstag, dem 8. Februar, gehörte ein Angriff von fast 500 Bombern auf das Hydrierwerk Pölitz in der Nähe der Ostsee, der das Werk bis Kriegsende ausser Betrieb setzte. Dann griffen 228 Flugzeuge, überwiegend Halifax, die Treibstofflager von Wanne-Eickel bei Gelsenkirchen an, während 151 Lancaster Bahnanlagen bei Krefeld bombardierten.

Ursprünglich war für Dresden ein ähnlicher Angriff geplant wie der auf Magdeburg im Vormonat: eine «Mittagsvisite» der 8. US-Luftflotte, um die Stadt zu zermürben und einige Brände zu legen, gefolgt von einem nächtlichen «Doppelschlag» der Royal Air Force, der sich an den noch immer lodern den Tageszielen orientierte. Der Präzision, so glaubte man, schloss sich das Flächenbombardement an, aber natürlich hingen diese Definitionen immer weitgehend vom Wetter ab. Und das Wetter verschlechterte sich für beide Streitkräfte.

Der 9. Februar war der Tag, an dem die Zielliste des Zielkomitees, auf der

Dresden an vorderer Stelle stand, an die anglo-amerikanischen Luftstreitkräfte herausgegangen war. Die RAF blieb aufgrund schlechten Wetters über ganz Nordwesteuropa zur Untätigkeit verdammt. Eine Halifax von der 100. Bombergruppe (Reserve) flog eine routinemässige RCM («radio counter-measures»)-Störoperation. In der Nacht wurden von sieben Stirlings der 3. Gruppe Operationen im Zusammenhang mit dem Widerstand im besetzten Europa unternommen; dabei ging eine Maschine verloren. Es fanden weitere RCM-Störaktionen statt. Am 10. Februar tagsüber RCM. In der Nacht vom 10. auf den 11. Februar flogen 82 Mosquitos nach Hannover und elf nach Essen. Es gab Patrouillenflüge und mehr von den unablässigen RCM-Flügen. Am Montag, dem 12. Februar, flogen abends 72 Mosquitos nach Stuttgart zu einem weiteren grossen «Störangriff», während kleinere Gruppen der hoch fliegenden Jagdbomber zu anderen Städten starteten, vermutlich um die Einwohner wenigstens für einen Teil der Nacht in ihre Luftschutzräume zu zwingen. Das war nicht das beeindruckende Crescendo, das viele während der Konferenz der «Grossen Drei» erwartet hatten.¹

Die 8. Luftflotte war kaum in besserer Form als das Bomber Command. Nach dem Grossangriff auf Berlin am 3. Februar setzte eine dreitägige Flaute ein. Da sie wegen des Wetters keine Präzisionsangriffe auf Ölziele fliegen konnten, nahmen sich die Amerikaner am 6. Februar «Verschiebebahnhöfe» in Chemnitz und Magdeburg vor. Dabei seien «auch Bauten von kultureller und historischer Bedeutung» zerstört worden, heisst es verschämt in einer offiziellen Stellungnahme.² Am 7. und 8. Februar starteten amerikanische Bomberverbände in Richtung Deutschland, wurden aber wegen extrem schlechter Bedingungen zurückgerufen. Am 9. Februar bot sich die Gelegenheit, wenigstens einigermaßen erfolgreiche Tagesangriffe auf das Hydrierwerk in Lützkendorf zwischen Leipzig und Halle, ein Öllager in Dülmen und eine Munitionsfabrik in Weimar, der Stadt Goethes, durchzuführen. Hier gaben die gefürchteten deutschen Me 262 eine Vorstellung und mischten sich tänzelnd unter den Bomberström, der von den inzwischen üblichen P-51-Langstreckenjägern begleitet wurde, vollführten dabei aber etwas zu kunstvolle Manöver, um mehr als einen der amerikanischen Eindringlinge abzuschliessen. Die Düsenjäger zeigten auf, dass die einst so starke deutsche Jagdfliegerverteidigung noch nicht ganz ausgeschaltet war, doch an den drei folgenden Tagen erwies sich wieder einmal das Wetter als Hauptfeind.

Als der 13. Februar anbrach, war klar, dass die Lage nach wie vor aussichtslos war, zumindest was Tagesangriffe betraf.

Zwei Tage zuvor war die Konferenz von Jalta zu Ende gegangen. Etwas

länger als eine Woche hatten Churchill und seine Berater in der ihnen von den Sowjets zur Verfügung gestellten Residenz geschlafen, dem gotisch-maurischen Woronzow-Palast. Fürst Woronzow, zur Zeit der Krönung von Königin Victoria im Jahr 1837 Gesandter des Zaren in Grossbritannien, hatte sich von der Vielfalt der Baustile in England sehr beeindruckt lassen und seine eigenwillige Sommerresidenz in dem kühnen Glauben errichtet, ein Stück Architektur *à l'anglaise* zu schaffen. Von dort war die leicht amüsierte britische Delegation täglich zum Konferenzort gefahren worden.

Sobald die Gespräche am Nachmittag des 11. Februar beendet waren, zog Churchill vom Woronzow-Palast auf das britische Marineschiff *Franconia* um, das zwei Fahrtstunden entfernt im Hafen von Sewastopol lag. Der vormalige Luxusdampfer der Cunard Line, der den ganzen Krieg über als Truppentransporter diente, war kurz zuvor als schwimmendes Hauptquartier für die Konferenz und als alternative Unterkunft für VIPs eingerichtet worden. Churchill blieb dort fast drei Tage lang, entspannte sich und genoss die üppigen Mahlzeiten, die von Marineköchen aus nicht rationierten Zutaten bereitet wurden. Es muss dem Premierminister schwergefallen sein, dieses Refugium zugunsten des englischen Winters aufzugeben, und so beschloss er denn auch, zunächst Athen und Kairo zu besuchen, ehe er nach London zurückflog.³ Hatte diese Aussicht schon für ihn etwas Verlockendes, dann umso mehr für die fröstelnden Männer der Royal Air Force, für die das Wetter seit dem letzten November eine harte Realität war.

In dieser Jahreszeit sind die östlichen Grafschaften die unwirtlichste Gegend Englands, ungeschützt gegen die eisigen Winde, die direkt aus der russischen Steppe hereinzufegen scheinen. Das war schon schlimm für die untätigen Flugzeugbesatzungen, die oft unbedingt ihre Einsätze erledigen und ihre Dienstzeit beenden wollten, aber wie sich der damals 27-jährige Hauptmann Leslie Hay von der 49. Staffel der 5. Bombergruppe erinnerte:

All die Arbeit, die das Bodenpersonal verrichtete, die notwendige Arbeit, das alles musste rückgängig gemacht werden, wenn die Bomber nicht starten konnten. Wir gingen ins Bett oder anderswohin, wann immer wir konnten, aber das Bodenpersonal konnte das nicht – und der Winter war nicht gerade die Zeit, um draussen am Flugzeug zu arbeiten. ...⁴

Zudem war gerade der reguläre Turnus für die meisten Flugzeugbesatzungen verlängert worden. Ein Engpass im Ausbildungsprogramm hatte offenbar zu Personalmangel geführt. Leslie Hay zum Beispiel hatte unmittelbar vor Dresden

den letzten (30.) Einsatz seines Turnus beendet. Da den Besatzungen vor einer weiteren Serie von 20 Einsätzen gewöhnlich eine halbjährige Ruhepause gewährt wurde, wären er und die Crew seiner Maschine («U for Uncle») nach dieser Leistung normalerweise für den Rest des Krieges ausser Gefahr gewesen – und nicht nach Dresden geflogen –, aber es sollte nicht sein. Das galt auch für eine andere Besatzung, deren Bombenschütze Miles («Mike») Tripp später ein bekannter englischer Schriftsteller werden sollte. Für seine Besatzung war der Turnus zweimal verlängert worden. Er und die anderen gewöhnlichen Besatzungsmitglieder hatten nach einem nächtlichen Angriff über Westdeutschland in den ersten Februartagen länger geschlafen, als ihr australischer Flugkapitän mit dem Spitznamen «Dig» kurz nach Mittag in ihre Baracke kam und sie mit folgender unangenehmen Nachricht weckte:

Er setzte sich auf die Kante eines Bettes, zündete sich eine Zigarette an und begann: «So werdet ihr nicht weiter machen.»

Keiner sagte ein Wort.

«Von der Gruppe kam heute eine neue Direktive. Der Befehl über die Verlängerung des Turnus auf 35 Einsätze ist geändert worden. Der Befehl lautet jetzt ‚40 Flüge über feindlichem beziehungsweise feindlich besetztem Territorium‘.»

George brach das entsetzlich lange Schweigen. «Dann haben wir ja noch 14 vor uns! So weit waren wir schon vor zwei Monaten!»

«Stimmt, Kamerad.»

«Das schaffen wir nicht», sagte George.⁵

Sie sollten, wie sich zeigte, noch mehrere Tage und Nächte nicht starten können. Bevor der Befehl mit der Turnus Verlängerung erfolgte, waren die betroffenen Besatzungen der schweren Bomber bestrebt gewesen, ihren Job zu tun und die Einsätze hinter sich zu bringen. Jetzt steckten sie wieder im alten Trott, sich um ihr Überleben zu sorgen, den Auftrag zu erledigen und heil zurückzukommen – und alle anderen Überlegungen hintanzustellen.

Während die Flugzeugbesatzungen auf dem Trockenen sassen und das Wartungspersonal der Bomberstaffeln sich angesichts der Unwägbarkeiten von Bombenoffensiven bei schlechtem Winterwetter die Knochen durchfror, feilten die hohen Tiere und Strategen bis ins letzte Detail an dem Plan für die Grossangriffe auf Ostdeutschland. Vor allem durchstöberten die Meteorologieoffiziere

ihre Berichte daraufhin, ob nicht die Bewölkung aufriss, sodass diese Angriffe mit einer echten Erfolgchance stattfinden konnten.

Das Wetter war der entscheidende Faktor, von dem die anvisierten Ziele und die Art des Angriffs abhingen. Aber es spielten auch andere Dinge eine Rolle.

Air Marshal Harris hatte, unterstützt von seinem Führungsstab, diese Einsatzentscheidungen zu treffen, und zwar innerhalb jenes Rahmens, welchen der Luftstab in Whitehall und letztlich die politischen Herren der Royal Air Force, der Luftfahrtminister Sir Archibald Sinclair und der Premierminister, festlegten. Churchill gab – zumindest nach Aktenlage – dem Dresden-Projekt keinen weiteren Anstoss, nachdem Sinclair und die Stabschefs einverstanden waren und Bottomley den entsprechenden Befehl an Harris erteilt hatte. Ob der Premierminister während seines Aufenthalts in Jalta diesbezüglich konsultiert oder in anderer Weise beteiligt wurde, ist unbekannt, aber es erscheint auch unwahrscheinlich und obendrein überflüssig.

Dass Churchill und der Chef des Luftstabs, Portal, abwesend waren, bedeutete praktisch, dass der stellvertretende Chef des Luftstabs, Bottomley, und Luftfahrtminister Sinclair sich täglich um die Dinge kümmerten. Harris und seine Planer waren, solange der Befehl aufrechterhalten wurde, für die Details des Angriffs zuständig.

Ausser dem Wetter hatte Harris noch weitere Probleme, die ihm sein Handeln diktierten. Da weite Teile Westdeutschlands, Berlins und der mitteldeutschen Städte jetzt in Trümmern lagen, waren Brandbomben nicht das ideale Mittel, um das Zerstörungswerk fortzusetzen. Schutt brennt schlecht. Wollte Harris die bereits weitgehend verwüsteten Stadtgebiete an Ruhr und Rhein mit einer gewissen Erfolgsaussicht angreifen lassen – womit er, nun, da die alliierten Bodentruppen so nah waren, wohl rechnete –, musste er überwiegend Sprengbomben verwenden. Das Gleiche galt für die wichtigen Hydrierwerke, die nur mit der Durchschlagskraft von Sprengbomben wirklich zu zerstören waren.

An Letzteren mangelte es jedoch wegen der unablässigen Bombardierungstätigkeit der RAF seit dem vorigen Herbst. Harris musste, wie er in seinen Memoiren einräumt, in den letzten sechs Kriegsmonaten Nachschub an Sprengbomben von den Amerikanern erbitten.⁶ Das machte «jungfräuliche» oder nahezu unbehelligte Ziele wie Dresden und andere, kleinere Städte (wozu Pforzheim und Würzburg gehörten) entsprechend attraktiver. Solche Ziele brannten leicht und gut. Angriffe auf sie zehrten nur an dem relativ reichlichen Vorrat an Brandbomben.

Was die Zahl der einzusetzenden Flugzeuge anging, so war bereits klar, dass die bevorstehenden Operationen gegen Ostdeutschland einschliesslich Dresdens Grossangriffe sein würden, freilich nicht so ungeheuer grosse, nach den damaligen Massstäben. Einsätze mit 600, 700 oder 800 Flugzeugen waren inzwischen recht häufig. Zum Angriff auf Dresden sollten 796 Lancaster starten (womit es insgesamt über 800 Flugzeuge waren, wenn man die neun Mosquitos des Pfadfinderverbandes und den «Masterbomber», der den Angriff koordinierte, hinzu rechnet). Die Einsatzpläne des Bomber Command von Mitte September 1944 bis März 1945 führen 15 Angriffe an, an denen mehr als 700 Maschinen beteiligt waren, und neun, an denen über 800 teilnahmen. Die grössten Verbände, die in dieser Zeit – am 11. und 12. März gegen die Ruhrgebietsstädte Dortmund und Essen – entsandt wurden, bestanden aus 1'079 beziehungsweise 1'108 Bombern.⁷

Angesichts der grossen Zahl der ihm zur Verfügung stehenden Maschinen konnte Harris es sich erlauben, bei mehr als einem Ziel pro Nacht grosszügig zu disponieren und erhebliche Kräfte überwiegend für Täuschungsmanöver einzusetzen – Kräfte, die zwei Jahre zuvor den gesamten einsatzfähigen Bestand des Bomber Command ausgemacht hätten. Wie sehr die Entsendung von Maschinen in solcher Zahl gegen ferne feindliche Ziele zur Routineangelegenheit geworden war, wurde in diesem Februar deutlich. Als erwogen wurde, sowjetische Flugplätze bei Poltawa in der westlichen Ukraine für ein «Pendelbombardement» gegen Ostdeutschland zu nutzen, hiess es in einem für Harris von dessen Stellvertreter abgezeichneten Vermerk an das Luftfahrtministerium: «Es wird sich selten lohnen, ein Ziel in Ostdeutschland mit weniger als 200 schweren Bombern zu bombardieren. In der Regel muss ich dafür mindestens 400 bis 500 einsetzen.»⁸

Die nunmehr veränderte Aufgabe der Amerikaner hing immer noch vom Wetter ab. Dennoch hatten sie den sowjetischen Generalstab am 12. Februar durch ihre Militärmission in Moskau von ihrer Absicht unterrichtet, «am folgenden Tag ... die Verschiebehöfe» in Dresden zu bombardieren. Das entsprach exakt der Vereinbarung über die Bombenbegrenzungslinie, die in Jalta von den Sowjets gefordert worden war. Die Briten handelten sich den Vorwurf der Arroganz ein, weil sie die Sowjets nicht ebenfalls offiziell von ihrem damit zusammenhängenden Angriff unterrichteten. Wenn es zutrifft, dass die Russen, wie Hugh Lunghi, Churchills Dolmetscher, behauptet, in Jalta bei zwei verschiedenen Gelegenheiten ausdrücklich die Bombardierung Dresdens forderten, dann bestand für die Briten umso weniger Anlass, die Sowjets weniger als zehn Tage später förmlich von einer entsprechenden Absicht zu informieren. Mit der Ver-

einbarung sollte ja vermieden werden, dass Streitkräfte der Roten Armee versehentlich bombardiert würden, und die Front war noch mindestens 100 Kilometer entfernt.

Als Harris und sein Stab sich am 13. Februar im Hauptquartier des Bomber Command zur Frühkonferenz versammelten – die regelmässigen Teilnehmer nannten sie «Morgengebet» –, war klar, dass eine Zusammenarbeit mit den Amerikanern auf die Art und Weise wie über Magdeburg bei der Bombardierung Dresdens nicht möglich sein würde. Sollte der Angriff auf Dresden bestätigt werden, so würden die Briten losfliegen – und zwar als Erste. Erörtert wurden auch die zusätzlichen Aktionen, deren Hauptzweck darin bestand, die noch vorhandenen deutschen Jäger von dem grössten Verband, der Dresden anflieg, abzulenken.

Wie es sich gerade traf, war die Vorhersage des führenden Meteorologieoffiziers für die kommende Nacht einigermaßen optimistisch. Er prognostizierte für den Hinflug überwiegend eine Bewölkung von 10/10 (total), jenseits von fünf bis sieben Grad östlicher Länge würde die Obergrenze auf 2'000 Meter absinken, und im Raum Dresden und Leipzig bestand Aussicht auf eine Auflockerung von 5/10 (mittlere Bewölkung). Nicht minder wichtig war, dass gegen Ende der Nacht vom 13. auf den 14. Februar über den Heimatflugplätzen leidlich gute Bedingungen erwartet wurden, sodass die zurückkehrenden Bomber nach ihrem langen, treibstoffintensiven Flug sicher würden landen können.⁹

Die meteorologische Vorhersage für Dresden war das Todesurteil für die Stadt. Kurz vor neun bestätigte der Verbindungsoffizier des Bomber Command im SHAEF-Hauptquartier, dass das Oberkommando den Nachtangriff genehmigt habe.¹⁰ Harris sollte später erklären, dass der Angriff auf Dresden – für den ihn viele in den folgenden Jahren voll, ja sogar persönlich verantwortlich machten – «damals von Leuten, die sehr viel wichtiger waren als ich, als eine militärische Notwendigkeit betrachtet wurde».¹¹ Den Buchstaben nach trifft das sicherlich zu. Die Befehle waren jetzt offiziell von der höchsten Ebene ausgegangen, und in der Folge lag die Ausführung bei den Planern und Flugzeugbesatzungen, über die Harris die ihm zugewiesene Befehlsgewalt ausübte.

In der Schlussphase ist dies ihre Geschichte – und die der Menschen in Dresden.

Die Berichte der Flugzeugbesatzungen über ihre Vorbereitungen auf den Flug nach Dresden weichen in Einzelheiten voneinander ab, aber im Wesentlichen ist

der Ablauf klar, und er unterschied sich nicht sonderlich vom Üblichen.

Die letzte Mahlzeit vor dem Flug wurde am frühen Nachmittag eingenommen, und die Einsatzbesprechungen fanden vom Spätnachmittag bis zum frühen Abend statt, je nachdem, ob die Besatzungen mit der ersten oder der zweiten Welle fliegen würden. Vielen dürfte wohl schon zuvor nicht entgangen sein, dass ihr Flugzeug mit der grösstmöglichen Treibstoffmenge betankt wurde, was auf einen «tiefen Einflug» schliessen liess – aber das eigentliche Ziel sollte den Besatzungen erst in der Einsatzbesprechung mitgeteilt werden.

Leslie Hay beschreibt das Dresden-Briefing nach seiner heutigen Erinnerung mit der sorgfältigen Genauigkeit des Beamten, der er vor dem Krieg war und anschliessend wieder wurde:

Wenn man den Besprechungsraum betritt, ist die riesige Wandkarte zunächst von einem Vorhang bedeckt, und wenn alle drin sind, werden die Türen geschlossen. Draussen zieht die Militärpolizei auf, und der Staffelführer zieht den Vorhang weg. Und er sagte: Es geht nach Dresden – ganz am anderen Ende Deutschlands.

Mir wurde angst und bange, und ich dachte: Das ist ein verdammt langer Weg, und auch wenn Frankreich schon zum grossen Teil befreit war, hatten wir doch noch nicht den Rhein überquert – wir waren noch nicht einmal bis zum Rhein gekommen.¹²

Alle Maschinen, die mit der ersten Welle flogen, gehörten zur 5. Gruppe des Bomber Command, die einen glänzenden Ruf genoss. Harris höchstselbst hatte die Gruppe in den Jahren 1939/40 14 Monate lang befehligt, bevor er nach Washington abkommandiert wurde und nach seiner Rückkehr von dort den Befehl über das gesamte Bomber Command übernahm. Das Ansehen der ab Ende 1943 in Morton Hall (Grafschaft Lincolnshire) stationierten Gruppe beruhte auf kühnen, innovativen und sehr geschickt ausgeführten Einsätzen. Dazu gehörten die Angriffe auf Bremen im Oktober 1941 (bis dahin der grösste Angriff des Krieges), auf die Waffenfabrik Schneider in Zentralfrankreich (Oktober 1942) und die berühmte «Dam-Buster»-Operation, bei der die Dämme der Möhne- und der Edertalsperre in Westdeutschland mit einer eigens konstruierten «hüpfenden Bombe» gesprengt wurden.¹³

1944 wurde ein Tiefflug-Zielmarkierungsverfahren entwickelt, das die 617. Staffel unter dem Kommando von Oberstleutnant Leonard Cheshire entwickelt hatte und nun von der 627. Staffel übernommen wurde, die als Pfadfinderstaffel

der 5. Bombergruppe fungierte. Dieses von der 5. Gruppe angewandte Verfahren unterschied deren Einsätze von denen, bei denen der allgemeine Pfadfinderverband (8. Gruppe) die Ziele vorbereitete. Die Gruppe konnte mit diesem System in der Zeit vor dem D-Day sehr viel genauer feindliche Verkehrsziele im besetzten Frankreich bombardieren. Im Juni 1944 warfen Maschinen der 5. Gruppe die ersten, 12'000 englische Pfund schweren «Tallboy»-Bomben ab, um den Tunnel von Saumur zu blockieren und dadurch das Landungsgebiet in der Normandie vom Rest Frankreichs abzuschneiden. Im August verursachten sie schwere Schäden an den praktisch undurchdringlichen U-Boot-Bunkern an der französischen Atlantikküste. Im November versenkten Bomber der 5. Gruppe ausserdem die *Tirpitz* im Tromsøfjord in Norwegen – einer der effizientesten Präzisionsangriffe des Zweiten Weltkriegs. Dafür flogen sie von einem vorgeschobenen Stützpunkt in Schottland aus hin und zurück mehr als 3'200 Kilometer.

Wenn die RAF einen Elite-Bomberverband hatte, dann war es die 5. Gruppe. Ihre 14 Staffeln, die theoretisch 250 Flugzeuge umfassten (244 davon starteten in Richtung Dresden), stellten einen Furcht erregenden Angriffsverband dar. Im September 1944 als Einheit gegen Darmstadt eingesetzt, hatten 226 Lancaster und 14 Mosquitos von der 5. Bombergruppe einen infernalischen Feuersturm entfacht, der das Zentrum dieser 120'000-Einwohner-Stadt verwüstete und rund 12'000 Menschenleben forderte. Ihre tödliche Effizienz wurde auf die ausgefeilten Markierungsmethoden der Gruppe zurückgeführt, die «einen herausragenden und konzentrierten Angriff auf diese fast unversehrte Stadt ergaben».¹⁴ Dieses Ausmass an Zerstörung war mit nur einer Bomberwelle erreicht worden, und das liess nichts Gutes ahnen. In Dresden, ebenfalls eine «fast unversehrte Stadt», war eine um drei Stunden versetzte zweite Welle mit mehr als doppelt so vielen Maschinen geplant.

Einstweilen ging es für die Männer der 5. Gruppe aber noch darum, sich mit den Einzelheiten dieses neuen, weiten Eindringens nach Deutschland vertraut zu machen. Zusammen mit Leslie Hay nahm auch Bombenschütze John Aldridge, ein ruhiger, besonnener Mann aus Norfolk, an der Einsatzbesprechung der 49. Staffel teil. Der Nachrichtenoffizier betonte, dass es bei dem bevorstehenden Angriff auf Dresden vor allem um Nachschub und Verstärkung auf feindlicher Seite ging:

Sie sagten, der Grund für den Angriff sei hauptsächlich der Nachschub für die russische Front, den Nachschub für die russische Front zu blockieren.

Das könnten wir durchaus erreichen, es sei vermutlich ein wichtiges Versorgungszentrum für die Ostfront, und wir sollten es, soweit es an uns lag, ausschalten. Von Industrie war nach meiner Erinnerung aber nicht die Rede. Das ist jedenfalls alles, was ich noch von dem Ziel weiss. Ach ja, ich erinnere mich noch, dass aus der anderen Richtung Flüchtlinge kamen, und das war nicht sehr erfreulich, aber so war es nun mal.¹⁵

Er war nicht der Einzige der an den Einsatzbesprechungen teilnehmenden Männer, dem bei der Erwähnung der Flüchtlinge ein bisschen mulmig wurde – waren die Deutschen nicht beschuldigt worden, zu Kriegsbeginn Flüchtlingskolonnen im Tiefflug beschossen zu haben? Doch die meisten akzeptierten wohl wie John Aldridge, dass die Nachschub- und Rückzugswege in einer Situation wie dieser identisch waren. Dass dabei auch anderes zerstört wurde, war nicht zu vermeiden.

Leslie Hay registrierte ebenfalls, dass von deutschen Verstärkungen und Nachschub die Rede war, erinnerte sich aber genauer an die Ausführungen des Nachrichtenoffiziers und seine Hinweise auf eine grosse Karte, aus der hervorging, dass die Stadt ein Verkehrsknotenpunkt für Transporte in Nord-Süd- und Ost-West-Richtung war:

Er sagt, dass wir nicht viel über Dresden wissen. Er sagt aber: Natürlich, wie Sie selbst sehen und erkennen können, ist es ein wichtiger Nachschubweg. Wir wissen aus Erfahrung, dass, wenn wir einen Ort wie Dresden bombardieren, die Auswirkungen sich bis hin zur Front bemerkbar machen, und bestimmt wird dadurch verhindert, dass Material dorthin gelangt. Der Nachrichtenmann sagte ausserdem, dass die Deutschen es als eine sichere Stadt betrachten, und ich musste sofort daran denken, was sie dort wohl machen, wenn sie es für eine sichere Stadt hielten. Wir waren ja in der letzten Zeit mit den V1 und V2 beschossen worden, und sie waren möglicherweise dabei, noch etwas anderes vorzubereiten. Wenn sie es für eine sichere Stadt hielten, konnte es sehr gut sein, dass sie diese Dinge dort machten, und deshalb dachte ich, dass es ein gutes Ziel sei.... Sie wussten nicht, welche Waffen ringsum in Stellung waren. Normalerweise konnten sie einem sagen: Die haben 400 Geschütze und soundso viele Suchscheinwerfer. Aber er sagte: Darüber haben wir keine Informationen.

Die vollständigsten Erkenntnisse aus jener Zeit sind erhalten in den Dresden betreffenden Zielinformationsakten, die man im Londoner Public Records Office einsehen kann. Sie sind undatiert (wahrscheinlich aus 1942 – ein unter-

geordnetes Dokument, das sich mit dem Verschiebebahnhof Friedrichstadt befasst, stammt vom 27. Februar dieses Jahres), enthalten aber eine grosse «Zonenkarte» der Stadt, die, beginnend mit der sehr dicht bebauten Altstadt, (exakt) die Bebauungsdichte in einzelnen Teilen der Stadt angibt und ausserdem die Industriegebiete (ebenfalls der Wirklichkeit entsprechend), die Kasernengelände und die wichtigsten Versorgungseinrichtungen anzeigt.¹⁶

Gemäss der neuen Strategie des «Flächenbombardements», bei der Bevölkerungs- und Bebauungsdichte zu entscheidenden Faktoren der Zielauswahl wurden, erstellte man solche Zonenkarten in den Jahren 1942/43 für die meisten grösseren deutschen Städte. Der «Zonenkarte» beigelegt war ein dreiseitiges «Informationsblatt», das allgemeine «Bomber's-Baedeker»-Informationen über Dresden, seine Fläche und Einwohnerzahl und einen «Lageplan» enthielt.

«Dresden», erfahren wir dort zutreffend, «ist das historische Zentrum Sachsens, sein gegenwärtiges Verwaltungszentrum und ein Industriezentrum von erheblicher Bedeutung. Es gehört zu den Städten Deutschlands mit den schönsten Wohngegenden.»

Die Stadt war auf der Karte in fünf farblich markierte Gebiete oder Zonen eingeteilt:

1. Innenstadtbereich (sehr dicht bevölkert).
2. Kompakte Wohngebiete (unterteilt in vollständig und teilweise bebaute Gebiete).
3. Vorortgebiete («überwiegend mit Einfamilienhäusern bebaut und sehr offen und verstreut»).
4. Industriegebiete.
5. Bahnanlagen und Häfen.

Öffentliche Gebäude waren ebenfalls aufgeführt und lokalisiert, aber nicht farblich markiert. Krankenhäuser, die auf früheren Karten gekennzeichnet waren – wahrscheinlich um sie zu verschonen –, wurden nicht mehr gezeigt, womit man den härteren militärischen Realitäten Rechnung trug.

Die Karten vermochten nicht wiederzugeben, was in diesen Industriegebieten und Fabrikgebäuden zur Zeit produziert wurde. Der britische Nachrichtendienst konnte darüber allenfalls näherungsweise aufgrund der Vorkriegsproduktion vage Mutmassungen anstellen. Dass sich so ein alles andere als zutreffendes Bild ergeben musste, folgte, wie wir gesehen haben, aus der seit 1939 in Dresden vorgenommenen weit reichenden Produktionsumstellung von Konsum- auf Rü-

stungsgüter und kriegsbezogene Produkte. Rüstungsindustrien als solche werden in dem beigefügten Informationsblatt nicht erwähnt.

In einem vom 20. September 1944 datierenden gesonderten Informationsblatt über das Ziel Dresden war die Lage zweier kriegsbezogener Betriebe korrekt angegeben und auf einem ausgezeichneten Luftbild vom Juli 1944 markiert: die Universelle-Werke J. C. Müller (Ziel A) und die benachbarte Fertigungsstätte für Flugzeugteile in der ehemaligen Feldschlösschen-Brauerei (Ziel B), einige hundert Meter südwestlich vom Hauptbahnhof. Es wurde vermerkt, dass «die Gebäude von Ziel A abgedunkelt wurden, um nicht von der Umgebung abzustechen. Bei Ziel B ist keine Tarnung zu erkennen.»¹⁷

Die Kartonagenfabrik in dem Gebiet zwischen der Friedrichstadt und dem Alberthafen bekam ihre eigene Zielakte (unter dem Datum 14. Dezember 1944); diese beschrieb auch die Treibstofflager in der Nähe, deren ungefähres Fassungsvermögen (38 165 Tonnen), das Fehlen einer Tarnung und die Tatsache, dass um einen der Zwölf-Meter-Tanks der Rhenania Ossag eine schützende Mauer hochgezogen wurde, dass aber «die übrigen Tanks noch immer gegen Sprengungen ungeschützt sind».¹⁸

Recht gute Informationen standen auch über die Bahnhöfe und Rangierbahnhöfe zur Verfügung, aber fast keine Details über die anderen grossen Fabrikanlagen in Dresden.

Es hat den Anschein, dass das Bomber Command sich ab Ende 1944 etwas stärker für Dresden zu interessieren begann – vielleicht weil man sich zunehmend bewusst wurde, dass ein Grossteil der deutschen Industrie in «weniger gefährdete» Gebiete verlagert wurde –, doch die Erkenntnisse bezüglich Dresdens waren spärlicher als die über die meisten anderen Städte Ostdeutschlands. Von Leipzig und Chemnitz wusste man natürlich, dass dort in grossen Stückzahlen Flugzeuge und Panzer gefertigt wurden, und daher zogen sie verständlicherweise mehr Aufmerksamkeit auf sich als die Leichtindustrien und die kleineren Fabriken Dresdens, die eher «Hightech-Produkte lieferten.

Die Offiziere, welche die Besatzungen am Nachmittag des 13. Februar einwiesen, ersparten sich also Einzelheiten. Was sie nicht sagten, nicht ausdrücklich sagen durften, war, dass die Flugzeuge, die in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar nach Dresden geschickt wurden, schlicht und einfach die Aufgabe hatten, vom lebenswichtigen Zentrum der Stadt so viel wie möglich zu zerstören. Das hiess durchaus nicht, dass Dresden nicht ein bedeutendes militärisches und industrielles Zentrum und insofern ein «legitimes» Ziel gewesen wäre.

Doch bei diesem Angriff ging es darum, Zerstörungen in einem Ausmass anzurichten, das einem vollkommenen Chaos nahekam.

Allerdings konnten die Pfadfinder nur mit einer ziemlich primitiven, im November 1943 angefertigten Fotomontage ausgestattet werden – und nicht mit der üblichen hochauflösenden farbigen Zielkarte, die Flakstellungen und einzelne Ziele in allen Details zeigten. Diese erste umfassende Luftbildkarte war das Ergebnis einer von Mosquitos im September 1943 durchgeführten Fotomission, vermutlich im Zusammenhang mit den bevorstehenden Angriffen auf Berlin (in der gleichen Zeit wurden auch andere ostdeutsche Grossstädte wie Leipzig und Stettin systematisch fotografiert). Briten (und Amerikaner) besaßen damals eine ganze Menge Fotomaterial, nur war es vielfach nicht hinreichend bearbeitet worden, um die Grundlage für die normalerweise gebräuchlichen Zielkarten zu bieten. In den Jahren 1943 und 1944 waren fortlaufend Luftaufnahmen gemacht worden, und dann gab es noch das Material von den amerikanischen Angriffen auf Dresden im Oktober und Januar. Oft dauerte es einige Zeit, bis diese Unterlagen verarbeitet, ausgewertet und im zentralen Amt für Luftbildauswertung in Medmenham bei High Wycombe genutzt wurden, wo der Arbeitsdruck dafür sorgte, dass rücksichtslos nach jeweiliger Dringlichkeit verfahren wurde. Doch bis zum 13. Februar 1945 wussten die Alliierten genug über Dresden, um es, wie die Ereignisse zeigen sollten, erfolgreich anzugreifen.

Nach der Einweisung durch den Nachrichtenoffizier fasste der Meteorologe die offizielle Vorhersage des Bomber Command zusammen, die für Harris und seinen Stab am Morgen Grundlage ihrer Entscheidungen gewesen war. Zunächst bekamen die Besatzungen, wie Leslie Hay sich erinnert, wenig Erfreuliches zu hören:

Der Meteorologieoffizier kommt rein... und sagt: Tut mir Leid, ich habe keine guten Nachrichten für euch. Die Bewölkung reicht hinab bis zu 300 oder 400 Fuss, und da müsst ihr reinkommen. Und ihr könnt nicht darübersteigen, ihr werdet den ganzen Weg in Wolken sein, und ihr werdet alle zusammen in Wolken sein. Ihr werdet schwer zu schaffen haben... so ist nun mal der Befehl des Command. Und wenn ihr dort ankommt, meinen sie, dass die Bewölkung über Deutschland gegen zehn Uhr aufreissen könnte. Sie sind darüber nicht sonderlich froh, und es könnte sein, dass wir mithilfe von H2S bombardieren müssen.¹⁹

Dann fügte der Meteorologe noch eine persönliche Bemerkung hinzu. Hay, der Vertrauen zu ihm hatte und zwischen Einsätzen öfter in seinem Büro mit ihm schwatzte, hörte sehr genau zu:

Meine Vorhersage ist allerdings, dass es 10 bis 15 Meilen vor dem Ziel aufklaren wird, und ihr werdet für kurze Zeit in eine Wolkenlücke geraten. Ihr könntet also Glück haben oder auch nicht, aber das ist meine Vorhersage.

Und das war es auch schon im Grossen und Ganzen. Es kamen noch ein paar technische Dinge zur Sprache, aber dann war es an der Zeit, den Einweisungsraum zu verlassen und die Besatzungen zusammenzurufen.

Jetzt hatten die Besatzungsmitglieder, die zu einem Einsatz gingen, ihre Taschen zu leeren und den Inhalt in einen Beutel zu tun, der dann abgegeben wurde: Sollten sie über Deutschland abgeschossen werden, würden sie nichts bei sich tragen, woraus der Feind Schlüsse ziehen konnte. Da sich der Angriff auf Dresden so nah an den russischen Linien abspielen würde, wurde an alle ein spezielles Ausrüstungsstück ausgegeben: ein Union Jack, den sie über der Brust tragen sollten und der mit der russischen Aufschrift «Ich bin Engländer» versehen war.

Diese Dinge sollten ihrer Sicherheit dienen, falls sie gezwungen waren, in einem Gebiet herunterzukommen, das die Sowjets bereits erobert hatten. Eingedenk dessen, dass die Russen als schiess wütig bekannt waren, bemerkte John Aldridge trocken: «Einen grossen Vorteil sahen wir darin nicht – eher würden sie wohl ein besseres Ziel abgeben!»²⁰

Schliesslich holten sie sich ihre Fliegerausrüstung, bekamen von der Messe ihre Thermosflaschen mit heissem Tee und ihre Sandwiches und gingen hinaus zu ihrem Flugzeug.

Die lange Nacht hatte begonnen.

Beim Hinflug sind meist ein paar Kerle dabei, die versuchen, sich tapfer zu geben, aber bei diesem Flug sah es ziemlich mulmig aus. Wir waren allerdings ein ziemlich erfahrener Flugverband, ein spezialisierter Flugverband, und wir kannten uns mit unserem Auftrag aus.²¹

Gegen sechs Uhr gingen sie hinaus zu ihrer Maschine, der Pilot warf die Motoren an und liess sie warm laufen. Anschliessend musste er als Kommandant des Flugzeugs per Unterschrift die volle Verantwortung für die Maschine übernehmen, die den Steuerzahler 90'000 Pfund gekostet hatte (1945 – heute wäre das

Flugzeug mindestens 20-mal teurer). Dann ging es an dem kalten, wolkenverhangenen Februarabend folgendermassen weiter:

Wir machen uns fertig und warten auf die Starterlaubnis vom Tower, und während wir da stehen, kommen meist der Standortkommandant und der Kaplan vorbei – ich persönlich empfand das immer, als wären es die Sterbesakramente –, und der Oberstleutnant kommt und sagt: Alles im Lot, Onkel? Alles okay? Und ich sage: Jawohl, Sir, okay. Der Kaplan sagt ein paar Worte, und das war's, und sie gehen.

Dann kommt das grüne Licht, und alles geht an Bord. Du fährst die Motoren hoch, gibst den Leuten draussen das Zeichen, die Bremskeile wegzuziehen, rollst zur Abfahrtsposition und fädelst dich zwischen den anderen ein. Und so rollt die ganze Staffel in Kolonne zum anderen Ende der langen Startbahn, die fünf bis sechs Grad – ungefähr in dem Dreh – auf die acht Kilometer entfernte Kathedrale von Lincoln zuläuft.

Am Ende der Startbahn stellst du dich an und wartest; wenn es keine Verzögerung gibt, ist alles in Ordnung, aber wenn es zu einer Verzögerung kommt, musst du in den Wind drehen, damit der Wind in deine Motoren fährt, denn sonst werden sie zu heiss. Doch zum Glück ist dies heute nicht der Fall, wir sind pünktlich dran, und ab geht die Post. Die Lancaster rollt ans Ende der Startbahn, und dann gibst du mit angezogenen Bremsen Vollgas. Dann nimmst du plötzlich die Bremse weg, und – sst! – schiebst sie vorwärts, du ziehst die rechte Drossel an, weil das Drehmoment dich nach rechts zieht.... Du saust die Startbahn hinunter, bis du merkst, dass sie abzuheben beginnt.²²

Leslie Hay hob um 18.18 Uhr ab. Damit lagen er und die übrige Besatzung von «U for Uncle» nach den Unterlagen der Staffel fast genau in der Mitte der Staffel (die erste Maschine hob um 18.10 Uhr ab, die letzte um 18.25 Uhr).²³ Als sie auf 150 Fuss waren und nach Backbord abdrehen, gerieten sie in dichte Bewölkung. Dadurch wurde der Flug bis Reading, obwohl er weniger als eine Stunde dauerte, ziemlich nervenaufreibend.

Über der 50 Kilometer westlich Londons an der Themse gelegenen Grossstadt Reading war der übliche Sammelpunkt der nach Deutschland fliegenden Bomber der Royal Air Force. Nach den Unterlagen Hays sollte das Sammeln um 19.13 Uhr abgeschlossen sein. Er und der Rest seiner Staffel schafften es rechtzeitig, trotz der ungünstigen Wetterbedingungen. Sie gingen auf die ihnen zugewiesene Höhe und die entsprechende Geschwindigkeit. Dann schwenkten sie zwei Grad nach Ost, auf einen Kurs, der die übrigen 242 Lancaster über Beachy Head und den Ärmelkanal führen sollte.

Kurz vor 20 Uhr erreichten sie in der Mitte zwischen Boulogne und Le Havre die französische Küste, und nun begann das eigentliche Spiel, das gefährliche Spiel mit der deutschen Luftabwehr und ihren Leitstellen – ein Spiel, das umso tödlicher und komplizierter wurde, je weiter die Briten in den deutschen Luftraum eindringen. Fünf nervenaufreibende Stunden lang würden sie sich über feindlichem Territorium befinden und dadurch – auch noch in diesem späten Stadium des Krieges – der deutschen Flak und den feindlichen Nachtjägern ausgesetzt sein.

Das verwickelte System von Scheinangriffen, Täuschungsmanövern und «Tricks», das die Alliierten im Laufe der Jahre entwickelt hatten, kam in dieser Nacht voll zur Anwendung. Insgesamt sollten über 1'400 Flugzeuge über Deutschland im Einsatz sein, davon fast die Hälfte hauptsächlich zu dem Zweck, den Feind zu verwirren. Um den Angriff auf Dresden überzeugend zu verschleiern, täuschte das Bomber Command einen anderen Grossangriff vor, den die deutsche Luftverteidigung unmöglich ignorieren konnte.

368 Flugzeuge sollten Böhlen bombardieren, das Hydrierwerk südlich von Leipzig, das Braunkohle zu Flugbenzin verarbeitete. Der aus Teilen der 4., der 6. (Royal Canadian Air Force) und der 8. Bombergruppe bestehende Verband (die übrigen würden bei der zweiten Welle gegen Dresden dabei sein) sollte um 22 Uhr über Böhlen sein, 15 Minuten bevor die 5. Gruppe mit der Bombardierung Dresdens beginnen sollte. Weil so in einem Teil des Landes vieles auf einmal passierte, würden die Leitstellen der feindlichen Luftabwehr sich vor grosse Probleme gestellt sehen. Zur Abrundung des Bildes sollten 71 Mosquitos in zwei Wellen Magdeburg attackieren, 16 Bonn anfliegen und kleinere Mosquito-Verbände ausserdem Misburg, Nürnberg und Dortmund angreifen. Zusätzlich sollten 65 Maschinen für Funkstörung sorgen und 59 Mosquitos Patrouillendienste übernehmen. In dieser Nacht sollten mehr britische Flugzeuge aller Art über Deutschland im Einsatz sein als jemals zuvor seit der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1944, in der Duisburg und Braunschweig mit verheerenden Bombenteppichen belegt worden waren.

Der tatsächliche Flugplan der 5. Gruppe, die sich letztlich auf den Weg nach Dresden machte, war ein kleines, sorgfältig erdachtes Meisterwerk der Täuschung. Nachdem die Flugzeuge südöstlich von Boulogne den Kontinent erreicht hatten, flogen sie genau nach Osten, in Richtung Belgien, und von dort nordostwärts knapp am Ruhr gebiet vorbei. Dann vollzogen sie einen plötzlichen Schwenk in Richtung Nordnordost gut 160 Kilometer weiter bis zu einem Punkt knapp nördlich von Kassel. Von hier aus – und darum ging es – konnten sie immer noch jedes beliebige Ziel anfliegen, sei es Berlin, Leipzig, Chemnitz oder

eines der grossen, gut verteidigten Hydrierwerke in Sachsen oder dem Sudetenland.

Der ganze Plan sollte die deutsche Luftverteidigung bis zum letzten Moment im Ungewissen lassen. Deshalb brauchten die Bomber so viel Treibstoff. Ein direkter Anflug kam für sie gar nicht infrage. Sie sollten sich immer wieder an Täuschungs- und Ablenkungsmanövern beteiligen, wodurch ein Flug von 1'900 Kilometern sich auf 2'700 Kilometer verlängerte.

Von hier an konnten sie uns erfassen. Ihre Freya²⁴ würde uns erwischen. ... Zuerst wollten wir einen «Mandrel Screen»²⁵ herunterlassen, und wenn wir dann hinter diesem Vorhang hervorbrachen, würde der deutsche Leitoffizier sich fragen: Mann, da kommt ja was Neues, was ist das? Marschierst da die 5. Gruppe bei einem ihrer vorgeschobenen Angriffe an? Oder sind es nur ein paar Mosquitos, die Stanniolstreifen abwerfen, um einen Strom von Bombern vorzutäuschen?

Er lässt sich nicht beirren und wartet ab, bis wir hier unseren Kurs um zwei Grad ändern und ostwärts in Richtung Frankfurt [an der Oder] schwenken. ...Er hat wahrscheinlich grosse Erfahrung, diese nächtlichen Leitoffiziere haben einen Haufen Mitarbeiter, die auf alles Acht geben, die von überall eingehenden Meldungen, welche Informationen sie bekommen haben. ...Wir fliegen also direkt nach Osten, und wenn er glaubt, unser Ziel erraten zu haben, schwenken wir nordwärts, und er denkt, wir fliegen zur Ruhr, und er weiss, dass es nicht der Dortmund-Ems-Kanal ist, weil wir uns den schon vorgeknöpft haben und erst 14 Tage später erneut angreifen sollten. Er weiss, das ist es nicht. Aber es könnte jedes Ziel dort in der Gegend sein, es könnte Münster sein. ... Und dann schwenken wir plötzlich nach Osten, mehr Ostnordost, es könnte Köln sein. Wird er seine Jäger aufsteigen lassen, kann er sie überhaupt noch starten lassen? Wir wissen es nicht.

Selbst der gewiefteste Leitoffizier der deutschen Luftverteidigung konnte nicht sicher sein, welches Ziel die 5. Gruppe anflieg. Die hier praktizierte Art der Täuschung, welche sich die Briten aneigneten, als die deutschen Nachtjägerverbände auf dem Höhepunkt ihrer Effizienz waren, wurde routinemässig beibehalten. In diesem Winter 1944/45 schafften die Deutschen es nur hin und wieder, ihre Abfangjäger in die Luft zu bringen – aber wenn sie es schafften und die feindlichen Maschinen völlig unerwartet in einem Bomberstrom auftauchten, konnten sie immer noch dafür sorgen, dass eine Menge junger Männer niemals mehr zu ihrem Bomberfrühstück nach Lincolnshire zurückkehrten.

Als die 5. Gruppe in dieser Nacht so schwer verteidigte Zonen wie das Ruhrgebiet oder Frankfurt am Main oder Hannover passierte, wurde sie vor der nicht minder tödlichen Flak durch ebenjene Wolken geschützt, welche es zu einer so beängstigenden Sache der Geschicklichkeit machten, das Ziel in Formation neben ihren unsichtbaren Kameraden anzufliegen. Die deutschen Flakbatterien mochten ihre Munition in diesem Stadium des Krieges nicht vergeuden. Auf Dinge, die sie nicht sehen konnten, schossen sie lieber nicht. Jeder Umstand hat eben seine Vor- und Nachteile. Schliesslich tauchten auf dem Hinflug zu keinem Zeitpunkt irgendwelche deutsche Jäger auf, zur Erleichterung der britischen Flugzeugbesatzungen:

Es ist 20.51 Uhr. Mein Navigator sagt: Ich mache jetzt eine Schwenkung von rund 60 Sekunden, einverstanden? Ich kenne den Kurs, aber er gibt ihn mir, abhängig von seinen Berechnungen mit Rücksicht auf den Wind. Alle sechs Minuten macht er eine neue Windmessung. Die ganze Zeit ist er konzentriert bei der Arbeit. ...

Wir haben Kurs auf Magdeburg, und beim Feind fragt man sich: Fliegen sie nach Magdeburg, oder ist es Berlin? Dann denken sie, wir fliegen die Olanlagen an, wahrscheinlich Leipzig. Oder Böhlen. Oder Rositz. Hier könnten sie ihre Jäger einsetzen. ... Alles, was sie vorher hochgeschickt haben, muss jetzt auftanken. Aber sie könnten hier einige mehr einsetzen. Sie könnten sich aber auch überlegen, uns auf dem Rückweg zu erwischen. Egal, wir fliegen weiter. Es ist 22.00 Uhr. ... Und wir fliegen direkt auf Dresden zu...

Sie fliegen immer noch nach Instrumenten.

Wir sind hier immer noch in den Wolken. Aber als wir uns Dresden annähern, sind wir auf einmal aus den Wolken heraus. Es ist nicht ganz unbewölkt, aber vor uns ist eine grosse Lücke, und ich denke: Mann, er hatte Recht! Unser Meteorologieoffizier hatte Recht!²⁶

In Böhlen, nur wenige Flugminuten nordwestlich, setzen die Halifax-Bomber unterdessen zu ihrem Angriff auf das gut verteidigte Hydrierwerk an. Bei ihnen reisst die Wolkendecke nicht zufällig auf. Das Ziel ist den Einsatzmeldungen zufolge²⁷ zu 10/10 von Stratocumuluswolken bedeckt, sodass von den ersten grünen Markierungsbomben, die von den Pfadfindern abgeworfen wurden, nur wenige zu sehen sind.

Der Masterbomber des Böhlen attackierenden Verbandes hielt es wegen der

sehr schlechten Bodensicht für sinnlos, weitere Markierungsbomben abzuwerfen, und befahl den übrigen Markierungsflugzeugen, ihre Bomben aufzubewahren. Den Angriffsverband wies er an, «nah am Rand der grünen Zielmarkierungen zu bombardieren... danach zur Mitte hin».

Am Boden war schwach eine Vielzahl von Scheinfeuern auszumachen, welche die Verteidiger in dem erfolglosen Bemühen angezündet hatten, die Angreifer zu verwirren. Mehrere Minuten lang wurde das Ziel hell von «einer grossen matorangen Explosion» beleuchtet, und es brachen hier und da Brände aus, aber nach Meinung der Besatzungen war der Angriff «verstreut».

Aber schliesslich sollte der Angriff auf Böhlen eigentlich nur als Ablenkungsmanöver dienen. Normalerweise hätte man bei solchem Wetter überhaupt nicht daran gedacht, ein relativ kleines industrielles Punktziel wie dieses ins Visier zu nehmen.

Böhlen hatte Glück – und Dresden, rund 60 Kilometer südlich, dementsprechend Pech.

18. KAPITEL

Faschingsdienstag

Die Dresdner wussten nichts davon, dass ihre Stadt am 1. Januar 1945 heimlich zu einem militärischen Stützpunkt, zum Verteidigungsbereich erklärt worden war. Den Befehl dazu hatte kein Geringerer als Generaloberst Heinz Guderian erteilt, der Generalstabschef des Heeres. Der Unterschied zwischen einer «Festung» und einem «Verteidigungsbereich», wie er im Laufe der nächsten Wochen durch einen geheimen Schriftwechsel zwischen dem OKH (Oberkommando des Heeres) und dem OKW (Oberkommando der Wehrmacht) definiert wurde, war mehr eine praktische Frage als eine Prinzipienfrage. Als Festung galt grundsätzlich eine Stadt mit dauerhaften Befestigungen, als «Verteidigungsbereich» dagegen eine Stadt, deren Verteidigungsanlagen, mochten sie noch so stark sein, zeitweiliger Natur waren. Beiden wurden höhere Offiziere zugewiesen, die als Festungskommandanten fungierten und deren Befehle Vorrang gegenüber denen der normalen Zivilbehörden hatten. Beide sollten im Stil der Endzeitstimmung der NS-Größen bis zum bitteren Ende verteidigt werden.¹

Doch die Dresdner wiegten sich weiterhin in der Illusion, ihre Stadt geniesse wegen ihres einmaligen kulturellen Wertes einen «Sonderstatus». Sie wussten nicht, dass Berlin einen gewissen General Adolf Strauss zum «Oberbefehlshaber der Ostbefestigungen» ernannt hatte und dass ihm der Auftrag erteilt worden war, eine «Elblinie» zu schaffen, die von Prag (wegen des Elbenebenflusses Moldau) über Dresden bis zur breiten Mündung des Flusses bei Hamburg verlief. Zu Strauss' wichtigsten Aufgaben gehörte der Ausbau der «Verteidigungsbereiche Magdeburg, Dresden und Prag»; dort sollten unzählige Soldaten der Roten Armee in dem engen Strassengewirr in einem erbarmungslosen Häuserkampf verbluten – wie es bereits in den «Festungen» Breslau, Königsberg und Posen geschehen war.²

Vom ersten Tag des Jahres 1945 an war «Elbflorenz» also ausersiehen als Anwärter auf das Schicksal, das Breslau und Königsberg bereits erlitten – belagert, ausgehungert, in Trümmer geschossen und bombardiert für den Fall, dass die Sowjets die Elblinie erreichen sollten. Nur hatten die Behörden beschlossen, dies den Einwohnern Dresdens zu verschweigen – zu ihrem eigenen Wohl.

Der amtierende Dresdner Stadtkommandant, General Karl Mienert, war in den Sechzigern und hatte seit dem Ersten Weltkrieg kein Frontgefecht mehr erlebt. Man beließ ihm einstweilen die Führung des Verteidigungsbereichs Dresden, sämtliche städtischen Ämter und die Polizei eingeschlossen, während Berlin nach einem geeigneten Nachfolger suchte. Am 13. Februar war er noch immer nicht eingetroffen. Man begann mit dem Bau von Panzergräben, und im Keller des neben dem alten königlichen Schloss gelegenen, rokokohaft verspielten Taschenbergpalais wurde ein eigener Stab eingerichtet.

Derweil bemühten sich die Behörden, ohne allzu viel zu verraten, Kampfbereitschaft zu demonstrieren. Wenn sie einer Bevölkerung, die sich noch der Illusion hingab, ihre Stadt sei zu schön und zu berühmt, um das gleiche Schicksal wie andere urbane Zentren des Reiches zu erleiden, schmackhaft machen wollten, dass Dresden faktisch Verteidigungsbereich war, mussten sie den Dresdnern ein etwas härteres Lebensgefühl vermitteln.

Deshalb fand sich im Frauteil des *Freiheitskampfes* ein Artikel in Form eines Dialogs zwischen einer kriegserfahrenen Kölnerin und einer verwöhnten Dresdnerin:

Was würde die Kölnerin heute wohl zu ihrer Dresdner Freundin sagen? «Reg' dich nicht auf, liebe Dresdnerin! Betonbunker, Panzersperren, und Sprenglöcher in allen Brücken – das haben wir schon im Frieden als Grenzbevölkerung kennengelernt. Und der Franzose stand damals viel näher. All diese Schutzmassnahmen haben uns am Rhein stets sehr beruhigt und uns ermöglicht, in Sicherheit vorm Feinde zu leben. Deshalb, liebe Dresdnerin, gewöhne dich an alles, was Männer für dich tun. Vaterlandsliebe fängt im starken Herzen an. Du hast es auch. Lass es dir nicht von Schwarzhörern, Angsthasen und Gerüchtmachern schwach schwätzen!»³

Diese Ausgabe des Parteiblattes trug das Datum 14. Februar 1945. Sie war am Abend des 13. Februar 1945 gedruckt worden und sollte gerade ausgefahren werden, als das erste britische Flugzeug über der Stadt auftauchte.

Viel wichtiger für die überwältigende Mehrheit der Dresdner, die vom gehobenen militärischen Status ihrer Stadt nichts ahnten, war die unleugbare Tatsache, dass die Sowjets sich Sachsen näherten.

Das bewiesen überreichlich die Flüchtlingsmassen aus dem Osten. Ende Januar waren die Russen in die benachbarte Provinz Schlesien eingedrungen. Fast die gesamte deutsche Bevölkerung der Provinz hatte sich mit den wenigen Habseligkeiten, die sie mitnehmen konnte, auf die Flucht nach Westen begeben. Den Schlesiern und denen, die aus den jüngst «eingedeutschten» Teilen des besetzten Polen nach Dresden kamen, musste die schöne, fast unbeschädigte Stadt in der Tat wie eine «Insel des Friedens» erscheinen.

Es war eine grosse Völkerwanderung im Gange, gekennzeichnet von Entzweiung, Vergewaltigung und Mord – genau das, was man im ausgehenden 20. Jahrhundert als «ethnische Säuberung» bezeichnen sollte. Millionen Deutsche, deren Vorfahren seit dem Mittelalter in diesen Gebieten gelebt hatten, flüchteten vor dem russischen Vormarsch – und vor der Rache ihrer slawischen Nachbarn. 200'000 Zivilisten blieben eingekesselt in Breslau zurück, als die sowjetische Falle in der ersten Februarwoche zuschnappte. Diejenigen, die entkamen, konnten nur nach Westen fliehen, und das hiess in der Praxis entweder Berlin oder Sachsen.

Für die Nationalsozialisten war die Aufnahme der «Volksgenossen» unabweisbare Pflicht. Aus Propagandagründen musste man natürlich zu verstehen geben, dass die Anwesenheit dieser Landsleute eine nur befristete Erscheinung war, bis man die unerklärlicherweise verlorenen Provinzen zurückerobert hatte. Das amtliche NS-Organ für Sachsen, *Der Freiheitskampf* forderte die Bürger auf, sie vorübergehend bei sich unterzubringen.

Es ist überall noch Raum. Keine Familie darf ohne Gast bleiben! Ob Lebensgewohnheiten da zueinander passen, ob liebe Gemütlichkeit dabei etwas ausgerüttelt wird, das spielt gar keine Rolle. Es stehen Menschen vor unseren Türen, die zunächst kein Heim mehr haben – von dem Verlust ihrer Habe gar nicht zu reden . . .⁴

Dresden war bereits von Evakuierten aus den verwüsteten Städten des Ruhrgebiets, aus Hamburg und Berlin bevölkert, seit die Bombardierungen durch das Bomber Command ernsthaft begonnen hatten. Ende 1943 war die Stadt im Grunde schon überlastet, und es bereitete Schwierigkeiten, noch mehr Zuzügler aufzunehmen. Jetzt, im sechsten Kriegswinter, kam der Druck aus der Gegen-

richtung, dem Osten, und die betroffenen Menschen zählten nicht mehr nach Tausenden, sondern nach Millionen.

Etliche Ämter und Organisationen waren den Flüchtlingen aus dem Osten behilflich und suchten Unterkünfte für sie. Insbesondere die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) sowie die Frauen- und Jugendverbände nahmen sich der Neuankömmlinge an. Diese Organisationen waren unermüdlich und wirksam bemüht, zeitweilige Unterkünfte, Suppenküchen und elementare ärztliche Behandlung bereitzustellen.

Die Aufnahmefähigkeit der Stadt blieb jedoch begrenzt. Dresden hatte schon immer, auch in normalen Zeiten, unter Wohnungsmangel gelitten, und Ende 1944 ging praktisch nichts mehr. Durch die Luftangriffe im Oktober und Januar war der Wohnungsbestand zusätzlich geschrumpft. Die Hauptstadt Sachsens zog naturgemäss die Flüchtlinge an, doch bei den örtlichen Behörden waren sie – ungeachtet der patriotischen Appelle in der von der Partei gelenkten Presse – unerwünscht. Jedenfalls, wenn sie länger als ein, zwei Tage blieben. Bald kamen aus ganz Dresden entsprechende Hinweise.

Am 8. Februar überquerte die Rote Armee die Oder, am 10. nahm sie die alte westschlesische Stadt Liegnitz ein. Hier war im 13. Jahrhundert die Blüte des polnischen Adels bei dem Versuch gefallen, die Mongolen von Europa fern zu halten. Vor Beginn der russischen Offensive war Liegnitz zu einem der sicheren Auffanggebiete für die nach Westen strömenden Flüchtlinge erklärt worden. Man hatte angenommen, dass die Sowjets, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte, an der Oder Halt machen würden, doch es zeigte sich, dass der Vormarsch der Roten Armee – von Warschau bis an die Grenze Sachsens in gut drei Wochen – nicht zu stoppen war. Tausende von Flüchtlingen sassen in Liegnitz in der Falle, den Eroberern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Nirgendwo schien man sicher sein. Und den Versicherungen der Behörden glaubte langsam niemand mehr.

Angesichts der Berichte von brutalen Mord- und Vergewaltigungsorgien in den deutschen Gebieten, die sich jetzt in sowjetischer Hand befanden, konnte die Masse menschlichen Elends nur noch anschwellen. Der Strom vertriebener deutscher Zivilisten aus dem Osten war zur Flut geworden. Die Zahl der Menschen auf der Flucht übertraf vermutlich selbst die kühnsten Schätzungen der Planer beim Joint Intelligence Committee und des Stabes des Bomber Command, als sie in den zurückliegenden Monaten begonnen hatten, mögliche Angriffe auf Ostdeutschland zu diskutieren.

Es war in der letzten Kriegsphase nicht einfach, ein Neudresdner zu werden. Im Dezember war die Stadt zum Zuzugssperrgebiet erklärt worden. Die Behörden nutzten das System der Lebensmittelkarten, um diese Beschränkungen durchzusetzen. Während die Karten an die bisherigen Einwohner wie gewohnt durch die örtlichen Parteiorgane ausgegeben wurden, mussten Neuankömmlinge sich zur Kartenstelle des Ernährungsamtes begeben. Dort erhielten sie für Dresden gültige Karten nur dann, wenn sie eine Aufenthaltsgenehmigung des Wohnungsamtes oder der Polizei besaßen. Diese hing wiederum davon ab, dass sie einen bestimmten Grund für den Zuzug nach Dresden (etwa eine Arbeitsstelle) und eine Wohnung nach weisen konnten.

Wer eine Zuzugsgenehmigung wollte, konnte sich nicht darauf berufen, dass er vor den Russen geflüchtet war. In diesem Fall sollten die Behörden «die betreffenden Personen unmittelbar an den NSV-Bahnhofsdienst... verweisen, der sie an die zuständigen Orte oder Gaue weiterleitet...». Diese unverzügliche Abschiebung nach Westen war das Schicksal der überwältigenden Mehrheit der Flüchtlinge. Am 6. Februar wurden die Vorschriften noch enger gefasst. Wer keine Aufenthaltsgenehmigung für Dresden hatte, bekam lediglich Verpflegung bis zur Abfahrt, aber ausdrücklich keine Lebensmittelkarten.⁵

Es war das generelle Ziel dieses Vorgehens, Flüchtlinge innerhalb von 24 Stunden weiter nach Westen zu schicken. Bis dahin konnten sie bei Familien einquartiert werden, die sich auf den patriotischen Appell hin gemeldet hatten, oder in Schulen und anderen geeigneten öffentlichen Gebäuden, oder man liess sie – besonders wenn sie mit der Bahn gekommen waren – auf dem Bahnsteig kampieren. Im Hauptbahnhof hatte man ausserdem die Vorratskeller provisorisch in ein Gewirr von Luftschutzräumen umgewandelt, die keinesfalls dem Stand der Technik entsprachen.

Der Dresdner Historiker Matthias Neutzner schätzte die Zahl der Flüchtlinge und Heimatlosen zur Jahreswende 1944/45 auf «maximal in der Grössenordnung einiger zehntausend Personen». Wohl dürfte die Zahl durch den gesteigerten Zustrom von Flüchtlingen in den folgenden Wochen gestiegen sein, doch zumindest einige davon kamen vermutlich in privaten Haushaltungen unter. Der Rest wurde wohl überwiegend rasch weitergeleitet. Bezeichnenderweise gibt es keinen Hinweis auf Zwangseinweisungen von Flüchtlingen in Privatquartiere oder auf Lager für einen dauernden Aufenthalt.

In der Innenstadt boten nur die Schulen, die im Sommer geschlossen worden waren, zusätzliche befristete Unterkünfte. In diesen Durchgangslagern und auf den Bahnhöfen dürften sich einige zehntausend Flüchtlinge für jeweils eine Nacht aufgehalten haben. ...Nach teilweise wochenlangen Märschen oder tagelangen Eisenbahnfahrten erreichten sie die Stadt, in der sie zwar gepflegt, untergebracht und betreut wurden – und dann so rasch wie möglich weitergeschickt.⁶

Zu den Betreuern am Hauptbahnhof, die sich dort und am Neustädter Bahnhof tage- und nächtelang um die Flüchtlinge kümmerten, gehörte Götz Bergander. Er war am 11. Februar 18 Jahre alt geworden. Im Oktober vom Flakhelferdienst befreit und jetzt auf die Einziehung zur Wehrmacht wartend, betätigte Bergander sich bei Feuerwachdiensten und bei der Flüchtlingsbetreuung. Er beschreibt, wie sich die Lage im Hauptbahnhof und seiner Umgebung am 13. Februar 1945 um 21 Uhr darstellte, als er gerade seine Schicht beendete:

Im Bahnhof mit seinem trüben Verdunkelungslicht schob sich eine unübersichtliche Menschenmasse langsam hin und her, und die Wartesäle waren wie üblich zum Bersten voll. Auf dem Wiener Platz standen Menschengruppen, aber weder an diesem Abend noch in den Tagen und Nächten vorher kampierten im Freien auf Strassen und Plätzen, auf den Elbwiesen und im Grossen Garten Zehntausende. Trecks mit Pferdegespannen rasteten natürlich im Freien, aber niemals in solchen Zusammenballungen, dass die Strassen verstopft gewesen wären. Ausserdem hätten es doch, um auf eine halbe Million Flüchtlinge oder mehr zu kommen, Hunderttausende sein müssen, die unter offenem Himmel umherirrten.⁷

Die Pferdefuhrwerke waren dort, weil es am Bahnhof Wasser gab, das die Flüchtlinge nutzen konnten, um zu trinken und ihre Kinder zu baden. Und sie konnten die Bahnhofstoiletten benutzen. Die Vorstellung, dass die Strassen, Plätze und Parks von Abertausenden namenloser Bauernfamilien und ihren Pferdegespannen wimmelten, tat Bergander als «absolute Fantasie» ab.

Ähnlich beschreibt es eine andere Augenzeugin:

Die Stadt war nicht überfüllt, zumindest nicht so, dass alle Strassen, Plätze und Grünanlagen mit Flüchtlingen überfüllt waren. Wir gingen damals in die Schule weit hinter dem Hauptbahnhof und haben keine Erinnerungen an solche Massen.

In unserem Haus wohnten auch keine Flüchtlinge. Der Hauptbahnhof war aber voll mit Flüchtlingen, das stimmt.⁸

Bergander schätzt, dass auf diese Weise vielleicht 100'000 zusammenkamen, die überwiegend mit der Bahn eintrafen, unter denen aber auch Tausende von «Treckenden» waren, die mit Pferdefuhrwerken oder zu Fuss mit einem Handkarren in der Stadt eingetroffen waren. Sie befanden sich jedoch keineswegs alle in dem Gebiet, das dann von den Luftangriffen betroffen war, da in der Dresdner Innenstadt Möglichkeiten zur Unterbringung fehlten. Diese gab es verstreut in den Stadtvierteln, die nicht bombardiert worden waren und auch nicht mehr bombardiert werden sollten. Typisch war der weiträumige Stadtteil Loschwitz, in dem die wohlhabenden Eltern von Pfarrer Hoch zur Zeit des Luftangriffs mehrere Flüchtlinge in ihrer grossen Villa beherbergten. Ein anderer Gymnasiast schilderte, wie er einen schlesischen Bauern mit seiner Familie und seinem Fuhrwerk einige Kilometer hinaus zu einem an der Elbe gelegenen Vorort begleitete.⁹

Bergander betrachtet nun die Gesamtzahl der Haushaltungen in Dresden und gelangt zu der Einschätzung, dass, hätte man die 500'000 bis eine Million Flüchtlinge, die sich angeblich in Dresden befanden, innerhalb der Stadtgrenzen unterbringen wollen, *jede* Familie *mehrere* Personen für längere Zeit hätte aufnehmen müssen. Das wäre nur mit massiven Zwangseinweisungen möglich gewesen, die aber nie auch nur in Erwägung gezogen wurden. Ebenfalls finden die kaum zu überwindenden Schwierigkeiten mit dem System der Lebensmittelkarten bei der Ansetzung so hoher Flüchtlingszahlen keine Beachtung.

«Wir erwarteten Freunde aus Schlesien», sagt Gertraud Freundel, damals 18 Jahre alt. Ihre Familie hatte eine angenehme, geräumige Wohnung südlich des Hauptbahnhofs.

Flüchtlinge, ja. Wir hatten zusätzliche Betten besorgt. Mein Vater stammte aus der Oberlausitz, nicht weit von der Grenze zu Schlesien. Wir hatten einen Teil unserer Sachen bei Verwandten untergebracht. Mutter war hingefahren, sie zu holen, damit wir wenigstens etwas zum Zudecken hatten. Und sie hat von dort das Feuer in der Nacht gesehen. ...¹⁰

In diesem Fall musste man also für die Nacht des Luftangriffs zwei Auswärtige zu der Bevölkerung Dresdens hinzurechnen, während eine, die tatsächlich dazugehörte, zufällig abwesend war. Wenn man annimmt, dass es Zehntausende sol-

cher zufälliger Umstände gab, wird eine genaue Berechnung schwierig. Bergan- ders beste Schätzung ist, dass in den vorangegangenen Tagen und Wochen wei- tere hunderttausende Flüchtlinge bei Einwohnern Dresdens Unterschlupf gefun- den haben könnten – weil sie Freunde oder Verwandte oder Freunde von Freun- den waren oder einfach aus gewöhnlicher menschlicher Freundlichkeit. Dann kommt man für die Nacht vom 13. auf den 14. Februar auf die Anzahl von rund 200'000 Nichtansässigen in Dresden. Viele von ihnen dürften ausserhalb der ge- fährdeten Dresdner Innenstadt Unterkunft gefunden oder zugewiesen bekommen haben.

Diese Annahmen eines ausgewiesenen Fachmanns spielen nicht die Zahl der Flüchtlinge herunter, die während dieser Wochen *durch* Dresden und Umgebung zogen und vermutlich über eine Million betragen haben dürften. Aber sie waren nicht alle gleichzeitig da, und wahrscheinlich hatte nur ein Bruchteil von ihnen das Pech, in den Teilen Dresdens untergebracht zu sein, die in der verhängnis- vollen Nacht des Faschingsdienstags betroffen waren.

Am Nachmittag des 13. Februar 1945 war auch Victor Klemperer in behördli- chen Angelegenheiten unterwegs.

Am Vortag hatten er und andere Älteste der mittlerweile winzigen jüdischen Gemeinde in Dresden die Weisung erhalten, allen noch verbliebenen Juden einen Deportationsbefehl zuzustellen. Dieser Aufforderung zufolge, die von Dr. Ernst «Israel» Neumark von der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland unter- zeichnet war, sollten sie sich am Freitag, dem 16. Februar, früh um 6.45 Uhr in der Zeughausstrasse 1 (einem der «Judenhäuser» gegenüber der nicht mehr existi- erenden Synagoge) einfinden: «zum Arbeitseinsatz ausserhalb Dresdens». Handgepäck und Marschverpflegung für zwei bis drei Tage waren mitzubringen, ausserdem Bekleidung, eine Decke, Bettwäsche und Schuhe, nicht aber Geld, Devisen, Sparbücher, Streichhölzer und Kerzen.

Ich weise nachdrücklich daraufhin, dass dieser Aufforderung ungeachtet al- ler bestehenden Arbeitsverhältnisse unbedingt Folge zu leisten ist. Andern- falls sind staatspolizeiliche Massnahmen zu gewärtigen.

Ich bitte, mir den Empfang dieses Schreibens auf dem unteren Anhang des- selben zu bestätigen.¹¹

Das war der Brief, den Henny «Sara» Wolf in der Wohnung der Familie in der Glashütter Strasse erhielt, wo sie jetzt unter extrem eingeschränkten Bedingun-

gen lebten. Eine gleichlautende Anweisung war auch an ihre Mutter ergangen. Sie beide und Hennys arischer Vater wussten genau, was das bedeutete. Jeder Jude oder Mischling wusste es. Dieser Befehl kam, gleichgültig, wessen Unterschrift darunter stand, von der Gestapo. Er versprach bestenfalls den Transport in das Ghetto Theresienstadt, schlimmstenfalls einen Todesmarsch jener Art, wie er bereits zehntausende Juden einem bitteren und unmenschlichen Schicksal überantwortet hatte, gerade zu der Zeit, da die neuen Vorstösse der Alliierten die so quälend nahe Befreiung zu bringen schienen.

Anfang Januar 1945 war Henry Wolf, mittlerweile zu einer hübschen jungen Frau von 20 Jahren herangewachsen, erstmals allein zur Gestapo bestellt worden. Ihre Mutter blieb zu Hause, von ohnmächtiger Furcht befallen. Mehr als ein Bekannter hatte lieber Selbstmord begangen, als einer solchen Vorladung Folge zu leisten. Hennys Vater begleitete sie bis zum Gebäude, musste aber draussen bleiben. Der Pförtner brüllte die junge Frau an: «Sara Wolf, dort hinauf!» Sie gehorchte, krank vor Angst.

Es waren vier oder fünf Männer im Zimmer, Zigarren rauchend, in Clubsesseln. Sie fragten mich Dinge, die sie ohnehin schon wussten: ob die Ehe meiner Eltern eine Mischehe sei oder nicht, warum ich den Stern trüge, und ähnliche Fragen. Alles reine Schikane. Ich werde nie vergessen, wie ich aus dem Gebäude kam und meinen Vater draussen stehen sah. Er war in der Stunde, die ich bei der Gestapo verbracht hatte, um Jahre gealtert, überzeugt, sie würden mich gleich dort behalten.¹²

Zum ersten und einzigen Mal machte Hennys Vater von seinem Privileg als Arier Gebrauch und benutzte für den Heimweg die Strassenbahn. Seine Tochter musste Zurückbleiben, da ihr die Benutzung aller öffentlichen Verkehrsmittel untersagt war, und den Weg nach Hause allein laufen. Sie fanden das beide in Ordnung, denn so würde die Qual der wartenden Mutter so rasch wie möglich beendet werden.

Ebenfalls Anfang Januar war die Nachtschicht in der Kartonagenfabrik Bauer plötzlich abgeschafft worden, sodass die Juden keine Arbeit mehr hatten (ausser dem Räumen von Trümmergrundstücken und dergleichen). Niemand wusste, was das zu bedeuten hatte – jedenfalls so lange nicht, bis nur wenige Wochen später der Deportationsbefehl kam.

Die Wolfs hatten keine drei Tage Zeit, sich ihre Reaktion zu überlegen. Weil sie auf keinen Fall wollten, dass die Familie auseinandergerissen und die Frauen

in ein Konzentrationslager verschleppt würden, beschlossen sie sofort, den gelben Stern abzureissen und unterzutauchen. Die Erfolgsaussichten waren gering, denn wie sollten sie sich ohne «arische» Papiere Lebensmittelkarten beschaffen oder eine Unterkunft finden? Und was, wenn sie in eine Ausweiskontrolle gerieten? Doch sie sagten sich, dass es besser wäre, gemeinsam als Familie zu sterben, als getrennt und einsam an der abscheulichen, unpersönlichen Brutalität des KZ-Systems zugrunde zu gehen.

So kam der Abend des 13. Februar. Hennys Vater, von dem Deportationsbefehl noch immer wie gelähmt, lag vollständig angekleidet auf dem Bett. Sonst ein sehr penibler Mensch, war dies das erste Mal, dass seine Tochter so etwas an ihm beobachtet hatte.

Die Fliegeralarmsirenen ertönten. Zuerst dachten sie, es sei wieder einmal ein Fehlalarm. Die Wolfs hatten kein Radio, weil das in einem Haus, in dem Juden lebten, nicht erlaubt war, und erhielten deshalb keine Warnung vor den herannahenden britischen Bombern. Zu öffentlichen Luftschutzräumen hatten Henny und ihre Mutter ohnehin keinen Zutritt.

Doch einige Minuten später klingelte es an ihrer Tür. Es war der Luftschutzwart, ein anständiger älterer Mann, der die Familie seit Jahren kannte. Er forderte Hennys Vater auf, die Familie in den Luftschutzkeller zu bringen. Wolf erwiderte ihm, das sei nicht erlaubt, aber der Mann wiederholte seine Aufforderung mit sanftem Nachdruck. Sie folgten ihm in den Keller unter ihrem Wohnblock.

Günter Jäckel, sieben Jahre alt und gerade eingeschult, als Hitler an die Macht kam, war jetzt achtzehneinhalb und in Uniform. Der Krieg hatte ihn zunächst weit weg von seiner Heimatstadt Dresden geführt und dann nach wenigen Monaten wieder heim.

Im Sommer 1944 wurde Jäckel wie die meisten seiner Klassenkameraden zur Wehrmacht eingezogen. Er schaffte es, zur Luftwaffe zu kommen. Jäckel war mit 16 Jahren von der Schule abgegangen und hatte eine Verwaltungslehre bei der Gemeindeverwaltung von Pirna begonnen, einer unweit von Dresden gelegenen Stadt an der Elbe. Noch in der Hitlerjugend lernte er Segelfliegen. Deshalb, glaubt er, wurde er, als er das wehrpflichtige Alter erreichte, zur Luftwaffe geschickt und nicht als Kanonenfutter an die Ostfront.

Pilot wurde Jäckel aber nicht. Mitte 1944, als der Luftkrieg schrecklich einseitig geworden war und Bodentruppen unbedingt gebraucht wurden, wurden er und seine Kameraden als Infanteristen im noch von der Wehrmacht gehaltenen Teil Frankreichs eingesetzt. Im Osten des Landes waren heftige Kämpfe im

Gänge, nachdem die Wehrmacht dort ihre Verteidigungsbemühungen intensivieren konnte. Jäckel erinnert sich, wie bestürzt er war – er, ein Junge, der bis dahin kaum aus der Geborgenheit Dresdens herausgekommen war –, als er bemerkte, welcher Hass ihm und seinen jugendlichen Kameraden in den Orten entgegen schlug, die ihre älteren Landsleute erobert hatten. Seine Einheit zog sich, als es dunkel wurde und die Gefahr alliierter Luftangriffe nachliess, aus einer Kleinstadt nordöstlich von Dijon zurück:

Die letzten Jagdbomber waren in der Dämmerung abgekurvt, der Weg über die weite Ebene nach Osten war frei. An der Strasse aber, die aus dem hochgelegenen Stadtteil nach unten führte, standen Kinder und Frauen, einzelne Männer. Sie standen und schwiegen und starrten uns an. Sie verzogen keine Miene. Nie wieder bin ich so angeschaut worden; selten wohl habe ich mich so geschämt – und ich wusste nicht einmal, warum.¹³

Im Oktober 1944 lag seine Einheit verschanzt in einer Apfelplantage bei Beifort, unter Bordwaffenfeuer im Tiefflug angreifender amerikanischer Thunderbolts und Mustangs und, als die Frontlinie näher rückte, unter systematischem Artilleriebeschuss, der von der Luft aus gesteuert wurde. Bei diesem Gefecht gerieten Jäckel und seine Kameraden in die Schusslinie amerikanischer Panzer. Einer seiner Arme wurde von Granatsplittern durchsiebt. Der Junge neben ihm wurde höchstwahrscheinlich getötet. Jäckel kam nur deshalb mit dem Leben davon, weil er rechtzeitig in Deckung gegangen war.

Jäckel wurde aus der Kampfzone abtransportiert und in ein von Nonnen geführtes Lazarett nach Colmar gebracht. Dort verschlimmerte sich sein Zustand. Er bekam hohes Fieber, und sein Arm schwoll an. Die Deutschen hatten kein Penizillin, um es gegen Wundinfektionen einzusetzen. Er wurde ins Reich gebracht und in einem bayerischen Lazarett operiert. Er war auf dem Weg der Genesung, als er erfuhr, dass seine Mutter unerwartet an Scharlach gestorben war – ein zufälliger ziviler Todesfall, eine natürliche Todesursache, mitten im Krieg.

Zwei Tage später traf Günter Jäckel in Dresden ein, zu ihrer Beerdigung. Und auch zu einem letzten Wiedersehen mit seinem Vater, den man zuvor zur Wehrmacht eingezogen hatte. Nach der Trauerfeier kehrte der ehemalige Strassenbahnfahrer, ein Mann mittleren Alters, zu seiner Einheit an der Ostfront zurück. Sein Sohn sah ihn nie wieder.

Am Abend des 13. Februar befand sich Jäckel, der gehfähig war, aber immer noch leichtes Fieber hatte, in einem Genesungsheim am Rande der Südvorstadt.

Die Schmutzarbeit – das Wäschewaschen und das Austauschen der Urinflaschen und Bettpfannen – verrichteten dort italienische Kriegsgefangene. Es waren freundliche Leute, Männer, die sich nach dem Sturz Mussolinis geweigert hatten, aufseiten der Faschisten weiterzukämpfen, und dadurch in einer relativ entspannten, wenn auch nicht gerade wohlriechenden Art von Gefangenschaft gelandet waren. Dann ertönten die Sirenen.

Neben mir lag ein Rheinländer, ein Unteroffizier mit Auszeichnungen, der packte beim Voralarm ein paar Sachen. Wir Sachsen, wir lachten und lächelten und sagten: «Was ist denn? Wir haben doch dauernd Alarm.» Aber er war aus dem Rheinland, er wusste Bescheid. ...Die Italiener trugen noch die Schwerverletzten in den Keller – und da gingen auch wir zögernd herunter.¹⁴

Hannelore Kuhn war das mittlere Kind und die einzige Tochter gut situierten Eltern, die Familie wohnte in dem Stadtviertel um den Münchner Platz. Ihr Vater hatte zwar Jura studiert, sich jedoch, nachdem er im Ersten Weltkrieg gedient hatte, der Immobilienberatung und –Verwaltung zugewandt. Ihre Mutter, die bis zur Geburt ihres ersten Kindes Lehrerin gewesen war, war jetzt Hausfrau. Sie besaßen eine stattliche Villa in der Bamberger Strasse.

Als das Jahr 1945 begann, war der ältere Bruder von Hannelore Kuhn bereits im Krieg gefallen, und ihr jüngerer Bruder war zur Wehrmacht eingezogen worden. Sie war eine fleissige Schülerin. Nachdem sie 1942 ihr Abitur gemacht hatte, konnte sie nicht gleich studieren, sondern musste zunächst in einem Arbeitslager in den Bergen Dienst leisten. Anschliessend schickte man sie im Rahmen des Kriegshilfsdienstes nach Breslau, wo sie einige Monate als Strassenbahnschaffnerin beschäftigt wurde, bevor sie heimkehren durfte.

Der 13. Februar, erinnert sich Hannelore, war einer dieser milden Vorfrühlingsstage.

Da kriegte ich so was mit der Stirnhöhle und wurde krankgeschrieben, also war ich am 13. Februar zu Hause. ...Wir dachten, jetzt feiern wir Fasching, indem wir spazieren gehen. Dann sind wir nach hier oben auf die Höhen gestiegen ..., und da war so eine Strasse nach oben, und von da aus konnte man so richtig Dresden sehen. Das haben wir uns angeguckt, die Sonne glitzerte noch in allen Fensterscheiben, und Schneeglöckchen blühten schon. Und dann sind wir wieder nach unten gegangen, und vorne am Münchner Platz, hier ganz in der Nähe, haben wir uns verabschiedet. Und der eine, ein Chemiestudent, war kriegsversehrt, nachdem er in seinem Panzer fast ver-

nannt wäre. Er wohnte aber hier in der Kaserne, und er studierte hier in Dresden.

... Er sagte also: Denkt heute Abend an mich, ich muss in den Bau, ich habe den Zapfenstreich überzogen, und deshalb muss ich in den Bau heute Nacht. Und wir haben uns verabschiedet, und von den drei, vier Freunden, von denen ich mich verabschiedet habe, habe ich keinen wieder gesehen. Ich bin nach Hause gegangen, hier gleich, und da waren noch so ein paar Faschingskinder auf der Strasse. Die sind dann reingegangen.¹⁵

Als um zehn Uhr an jenem Abend der Fliegeralarm ertönte, hatte sie sich in einen Sessel gekauert und hielt sich Heizkissen an die Wangen, um die Schmerzen von der Stirnhöhle zu lindern, wie es ihr vom Arzt aufgetragen worden war.

Es waren vier Kinder aus dem Dresdner Innenstadtviertel Johannstadt, die zwischen 1930 und 1945 in dem kleinen Bereich nördlich des Grossen Gartens aufwuchsen, zur Schule gingen und miteinander spielten.

Nora Lang und Anita John waren seit unvorordenklichen Zeiten miteinander befreundet. Nora hatte zwei Brüder, einer fast in ihrem Alter, der andere erst sechs. Anita war ein Einzelkind. Noras Vater arbeitete als Schweisser bei der Gussstahl-Fabrik in Freital, und er fuhr immer, ob zur Tag- oder Nachtschicht, mit dem Fahrrad. Es war eine Spezialistentätigkeit, dennoch zählte sich die Familie zur Arbeiterklasse. Anitas Eltern wollten höher hinaus; ihr Vater war vor dem Krieg bei einer Bank tätig gewesen.

Die Johannstadt war ein sozial gemischtes Viertel mit hohen, mit Türmchen verzierten Mietshäusern in einem eleganten Stil des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die baumbestandene Plätze umsäumten. Es gab grosse und kleine Wohnungen, aber alle galten als hell und luftig. Im Erdgeschoss der Häuser befanden sich Läden und Werkstätten, und so hatten sich zahlreiche Handwerker, ja sogar kleine Fabriken in den Hinterhofbereichen niedergelassen. Es war ein nettes Viertel, in dem es sich leben liess.

Am 13. Februar 1945 fiel der Schulunterricht aus, weil es an Kohle zum Beheizen der Klassenräume mangelte. Solche Engpässe waren jetzt an der Tagesordnung. Selbst wenn Kohle gefordert werden konnte, war damit noch nicht der Transport sichergestellt. Wie so oft in den letzten Monaten hatten die Kinder sich ihre Aufgaben von der Schule abgeholt, die sie abgeben würden, wenn die Umstände es erlaubten. Es war so schlimm geworden, dass Anitas Grossvater, der auf dem Verschiebebahnhof Friedrichstadt arbeitete, die Zuteilungen der Familie mit Keksen aufbessern musste, den er von den britischen Kriegsgefange-

nen bekam, die bei ihm arbeiteten und nach wie vor mit recht grosszügigen Paketen vom Internationalen Roten Kreuz versorgt wurden. Ihre Grossmutter wusch den Gefangenen dafür die Wäsche. Die Kinder des Hauses hatten nach Einbruch der Dunkelheit noch eine Weile drinnen mit improvisierten Masken Fasching gespielt. Dann gingen alle nach Hause, auch Nora:

Mein Vater hatte keine Nachtschicht, er war zu Hause.... Wir hörten ja immer noch mal die Nachrichten, ehe wir uns schlafen legten. Und ich bin nicht zu Bett gegangen, weil die Nachrichten meldeten: Feindliche Flieger im Anflug auf Hannover und Braunschweig, und das war so die Richtung, die könnte nach Sachsen weitergehen. Könnte auch nach Berlin. Und man wartete. Bloss der Kleine wurde zu Bett gebracht. Und wir hörten immer mal die Meldungen, aber das war so, man hat das dann irgendwie nicht richtig mitbekommen. Das war dann kurz zuvor, als der Alarm kam... eine ganz schlimme Überraschung. Ganz schnell in die Mäntel hinein. Und die Mutter musste den Kleinen aus dem Bett holen. Und jeder hatte sein Gepäckstück.

Dort, wohin sie dann eilten, um sich in Sicherheit zu bringen, war wirklich nur ein Keller.

Vor dem Keller hatte ich immer Angst. Dort gab es kein elektrisches Licht – auch in Friedenszeiten nicht. Da musst du immer mit einer Kerze oder einer Laterne runter. Und wir waren ungefähr 15 oder 16 Personen im Keller. Wir sassen so um einen Tisch herum, und in der Mitte des Tisches flackerte eine Kerze. Also 15 oder 16 ungefähr, die in dem Haus wohnten. Es waren einige Kinder, zwei ältere Männer, und Frauen. Das jüngste war ungefähr sechs Wochen alt. Seine Mutter war eine junge Frau von 20 oder 21.¹⁶

Fast genauso sah es im Keller des benachbarten Hauses aus, in dem die Familie von Anita Kurz, Noras bester Freundin, wohnte, obwohl er als Luftschutzraum gekennzeichnet war und für die Allgemeinheit einen Zugang von der Strasse her hatte. Der einzige Vorteil bestand darin, dass er Strom hatte. Anita erinnert sich:

Da standen eine ausgediente Wanne mit Wasser und auch noch Sandkisten und Eimer. Man kann ja den Keller nicht mit den heutigen Kellern vergleichen. Das war ja ein gemauertes Gewölbe – wie in einer Kirche. Es war Sandstein, stück-

weise sicher auch verputzt. Es gab auch eine Lampe, also eine Birne... Ausser mir nur noch zwei andere Kinder aus dem Haus. Wenig Männer. Mein Vater war da. Er arbeitete als Angestellter bei der Wehrmacht, aber er war da. Und dann war da noch der Kaufmann von unten. Überwiegend Frauen und Kinder. Als wir alle im Keller waren, gingen zwei oder drei Männer zu den Kellertüren, die gingen zum Hof heraus, und kamen sofort wieder und sagten, dass sie «Christbäume» gesetzt hätten. Dann ging es mit den Explosionen schon los. Und es passierte sehr, sehr rasch.¹⁷

Bei den beiden Johannstädter Jungen lagen die Dinge anders, wohl auch wegen der klareren Klassenunterschiede.

Christoph Adams Eltern gehörten zur Mittelschicht. Er, ein ernster, nachdenklicher Junge von 14 Jahren, wohnte am Dürer platz, einem der grössten Plätze in Dresden. Die soliden Wohnhäuser, damals an die 50 Jahre alt, umstanden eine Grünfläche von 90 mal 180 Metern, fast ein eigenes Dorf innerhalb des Viertels. Christoph war ein begabter Schüler und ging auf die Kreuzschule, ein Gymnasium, das von den Söhnen der Dresdner Mittelund Oberschicht besucht wurde und dessen Chor internationale Berühmtheit erlangt hatte:

Bis zum 13. Februar 1945 war Dresden verschont worden, und wir hatten als Kinder keine Vorstellung vom Krieg. Es gab diese kleinen Angriffe, wo bei uns ein, zwei Bomben in der Stadt gefallen sind. ... Ansonsten kannten wir es nur aus der Wochenschau. Von den Kindern wurde konkret nur wahrgenommen, wo Eltern gefallen sind, Väter gefallen an der Front, aber in unserem engeren Kreis war das bis zu dem Zeitpunkt nicht der Fall. Ich muss hierzu noch sagen, die Eltern haben uns auch nicht aufgeklärt – sie haben Radio London gehört, doch sie verschwiegen es uns. Es war eine Zeit, in der niemand dem anderen trauen konnte. ...¹⁸

Nach seiner Erinnerung ging das Leben fast normal weiter. Auch als russische Vorauseinheiten nur noch ein paar Fahrstunden von Dresden entfernt waren, wurde darüber diskutiert, ob der Hausbesitzer nicht laut Mietvertrag verpflichtet war, das Haus neu anzustreichen. Dr. Adam – so sein heutiger Titel – fügt hinzu: «Alles war rationiert, aber hungern mussten die Deutschen nicht. Ich habe nicht gehungert. Ich war gut gekleidet und gut beschuht.» Und es war Fasching, es wurde gefeiert, das Treppenhaus war geschmückt, die Kinder verkleideten sich.



1. Das nächtliche Dresden vor dem Krieg.

2. Luftaufnahme der Dresdner Altstadt, 1943.

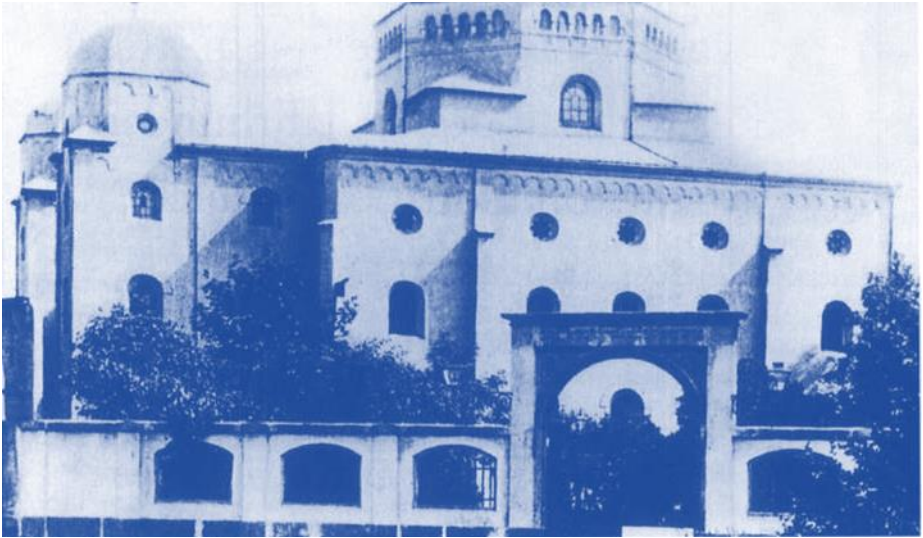




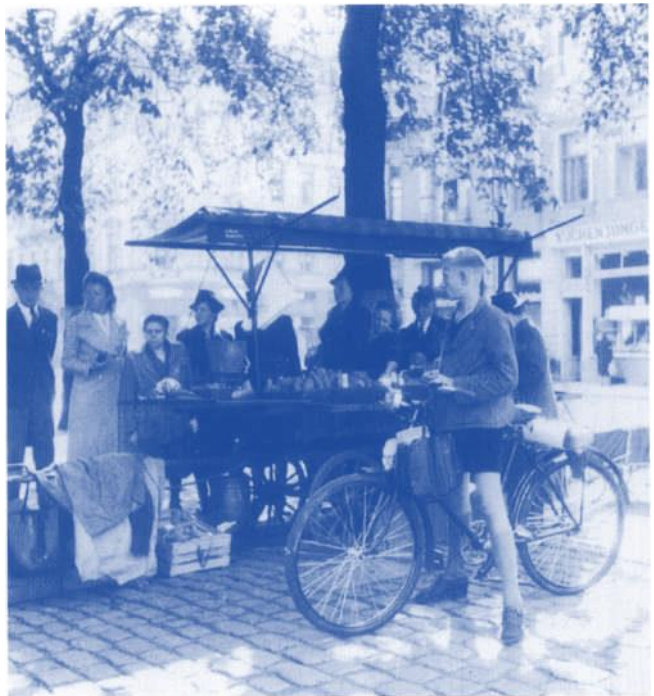
3. *Oben:* Dresdner Schüler
in HJ-Kluft, 1937.



4. Die für Hitlers Besuch
im Juni 1934 mit Haken-
kreuzfahnen ausgestaffierte
Schlossstrasse.



5. Oben: Die Dresdner Synagoge im Jahr 1870. Sie wurde 1938 niedergebrannt.



6. Marktstand in Dresden, September 1940.



7. Dresdner Gymnasiasten bei der Ausbildung zu Flakhelfern – links der spätere Historiker Götz Bergander.



8. Kinder aus Dresden auf Landverschickung 1943. Die meisten waren 1945 wieder daheim und mit ihren Eltern dem Feuersturm ausgesetzt.

9. Gauleiter Mutschmann und Gefolge besichtigen bei Radio-Mende Erzeugnisse für die Wehrmacht.



10. Das bombensichere Goehle-Werk der Zeiss-Ikon AG, in dem Henny Wolf und die anderen jungen Leute vom «Kindergarten» Zwangsarbeit leisteten.



11. Fließbandarbeit an Radargeräten im Sachsenwerk, 1944.



12. In der «Städtischen Entseuchungs-Anstalt» werden die aus ihren Häusern verschleppten Hellerberg-Juden der «Entlausung» unterzogen.



13. Untersturmführer Henry Schmidt, der Chef des Judenreferats der Dresdner Gestapo (2. von links), scherzt mit Dr. Hasdenteufel von der Zeiss-Ikon AG (2. von rechts, mit Zigarre), während sie in Begleitung zweier Gestapo-Angehöriger der «Entlausung» zuschauen.



14. Juden bei der Ankunft im Lager Hellerberg. Dort hofften sie ausser Gefahr zu sein, wurden jedoch im folgenden Frühjahr in Vernichtungslager deportiert. Nur wenige überlebten den Krieg.



15. Alfred Goldschmidt (links), von Kindheit an ein jüdischer Freund Günther Kannegiessers. Sie spielten zusammen Fussball und trieben sich in den Strassen der Johannstadt herum. Eines Tages war Alfred «verschwunden» – hierher, nach Hellerberg. Er starb in Auschwitz-Birkenau.



16. *Oben:* Einen Tag nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 bekundeten Dresdner dem «Führer» bei einer Massenkundgebung ihre Treue.



17. Günther Kannegiesser (links) mit Familie bei einem Badeausflug während des Krieges. Als Dresden bombardiert wurde, war seine ältere Schwester (Mitte) nicht da, doch seine Mutter, sein kleiner Bruder und die jüngere Schwester sollten beim zweiten RAF-Angriff umkommen.

18. Nora Lang mit Familie. Ihr Bruder (rechts) wurde kurz vor der Bombardierung einberufen. Die Familie war während des Feuersturms getrennt. Nora (Mitte) und ihr kleiner Bruder (auf den Armen der Mutter) irrten die ganze Nacht durch die brennenden Straßen.



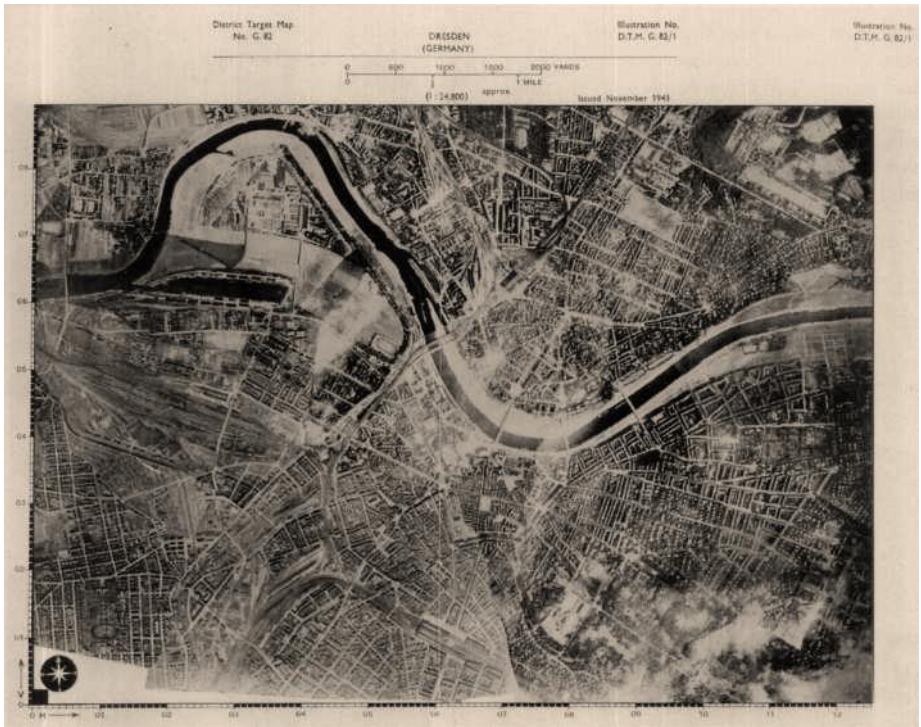
19. Anita Kurz und ihre Eltern im Winter 1943/44 am Dürerplatz. Ihr Vater, 1939/40 bei der Wehrmacht in Polen, wurde durch einen Unfall Teilinvalide, konnte aber als Zahlmeister in seiner Heimatstadt weiter dienen.



20. Die siebzehnjährige Henny Wolf im Hof des Zwingers, unmittelbar vor Beginn ihrer Zwangsarbeit bei Zeiss-Ikon.



21. Günter Jäckel als siebzehnjähriger Luftwaffeninfanterist in Toul, Ostfrankreich, Sommer 1944. Er glaubt, dass die Aufnahme deswegen gemacht wurde, damit die Eltern «wenigstens etwas hatten», falls diese Kindersoldaten umkommen sollten. Zwei Monate später wurde Jäckel verwundet und kehrte als Invalide heim nach Dresden, wo er den Feuersturm erlebte.



22. Die Zielkarte von Dresden.



23. Air Marshal Sir Arthur Travers Harris, kommandierender Offizier des Bomber Command – für viele die Personifizierung der Nemesis Dresdens.

24. «A-Able» über dem Ruhrgebiet.

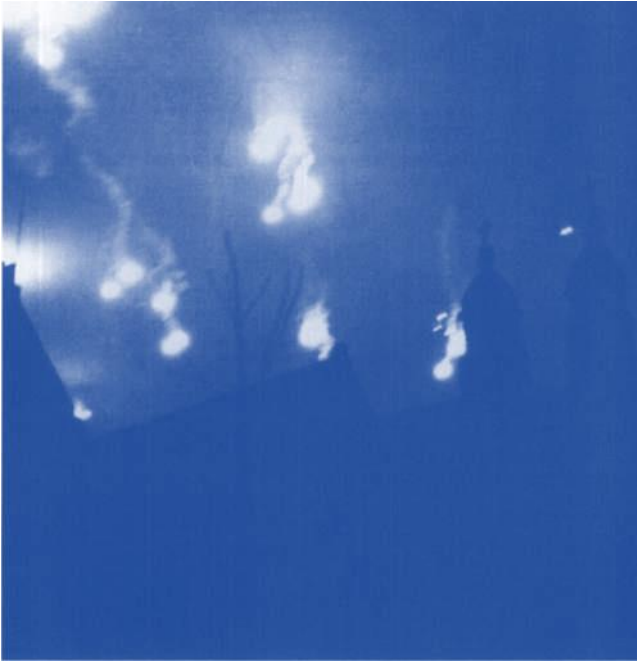


25. Unten: Miles Tripp (links) und die Besatzung des Lancaster-Bombers «A-Able» nach dem letzten Einsatz ihres verlängerten Turnus im März 1945. Drei Wochen zuvor hatten sie Chemnitz und Dresden bombardiert.

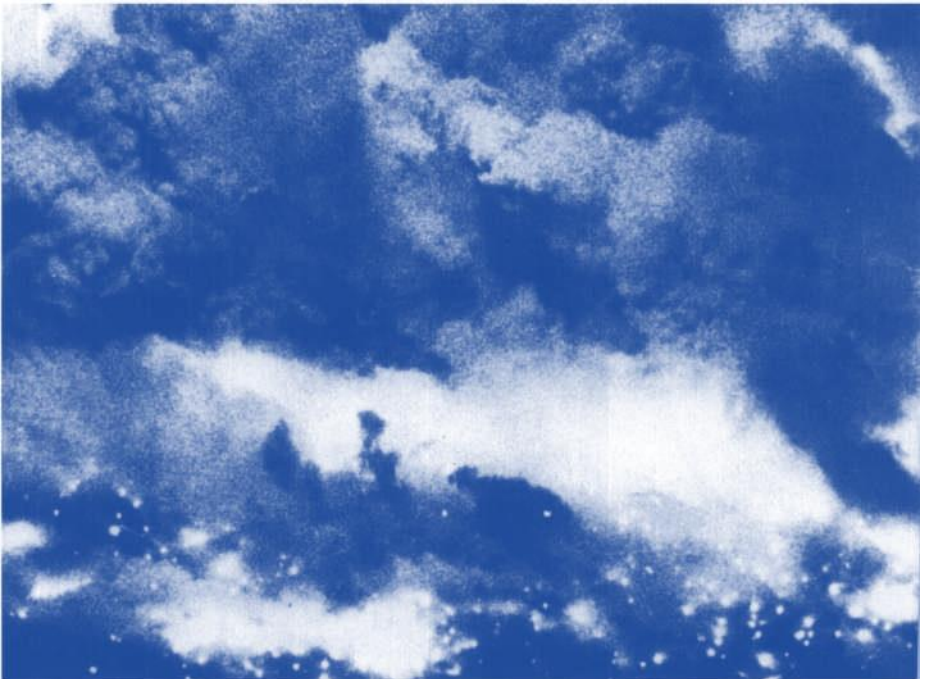


26. Lieutenant Alden «Al» Rigby vom 8. Jägerkommando in der Zeit seines Geleitflugs nach Dresden. Seine Mustang-51 ist mit den Vornamen seiner Frau und seines Töchterchens beschriftet.





27. 13. Februar 1945, kurz nach 22 Uhr: «Christbäume» der RAF leuchten zunächst das Zielgebiet aus. Dieses Bild bot sich den entsetzten und zugleich faszinierten Dresdnern, die aus ihren Kellern und Luftschutzräumen hervorlugten. In Kürze werden die ersten RAF-Bomben auf Dresden fallen.



28. Der Höhepunkt des Feuersturms zwischen Mitternacht und den frühen Morgenstunden des Aschermittwochs. RAF-Besatzungen spürten die Gluthitze noch in einer Höhe von mehr als 3'000 Metern.



29. Feuerwehrleute vor der alten Technischen Hochschule am Bismarckplatz, unweit des Hauptbahnhofs, um Mitternacht. Die noch bevorstehende zweite Angriffswelle der RAF wird diese Männer mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit das Leben kosten.



30. Das historische Dresden brennt immer noch. Aufnahme aus einem deutschen Aufklärungsflugzeug, 18 Stunden nach dem Feuersturm.

31. Der Zwinger, Vergnügungspalast August des Starken, in Trümmern.



32. Die Striesener Strasse in den Zwanziger Jahren. Lang zieht sie sich in westlicher Richtung durch die Johannstadt, mit dem Turm der Johanniskirche zur Rechten und auf das noch weit entfernte Zentrum (kaum auszumachen links die Kuppel der Frauenkirche) zu. An dieser Verkehrsader und in der Nähe wohnten Günther Kannegiesser und seine Freunde – und viele kamen dort um.



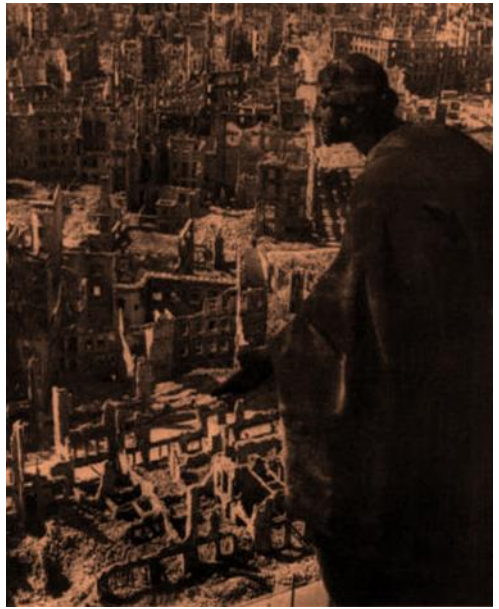
33. Die Striesener Strasse nach 1945, fast vom gleichen Standort aus aufgenommen. Links von dem weit hinten stehenden Lastwagen die Ruine von Günther Kannegiessers Wohnhaus.

34. Alt-Dresden: Ein Blick von der verwüsteten Elbterrasse in die einst für ihre Restaurants berühmte Münzgasse. Links hinten die zertrümmerte Kuppel der Frauenkirche.



35. Dresden als Industriestandort: Die Universelle-Werke, früher Hersteller von Zigarettenmaschinen, seit langem auf Rüstungsgüter umgestellt, nach dem Angriff der RAF am 13./14. Februar 1945.

36. Ein Blick auf das urbane Trümmerfeld vom Dach des Neuen Rathauses aus.



37. *Links:* Viele Dresdner suchten verzweifelt Rettung in Brunnen und Wasserreservoirs und wurden dabei im Feuersturm regelrecht zu Tode «gekocht».

38. *Unten:* Soldaten und Bergungstrupps tragen Leichen zusammen und verbrennen sie, um der Gefahr von Seuchen vorzubeugen. SS-Einheiten mit Erfahrungen aus dem Todeslager Treblinka sollen dabei geholfen haben.



Günther Kannegiessers Vater, ein Installateur, war in der zweiten Kriegshälfte zur Wehrmacht eingezogen worden. Um über die Runden zu kommen, arbeitete Günthers Mutter in einem Fotogeschäft. Ihr Sohn war ein hübscher Junge mit einem schelmischen Lächeln, ein richtiges Stadtkind, wendig und clever. Er war ebenfalls 14, doch seinen Eltern fehlte das Geld, ihn auf eine höhere Schule zu schicken. Er würde sich bald nach einer Arbeit umschauchen müssen.

Einstweilen war der junge Günther die Hauptstütze seiner Mutter. Morgens brachte er seinen vierjährigen Bruder in den Kindergarten, damit die Mutter zur Arbeit gehen konnte. Seine achtjährige Schwester ging zur selben Schule wie er. Nach der Schule räumte er zu Hause auf, holte Kohlen und erledigte oft die Einkäufe, bevor er sich mit seinen Freunden treffen konnte.

Seit dem letzten Herbst war Günther auch als Kriegshelfer eingesetzt und versah zusammen mit einigen anderen Jungen aus dem Viertel Boten- und Notfalldienste für das Polizeirevier IV in der Dinglinger Strasse. Jeden zweiten Abend mussten die Jungen sich auf der Polizeiwache melden. Sie konnten zwar im Keller auf Etagenbetten schlafen, aber im Bedarfsfall standen sie auf Abruf bereit. Dafür bekamen sie 1,50 Reichsmark und dazu einen kleinen Abschnitt von der Lebensmittelkarte. Dem nächtlichen Angriff der RAF war so etwas wie ein normaler Tag vorausgegangen:

Am Abend des 13. Februar waren mein Freund Fritz und ich noch auf der Kegelbahn in der Gaststätte Quellmalz in der Zöllner Strasse 5 gewesen. Eigentlich war es verboten, aber der Gastwirt hatte es uns erlaubt, wenn wir nicht so laut wären. Im Bett war ich noch nicht gewesen, als der Alarm kam. Meine Mutter hatte ich schon über die vielen eingeflogenen Verbände informiert.¹⁹ Aber das war ja damals fast täglich so. Nach dem Hinunterschaffen meiner Geschwister in den Luftschutzkeller (er befand sich im Schlachthaus der Suchy) begab ich mich wieder in Richtung Schumannstrasse, wo ich immer meinen Freund Siegfried traf, um dann mit ihm zum 4. Polizeirevier zu laufen.²⁰

Auf dem Weg dorthin dröhnten die Motoren der britischen Flugzeuge bereits über ihnen. Die Jungen konnten sie sehen und hören. In jugendlichem Staunen starteten sie empor zu dem ungewohnten Anblick. Dann wurde ihnen klar, dass auch Explosionen ertönten.

Sie eilten weiter – in die trügerische Sicherheit, die das Polizeirevier IV ihnen verhieß.

19. KAPITEL

«Tally-ho!»

Als die 244 schwer beladenen Lancaster-Bomber sich dem Ende ihres fünfstündigen Fluges näherten und die Elbe entlang auf das Ziel dieser Nacht einschwenkten, wurden sie schon vom Masterbomber der 5. Gruppe und seinem Team aus acht Markierungsflugzeugen erwartet, die seit etwa zehn Minuten ihre Vorbereitungen über Dresden getroffen hatten.

Um 19.57 Uhr war der Masterbomber in Coningsby (Grafschaft Lincolnshire) gestartet. Er flog die Mosquito KB 401-E, begleitet vom Navigator, dem Fliegerleutnant Leslie Page. Rasch stiegen sie in ihrem schnellen, aus Sperrholz gebauten Flugzeug auf die Höhe von 30'000 Fuss und nahmen Kurs auf Deutschland. Genau gleichzeitig flogen Fliegerleutnant William Topper und sein Navigator, Fliegerleutnant Davies, mit der Mosquito DZ 631-W in Woodhall Spa los. Topper als führender Markierer der acht Mosquitos von der 627. Staffel hatte jetzt die Aufgabe, den Zielpunkt für die erste Welle der Hauptstreitmacht zu kennzeichnen. Er und seine Kameraden würden die Tiefflugmarkierung nach dem speziellen Verfahren der 5. Gruppe durchführen.

Um die deutsche Luftverteidigung weiter in die Irre zu leiten, flogen der Masterbomber und die Markierungsflugzeuge eine Zeit lang genau parallel zu dem Mosquito-Verband, der einen Ablenkungsangriff auf Magdeburg führte, um sich dann über dem südlichen Mitteldeutschland in Richtung Chemnitz und von dort nach Dresden davonzuschleichen. Obwohl sie fast zwei Stunden später gestartet waren als die Hauptstreitmacht der Lancaster, waren der Masterbomber der 5. Gruppe und sein Markierungsteam, angetrieben von einem kräftigen Nordwestwind, vor ihnen da – alles wie geplant.

Oberstleutnant Maurice Smith, der Masterbomber, hatte bereits Erfahrung

in der Lenkung von Angriffen auf ansehnliche deutsche Städte, darunter Karlsruhe und Heilbronn. Er galt als Spezialist für den «Fächerangriff», eine von der 5. Gruppe praktizierte verfeinerte Form des Flächenbombardements. Smith sollte sowohl mit dem Hauptquartier in England als auch mit den am Angriff beteiligten Flugzeugen in direktem Kontakt bleiben (mit Letzteren über den neu entwickelten UKW-Funk, über den die Bomber jetzt verfügten). Er war daher nicht nur High Wycombes Verbindungsmann vor Ort, sondern praktisch auch Regisseur des ersten Aktes des Dramas, das in dieser Nacht kurz nach 22 Uhr über Dresden hereinbrechen sollte.

Smiths Mosquito und die Markierungsflugzeuge waren ausserdem mit der neuen Navigationshilfe LORAN ausgestattet, einem von den Amerikanern entwickelten Gerät, das dem Zielfindungssystem «Gee» ähnelte, aber mehr als die doppelte Reichweite besass. Die Einsatzfähigkeit von «Gee» war durch die Krümmung der Erdoberfläche begrenzt. Diese Beschränkung entfiel bei LORAN, weil es mit einer längeren Wellenlänge arbeitete. Nachteilig war die geringere Genauigkeit (am besten eignete es sich als Navigationshilfe auf See), aber sie war immer noch so gross, dass die Führungsmaschine und die Pfadfinderflugzeuge, die sonst bei fernen Zielen wie Dresden von den alliierten Sendern nicht mehr erreicht werden konnten, wenigstens die Gewissheit hatten, dass sie sich über der richtigen Stadt befanden, bevor sie mit ihren Markierungen begannen.

Smith hatte sicherzustellen, dass die Markierung genau ausgeführt wurde, und dann, indem er beobachtete, wie die Wellen der Lancaster ihre sorgfältig abgestimmten Bombardierungspositionen über dem Ziel einnahmen, allfällige Fehler sowie Bombenzielfehler zu korrigieren, welche die Wirksamkeit des Bombardements zu beeinträchtigen drohten. Die Aufgaben des Masterbombers waren nicht nur verantwortungsvoll, sondern auch gefährlich. Er musste ungeachtet der Gefahren, die von der feindlichen Luftabwehr ausgehen mochten, während der gesamten Dauer des Angriffs über dem Zielgebiet bleiben und oft in geringer Höhe fliegen, um die Effizienz der Bombardierung festzustellen.¹

In ihrem Bunker tief unter dem Albertinum, im Herzen Dresdens, hatte die Örtliche Luftschutzleitung (ÖL) den Weg der Mosquitos während der letzten rund zehn Minuten verfolgt, seit sie Chemnitz überflogen hatten.

Seit einer Stunde stand fest, dass ein «dicker Hund» – so nannten die deutschen Flakleitoffiziere einen grossen feindlichen Bomberverband – auf dem Weg nach Mittel- oder Ostdeutschland war. Von der Reichsluftverteidigungsführung informiert, hatte die Dresdner Luftschutzpolizei schon um 21.15 Uhr

eine allgemeine Luftwarnung gegeben. Um 21.39 Uhr erfolgte der Fliegeralarm für die Stadt, obwohl noch längst nicht klar war, welches Ziel die Bomberstreitmacht ansteuerte. Noch schien Leipzig das wahrscheinlichste Ziel zu sein.² Wahrscheinlich fasste die Dresdner Bevölkerung diese Warnung wieder einmal als einen der unzähligen Fehlalarme auf. Dann meldete die ÖL um 21.59 Uhr: «Feindliche Kampfverbände im Raum Dresden-Pirna, kreisend.»³

Die Lancaster-Hauptstreitmacht war ebenfalls 20 Minuten zuvor ausgemacht worden, aber durch den Abwurf von Stanniolstreifen und andere Täuschungs- und Ausweichmanöver sorgte man immer noch für Fehlschlüsse beim Feind. Richtiger Fliegeralarm, die volle Alarmstufe, war in Leipzig gegeben worden, aber noch nicht in Dresden.

Auf Veranlassung des Stabes der 1. Jagddivision der Luftwaffe in Döberitz bei Berlin war unterdessen schon die kleine Nachtjägerstaffel auf dem Flugplatz Klotzsche alarmiert worden. Ihre A-Gruppe aus zehn Messerschmitt BF 110 war schon im Voraus losgeschickt worden und auch bald in der Luft, doch sollten die Nachtjäger eine halbe Stunde benötigen, um ihre Angriffspositionen einzunehmen. Aber während diese wenigen Abfangjäger noch Höhe gewannen, war die Markierung des Ziels schon im Gange, und der grosse Bomber ström näherte sich. Mittlerweile war es unwahrscheinlich, dass dieses deutsche Minigeschwader die Durchführung des Angriffs stören würde, und das bestätigte sich.

Eine der Messerschmitts wurde während des Steigflugs durch nicht identifizierten Beschuss heruntergeholt. Einer Darstellung zufolge wurde man bei der noch in Klotzsche existierenden leichten Flak nervös und hielt die in geringer Höhe kreisende Maschine irrtümlich für einen feindlichen Eindringling. Nach einer anderen Quelle hatte der Jäger möglicherweise das Pech, durch einen dichten Schauer von niedergehenden britischen Stabbrandbomben zu fliegen. Auf diese Weise ging auch eine Lancaster über der Stadt verloren.⁴

Um 22.03 Uhr machte sich der erste Markiererverband, Lancaster von der 83. Staffel, der Vorhut der Hauptstreitmacht, ans Werk. Kreuz und quer die Stadt überfliegend, warfen sie grüne Markierungsbomben ab, um das Stadtgebiet zu umreissen, sowie die erste von fast 1'000 weissen Leucht-kaskaden, die an einem Fallschirm niedergingen und den Boden ausleuchteten. Dies waren die berühmten «Christbäume», von denen so viele Dresdner, die den Angriff überlebten, später sagen sollten, sie hätten sie durch angelehnte Kellertüren gesehen oder

flüchtig erblickt, als sie in einen öffentlichen Luftschutzraum hasteten. Fast gleichzeitig erhielt die ÖL die Bestätigung, dass «der Angriff Dresden gilt».

Drei Minuten später, um 22.06 Uhr, löste die ÖL über Drahtfunk, der in Luftschutzräumen und anderen öffentlichen Räumen empfangen wurde, endlich definitiven Vollalarm aus:

Achtung! Achtung! Achtung! Die Spitzen der grossen feindlichen Bomberverbände haben ihren Kurs geändert und befinden sich jetzt im Anflug auf das Stadtgebiet. Es ist mit Bombenabwürfen zu rechnen. Die Bevölkerung wird aufgefordert, sich sofort in die Luftschutzräume zu begeben.⁵

Die Dresdner hatten dies bisher zweimal gehört, am 7. Oktober und am 16. Januar. Erst in diesem Moment begriffen sie, dass ihre Stadt bombardiert werden würde. Inzwischen hatten die Mosquitos der 627. Staffel aber schon begonnen, auf den vereinbarten Zielpunkt unmittelbar westlich des Stadtzentrums herabzustossen. Angeführt von Fliegerhauptmann Topper, warfen sie nun die roten Markierungsbomben ab, an denen sich über 240 Bombenschützen während des eigentlichen Angriffs orientieren sollten.

Das Stadion des Dresdner SC (DSC) im Ostra-Gehege, neben der wichtigen Eisenbahnbrücke gelegen, war eine von mehreren grossen Sportanlagen in der Stadt und Austragungstätte für die Heimspiele der beliebtesten Fussballmannschaft Dresdens, die 1943 und 1944 den deutschen Meistertitel erkämpft hatte. 1945 wurde der DSC-Platz als Zielpunkt für die erste Welle der Bombardierung Dresdens ausgewählt.

Der Wind wehte in dieser Nacht aus Nordwest, derselben Richtung, aus der sich die Bomber näherten. Das Verfahren für die erste Angriffswelle war der «Fächerangriff», den die 5. Gruppe erstmals bei der fürchterlich wirkungsvollen Attacke auf Braunschweig im Oktober 1944 angewandt hatte. Nach der Markierung eines Zielpunkts wurde den einzelnen Flugzeugen nicht nur ein unterschiedlicher, jeweils um zwei Grad verschobener Anflugkurs vorgegeben, sondern auch eine zunehmend verzögerte Abwurfzeit nach Überfliegen des Zielpunkts. Auf diese Weise sollte ein fächerförmiger Sektor gleichmässig mit einer verheerenden Bombendichte belegt werden. Mit der richtigen Mischung aus Spreng- und Brandbomben durchgeführt, konnte daraus sehr wohl ein Feuersturm entstehen. In Braunschweig wäre es beinahe dazu gekommen – nur das rasche Eingreifen der erfahrenen Feuerwehr hatte dieses Inferno verhindert.⁶

Als die erste Mosquito auf 900 bis 600 Meter herunterging, um den Zielpunkt im DSC-Stadion rot zu markieren, wurde offenkundig, was man schon eine Weile vermutet hatte: Dresden wurde nicht von Flakartillerie verteidigt.

Eine der drei Lancaster, die dem Pfadfinderverband als «Verbindungsmaschinen» zugeteilt waren, hatte ein Spezialtonbandgerät an Bord. Daher besitzen wir eine Aufzeichnung der Gespräche zwischen dem Masterbomber und seinen Markierern. Es war Topper, der Hauptmarkierer, der mit seiner Maschine als Erster runterging. Bei 900 Metern fragte ihn der Masterbomber: «Sehen Sie schon den grünen [Erstmarkierer]?» – «Ja, ich sehe ihn», bestätigte Topper. Es war Zeit, mit der Markierung zu beginnen.

Als Topper auf 600 Meter und dann noch weiter herunter war, rief er in sein UKW-Sprechfunkgerät: «Hauptmarkierer – Tally-ho!» Das war das vereinbarte Signal für die anderen Markierer, sich zurückzuhalten, falls sie glauben sollten, jetzt seien sie an der Reihe. Zugleich war es ein Ruf, der aufs Engste mit der britischen Fuchsjagd identifiziert wurde.

Bei einer Höhe von weniger als 240 Metern öffnete Topper seine Bombenklappen und warf einen 1'000-Pfund-Zielmarkierungskanister ab, der so eingestellt war, dass er in einer Höhe von 210 Metern explodierte und eine Kaskade roter Lichter freisetzte. Seine Mosquito raste im Tiefflug über die Friedrichstadt hinweg – über den Friedrichstädter Krankenhauskomplex, über das Stadion, dann über den Gleisanschluss des Krankenhauses, wo gerade ein Zug entladen werden sollte. Währenddessen trat eine im Bombenschacht angebrachte Spezialkamera in Aktion, die mit einem Blitzlicht gekoppelt war und über dem Zielgebiet im Sekundenabstand automatisch ein Foto machte. Dreimal blitzte sie in rascher Folge südlich der Elbe, dann blitzte es ein viertes Mal, als er die Elbe in Richtung Neustadt überflog; das Bild hielt eine Lokomotive fest, die am Japanischen Palais vorbeidampfte.⁷

Topper wandte sich von der Stadt ab und suchte rasch Höhe zu gewinnen. Sofort war der zweite Markierer zur Stelle, um zu überprüfen, ob die Markierungsbombe des Hauptmarkierers auch ihr Ziel gefunden hatte. Ein zweiter Zielmarkierungskanister wurde abgeworfen. Der Kanister des Hauptmarkierers war nur 90 Meter östlich vom Zielpunkt aufgeschlagen. Dann folgte der nächste und noch einer, und jedesmal wiederholte sich die Litanei: «Tally-ho!»

Das Ganze dauerte zwei bis drei Minuten. Das Gelände des DSC-Stadions verwandelte sich in einen Wald brennender Markierungslichter.

Unten im Albertinum hatte die ÖL – eine Minute nach dem Vollalarm für

die Stadt – gemeldet: «Erste Bombenabwürfe über der Stadt.» Die grossen Markiererkanister hielt man offensichtlich für Bomben.⁸

In der ersten Nacht der alliierten Angriffe auf Hamburg im Juli 1943 – der berühmte Feuersturm entstand in der zweiten Nacht – waren die Markierungen der Pfadfinder in einer Entfernung von einem bis *elf Kilometern* vom eigentlichen Zielpunkt niedergegangen. In den anderthalb Jahren seither waren enorme Verbesserungen des Verfahrens und der Geräte erzielt worden. Verglichen mit den ersten Kriegsjahren war dies eine sensationell genaue, ja sogar eine Punktzielmarkierung. Niemand würde behaupten können, dass das, was in Dresden geschah, ein Versehen gewesen sei.

Nun, da die letzten Markierungen gesetzt waren, musste geprüft werden, ob die Sicht ausreichte, damit die Besatzungen der wartenden Lancaster der Hauptstreitmacht die Markierungen erkennen und ihre Bomben ebenso genau platzieren konnten. Eine entsprechend ausgerüstete Lancaster von der 97. Staffel kreiste in einer Höhe von 6'000 Metern. Sie trug bei diesem Einsatz den Namen «Lancaster Sichtprüfer 3».

Die Drahtaufnahme hielt den Moment fest, in dem der Sichtprüfer 3 ins Spiel kam:

Masterbomber an Sichtprüfer 3: Können Sie den Schein sehen? Over.

Sichtprüfer 3 an Masterbomber: Ich kann drei Zielmarkierer durch die Wolken erkennen. Over.

Masterbomber an Sichtprüfer 3: Gute Arbeit. Können Sie schon die roten erkennen?

Sichtprüfer 3 an Masterbomber: Ich kann nur rote sehen. Over...

Während er mit Sichtprüfer 3 sprach, erhielt der Masterbomber die Verbindung zu den Markierungsflugzeugen aufrecht. Mit ihnen einigte er sich nach kurzer Diskussion darauf, dass die Markierung abgeschlossen sei. Er wies die Markierer an, noch vorhandene Leuchtbomben abzuwerfen, und dann das Gebiet zu räumen, bevor er sich wieder dem Dialog mit Sichtprüfer 3 zu wandte:

Masterbomber an Sichtprüfer 3: Können Sie die roten Zielmarkierer sehen? Over.

Sichtprüfer 3 an Masterbomber: Ich kann die grünen und die roten Zielmarkierer sehen. Over.

Masterbomber an Sichtprüfer 3: Danke.

Diese Bestätigung der ausreichenden Sicht war das Startsignal für den eigentlichen Angriff. Die 244 voll beladenen Lancaster der 5. Gruppe, Deckname «Plate-Rack»-Verband, konnten jetzt mit dem Bombardieren beginnen. Der Masterbomber gab den Befehl aus, der Dresdens Schicksal besiegelte:

Masterbomber an Plate-Rack-Verband: Bombardieren Sie die konzentrierten roten Zielmarkierer nach Plan. Masterbomber an Plate-Rack-Verband: Bombardieren Sie die konzentrierten roten Zielmarkierer nach Plan.

«U for Uncle» gehörte als Teil der 49. Staffel zu den ersten Angreifern. Der Zielflug war fast immer die nervenaufreibendste Phase eines Einsatzes, aber da das Wetter in dieser Nacht besser war als erwartet und weder von Flakfeuer noch von feindlichen Nachtjägern etwas zu sehen war, konnte der Pilot sich, um diese Sorge entlastet, besser auf die vor ihm liegende Aufgabe konzentrieren. Das von der 5. Gruppe entwickelte Präzisionssystem des «Fächerangriffs» stellte besondere Anforderungen an ihn. Jede aus 16 Maschinen bestehende Staffel erhielt einen Kreisbogen von 32 Grad zugewiesen. Sie operierten während des ganzen Angriffs genau in diesem engen Sektor und manövierten nach Möglichkeit geschlossen.

Dies bestätigt auch Leslie Hay mit seinem Bericht:

Ich achte auf meine Höhe und Geschwindigkeit und mache mich für den Wendepunkt bereit. Dabei muss man ganz genau sein, weil jeder Staffel ein Bogen von 32 Grad zugewiesen ist. Wir müssen uns jedenfalls an diesen Fußballplatz halten. Also fliegt eine Maschine diesen Zielpunkt an. Die nächste fliegt einen um zwei Grad versetzten Kurs, die folgende einen um vier Grad versetzten, und jeder legt noch einmal zwei Grad zu, sodass die Staffel sich wie die Speichen eines Rades auffächert bis an den Rand Dresdens.⁹

Dabei kam es auf das blitzschnelle Zusammenspiel von Pilot und Navigator an. Auf beiden Seiten von «U for Uncle» flog auf der gleichen Höhe nur wenige Meter entfernt eine andere Lancaster, die sich auf den Angriff vorbereitete. Der Pilot musste Kollisionen vermeiden und bereit sein, auf den Zielpunkt einzuschwenken, von dem aus der Bombenabwurf beginnen sollte. Der Navigator musste seine exakten Berechnungen von Wind und Höhe und Geschwindigkeit und Position durchführen und dem Piloten, seinem «Skipper», sagen, wann der genaue Zeitpunkt für die Kursänderung gekommen war.

«30 Sekunden», sagte der Navigator. «In 30 Sekunden gebe ich Ihnen die Kursänderung durch.»

Über Funk ermunterte die ruhige, gebieterische Stimme des Masterbombers die Besatzung, jetzt loszulegen, aber der Navigator beharrte auf seinem errechneten Kurs. Nach der monatelangen Ausbildung und einem ganzen, gemeinsam überstandenen Turnus von Einsätzen bestand zwischen Pilot und Navigator ein inniges, beinahe spirituelles Vertrauensverhältnis, und in solchen Momenten interessierte sie kaum, wenn Aussenstehende sich einmischten, mochten sie auch noch so hochrangig sein – und mochten sie selbst sich innerlich auch noch so sehr danach sehnen, diesen Job hinter sich zu bringen.

«Jetzt Kurs ändern», sagte der Navigator nur.

Und Hay brachte die Maschine sanft auf den Anflugkurs, indem er sie kurz in die Kurve legte. Dann richtete er sie wieder gerade, und er sah die beiden Lancaster, die ihn begleiteten, noch immer rechts und links zwei Grad neben sich, nachdem sie das gleiche Manöver mit dem gleichen Können ausgeführt hatten – «nicht Tragfläche an Tragfläche, aber so fühlte es sich an», erinnert sich Hay. Das war die unheimliche Präzision, welche die 5. Gruppe bekannt gemacht und die so viele deutsche Stadtbewohner das Leben gekostet hatte.

Der Bombenschütze hatte sich inzwischen in den Bombenschacht begeben. Hay, der Pilot, kümmerte sich ausschliesslich darum, die Angaben zu befolgen, die er über die Höhe, den Kurs und die Geschwindigkeit des Flugzeugs erhielt. «Alles musste genau auf den Zielpunkt abgestimmt werden.» Er rutschte tiefer in seinen Sitz und beobachtete konzentriert seine Instrumente.

Das alles spielte sich zwei Minuten vor dem für 22.15 Uhr vorgesehenen Beginn der Bombardierung ab. Das Markieren war, wie die drängenden Aufforderungen über Sprechfunk hatten erkennen lassen, so rasch, genau und ungestört vonstatten gegangen, dass der Masterbomber die Lancaster vorzeitig beginnen lassen wollte. Warum sollte er sie über dem Ziel warten lassen, zumal da nicht absehbar war, ob die klare Sicht andauern würde?

Also fingen sie an und überflogen die Stadt von Nordwesten nach Südosten, genau in der Windrichtung. Ihren jeweiligen Anweisungen gemäss überquerten die Lancaster das Stadtzentrum mit einem geringen, aber genau bemessenen Winkelabstand. Die strenge, exakt festgelegte Abfolge, in der die einzelnen Maschinen und Staffeln angriffen, sollte nicht nur sicherstellen, dass das Zielgebiet dicht mit Bomben belegt wurde, sondern auch der stets gegenwärtigen Gefahr

einer Kollision begegnen und verhindern, dass die aus verschiedenen Richtungen und in unterschiedlicher Höhe anfliegenden Maschinen sich gegenseitig bombardierten.

Das Zielgebiet hatte die Form eines Tortenstücks mit einer Kantenlänge von gut zwei Kilometern und einer maximalen Breite von zweieinhalb Kilometern. Es umfasste die Bahnlinien unmittelbar vor dem DSC-Stadion, der nördliche Rand zog sich dann über die Elbe und schnitt eine Ecke von den Ministeriumsgebäuden auf der Neustädter Seite ab, und die Augustus- sowie die Carola-brücke, beides Strassenbrücken, lagen eindeutig darin, nicht aber die Marienbrücke (eine Eisenbahnbrücke). Von dieser Grenzlinie bis zur südlichen Kante erstreckte es sich über die gesamte Altstadt und reichte südlich fast bis zum Hauptbahnhof, der jedoch, wie die Marienbrücke, nicht ganz innerhalb des ausgewählten Zielgebiets lag.

«U for Uncle» hatte eine 1'000-Pfund-Sprengbombe an Bord; die restliche Fracht bestand aus vierpfündigen Brandbomben. Alle Maschinen der 49. Staffel griffen auf einer Flughöhe zwischen 3'600 und 4'000 Metern an, verhältnismässig tief, weil es keine Flak gab: alle 7,5 Sekunden eine Maschine. Alle warfen ihre Bomben zwischen 22.14 und 22.16 Uhr ab, bis auf eine Maschine, die sich ihrer Bomben laut Tagebuch um 22.22 Uhr entledigte.¹⁰

Während des Anflugs hatte Pilot Leslie Hay nicht mehr die volle Befehlsge-
walt über die Maschine. Wenn der Bombenschütze glaubte, seinem Kapitän ver-
sichern zu können, er habe das Ziel erfasst und die Bombenzielgeräte entspre-
chend eingestellt, ging die Verantwortung auf ihn über. Bis die Bomben das
Flugzeug verlassen würden, bestimmte er die Bewegungen von «U for Uncle»,
und das Leben seiner Kameraden an Bord der Maschine lag in seinen Händen.

Dies war bei den meisten Einsätzen die schwierigste Phase. Die Stimme des
Bombenschützen gab über die Sprechanlage laufend Anweisungen.

«Weiter, weiter, weiter, Backbord, weiter. Weiter, Backbord weiter, weiter
– und Steuerbord weiter, weiter, weiter, weiter ...».

Die ganze Besatzung kauerte angespannt auf ihren Sitzen. Sie wollten nichts
anderes als raus hier. Doch sie wussten, dass sie auch nach dem Abwurf noch
eine Minute aushalten mussten: für den Fotoblitze.

In diesem Fall zogen sich die Anweisungen des Bombenschützen in die
Länge, weil er ein Problem hatte. Zunächst hatte es den Anschein gehabt, als sei
die Sicht gut, aber gerade als «U for Uncle» mit ihrem Zielflug begann, war
plötzlich ein dünner Schleier tief liegender Wolken über das Zielgebiet geweht.

Durch diesen niedrigen Dunst war unten auf dem Boden nur die matte Glut einzelner Feuer zu sehen, die Stadt selbst aber nicht. Der Bombenschütze brauchte ein wenig Zeit, um aus diesem verschwommenen Bild festzustellen, wo der Zielpunkt liegen musste. Während sie sich im Anflug befanden, erkannte der Markiererverband, dass die anfliegende Maschine Schwierigkeiten hatte, und warf einige Leuchtbomben ab, um das Gebiet etwas besser auszuleuchten. Sekunden später, auf ein Zeichen des Bombenschützen, öffnete der Pilot die Bombenklappen, und die Fracht rauschte mit einem lauten *bm-bm-bm* in die Nacht hinaus.

Bomben raus.

Von der Last mehrerer tausend Pfund Spreng- und Brandbomben befreit, tat «U for Uncle» einen plötzlichen Satz in die Höhe. Hay, ein erfahrener Pilot, hatte das vorhergesehen und stabilisierte die Maschine. Dann legte er sein Flugzeug wieder in die Kurve und verliess das Zielgebiet. Er flog nach Südosten, hinter dem Strom anderer Lancaster her, die für diese Nacht ihre Arbeit erledigt hatten.

Auf «U for Uncle» folgten weitere Maschinen, die ihren Anflug unter dem wachsamem Blick des Masterbombers machten, der auf einer Höhe von nur 900 Metern über Dresden schwebte. Sein Flugzeug war, wie alle aus der kleinen Gruppe von Pfadfinder-Mosquitos, unbewaffnet, und seine Sicherheit hing allein von seiner ungewöhnlichen Geschwindigkeit, seiner Wendigkeit und der Fähigkeit ab, so hoch zu fliegen, dass er für Flak und Nachtjäger unerreichbar war.

Weit oberhalb des Masterbombers fächerten sich die Lancaster über dem Zielgebiet auf. Unten in der Stadt loderten unzählige neue Brände. Sprengbomben hatten Löcher in Dächer geschlagen und Türen und Fenster aus den Häusern gesprengt, um für den nötigen Luftzug zu sorgen. Während die in ihren Kellern hockenden Zivilisten vor allem die erschreckende Wucht der Explosionen registrierten, rauschten Zehntausende der vierpfündigen (von den Deutschen fälschlich als «Phosphorbomben» bezeichneten) Stabbrandbomben aus Thermit herab, setzten sich in Dächern und Dachböden und Obergeschossen fest und steckten alles in Brand, was einen geeigneten Brennstoff abgab: Möbel, Balken und Haushaltsgegenstände.

Schon konnten die Bomber des Plate-Rack-Verbandes die einzelnen roten Markierer, die von der 627. Staffel abgeworfen worden waren, kaum noch erkennen. Schon begannen weit unter ihnen die winzigen Brände sich zu vereinen und zu immer heller lodernden Flächenbränden zu verschmelzen, vermehrten sie sich wie Leuchtbackerrien unter einem Mikroskop.

«Gute Arbeit, Plate-Rack-Verband», lobte der Hauptmarkierer, schon im Begriff, nach Hause zu fliegen. «Die Bomben sitzen genau im Ziel.»

Aus seiner Sicht hatte er Recht. Beim Angriff des Bomber Command auf Dresden war bis dahin alles bestens gelaufen. Die Planer und die Markierer, der Masterbomber und seine Flugzeugbesatzungen – nicht zu vergessen das Bodenpersonal daheim auf dem Fliegerhorst und die jungen Mädchen, die diese Brandbomben gefüllt und verpackt hatten in ihren kleinen, zwischen den Hügeln Schottlands versteckten Fabriken – hatten in dieser Nacht vom 13. auf den 14. Februar gemeinsam etwas ganz Seltenes geschaffen: den perfekten Feuersturm.

20. KAPITEL

«Der Luftschutzkeller ist der beste Schutz»

Die erste Welle des Angriffs auf Dresden wurde als furchtbar, aber noch nicht als katastrophal empfunden. Die Anfänge hatten oft etwas von einem schönen, aber schrecklichen Märchen. Man erzählte sich, wie man hinausgespäht hatte, um die funkelnden, eine silbrige Spur hinterlassenden «Christbäume» zu beobachten, die über der winterlichen Stadt niedergingen und sie in helles Licht tauchten – bis auch diese mutigen Beobachter vom Pfeifen der ersten Bomben zurückgejagt wurden in ihre Keller und eilig die Türen hinter sich schlossen.

Die meisten Dresdner erlebten den Angriff in den notdürftig zu Luftschutzräumen umgewandelten Kellerräumen ihres Miets- oder Privathauses. Zwar waren dort mit Sandsäcken und Eimern voll Wasser die einfachsten Gegenmittel bereitgestellt, aber es mangelte an Brandmauern, Luftfiltern und luftdicht schliessenden Türen. Die Eingangstüren der grossen öffentlichen Luftschutzbunker in den meisten deutschen Grossstädten wurden unerbittlich verriegelt, nachdem der Angriff begonnen hatte. Filter und Abdichtungen sorgten dafür, dass Luft zum Atmen zirkulierte und giftige Gase ferngehalten wurden. Dicke Stahlbetonwände hielten ausser den wichtigsten Volltreffern praktisch allem stand. Nicht so in Dresden. Man suchte in der unmittelbaren Nachbarschaft Schutz. Der eine oder andere wurde vielleicht unterwegs überrascht und flüchtete sich zu Unbekannten, doch die meisten, die unterhalb der Stadt Sicherheit suchten, kannten sich seit Jahren aus dem täglichen nachbarlichen Umgang, lebten zusammen. In dieser Nacht sollte eine grosse Anzahl von ihnen auch zusammen sterben.

Viele Bomben fielen beim ersten Angriff auf die Johannstadt, obwohl sie knapp ausserhalb des Zielgebiets lag. Nora Lang erinnert sich:

Das waren hier hauptsächlich Brandbomben. Die Detonation von Sprengbomben ... das war vereinzelt. ... Diese Brandbomben, das sind ja Massen gewesen, die da runter gekommen sind.... Die durchschlugen ein Dach. Ich habe es immer so empfunden, als würde jemand unmittelbar über mir ununterbrochen Kohlen oder Kartoffeln auf das Dach schütten. Bum-bum-bum. Und dann kam manchmal dieses Zittern, dann ein Knall. Und dann ein Geräusch – man denkt, es war das Haus, aber da war es woanders. ... Ich habe so gezittert, am ganzen Körper. Mutti sass mit meinem kleinen Bruder da, und da sagte der Hauseigentümer: «Kümmern Sie sich doch mal um Ihre Tochter.» Aber meine Mutter konnte es nicht.

Ihre Freundin Anita John, ein paar Häuser weiter, sass in dem zum öffentlichen Luftschutzraum erklärten Keller:

Meine Mutter war Laienhelferin... und irgendjemand hatte ihr beigebracht, dass man sich sofort auf den Erdboden legen solle. Und das haben wir alle praktiziert. Alle unten auf den Boden... und meine Mutter hat sich über mich gelegt, und mein Vater noch auf sie. Es ist nicht in meiner Erinnerung, dass es einzelne Explosionen gab. ... Es ging ununterbrochen. ... Und ich war da, auf dem Boden, mit meiner Mutter über mir, und hatte das Gefühl, es wackelte alles... bis in die Fundamente. Und das Licht ging natürlich aus, es war finster. Da liegen wir eigentlich, bis Ruhe wurde.... Und meine Mutter fing an zu jammern... und da hat jemand – ich weiss nicht mehr, wer es gesagt hat – zu meiner Mutter gesagt: «Frau Kurz, beruhigen Sie sich doch, beruhigen Sie sich – wenn die Anna mal zur Tanzstunde geht, ist alles vorbei!»¹

Die Menschen beteten und weinten, bissen sich stumm auf die Lippen, zuckten zusammen, wenn in der Nähe eine Bombe detonierte, machten sich Sorgen um ihre Wohnung, ihre Habe, um ihre Haustiere.

Günther Kannegiesser und sein Freund Siegfried schafften es nicht bis zum Polizeirevier IV. Die zunehmende Wucht des Bombenangriffs zwang sie in einen Luftschutzraum in der Schumannstrasse. Das Licht ging aus. Wiederholt hörten sie Detonationen. Dann schien sich die Lage zu beruhigen. Neugierig schlichen sie sich zum Eingang hinaus und hinauf ins Erdgeschoss, um sich selbst ein Bild von den Schäden zu machen. Sie kamen bis in den Hausflur, als erneut Bomber über ihnen auftauchten. Sekunden später flogen Ziegelsplitter durch die Fenster. Kannegiesser hat noch heute Kopfschmerzen von den winzigen Splittern, die sich in seine Schläfen bohrten. Die Jungen hasteten zurück in

den Keller und wagten sich erst wieder hinaus, nachdem der erste Angriff über war.²

Zweieinhalb Kilometer westlich von ihnen, in der Friedrichstadt, war Götz Bergander gerade erst von der Flüchtlingsbetreuung am Hauptbahnhof nach Hause gekommen, als Minuten später der erste Fliegeralarm erfolgte. Er und seine Familie suchten folgsam den selbstgebauten Luftschutzkeller unter der Brennerei Bramsch auf, bei der Dr. Bergander, ein Chemiker, als technischer Direktor tätig war.

Der hatte einen Luftschutzkeller ausbauen lassen, wie es keinen zweiten in Dresden gab – so gut war der. Gassicher gebaut, mit Stahlblenden und mit Gummipuffern und mit richtigen Riegeln zum Zuriegeln, und eingezogene Stahlträger überall. Unser Keller war wirklich so gut wie kein anderer, ich weiss noch, dass er zur gleichen Zeit gebaut wurde, in der Mutschmann seinen Bunker gebaut hat. Es musste irgendeine Aufforderung an Dresden gekommen sein, sich luftschutzmässig vorzubereiten. Und dass über diesen Keller gespottet wurde. Dass, wenn mal Besucher kamen... man mal hinunterging und alles gezeigt bekam. Dann sagten sie: «O Gott, das und das braucht man nicht!» Und ich kann sagen, dass dieser Keller uns wirklich das Leben gerettet hat, denn wir hatten drei Nahtreffer – in jeder Ecke einer –, und... wenn nicht diese Stahlblenden davor gewesen wären, hätte der Luftdruck in den Keller hineingeschlagen, und wir wären wahrscheinlich tot.³

Die Familie Bergander wohnte auf dem Firmengelände, desgleichen der kaufmännische Direktor. Auch kamen einige Nachbarn herbei, um sich in den Keller zu flüchten, über dessen Robustheit sie sich zuvor lustig gemacht hatten. Es waren Mittelschichtangehörige – in der Friedrichstadt gab es etliche Industriebetriebe, aber auch den Krankenhauskomplex und einige ansehnliche Wohnhäuser aus dem frühen 19. Jahrhundert. Hier hatte Richard Wagner in seiner Zeit als königlicher Hofkapellmeister in den Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts gewohnt. Ihnen allen leistete der Luftschutzkeller gute Dienste – man kann fast mit Sicherheit sagen, dass er ihnen jetzt und im Laufe der nächsten Stunden das Leben rettete. Der Betrieb lag nur wenige hundert Meter vom Zielpunkt der Bomber der 5. Gruppe entfernt.

Ein Dresdner, der sich in dieser Nacht zufällig im Stadtzentrum befand, war der Künstler Otto Griebel, ein Nazi-Gegner, der fast sieben Jahre zuvor den Brand der Dresdner Synagoge miterlebt hatte. Inzwischen in den Vierzigern, war Griebel den Fängen der Gestapo-Häscher entgangen, nicht aber dem langen

Arm der Wehrmacht. Er hatte, als technischer Zeichner einer Pionierkompanie in Polen zugeteilt, seine soldatische Pflicht mit gebührendem Widerwillen und fast frohlockender Unwirksamkeit erfüllt. Dank der russischen Grossoffensive konnte er nach Dresden zurückkehren, wo er am letzten Januartag eintraf.

Am Abend des 13. Februar fuhr Griebel von seiner Wohnung östlich des Grossen Gartens mit der Strassenbahn in die Stadt und stieg an der Neuen Gasse am Rande der Altstadt aus. Es war zufällig in der Nähe von Bauers Kartonagenfabrik, dem letzten Arbeitsplatz von Henry Wolf. Die Wirtin eines dort gelegenen Lokals, mit der Griebel aus Bohemezeiten vor dem Krieg befreundet war, hatte zu einer kleinen geselligen Runde eingeladen. Griebel traf erfreut auf eine Menge alter Bekannter. Man trank und plauderte. Gegen zehn Uhr nahm Griebel Hut und Mantel in der Absicht, sich auf den Heimweg zu machen.

Als Griebel seine Zeche bezahlen wollte, erfolgte die Luftschutzwarnung. Eine aus der Runde, die ihre Kinder zu Hause allein gelassen hatte, wurde blass und eilte hinaus. Doch die meisten mochten nicht glauben, dass dies mehr als der übliche Fehlalarm war. Als der Fliegeralarm kam, begab man sich in den Keller des Hauses, der tief und geräumig war. Bald fielen die ersten Bomben auf das Stadtzentrum:

Ein vielfaches Pfeifen durchschnitt die Luft, und dann erzitterte das Haus von einer Reihe rasch aufeinanderfolgender und immer heftiger werdender Detonationen, die uns in eine Ecke des Kellers trieben. ... Das sausende Fallen und Krachen der einschlagenden Bomben nahm nun kein Ende mehr. Der Luftdruck stiess die eisernen Türen der Bierzufuhr auf, und das ins Flackern geratene elektrische Licht setzte mit einem Male ganz aus. ...Die Wirtin meinte, der Keller sei fest genug, um einen Treffer zu überstehen. Einige der Schläge fuhren uns förmlich ins Genick. Wir duckten uns immer tiefer und warteten von einem Hieb zum anderen. Einmal schien es, als drehe sich das ganze Gebäude in seinen Fundamenten.⁴

Nicht alle Menschen Dresdens hatten wenigstens den schwachen Trost, in dieser Nacht von Freunden und Nachbarn umgeben zu sein. Am überfüllten Hauptbahnhof hatte der Fliegeralarm Hunderte von Reisenden und Flüchtlingen in der Bahnhofshalle oder auf den Bahnsteigen, in den Wartesälen und Restaurants oder in den voll besetzten abfahrbereiten Zügen überrascht. Der D-Zug nach München, der gerade aus dem Bahnhof hätte rollen sollen, als der britische Luft-

angriff begann, steckte nun fest. In Panik drängten die Fahrgäste in die vermeintliche Sicherheit der Bahn­hofsunterkellerung, teilweise steile Treppen hinab, denn der Hauptbahnhof wies mehrere Untergeschosse auf.

Zwar lag der Hauptbahnhof südlich der Begrenzung des festgelegten Angriffssektors, doch war es nicht zu vermeiden, dass grosse Mengen Spreng- und Brandbomben auf die Gebäude und ihre Umgebung niedergingen. Das war möglicherweise der Grund dafür, dass der Masterbomber seine Bombenschützen tadelte: «Versuchen Sie, die roten Zielmarkierungen zu treffen. Einige Bomben sind ziemlich weit danebengegangen. ...»

Auf den Treppen in die Untergeschosse brach ein Feuer aus. Einige Reisende wurden niedergetrampelt, andere erdrückt, oder sie erstickten in dem geschlossenen Raum an dem Qualm.⁵ Einige wenige suchten Schutz unter den Waggonen. Manche schafften es, die Keller zu erreichen, mussten dort aber feststellen, dass diese schon zum Bersten voll waren mit Menschen und Gepäck; die Zugangskorridore wurden von Scharen Zuflucht suchender Menschen und ihren Habseligkeiten versperrt.

So viel zum «Schutz» unter dem Hauptbahnhof. Die Behörden waren gewarnt worden, hatten aber fast nichts getan, um die Überlebenschancen der an Dresdens verwundbarstem Punkt Anwesenden zu verbessern.

Bei diesem ersten, relativ kurzen Angriff war das Chaos schon schlimm genug. Weit Schlimmeres sollte noch kommen.

Die zehntausenden Zivilisten, die sich in die Keller des gesamten Innenstadtbereichs hineingezwängt hatten, konnten nur warten und beten. Eine Flut von Spreng- und Brandbomben prasselte auf die Altstadt, das Herz des Angriffssektors der RAF, hernieder. Im Laufe der Bombardierung kam es zu einer leichten Verlagerung nach Norden. Von der Neustadt sollte nur der unmittelbar am Elbufer gelegene Teil bombardiert werden, doch wurden auch mehrere hundert Meter vom Fluss entfernte Wohn- und Büroviertel getroffen. Zudem gab es einen gewissen «Overshoot» – Bomben fielen östlich von der festgelegten runden Begrenzung des «Tortenstücks» und verursachten im Bereich des Grossen Gartens und der Johannstadt erhebliche Schäden und Brände –, doch insgesamt wurde die Bombardierung mit aussergewöhnlicher Effizienz durchgeführt.

Dass das Zerstörungswerk im Falle Dresdens nahezu perfekt war, lag auch daran, dass es hier keinen «Creep-Back»-Effekt gab. Der Grund dieser aus dem ganzen Krieg geläufigen Erscheinung war die Neigung der Bombenschützen,

ihre Last vorzeitig auszuklinken. Im Laufe eines Angriffs konnte sich die Ungenauigkeit mehr und mehr steigern und aus einem potenziell effektiven Nacheinsatz eine – so das Urteil der RAF-Planer – Verschwendung von Männern und Flugzeugen machen. Dieser «Creep-Back»-Effekt hatte die Planer dazu veranlasst, ihre Zielpunkte genau in die Stadtzentren zu platzieren. Legten sie den Zielpunkt in die Vororte, wo sich tatsächlich industrielle und andere Ziele befinden mochten, so konnte das kumulierte «Zurückschleichen» der Bombenabwürfe (die erste Maschine klinkt ein bisschen zu früh aus, die nächste noch früher und so weiter) ganz schnell dazu führen, dass Bomben nicht auf Stadt- oder auch nur Vorortziele fielen, sondern aufs freie Feld.

Offiziell wurde das Problem damals nicht zugegeben, vielleicht weil man glaubte, es könne der Eindruck entstehen, die Flugzeugbesatzungen seien «feige». Air Marshal Harris räumte seine Existenz lediglich in einem geheimen Bericht für das Luftfahrtministerium ein, in dem er es mit ungewohnter Sensibilität als «undershooting» [«zu kurz zielen»] bezeichnete.

Dieses *undershooting* beruhte zum Teil auf der jeweiligen Erkennbarkeit der Markierer, denn diejenigen, die vor dem Ziel in offenem Gelände lagen, waren leichter auszumachen als die weiter entfernten Markierer des Ziels selbst, die oft teilweise durch Gebäude verdeckt oder durch Rauch verdunkelt waren. Ein zusätzlicher Faktor war der nicht unverständliche Wunsch, so früh wie möglich zu bombardieren.⁶

Im Falle Dresdens entfiel der gewohnte starke Drang, die Bomben loszuwerden und wegzukommen. Allen war bald klar, dass es keine Flak gab und anscheinend auch keine Nachtjäger. Das Wetter spielte ebenfalls mit und erlaubte ein genaues Markieren im Tiefflug. Die Besatzungen, der Notwendigkeit enthoben, ausserhalb der Reichweite der Flak zu bleiben, konnten ausserdem sorgfältig und relativ entspannt aus geringerer Höhe als sonst die Bomben abwerfen, in diesem Fall überwiegend zwischen 3'000 und 4'000 Metern. Sie fanden also ideale Bedingungen vor. Deshalb erübrigte sich das «Zurückschleichen». Und es war ein zusätzlicher Grund dafür, dass das Bombardement in dieser Nacht so verheerend wirkungsvoll ausfiel.

Die 5. Gruppe hatte in jener Februarnacht binnen 15 Minuten eine gewaltige, sorgfältig gemischte Menge von Fliegerbomben auf Dresden losgelassen. Das ergab die hohe Konzentration, die nötig ist, um einen Feuersturm zu entfachen.

Durch die Bombenklappen der Lancaster rauschten 172 4'000-pfündige Luftminen («Cookies»), 26 2'000-pfündige Luftminen sowie 72 1'000-pfündige und 648 500-pfündige Sprengbomben. Zusätzlich setzten die Maschinen – gewöhnlich bei derselben Entladung – 128 550 vierpfündige Stabbrandbomben (im Einzelwurf) sowie 8250 mit einem Sprengsatz versehene vierpfündige und 68628 vierpfündige Stabbrandbomben ab, die in Sammelbehälter gepackt wurden. Letztere hatten einen Luftdruckzünder, der die Behälter gewöhnlich in einer Höhe von rund 300 Metern aufsprengte und einen dichten Schauer der angespitzten kleinen Brandstifter freigab. Das sorgte für eine konzentrierte und gleichmässige Verteilung. Die aus einer Höhe von 3'000 bis 6'000 Metern einzeln abgeworfenen vierpfündigen Stabbrandbomben trieben auf ihrem Weg zur Erde weit vom Ziel ab und trafen dermassen verstreut auf, dass sie praktisch nichts bewirkten.

Insgesamt fielen zwischen 22.13 und 22.28 Uhr 881,1 Tonnen Bomben auf die Innenstadtbezirke Dresdens. Nach dem Gewicht waren es zu 57 Prozent Sprengbomben und 43 Prozent Brandbomben.⁷

Die schweren Luftminen dienten nicht nur dazu, Gebäude zu sprengen und riesige Krater in den Strassen aufzureissen, um Feuerlöschtruppen und anderen Rettungsdiensten die Zufahrt zu erschweren – beides bezweckten sie durchaus. Diese Sprengmonster hatten die zusätzliche Aufgabe, gewaltige Druckwellen zu erzeugen, wie sie es im Juli 1943 in den dicht bewohnten Hamburger Vierteln mit Mietshäusern getan hatten. Diese Wellen drückten Hunderte von Fenstern und Türen ein und verstärkten dadurch im Handumdrehen den Durchzug, der dafür sorgte, dass die kleinen Brände, die Zehntausende von Stabbrandbomben erzeugt hatten, sich ganz rasch ausbreiteten und vereinten.

Den Angreifern ging es auch darum, die Bevölkerung durch die Dichte und Wucht ihres Bombardements in den Kellern festzuhalten und sie auf diese Weise daran zu hindern, die in Dachräumen und Dachböden ausgebrochenen Brände zu bekämpfen. Die meisten Brandbomben liessen sich leicht dadurch löschen, dass man sie in den Sand steckte, der in Säcken vorrätig zu halten war, die man an alle Haushaltungen ausgegeben hatte. Verwegene Wohnungsinhaber packten sogar die brennenden vierpfündigen Bomben (meist mit einer Schaufel oder einer Zange) und warfen sie aus dem Fenster. Auf der Strasse verzichteten sie dann wirkungslos, zusammen mit den Unmengen von Brandbomben, die nicht in einem Gebäude gelandet waren.

Bei dem Brandangriff der RAF auf Leipzig etwas mehr als ein Jahr zuvor war die Zahl der Opfer vor allem deshalb so erstaunlich niedrig, weil die Bevöl-

kerung den amtlichen Weisungen *nicht* Folge geleistet hatte. Statt bis zur offiziellen Entwarnung in ihren Luftschutzräumen zu bleiben, kamen die Leipziger rasch heraus und beteiligten sich rege am Löschen der Brände, bevor diese sich ausbreiteten und ausser Kontrolle gerieten. Die Bevölkerung von Dresden verhielt sich passiver und obrigkeitshöriger, hatte vielleicht grösseres Vertrauen zu den Behörden. Dafür sollte sie teuer bezahlen.

Seit Jahren waren die Dresdner mit unterschiedlichen Botschaften gefüttert worden. In der Presse konnten die Bürger lesen, was ihnen der Gauluftschuttführer, ein General ausser Dienst namens Schröder, hinsichtlich der Massnahmen riet, die sie im Falle eines schweren Luftangriffs mit Brandbomben ergreifen konnten:

Aber selbst dort, wo Grossangriffe erfolgen, ist ihre Auswirkung nicht überall gleichartig. Es ist zweifellos nicht leicht, während der Angriff noch draussen tobt, das Krachen der Bomben, das Feuer der eigenen Flak die Luft erschüttert, den sicheren Luftschutzraum zu verlassen, auf Erkundung sich ins Haus, auf den Dachboden zu begeben, und wenn es notwendig ist, unter diesen Verhältnissen die Brandbekämpfung durchzuführen. Es gehört genauso viel Mut dazu wie für den Kämpfer an der Front.⁸

Doch weniger als zwei Monate vor den grossen Luftangriffen auf Dresden hatte ein Artikel im Parteiblatt, munter betitelt mit «Luftschutzkeller bester Schutz», seinen Lesern den geradezu entgegengesetzten Rat erteilt:

Nach wie vor bleibt der beste Schutz der Luftschutzkeller. Die Zahl der darin Gefallenen ist im Vergleich zu den Fällen, wo der Keller das Leben und die wichtigste Habe gerettet hat, verschwindend klein. Statt gedankenlos ins Freie zu flüchten, sollten wir lieber alle Kraft einsetzen, den Keller zum wirklich sicheren Hort auszubauen und dort Versteifungen anzubringen, wo sie notwendig sind, für Notausgänge sorgen, die Wege zu den Notausgängen und diese selbst mit Leuchtfarbe kennzeichnen.⁹

Vor die verwirrende Alternative gestellt, entweder «so viel Mut wie der Kämpfer an der Front» aufzubringen und mitten in einem Luftangriff die Treppen hinaufzueilen, um in der Wohnung nach dem Rechten zu sehen, oder im Keller zu bleiben, der angeblich «der beste Schutz» war, werden die Angehörigen eines durchschnittlichen Dresdner Haushalts während des Krieges (überwiegend Frauen und Kinder, gelegentlich ein paar ältere Männer) sich in der Regel für

die letztere Option entschieden haben. Und genau das taten sie in der Nacht des 13. Februar 1945.

Mehr als eine halbe Stunde nach dem Ende des ersten Angriffs auf Dresden hatten viele Zivilisten noch immer nicht die trügerische Sicherheit ihrer Luftschutzräume verlassen.

Gegen 23 Uhr befand sich Luftschutzpolizist Birke am östlichen Rand der Altstadt – es war zugleich der Rand des Bombardierungssektors der 5. Gruppe. Er war von einem Feuerwehr-Bereitschaftsposten in der Zoo-Gaststätte am Grossen Garten mit einem beschlagnahmten Fahrzeug hergefahren, um der Luftschutzleitung im Tiefkeller des Albertinums Meldung zu machen – und es war nichts Gutes, was er zu berichten hatte. Britische Bomben hatten einen Grossteil des Geräts und viele der Feuerlöschwagen zerstört, die unweit des Bereitschaftspostens untergebracht waren. Er erreichte den Westrand des Parks und suchte dann nach einem sicheren Weg durch die brennende Altstadt zum Fluss. Er beschreibt die unheimliche Fahrt in seinem Bericht über diese Nacht:

Flammen schlagen aus den geschlossenen Häuserfronten, aus der Kreuzschule, der Waisenhausstrasse. Im Schritttempo steuere ich den Adler in die breite Ringstrasse. ... Nicht ein lebendes Wesen, dem ich begegne. Am Pirnaischen Platz liegen drei nackte Leichen, eine Frau und zwei Kinder. Ich passe auf, will nicht über sie fahren. Endlich lichtet sich der Rauch ein wenig, die Feuersbrunst tritt zurück. Das Viertel hinter der Frauenkirche ist wohl nicht so sehr in Mitleidenschaft gezogen.¹⁰

Die leeren Strassen verhieszen nichts Gutes. Die Bewohner dieses dicht bevölkerten Gebiets sassen noch immer in den Kellern, gedachten womöglich, dort bis zum Morgen auszuharren. Was in vielen, vermutlich den meisten Fällen bedeutete, dass ihr Untergang besiegelt war.

Otto Griebel schildert, wie er reagierte, als das Bombardement aufhörte und das Motorengedröhn der britischen Bomber leiser wurde und schliesslich erstarb.

Als nach einer Weile auch das elektrische Licht wieder einsetzte, wagte ich zögernd, nach oben zu gehen. In diesem Augenblick drängte sich von oben zu uns in den Keller herab eine schluchzende Frau, die einen Luftschutzhelm trug, und schrie in den Armen ihres Gatten, des Musikers Scheinpflug – der

auch mit uns gefeiert hatte «Wir haben alles verloren!» Durch ein geborstenes Fenster des Lokals sah ich nun, dass die ganze Neue Gasse in Flammen stand und fast taghell erleuchtet war. Von allen Seiten stoben Funken heran, und durch ihren Wirbel hasteten aufgeregte, oft nur notdürftig bekleidete Menschen.

Zu den brennenden Gebäuden gehörte, wenngleich Griebel vermutlich nichts davon wusste, die Kartonagenfabrik Bauer. Henny Wolf und ihre jüdischen Kollegen hatten das grosse Glück, dass bei Bauer eine Woche zuvor die Nachtschicht abgeschafft worden war. Sie hätten sonst gearbeitet, als die Bomben einschlugen. Der einzige Angestellte, der sich in jener Nacht dort aufhielt, sein Prokurist, starb in den Flammen.¹¹

Das Lokal, in dem Griebel gefeiert hatte, war glimpflich davongekommen, auf fast ebenso wunderbare Weise wie die Juden von Herrn Bauer. Die erleichterte Wirtin machte ihre letzte und lange aufgehobene Flasche Korn auf. Griebel leerte ein Glas, um sich Mut zu machen, dachte aber nur an die Frau und die Kinder, die er daheim gelassen hatte. Er drückte seinen Freunden die Hand, ohne zu ahnen, dass es in den meisten Fällen das letzte Mal war, und machte sich in Begleitung einer Bekannten auf den Heimweg.

Überall, wohin wir uns auch wandten, brannten die Häuser lichterloh. Die funkendurchwirbelte Luft war zum Ersticken und beizte unsere ungeschützten Augen. Aber hier bleiben konnten wir nicht. Ganze Brandfladen kamen auf uns zugeflogen, und je tiefer wir in die Strasse drangen, desto heftiger wurde der Sturm, welcher brennende Fetzen an uns vorübertrieb.

Sie fanden irgendwie zur Brühlschen Terrasse und zum Ufer der Elbe. Alles stand in Flammen. Die Verwirrung und Panik waren unbeschreiblich. Griebel sah von der nahen Carolabrücke eine hohe Flamme von seltsamer Farbe emporsteigen und begriff, dass die Hauptgasleitung über den Fluss brannte. Da fiel ihm ein, dass Pioniere sich einige Tage zuvor an der Brücke zu schaffen gemacht und möglicherweise an den Brückenpfeilern Sprengladungen angebracht hatten. Es war höchste Zeit, diesen Ort zu verlassen. Griebel warf einen langen letzten Blick den Fluss entlang in Richtung Altstadt: Alle Gebäude, die ihm zeitlebens vertraut gewesen waren, standen in Flammen, auch die Kunstakademie, an der er studiert hatte, und die Galerien rings um das Albertinum. Die markante Silhouette verschwand langsam in einer ungeheuren Rauch- und Feuersäule. Jen-

seits des Flusses brannte ein Grossteil der Neustadt ebenfalls lichterloh, obwohl sie nicht zum ursprünglichen Angriffssektor der RAF gehört hatte.

Griebels Augenzeugenbericht war nur einer von vielen, denen zu entnehmen ist, dass der tödliche Dresdner Feuersturm schon kurz nach dem Ende der ersten Bombenwelle ausgebrochen war. Wenige Minuten nach dem Aufprall der letzten Bombe war die Vernichtung der Altstadt mit ihrem historischen Kern von unschätzbaren Gebäuden beinahe schon Gewissheit. Keine Sirene gab der Bevölkerung zu verstehen, dass der Fliegeralarm vorüber war, denn da die Alarmgeräte elektrisch betrieben wurden, blieben sie für den Rest der Nacht stumm – ein weiterer Grund, warum so viele Dresdner ihre Keller nicht verliessen.

Die Nachrichtenverbindungen der Stadt waren in der ersten Angriffsminute ausgeschaltet worden. Die gut ausgestattete Befehlsstelle im bombensicheren Tiefkeller unter dem Albertinum, in den auch viele der lokalen NS-Grössen geflohen waren, hatte jeglichen Kontakt mit der Welt oben verloren – abgesehen von einer einzigen Telefonleitung, die unerklärlicherweise noch funktionierte und eine spärliche Kommunikation mit Berlin ermöglichte. Ansonsten tröpfelten Informationen nur zufällig im Albertinum ein, wenn sich einer wie Birke dorthin durchschlug und Meldung machte. Man konnte sich von dem Geschehen in der Stadt nur ein bruchstückhaftes Bild machen. Nachdem er sein Fahrzeug abgestellt hatte und in den Befehlsbunker hinuntergeeilt war, sah sich Luftschutzpolizist Birke mürrischen Fragen ausgesetzt – woher und aus welchen Gründen er komme –, so als stelle sein blosses Erscheinen dort eine Pflichtverletzung dar. Sie hätten keine Ahnung, was draussen los sei, erklärte er den hohen Tieren in ihrem sicheren Bunker. Er solle im Nebenraum warten, befahl man ihm.¹²

Die Verständnislosigkeit des Krisenstabes unter dem Albertinum war zu einem gewissen Grad verständlich. Der Angriff hatte ja nur eine Viertelstunde gedauert. Wie konnte in solch kurzer Zeit ein so grosser, unermesslicher Schaden angerichtet worden sein? Das System war mit den beiden vorausgegangenen Angriffen im Oktober und Januar fertig geworden. Vielleicht dachten die jetzt zuständigen Verantwortlichen, es mit einer ähnlichen Situation zu tun zu haben – eben nur ein bisschen schlimmer.

Etwa um die gleiche Zeit war auch Georg Feydt, Leiter des städtischen Instandsetzungsdienstes, in der Innenstadt unterwegs und warf einen kundigen Blick auf die sich verschlimmernde Lage:

Das Charakteristische eines sich langsam entwickelnden Flächenbrandes, der durch die von Sprengbomben eingeschüchterte, im Keller sitzende Bevölkerung nicht gelöscht wird, ist es ja gerade, dass er sich sehr langsam entwickelt und erst dann schlagartig in Erscheinung tritt, wenn an Zigtausenden kleinen Einzelbrandstellen der Brand sich so weit ausgebildet hat, dass er die Dachhaut durchschlägt und urplötzlich meist das dritte und vierte Stockwerk der Häuser in grosser Ausdehnung in Brand steht.¹³

Das nahezu apokalyptische Ausmass des Angriffs der 5. Gruppe und seine anhaltenden Folgen waren Otto Griebel sicherlich bewusst, als er vor dem Gebäude, unter dem sich der zentrale Befehlsbunker befand, kurz innehielt. Aber er musste weiter, nach Osten, durch den Grossen Garten, fort aus dem Kernbereich des tobenden Infernos.

Er musste hindurch, trotz der Gefahr, die von weiteren brennenden Häusern ausging, trotz der entwurzelten Bäume und der umherliegenden verstümmelten Leichen – in dieser Phase überwiegend von Unglücklichen, die im Freien von Sprengbomben erwischt worden waren –, denn dies war der Weg zu seinem Haus. Sofern das Haus noch stand.

Henny Wolf und ihre Eltern erlebten den ersten Angriff im Keller ihres Hauses. Ausser ihnen waren es überwiegend Frauen und Kinder, die dort mit ihnen Zuflucht gesucht hatten. Durch die kleinen Fenster war die Wucht der explodierenden Bomben zu spüren.

Als das Getöse aufhörte und sie bemerkten, dass der Angriff vorüber war, eilten die Wolfs hinauf in den Hof des Hauses. Es brannte. Flammen schlugen aus den zerbrochenen Fenstern ihrer Wohnung.

Wolf zögerte nicht. Er ignorierte die flehentlichen Bitten seiner Frau und seiner Tochter und eilte ins Haus. Minuten vergingen. Das Feuer griff um sich und drohte das Gebäude zu verschlingen. Gerade als es den verängstigten Frauen draussen auf der Strasse schien, er sei ein Opfer der Flammen geworden, taumelte Wolf aus dem Feuer hervor, mit etwas Geld und wichtiger Korrespondenz und Unterlagen bezüglich des Kinos und anderen Eigentums, das die Nazis ihm genommen hatten, um ihn dafür zu bestrafen, dass er sich nicht von seiner jüdischen Frau hatte trennen wollen. Er brachte auch den «Deportationsbefehl» mit, der im Laufe dieses schicksalhaften Tages zugestellt worden war.¹⁴

Alles wurde in einem Rucksack verstaut. Mit einem Mundtuch vor dem Rauch geschützt und den Luftschutzhelm fest umgeschnallt, schickten die Wolfs

sich an, die Strasse zu verlassen, an der sie viele Jahre gewohnt hatten. Doch zuvor rissen die Frauen sich die verhassten Judensterne vom Mantel und steckten sie zu den Dokumenten in den Rucksack. Schliesslich waren sie ordentliche Leute. Erst jetzt machten sie sich auf den Weg durch die brennende Stadt.

Schon vor dem Luftangriff hatten sie ihre Hoffnungen allein daran geknüpft, alles, was ihnen vertraut und lieb war, hinter sich zu lassen. Anders als für die überwältigende Mehrheit der Menschen in Dresden, die in dieser Nacht in Gefahr waren, lag Sicherheit für die Wolfs einzig im Chaos, ihre einzige Überlebenschance in der Zerstörung ihrer Heimatstadt.

Zunächst versuchten die Wolfs, sich nach Südwesten, in Richtung Hauptbahnhof, durchzuschlagen. Sie waren beherrscht von dem starken Wunsch, mit eigenen Augen zu sehen, dass die Gestapo-Zentrale im Hotel Continental, gleich hinter dem Bahnhof, zusammen mit all ihren Akten und Unterlagen zerstört worden war. Südlich des Grossen Gartens brannte es jetzt zu heftig, aber sie hörten zu ihrer Freude, dass das ganze Gebiet um das Hotel Continental restlos in Flammen stand. Sowohl die Gestapo-Zentrale als auch die Geschäftsstelle der NSDAP in der Altstadt waren vom RAF-Angriff getroffen worden.

Viele vertraute Machtsymbole des Regimes wurden dem Erdboden gleichgemacht.

Trotzdem war klar, auch unter diesen chaotischen, bestürzenden Umständen, wer in Dresden das Sagen hatte. Am 13. Februar um 23 Uhr wurde ein Feuerwehruzug, der im historischen Bereich um den Adolf-Hitler-Platz (Theaterplatz), unweit der Oper und der Hofkirche, im Einsatz war, zu einem anderen Einsatzort befohlen – zur Wohnung des Reichsstatthalters.¹⁵

Der Reichsstatthalter selbst, der 65-jährige Gauleiter Martin Mutschmann, war nirgendwo zu sehen. Nachkriegsberichten zufolge entging er den Auswirkungen des ersten Angriffs dadurch, dass er sich in den umstrittenen, hochmodernen Bunker unter seiner palastartigen Villa in der Comeniusstrasse verzog, direkt nördlich des Grossen Gartens.¹⁶ Wo immer Mutschmann sich in jener Nacht wirklich aufgehalten haben mag – die Darstellung in der Nazi-Presse legt eine atemberaubende Dreistigkeit an den Tag bei dem Versuch, ihn trotz gegenteiliger Aussagen als Helden des Tages zu glorifizieren:

Trotz des Wütens der Flammen blieben alle Männer der örtlichen Luftschutzleitung an Ort und Stelle und leisteten, soweit das bei dem Umfang des gemeinen Mordes, mit dem man unsere schöne Heimatstadt heimsuchte, möglich war, schon die nötigen Massnahmen von auswärts ein.

Mitten durch die brennende Stadt bahnten sich dann der Gauleiter und seine Mitarbeiter einen Weg ins Freie und begaben sich noch in der gleichen Nacht in die Ausweichstelle der Gauleitung, wo die Arbeiten zur Heranholung von Hilfe ununterbrochen weiterliefen.

Wie mutig! Furchtlos auszuharren am sichersten Ort im Zentrum Dresdens und von dort zu einem Ort ausserhalb der Stadt zu eilen, der noch sicherer war: dem Bunkersystem in Lockwitz, in dem das bombensichere Hauptquartier der Parteiführung untergebracht war, weit draussen am südlichen Stadtrand Dresdens.

Während das Herz der Stadt in Schutt und Asche fiel, waren andere Teile von dem Bombenangriff noch kaum berührt, besonders die äusseren Stadtteile. Andere Viertel hatten stellenweise Schäden hinnehmen müssen: die Gebiete südlich und südwestlich der Altstadt, das Gebiet im Osten. Hier gab es einige Verwüstungen durch Sprengbomben, und Brände waren ausgebrochen, aber die Lage ähnelte der in einer Stadt nach einer «durchschnittlichen» Bombardierung.

Das Johannstädter Krankenhaus war nach dem Stadtkrankenhaus Friedrichstadt das zweitgrösste in Dresden. Die Frauenklinik war Ende des 18. Jahrhunderts aus einer Hebammenschule hervorgegangen und jetzt in einem grossen Gebäude zwischen dem Grossen Garten und der Elbe untergebracht. Sie hatte sich einen ausgezeichneten Ruf für vorzügliche Leistungen erworben. Die benachbarte Kinderklinik – die erste der Welt – war 1897 von dem jüdischen Arzt Schlossmann gegründet worden, der zusammen mit anderen einen Verein für Säuglingsfürsorge geschaffen hatte. Nach 30 Jahren provisorischer Unterbringung an verschiedenen Stellen in der Johannstadt konnte die Klinik 1930 mit staatlicher Hilfe ein eigenes Gebäude beziehen.

In einem leichten, ansprechenden Bauhausstil errichtet und eine der modernsten Einrichtungen ihrer Art in Europa, war die Klinik also erst 15 Jahre alt.¹⁷ Der Vollalarm hatte die ärztliche Leitung veranlasst, mit der Evakuierung der Patienten zu beginnen, der kranken Kinder (viele mit Krankheiten wie Scharlach) sowie der werdenden Mütter und jener, welche kürzlich entbunden hatten,

und ihrer Babys, aber wegen der ungewöhnlich kurzen Frist zwischen Alarm und Angriff konnten nur wenige in Sicherheit gebracht werden.

Die erste Welle britischer Bomber flog vorüber. Zwar verursachten verirrte Bomben hier und da Schäden, doch die Krankenhausgebäude blieben unbehelligt. Auch als es schien, dass der Angriff vorbei sei, fuhren die Ärzte und Schwestern fort, möglichst alle Mütter und Kinder aus dem Krankenhaus zu evakuieren. Dabei wurden die Babys offenbar hauptsächlich wegen entstandener Schäden und der von ihnen ausgehenden Gesundheitsbeeinträchtigung in Sicherheit gebracht, nicht aber, weil die Leitung mit einem weiteren Luftangriff rechnete.

Der Chefarzt der naturheilkundlichen Rudolf-Hess-Klinik (einer Einrichtung innerhalb desselben Komplexes) hatte angeboten, gefährdete Säuglinge einstweilen in seiner Villa im Stadtteil Blasewitz aufzunehmen. Wie schon beim Royal Warwickshire Hospital in Coventry waren einige der Mütter nicht transportfähig. Soweit möglich, wurden sie in die Luftschutzräume unter dem Krankenhaus gebracht. Wichtig war vor allem, die Babys zu retten, und das geschah. Schwestern taten ihr Möglichstes, sie warm einzuwickeln und vor den Rauchschwaden zu schützen, dann luden sie sie auf Lastwagen, und los ging die Fahrt.¹⁸

Wer anderswo, vor allem in den nur teilweise betroffenen Stadtteilen, aus den Luftschutzräumen kam, wollte nicht so sehr fliehen, sondern vor allem zu Hause nach dem Rechten sehen. Anita John schildert, was sich in dem Mietshaus abspielte, in dem ihre Familie wohnte:

Da brannten die Gardinen... die Fenster waren kaputt. Meine Grossmutter wohnte gegenüber, zu ihr wollte mein Vater mal rübergehen, aber das Feuer griff um sich. Autos, die auf der Strasse abgestellt waren, brannten. Bei uns im vierten Stock waren Brandbomben. Die Männer versuchten sie wegzuworfen, aber das war nicht möglich... Mein Vater fragte mich, was ich haben möchte aus der Wohnung. Ich habe gesagt, meinen Puppenwagen und meinen Schulranzen. Die wurden gerettet. Die Leute dachten, wenn sie ihre Habseligkeiten in den Keller schafften, seien sie gerettet.¹⁹

Nur ein Haus weiter wohnte Anitas Freundin Nora Lang mit ihren Eltern; dort sah es, als sie aus dem Keller kamen, weit schlimmer aus.

Also beschlossen meine Eltern, das Haus zu verlassen. Wir waren ja im Hinterhaus. Da musste man immer durchs Vorderhaus. Sonst ist man ja einge-

kesselt. Dann beschlossen meine Eltern, uns auf diesen Platz, den Dürerplatz, zu schaffen. Mit unserem Gepäck. Überall brannte es. Die anderen Brandherde waren unterschiedlich, aber ein Haus hat sich mir eingepägt. Die Leute sind alle aus den Häusern, und die irrten in der Dunkelheit hin und her. Aber keiner hat gedacht, dass es noch weitere Bomben geben würde.²⁰

In der Menge auf dem Dürerplatz befand sich nach dem ersten Angriff auch der junge Christoph Adam. Seine Familie wohnte in der Gegend. Zum Glück war sein Vater besonnen, und er bewies Improvisationstalent.

Dieser erste Angriff hat das ganze Viertel, kann man sagen, zu 95 Prozent in Brand gesetzt. Der Angriff war so, dass mein Vater – es waren noch ein paar ältere Männer da – sagte, wir mussten aus dem Hause heraus. Wir würden ersticken. Es fing an, brenzlich zu riechen. Wir hatten das Glück, einen grossen Lösch Wasserbehälter zu haben, mein Vater hatte Steppdecken besorgt, die hat er durchtränkt und jedem eine umgehängt. Er sagte, wir müssen hier heraus, entweder Richtung Elbe oder Richtung Grosser Garten. Wir sind dann praktisch losgezogen, haben versucht, durch die Strassen zu kommen – es waren einige der Strassen nicht mehr begehbar, es waren Sprengbomben geworfen worden, so dass Häuserfronten quer über die Strasse gefallen waren, und die Trümmer brannten. An den Häusern, kann ich mich auch noch erinnern, waren teilweise breitflächig Brände zu sehen – das waren wahrscheinlich Phosphorkanister, wie ich mir habe später erläutern lassen. Zu dem Zeitpunkt hatte ich die Einsicht nicht, was das alles war..²¹

Die Häuser, die Christoph Adam brennen sah, waren nahezu sicher von Kanistern in Brand gesteckt worden, die keinen Phosphor enthielten – was gefürchtet wurde, weil er angeblich am Fleisch haftete und nicht zu löschen war –, sondern Stabbrandbomben auf Benzinbasis. Für die Angriffe auf Dresden wurden, wie alliierte Unterlagen beweisen, keine Phosphorbomben geladen. Doch der Anblick solcher plötzlich ausbrechenden und unkontrollierbaren Brände steigerte die Unruhe der Adams und ihre Entschlossenheit, sich dorthin zurückzuziehen, wo sie sicherer waren.

Darin folgten sie den Anweisungen der Luftschutzleitung. Der Grosse Garten im Süden und die Elbwiesen im Norden waren für den Fall, dass Menschen ihre Häuser verlassen mussten, zu offiziellen Auffanggebieten erklärt worden.

Die Adams beschlossen, sich nicht nordwärts zur Elbe, sondern südwärts

zum Grossen Garten zu wenden – allerdings auf einem kleinen Umweg durch die breite Dürerstrasse. Bei breiteren Strassen konnte man eher erwarten, dass sie nicht durch eingestürzte Häuser blockiert sein würden. Sie gingen also in Richtung Osten, bis sie auf die Fürstenstrasse (später Fetscherstrasse) stiessen, die geradewegs auf den Grossen Garten zulief. 300 Meter mussten sie an brennenden Häusern vorbei, bis zum Fürstenplatz, der auf halbem Weg zum Grossen Garten lag.

Hier, erinnert sich Christoph, wo rechter Hand die Striesener Strasse einmündete, die von der Altstadt her in Richtung Osten führt, «wurden wir plötzlich von einem Wirbelwind erfasst, einem Orkan». Der Feuersturm griff von seinem Entstehungsort in den engen Strassen und Gassen des Stadtzentrums über auf die zentrumsnahen Stadtteile. Die Adams klammerten sich aneinander und setzten ihren mühsamen Weg fort.

Wie hätten sie vorhersehen können, dass es noch schlimmer kommen würde?

Nachdem er und sein Freund Siegfried den Angriff im Luftschutzkeller an der Schumannstrasse überstanden hatten, trat Günther Kannegiesser hinaus und sah, dass das Haus, in dem seine Familie wohnte, offenbar unversehrt war. Doch ein Stück weiter, dort, wo Siegfried wohnte, quoll Rauch empor. Günther begleitete seinen Freund dorthin.

Sie rannten die Treppe hinauf zur Wohnung im vierten Stock. In einem Schrank brannte eine Brandbombe, welche die Decke durchschlagen hatte. Mit Wasser aus der Badewanne – sie war gemäss Luftschutzanordnung gefüllt – hatten die beiden Jungen das Feuer schon fast völlig gelöscht, als ihnen bewusst wurde, dass im Treppenhaus Rauch emporstieg. Sie schafften es gerade noch rechtzeitig, auf die Strasse hinunterzukommen. Eine andere Wohnung im Haus stand in Flammen, und das Feuer griff um sich. Die Jungen trennten sich, Siegfried wollte nach seiner Mutter sehen, Günther nach seiner Familie.

Ein paar Minuten später fand Günther das Haus, in dem er wohnte, unbeschädigt vor, abgesehen von den Fensterscheiben, die durch die Druckwelle einer Sprengbombe zu Bruch gegangen waren. Seine kleine Schwester und sein Bruder hockten noch im Keller, aber seine Mutter war oben in der Wohnung im dritten Stock und räumte die Glassplitter weg. Er bemerkte, dass es kurz vor Mitternacht war. Aufgeregt berichtete er seiner Mutter von seinen Erlebnissen und vom Ausmass der Zerstörung in der Stadt.

Da tauchte der Luftschutzwart auf, ein anmassender Kerl, und warnte Gün-

ther vor solchem unkontrollierten Gerede – statt Gerüchte zu verbreiten, solle er sich lieber draussen am Feuerlöschen beteiligen. Teils widerstrebend, teils diensteifrig verabschiedete Günther sich von seiner Mutter und eilte zum Polizeirevier IV. Dort sagte man ihm nur, er solle helfen, wo immer er könne.

Auf der Striesener Strasse waren überall, wo es brannte, Löscharbeiten im Gange. Ein Balken wurde auf die Strasse geworfen, er fiel auf die Drähte der Strassenbahn. Als ich noch einmal in die Schumannstrasse kam, um nach meinem Freund zu sehen, stand eine Gruppe Frauen mit Kinderwagen in einem Hausflur. Sie wollten zum Johannstädter Krankenhaus. ... Ich erbot mich, ihnen behilflich zu sein. Es ging also zum Dürerplatz. Ringsherum brannte es in vielen Häusern, manchmal schon bis zum zweiten Stock. An der Dürerstrasse stand eine Feuerwehr, die pumpte Wasser aus einem Behälter, den Gefangene kurz vorher gebaut hatten. Ich rannte den Schläuchen nach, um die Feuerwehrleute zu fragen, wo man am besten durchkommt. In der Reissiger Strasse löschten sie in einem Haus. Einer von ihnen erzählte mir, dass sie soeben aus Bad Schandau eingetroffen und über Fürsten- und Dürerstrasse hereingefahren wären. Dieses Auto lag später noch lange vollkommen zertrümmert auf dem Dürerplatz.²²

Der Junge führte die Frauen mit ihren Kindern in Richtung Osten bis zur Ecke Dürerstrasse/Fürstenstrasse. Doch statt sich nach Süden zu wenden, wie der junge Christoph Adam und seine Familie es rund eine Stunde zuvor getan hatten, schlug Günther den Weg nordwärts zur Elbe ein. Um dorthin zu gelangen, musste man den Krankenhauskomplex Johannstadt durchqueren.

Um 23 Uhr hatte der Brand in der Altstadt solche Ausmasse erreicht, dass die 1'000 Feuerwehrleute der Stadt nicht mehr gegen ihn ankamen. Hilfskräfte und Mannschaften aus den Vororten waren rasch zur Verstärkung herbeigeeilt, und allmählich trafen Löschwagen aus anderen Städten ein – am Ende sogar aus dem fast 160 Kilometer entfernten Berlin. Aber das half alles nichts. Um Mitternacht hatte der Feuersturm das Herz Dresdens erbarmungslos im Griff, und niemand konnte wirklich etwas dagegen ausrichten.

Gerhard Kühnemund, ein Fünfzehnjähriger aus Leipzig, war in der Nacht des 13. Februar zu Besuch bei seiner Tante in der Serrestrasse, unweit vom dicht bebauten Stadtzentrum Dresdens. Seine Tante nahm wie alle Dresdner den Alarm nicht allzu ernst. Sie verliessen gerade die Wohnung, als die ersten Bom-

ben einschlugen, das Haus erschütterten und viele Fenster eindrückten. In plötzlicher Panik drängten sie sich zusammen mit den anderen Mitbewohnern in den Luftschutzkeller. Dort unten bemerkte der Junge, dass ausser einem älteren Mann nur noch ein männlicher Erwachsener da war, ein hochdekoriertes Feldweibel der Luftwaffe. Sie waren noch nicht lange im Keller, als Nachbarn aus dem nächsten Haus sich durch den nur locker zugemauerten «Durchbruch» Zugang verschafften und schrien, alle müssten raus – die ganze Serrestrasse stehe in Flammen.

Der Luftwaffenfeldweibel wandte sich an Gerhard und fragte ihn, auf die Uniform der Hitlerjugend deutend, ob er «ein Mann» sei, worauf der Junge antwortete: «Natürlich.» Sie stürmten hinauf ins Dachgeschoss, wo sie zwei Brandbomben mit Wasser und Sand zu löschen versuchten. Plötzlich detonierte eine der Bomben: Ihre beschwerte Spitze hatte eine Sprengladung enthalten. Der Feldweibel presste seine Hände auf den Bauch, in den sich ein Splitter gebohrt hatte. Der Junge erlitt eine Verletzung am Schienbein, aus der ihm Blut in den Schuh rann. Doch der Feldweibel rappelte sich rasch wieder auf. Er rief seinem Begleiter zu: «Lassen wir diesen Plunder brennen!» Auf dem Weg zur Treppe warf der Junge einen Blick aus dem Dachbodenfenster und war entsetzt.

Ganz Dresden war ein Höllenfeuer. Auf den Strassen unter uns irrten die Leute hilflos umher. Ich sah meine Tante dort. Sie hatte sich in eine feuchte Decke gewickelt, und als sie mich sah, rief sie: «Komm zu den Elbterrassen!» Der Lärm des aufsteigenden Feuersturms erstickte ihre letzten Worte. Eine Hausmauer stürzte tosend ein und begrub mehrere Leute im Schutt. Eine dichte Staubwolke stieg empor, vermischte sich mit dem Rauch und machte es mir unmöglich, irgendetwas zu sehen. Dann packte mich eine Faust am Nacken und zog mich über das Geröll hinweg. Es war der junge Pilot, der in seiner ruhigen Gefasstheit wahrscheinlich in diesem Chaos mein Leben rettete. ... Immer wieder stolperten wir über Leichen. ...²³

Weil man die Errichtung von Fachwerkhäusern im 17. Jahrhundert verboten hatte, war Dresden eine Stadt aus Sand- und Ziegelsteinen. Doch ungeachtet des Eindrucks, den die barocken Fassaden vermitteln mochten, bestand das Balkenwerk im Inneren der Blocks, die dicht an dicht die Strassen und Gassen im Herzen der Stadt säumten, aus jahrhundertealtem trockenem Holz. Ebenso waren die Fussböden beschaffen, die Wandvertäfelungen ihrer Räume und der schweren, traditionellen Möbel, mit denen sie ausgestattet waren.

Da die Brandbomben die Dachböden und Mansarden der Dresdner Altstadt durchschlagen hatten und dort – was ebenso wichtig war – ungehindert brennen konnten, während die Hausbewohner in ihren Kellern und Luftschutzräumen hockten, waren die Voraussetzungen für einen Flächenbrand gegeben, der nicht minder grausam war als jene, welche die Bombenangriffe am 28. Juli 1943 in den relativ modernen Mietshäusern von Hamburg-Billwärder und im Vorjahr in den noch aus dem Mittelalter stammenden Stadtkernen von Darmstadt und Kassel entfesselt hatten.

Anders sah es in den zentrumsnahen Stadtteilen aus. Die Villa der Eltern von Hannelore Kuhn in der Südvorstadt lag zum Beispiel in einem der weniger stark bombardierten Gebiete, und sie hatten gründliche Vorkehrungen getroffen.

Da sagte jemand: Es brennt im dritten Stock. Und es brannte... Ja, die hatten Stabbrandbomben geworfen, aber auf den Dachboden, und unser Boden, der war schon imprägniert, wir hatten einen riesigen Dachboden, aber leer geräumt, war schon eine Massnahme gewesen. Und die grossen Fässer mit Wasser standen dort. ... Der Boden war imprägniert, sodass er nicht brannte, aber dann schwelte es so. ... Wir hatten zum Beispiel mit Kohlschaufeln die Brandbomben aus den Kellerfenstern in den Garten geworfen. ... Aber im dritten Stock waren die Fenster kaputt, da kamen so glühende Batzen angeflogen. ... Na, wir haben es irgendwie doch geschafft. Dann brannte es eigentlich nirgendwo mehr hier.²⁴

Vorläufig war ihnen das Schicksal des Stadtzentrums und der nach Osten angrenzenden Stadtteile erspart geblieben. Am nächsten Tag sollte die Südvorstadt nicht so glimpflich davonkommen.

Der Generalinspekteur für Feuerlöschwesen, Generalmajor Rumpf, der sich durch Zufall in Leipzig aufgehalten hatte, als es im Dezember 1943 mit knapper Not einem solchen Schicksal entgangen war, berichtete später auch über Dresden. Er schilderte, was sich nach dem ersten Angriff der 5. Gruppe in der Dresdner Altstadt abspielte:

Die Feuerlöschkräfte, obwohl über 1'000 Mann stark und bestens ausgerüstet und geführt, waren einem solchen Wüten gegenüber von vornherein völlig machtlos. Die Unterstützungskräfte der Regimenter und aller Nachbarstädte, einschliesslich des hart umkämpften Berlin, kämpften sich auf ver-

eisten Strassen durch die Nacht heran. Die Bilder, die sich ihnen boten, erfüllten selbst die in der äusseren und inneren Not von hundert Brandnächten hart gewordenen Männer dieser Einheiten mit Entsetzen und Grauen. Die unter dem Bombenhagel und den Zerstörungsbränden zusammenbrechenden Strassenzüge versperrten die Fluchtwege ins Freie und überantworteten viele Tausende dem Feuertod.²⁵

Die Trümmer der hohen, aneinander gedrängten Gebäude erwiesen sich als unüberwindliche Hindernisse für alle Versuche, dem gefährdeten Bereich zu entfliehen, und verschütteten in vielen Fällen die Ausgänge aus den Kellern, welche die Bewohner der Altstadt aufgesucht hatten, als die Sirenen aufheulten. Gewiss war es in manchen Fällen möglich, diese Hindernisse mit Mühe zu bewältigen, aber es war zeitraubend, und die Zeit war für die unglücklichen Bewohner der Innenstadt allzu kurz bemessen.

Rumpf schilderte den sich rasch entwickelnden Feuersturm aus dem Blickwinkel eines Fachmannes, der schon viel gesehen hatte:

Die Erscheinungsform eines solchen Naturereignisses kann die normalen Eigenschaften der Atmosphäre bis zu einem Grade verändern, dass in ihr organisches Leben nicht mehr möglich ist und erlischt. ... Die einzelnen Feuerherde schliessen sich zusammen, die erhitzte Atmosphäre schiesst wie in einem Riesenkamin nach oben, die längs des Erdbodens angesaugte und nachstürzende Frischluft erzeugt einen Orkan, der wiederum auf weithin die kleineren Brände anfacht und in seinen Bann zieht. Die Wirkung der heissen Säule einer solchen riesigen Fackel über einer brennenden Stadt wurde von den Fliegern bis in 4'000 Meter Höhe als stürmisch und unangenehm empfunden ...

Nora Lang hatte zunächst mit ihren Eltern versucht, in der Wohnung zu retten, was zu retten war, und wurde dann damit beauftragt, sich um ihren kleinen Bruder zu kümmern. Sie ging mit dem Fünfjährigen zum brennenden Dürerplatz und dort zu einer Stelle, an der sich noch immer viele, die den ersten Angriff überlebt hatten, zusammengedrängten. Nora hielt den Jungen fest an der Hand, gab Acht auf einen Koffer, der die wertvollste Habe der Familie enthielt, und wartete geduldig. Als ihre Eltern auch nach längerer Zeit noch nicht aus dem Haus kamen, sagte eine junge Mutter, die dort ebenfalls wohnte, zu ihr, sie müssten gehen und an der Elbe Schutz suchen. Widerstrebend folgte ihr Nora.

Die junge Frau hatte ihr Baby auf dem Arm, ich trug den Koffer mit den Dokumenten unserer ganzen Familie und zwei Decken. Es war allerhand Gepäck. Etwas habe ich auf dem Rücken getragen, etwas unter dem Arm, und meinen kleinen Bruder schleifte ich hinter mir her.

Wir versuchten, die Dürerstrasse entlangzugehen. Aber das war kaum noch möglich bei dem Feuer rundum, die Häuser stürzten in sich zusammen. Wir mussten mitten auf der Strasse laufen, um nicht von Ziegelsteinen, brennenden Fensterrahmen und was da alles geflogen kam, getroffen zu werden. Es war ein orkanartiger Feuersturm. Wir hatten uns das einfacher vorgestellt. Es war auch gar nicht weit – vielleicht 200 Meter bis zur Fürstenstrasse. Aber wir kamen einfach nicht durch. Die junge Frau mit dem Baby auf dem Arm trieb mich immer wieder an und versuchte, meine Angst niederzukämpfen: Wir müssen hier durch, wir müssen es schaffen, eine andere Rettung bleibt uns nicht. Aber es war unmöglich, und da beschlossen wir, doch wieder in ein Haus zu gehen und in einem Keller den Morgen abzuwarten.²⁶

Dresden war schlimm getroffen worden. Doch bis der Alarm für den zweiten Angriff erfolgte, dachten die meisten, es sei vorüber. Hunderte oder gar Tausende waren umgekommen, aber nun galt es, die Brände zu bekämpfen, so gut es ging, die Lebenden zu retten, die Verletzten zu versorgen und die Toten zu bergen.

Nachdem die erste Bomberwelle verschwunden war, kam der achtzehnjährige Günter Jäckel, der sich im südlichen Stadtteil Plauen von seinen Verletzungen erholte, bald wieder an die Oberfläche – er litt unter Klaustrophobie.

Da ertönte abermals die Alarmsirene. Konnte das wirklich ein erneuter Angriff sein? Was es auch bedeuten mochte – für Jäckel stand fest, dass er es nicht ertragen würde, wieder im Krankenhauskeller eingesperrt zu sein.

Dann die Stimme, schreiend: «Schwere Bombenverbände im Anflug, geh' in die Nachbarkeller!» Ich war ja gehfähig. Raus, Schlafanzug an und Schlafanzugjacke und Pantoffeln – sonst nichts –, keine kalte Nacht. Raus und der glühende Himmel. Da war eine Wiese nah an der Schule, und da liefen ein paar Leute hoch. Dann kamen sie, die Flieger... aber diese Leuchtmarkierungen, diese Beleuchter, da gab es einen leisen Knall, und dann blühten die auf, und man sah nur die weisse Fahnen dieses Magnesiumrauchs über der Wiese. Ganz dicht.

Günter Jäckel folgte den anderen auf die Wiese in Dresden-Plauen. Von dort aus sollte er den zweiten, noch verheerenderen Luftangriff auf seine Heimatstadt beobachten.

Da liefen wir noch ein Stück weiter in die Wiese, und da oben blieben wir liegen. Ja, das war es... aus diesem Logenplatz ein Panorama – ich kann es noch heute nicht beschreiben –, die Leuchtmarkierungen, rote, blaue, gelbe oder grüne. Und da unten die Stadt, wegbrennend. ... Unten die Stadt, es war wie ein Albtraum, wie ein surreales Ereignis. ...Man dachte: Unmöglich, das gibt's doch nicht.

21. KAPITEL

Der perfekte Feuersturm

Nachdem die 5. Bombergruppe die Dresdner Altstadt brennend zurückgelassen hatte, war ein zweiter Verband von über 550 britischen Bombern unterwegs, um die Stadt erneut anzugreifen.

Die zweite Welle, mehr als doppelt so stark wie die erste, begann von ihren Flugplätzen in England zu starten, als die erste Welle gerade dabei war, auf ihr Ziel einzuschwenken. Kurz vor 22 Uhr waren alle in der Luft. Nachdem sie sich, wie die erste Welle, über Reading gesammelt hatten, flogen sie hinunter nach Beachy Head und erreichten bei Boulogne die Küste Frankreichs. Es war ein riesiger, über 190 Kilometer langer Strom von Flugzeugen.

Anders als Leslie Hay fand Miles Tripp, Bombenschütze bei der 3. Gruppe, die Teil der zweiten Welle war, den Umstand, dass Dresden eine relativ unbekannte Grösse war, ermutigend. Hier hatte man es doch nicht mit dem Ruhrgebiet oder Berlin zu tun, wo mit einer massiven Luftabwehr und erfahrenen Flak-schützen zu rechnen war. Allerdings würde es der längste Flug werden, den die Besatzung seiner Lancaster «A for Abie» bis dahin absolviert hatte. Sie hatten eine 4'000-Pfund-Luftmine («Cookie»), einen so genannten «Wohnblockknacker», und Abwurfbehälter mit Brandbomben an Bord.¹

Derek Jackson war ein Neunzehnjähriger aus Manchester, der Gebrauchsgrafiker werden wollte, bis der Krieg ihn zwang, seine Berufspläne zumindest vorläufig auf Eis zu legen. Bis zu seinem achtzehnten Geburtstag war er Lehrling bei einer Malerfirma gewesen, dann in das Air Training Corps eingetreten und hatte sich, als er das Mindestalter erreichte, gleich für die Royal Air Force beworben. Er wollte wie die meisten jungen Männer Pilot werden, doch davon gab es in diesem Stadium des Krieges ein Überangebot. Stattdessen wurde Derek zum Schützen auf Bombern ausgebildet. Ende November 1944

1944 nahm er seinen Dienst bei der 149. Staffel der 3. Bombergruppe in Norfolk auf.

Seinen ersten Einsatz hatte er am 15. Dezember 1944. Es war ein Tagesangriff auf deutsche Truppen, die sich angeblich an einem Ausladebahnhof im Ruhrgebiet sammelten. Er schätzt, dass die Hälfte seiner 30 Einsätze bei Tag stattfanden; Ziele waren gewöhnlich Fliegerhorste, Munitionslager, Truppenkonzentrationen und dergleichen (besonders während der Ardennenoffensive). Die anderen, nächtlichen Angriffe richteten sich gegen Städte. Das Wetter war überwiegend scheusslich. Die Einsätze vor Dresden galten seiner Erinnerung nach Nürnberg, München, Köln und Frankfurt.

Als junger Kerl hatte ich im Zusammenhang mit Porzellan von Dresden gehört, aber natürlich gab es in allen deutschen Grossstädten Fabriken, die für die Rüstung arbeiteten, und daher hatten wir wegen des Angriffs keine Bedenken. Auf jeden Fall dachten wir damals nicht, dass der Krieg so gut wie zu Ende sei.²

Was ihm vor allem Sorge machte, war die Flugdauer. Lange Flüge waren den Schützen besonders verhasst. Ihnen blieb nichts zu tun ausser den Himmel zu beobachten und zu warten. Ihre Kanzeln waren eng, ohne Bewegungsfreiheit. Andere Besatzungsmitglieder konnten sich wenigstens ein bisschen bewegen.

Etwa eine Viertelstunde nach Mitternacht brach die Hauptstreitmacht aus dem Mandrel-Screen hervor, der ihren Anflug durch seine Radarstörung vor der deutschen Luftabwehr verborgen hatte. Zu diesem Zeitpunkt löste sich eine Gruppe von 16 Mosquitos der 100. Gruppe vom Hauptverband und flog in Richtung Köln/Koblenz, um durch den Abwurf von Stanniolstreifen die Verwirrung zu steigern und erfolgreich einen grösseren Angriff auf dieses Gebiet vorzutäuschen.³ Weitere Scheinangriffe sollten die Aufmerksamkeit der feindlichen Luftabwehr-Leitoffiziere auf Dortmund, Bonn, Nürnberg und Magdeburg lenken. Gleichwohl war ein so gewaltiger Bomberverband schwerlich zu übersehen. Als der grosse Flugzeugstrom den «Flakgürtel» Mainz/Mannheim passierte, schützten ihn die Bewölkung und das fehlende Mondlicht. Ihr Glück sollte anhalten, bis sie über dem Ziel waren.

Die erste Welle hatte, um die deutsche Luftabwehr im Ungewissen zu lassen, ziemlich komplizierte Richtungsänderungen vollzogen. Diese zweite Welle folgte dem Kurs der ersten bis zur Reichsgrenze. Doch während die 5. Gruppe

– das erste von mehreren Täuschungsmanövern – abrupt nach Nordnordost in Richtung Ruhr abgeschwenkt war, flog der Hauptverband drei Stunden später weiterhin praktisch geradeaus, etwas südlich des 50. Breitengrades, bis seine Führungsmaschinen schon weit nach Mitteldeutschland vorgedrungen waren.⁴

Einem Bericht zufolge, der im Bunker der Dresdner Luftschutzleitung unter dem Albertinum gefunden wurde, erfolgte um 00.52 Uhr folgende Meldung:

Die Spitze eines neuen Bomberverbandes hat Bamberg erreicht. Sie nahm Nordostkurs. Ausserdem wurden aus der Gegend Mainz/Aschaffenburg starke Bomberverbände gemeldet, die Ostkurs eingeschlagen haben.⁵

Unklarheit herrschte noch darüber, wo genau sie hinwollten. Erst als ihre Vorhut die thüringische Stadt Gera – ungefähr 120 Kilometer vor dem Ziel – überflog und auf Nordnordostkurs in Richtung Dresden ging, muss das Ziel den Beobachtern grässlich klar geworden sein.

Um 1.07 Uhr gaben die Sirenen in den unbeschädigten Stadtteilen Dresdens Fliegeralarm. Von den Menschen in den schon bombardierten Gebieten hörten einige wenige das oft nur schwache, ferne Sirenengeheul. Da die Stromversorgung im gesamten Stadtzentrum ausgefallen war, ahnten die Menschen ansonsten nichts von dem erneuten Angriff, bis sie die neuen Markierungslichter erblickten und das monotone Brummen der Motoren sowie das Pfeifen der herabfallenden Bomben vernahmen. Bis es in vielen Fällen zu spät war.

Die Besatzungen der 8. (Pfadfinder-)Gruppe waren offenbar ein wenig enttäuscht, als sie sich dem Ziel näherten, diesmal nicht an der Elbe entlang, sondern von Südwesten her. Der Lichtschein der in Dresden tobenden Brände war schon aus einer Entfernung von über 80 Kilometern zu sehen. Ihre Rivalen, die Pfadfinder von der 5. Gruppe, hatten so gute Arbeit geleistet, dass eine weitere Markierung überflüssig erschien.⁶ Ausserdem hatte es sich seit 22 Uhr weiter gebessert. Waren die Wetterverhältnisse bei der ersten Welle befriedigend aufgeklart, so fand die zweite über dem Ziel geradezu ideale Bedingungen vor. Das Problem waren jetzt nicht die Wolken, sondern der von der Altstadt hochwabernde Rauch. Der starke Nordwestwind trieb diese grossen, kilometerhohen Rauchsäulen vor sich her in das Gebiet südöstlich des ursprünglichen Zielsektors der 5. Gruppe und verbarg dieses wirksamer als selbst die dichteste Konzentration von Cumulonimbuswolken.

Dennoch setzten die Lancaster der 8. Gruppe pflichtgemäss zum Sturzflug an, um ihre Leuchtbomben über dem vorgesehenen Gebiet abzuwerfen, obwohl der monströse Brand die ganze Stadt in helles Licht tauchte.

Der ausserordentliche Erfolg der Markierung und Bombardierung durch die 5. Gruppe hatte ein anderes unerwartetes Problem geschaffen. Dadurch kam es zu einer dringlichen, über UKW-Sprechfunk geführten Diskussion zwischen dem Masterbomber, dem kanadischen Major C.P.C. de Wesselow (Kennung «Cheesecake»), und seinem Hauptmarkierer, Oberstleutnant Le Good, während sie in rund 2'400 Meter Höhe über der Stadt kreisten.

«Dresden. Keine Wolken über dem Ziel, praktisch die ganze Stadt in Flammen. Keine Flak», meldete Le Good, ein Australier.

Sollten sie die Bomber anweisen, ihre Bomben in das Brandgebiet zu werfen und damit die Zerstörung vermutlich nutzlos zu wiederholen, oder sollten sie, da ihr Auftrag lautete, ein grösstmögliches Chaos zu schaffen, das Bombardement auf andere Stadtteile ausserhalb der bereits angegriffenen Bereiche ausdehnen? Der für die zweite Welle vorgesehene Zielpunkt war der Altmarkt, der historische Marktplatz zwischen der Altstadt und dem Schloss. Über diesem Gebiet, das innerhalb des Angriffssektors der 5. Gruppe gelegen hatte, toste bereits ein Flammenmeer. Von diesem Punkt aus zu bombardieren hätte bedeutet, wertvolle Abwurfmunition an dem Inferno zu vergeuden.

Es wurde ad hoc beschlossen, den Angriff auf neue Gebiete zu verlagern.

Die Blindbeleuchter-Lancaster hatten mithilfe von H2S Leuchtbomben abgeworfen, aber die waren in dem Feuer verschwunden. Kurz nach 1.30 Uhr befahl de Wesselow, grüne Markierer über den angrenzenden Gebieten zu platzieren. Die Bomber sollten ihre Fracht zwei Sekunden nach Überfliegen der grünen «Wegweiser» ausklinken. Damit verlagerte sich der Angriff weg von der Altstadt. Durch die neue Verteilung fielen die ersten Bomben aus den 525 Lancaster, die über dem Ziel eingetroffen waren, südwestlich und westlich der Altstadt in Löbtau und Friedrichstadt.

Der kontinuierlichen Verteilung der Markierer folgend, traf die nächste Welle die Südvorstadt und mit ihr den Hauptbahnhof, der vom Angriff der 5. Gruppe schwer, aber nicht völlig verwüstet worden war. Für die Flüchtlinge und all die anderen, die dort in den unterirdischen Gewölben in der Falle sassen, begann jetzt das volle Ausmass des Grauens.

Die weiter südlich gelegenen Stadtteile Räcknitz, Zschernitz und Plauen (wo Günter Jäckel auf seiner Wiese kauerte und das «surreale» Schauspiel betrachtete) wurden auf unangenehme Weise von vereinzelt, verirrt Bomben getroffen.

Aber dann erfolgte der eigentliche Grossangriff auf Johannstadt und den südöstlich sich anschliessenden Stadtteil Striesen. Das ohnehin schon verheerende Feuer wurde durch immer neue Massen von Brandbomben weiter angefacht. In Johannstadt waren Nora, ihr kleiner Bruder und die Frau mit dem Baby, die sich mit ihnen angefreundet hatte, Anita und ihre Eltern und Günther Kanngiesser, der im Eingang zum Krankenhaus provisorisch Schutz gesucht hatte. Sie alle wurden von der neuen Bombenwelle überrascht.

Eine Mischung aus Spreng- und Brandbomben prasselte auf den Grossen Garten hernieder, in dem Dresdner, die sich aus ihren brennenden Häusern gerettet hatten, den Anordnungen der Behörden folgend zusammengeströmt waren. Hier waren Christoph Adam und seine Familie und der Maler Otto Griebel, der in der Nähe des Parks wohnte. Und weitere Tausende, in feuchte Decken gehüllt, Taschentücher vor dem Mund, welche die Bäume explodieren sahen und die die Schreie der Verwundeten und das Stöhnen der Sterbenden hörten und darum beteten, verschont zu werden, weil sie nicht wussten, wohin sie sich sonst noch wenden sollten.

Jetzt hatte es den Anschein, als bombardierten die Briten die Vertriebenen und Obdachlosen. Der Park, der Zoo, die Gartenhäuser, die Ausstellungsgelände und Restaurants – das alles explodierte und fiel den Flammen anheim. Man konnte allmählich glauben, es handle sich um Sadismus, und das war auch die Meinung, die viele Beobachter nach dem Krieg teilten. Für die Flugzeugbesatzungen, die von der Stadt Dresden und ihren Annehmlichkeiten allenfalls oberflächliche Kenntnisse hatten, handelte es sich hier nur um ein Gebiet, das bombardiert werden musste.

Die Entscheidung von Major de Wesselow, den Schaden auszuweiten, schuf jetzt einen neuen, breiteren Sektor der konzentrierten Verwüstung. Sie sollte der Bombardierung Dresdens zu einer zweifelhaften Auszeichnung verhelfen: der Verwüstung des grössten Gebiets, das in einer einzigen Nacht zerstört wurde. Nachdem die grünen Markierer bombardiert worden waren, wurden in dem brennenden Gebiet weitere Markierer verteilt und die nachfolgenden Lancaster angewiesen, auf diese zu zielen. Als die Bombenschützen keine Markierer mehr erkennen konnten, gab de Wesselow ihnen um 1.42 Uhr seine letzte Anweisung, «die Mitte der Feuer» zu bombardieren.

Die Menge der Bomben, die während der gut halbstündigen zweiten Welle abgeworfen wurden, sagt alles:⁷

8. Bomberflotte – Pfadfinder – 60 Lancaster (einschliesslich Masterbomber, Markierer und Beleuchter)

Zeit: 01.21-01.45 Uhr

<i>Art</i>	<i>Stück</i>	<i>Tonnen</i>
4'000-Pfund-Minenbomben	27	
1'000-Pfund-Sprengbomben	94	
500-Pfund-Sprengbomben	159	
Explosivbomben insgesamt	280	125,7
250-Pfund-Zielmarkierer	90	10
Leuchtkaskaden («Christbäume»)	550	

1. Bomberflotte – 248 Lancaster

Zeit: 01.23-01.52 Uhr

<i>Art</i>	<i>Stück</i>	<i>Tonnen</i>
4'000-Pfund-Luftminen	145	
2'000-Pfund-Sprengbomben	101	
500-Pfund-Sprengbomben	111	
Explosivbomben insgesamt	357	387,3
4-Pfund-Stabbrandbomben	219933	
4-Pfund-Stabbrandbomben mit Sprengsatz	28467	
4-Pfund-Stabbrandbomben als Bündel in Abwurfbehältern	70266	
Stabbrandbomben insgesamt	312666	558,3

3. Bomber flotte – 151 Lancaster

Zeit: 01.25-01.55 Uhr

<i>Art</i>	<i>Stück</i>	<i>Tonnen</i>
8'000-Pfund-Luftminen	1	
4'000-Pfund-Luftminen	119	
500-Pfund-Sprengbomben	84	
Explosivbomben insgesamt	204	
4-Pfund-Stabbrandbomben	23940	

4-Pfund-Stabbrandbomben mit Sprengsatz	1260	
4-Pfund-Stabbrandbomben gebündelt in Abwurfbehältern	105 292	
Stabbrandbomben insgesamt	130 492	233,0

6. Bomberflotte – 65 Lancaster

01.27-01.45 Uhr

<i>Art</i>	<i>Stück</i>	<i>Tonnen</i>
4'000-Pfund-Minenbomben	65	
500-Pfund-Sprengbomben	374	
250-Pfund-Sprengbomben	155	
Explosivbomben insgesamt	594	216,8

Die Höllenglut in der Ferne versetzte sogar erfahrene Bomberbesatzungen in Erstaunen, als sie über Döbeln, einer auf halber Strecke zwischen Leipzig und Dresden gelegenen Stadt, auf Ostkurs gingen und mit dem Endanflug begannen. Selbst aus dieser Entfernung waren die Brände zu sehen. Bombenschütze Miles Tripp bereitete sich darauf vor, seine Pflicht zu tun.

Obwohl wir noch mehr als 60 Kilometer bis Dresden hatten, war der Himmel vor uns rot von dem Feuer. Die Wettervorhersage hatte sich bewahrheitet. Es gab keine Wolken über der Stadt.

90 Kilometer vom Ziel entfernt waren andere Lancaster mit ihren schwarzen Silhouetten vor der rosigen Glut deutlich erkennbar. Die Strassen der Stadt waren ein fantastisches brennendes Gitterwerk. So als blickte man hinunter auf die feurigen Umriss eines Kreuzworträtsels; lodernde Strassen verliefen von Ost nach West, von Nord nach Süd, in einer nicht mehr zu steigernen Glut. Ich empfand grösste Ehrfurcht vor diesem Schauspiel.⁸

Die zweite Welle warf ihre Bomben aus einer Höhe von bis zu 6'000 Metern ab, also aus einer weit grösseren Höhe als die erste. Sogar der Masterbomber blieb auf einer Höhe von rund 2'400 Metern. Die Schützen in ihren Kanzeln konnten einigen Zeugen zufolge nicht nur die Flammen von Dresden sehen, sondern 100 bis 110 Kilometer weiter östlich das Mündungsfeuer der Artillerie an

der schlesischen Front, wo heftige Kämpfe zwischen sowjetischen und deutschen Truppen im Gange waren.⁹ Die Glut des brennenden Dresden war weit im Osten zu erkennen. Man kann sich unschwer vorstellen, welche verzweifelten Gefühle die schwer bedrängten deutschen Soldaten beschlichen, wenn sie sich umdrehten – zur Heimat, die sie angeblich verteidigten –, und das Feuer in Dresden wüten sahen.

Auf dem Fliegerhorst Klotzsche nördlich der Stadt muss es noch schlimmer um die Moral bestellt gewesen sein. Die Nachtjäger waren auch jetzt startbereit. Doch diesmal bekam nicht einmal die privilegierte Gruppe «A» Starterlaubnis. 18 Piloten sassen in ihren Me BF 110 hilflos auf dem Vorfeld und warteten vergeblich auf Befehle, während am Horizont Dresden brannte und die britischen Bomber völlig ungestraft die Flammen nährten.¹⁰ Die Jagdflieger fühlten sich umso verwundbarer, als der Fliegerhorstkommandant, der Transportflugzeuge aus dem belagerten Breslau erwartete, die Beleuchtung der Rollbahn die ganze Nacht hindurch regelmässig ein- und ausschalten liess, so als wollte er die Briten geradezu zum Angriff ermuntern.¹¹

Während der zweiten Angriffswelle wurde ein Film gedreht. Auf der oberen Bordschützenkanzel und der Einstiegstür einer speziell umgerüsteten Lancaster «Y» von der 463. Staffel der Royal Australian Air Force, die seit langem der RAF-Filmeinheit zugeordnet war, waren Kameras angebracht worden. Diese hatten bereits im November 1944 die dramatische Versenkung des deutschen Schlachtschiffs *Tirpitz* im Tromsøfjord aufgezeichnet. Die Bomber der Staffel hatten als regulärer Bestandteil der 5. Gruppe mit normalen Bombenaufgaben an der ersten Angriffswelle auf Dresden teilgenommen; bei der zweiten Welle war nur «Y» mit dabei.

Die Maschine kreiste zwischen 1.28 und 1.37 Uhr achteinhalb Minuten lang über der dem Untergang geweihten Stadt und zeichnete eine der bedrückendsten Ansichten des Luftkriegs auf. Aus fast 5'000 Meter Höhe über dem Inferno durch kalte, klare Luft hindurch aufgenommen, zeigt der Film die Umrisse von in Feuer geätzten Strassen, die in die grossen Rauchsäulen hinabsinkenden «Christbäume», die klar erkennbaren Explosionen der grossen 4'000-Pfund-Luftminen, die aus dem allgemeinen Flächenbrand wie kleine pilzförmige Wolken aufsteigen und an die Atombomben erinnern, die einige Monate später auf Hiroshima und Nagasaki fielen. Perfektion der Zerstörung. Wie das unten in der Stadt wahrgenommen wurde, kann man sich praktisch nicht vorstellen.

Für einzelne Flugzeuge lief nicht alles glatt. Als «A for Abie» mit dem Bombenabwurf an der Reihe war, ging die Kontrolle über die Maschine praktisch an

Miles Tripp als den Bombenschützen über. Der australische Pilot der Maschine mit Spitznamen «Dig» bat ihn um den Kurs. Tripp bemerkte, dass die Funkverbindung zum Masterbomber abgerissen war. Es erfolgten keine ruhigen, klaren Anweisungen mehr. Tripp traf eine Entscheidung, und diese mit reinem Gewissen:

Ich sagte Dig, er solle steuerbord in Richtung Süden der Stadt fliegen. Er liess die Maschine ausschwenken, weg von dem Herzen des Infernos, und als wir die Grenze der Brände passiert hatten, warf ich die Bomben ab. Ich hoffte, die Ladung würde aufs freie Feld fallen; ich konnte nicht vergessen, was man uns bei der Einsatzbesprechung gesagt hatte, und die alten Wochenschauen von deutschen Stuka-Gräueln.¹²

Tripp nahm seinerzeit irrtümlich an, der Masterbomber sei getötet worden. Als er später das Logbuch seines Navigators mit der Ereignisfolge während des Angriffs verglich, kam er zu dem Schluss, dass die Funkstille eingetreten sein musste, als de Wesselow und Le Good miteinander diskutierten, ob sie wegen des Ausfalls des ursprünglich vorgesehenen Zielpunkts die Taktik ändern sollten. Hernach betonte Tripp, dass er Befehle, wenn sie ihm erteilt worden wären, bedingungslos ausgeführt hätte. Da er aber keine erhielt, führte er sie auch nicht aus.¹³

Doug Hicks, ein neunzehnjähriger Kanadier bei der 550. Staffel, war Heckschütze einer «jungfräulichen» Besatzung – dies war ihr allererster Einsatz. Nur ihr Flugzeug, «V for Victory», war ein Veteran: Es hatte über 90 Angriffe überstanden, und das galt als Glück. Fast fünf Stunden lang in seiner engen Heckschützenkanzel hockend und den Himmel nach feindlichen Flugzeugen absuchend, war Hicks erstaunt, dass die Besatzungsmitglieder kaum miteinander redeten; keine Foppereien, nicht einmal, als sie die gewaltige Glut des noch 80 Kilometer entfernten Ziels vor sich erblickten. Das war anders als alles, was man ihnen bisher erzählt hatte:

Es herrschen fast Tageslichtbedingungen. Der Himmel erstrahlt von dem entsetzlichen Inferno am Boden, das jetzt unser Ziel ist. In dieser hellen Umgebung erkenne ich jetzt überall die Bomber. Sie sind links und rechts, über und unter uns, es erscheint fast unmöglich, dass dieser Luftraumbereich so viele Maschinen aufnehmen kann. Als unter meinem Abwehrstand einer der Bomber vorüberfliegt, kann ich die Besatzung im Cockpit der Maschine sehen, und ich bemerke, wie die heissen Auspuffgase der vier Motoren un-

heimlich am Himmel glühen. Ich kann es kaum fassen, dass diese gewaltige Flugzeugarmada das eine Ziel ansteuert. Der Angriff hat gerade erst begonnen, da haben wir auch schon die Bombenzuladung abgeworfen und gewendet zum Heimflug. Das also ist die ernste Bewährungsprobe. Wir haben es geschafft. Unser erster Einsatz ist beinahe abgeschlossen. Kein Jubel bei der Besetzung, nicht einmal ein schwaches Hurra.¹⁴

Der «Bomber Command Intelligence Narrative of Operations No. 1007», der tags darauf per Fernschreiber an das Luftfahrtministerium und alle Gruppen- und Stationskommandanten herausgeht, mit Kopien an die 1., 2. und 3. Division der USAAF, gibt einen sachlichen, professionellen vorläufigen Überblick über die Arbeit der zweiten Welle:

Besatzungen konnten die Stadt und den Fluss optisch identifizieren, unterstützt durch die Brände vom vorausgegangenen Angriff, aber trotz Leuchtbomben machte der Rauch von diesen Bränden es unmöglich, den Zielpunkt sicher zu identifizieren. Nach Begutachtung der von den Blindmarkierern gesetzten grünen Zielmarkierer befahl der Masterbomber dem Hauptverband, zwei Sekunden nach Überfliegen die Bomben abzuwerfen. Danach wurden die Abwürfe auf die roten Zielmarkierer und schliesslich mitten in die Brände gelenkt. Sowohl die roten als auch die grünen Zielmarkierer waren klar zu erkennen, und der Bombenabwurf wurde von dem Masterbomber mit guten und klaren Anweisungen sehr gut konzentriert und geschickt gesteuert.

Es wurden viele neue Brände gelegt, und gegen Ende des Angriffs wurde gemeldet, dass die ganze Stadt, insbesondere die Altstadt südlich des Flusses, voll in Flammen stand und in anderen Teilen der Stadt eine Reihe kleinerer Brände entstanden waren. Mehrere grosse Explosionen wurden gemeldet und ein besonders grosser Brand genau östlich des Rangierbahnhofs. Rauch wurde bis in 5'000 Meter Höhe gemeldet, und auf dem Heimflug waren die Brände 160 Kilometer weit zu sehen.

Man glaubt, dass der Angriff sehr erfolgreich war.¹⁵

22. KAPITEL

Die Katastrophe

Dresden, das alte, dicht bebaute Dresden, stand lange vor Mitternacht in Flammen, und der grösste Teil wäre wohl auch dann nicht zu retten gewesen, wenn die zweite Bomberwelle nie die Stadt heimgesucht hätte. Auch wäre selbst dann die Zahl der Toten im Vergleich zu anderen, ähnlichen Angriffen auf historische Stadtzentren im Luftkrieg hoch gewesen. Dresden wäre wie Darmstadt, Kassel und all die anderen Städte aus Deutschlands goldener Vergangenheit als bedrückende Fussnote in die Geschichtsbücher eingegangen. Die speziellen Mängel der sächsischen Hauptstadt in Sachen Luftschutzvorkehrungen hätten den Fachleuten reichlich Diskussionsstoff geboten.

Während die zweite Welle in Richtung Dresden dröhnte, entschieden Major de Wesselow und Oberstleutnant Le Good gemeinsam, den festgelegten Zielpunkt aufzugeben und ausserhalb der bereits brennenden Stadtgebiete zu bombardieren, und es war diese Entscheidung, die den Angriff zum Inbegriff des Massakers werden liess. Ihre Entscheidung wurde zum Verhängnis nicht nur für weite Teile der Dresdner Wohnviertel, sondern auch für die grossen Sammelpunkte der Obdachlosen und «Enthausten» (wie sie von den Bürokraten im Luftfahrtministerium schon immer genannt wurden) – den Hauptbahnhof, den Grossen Garten und das Elbufer. Sie sollten zu Opfer Stätten ohnegleichen werden.

Viele, viele starben in den Strassen, während sie zu entkommen suchten – verbrannt, erstickt, in den heissen, hungrigen Schlund des Feuersturms hineingezogen –, doch für diejenigen, die es gar nicht erst versuchten, war der Tod nahezu gewiss. Das Schreckliche an der zweiten Welle war, dass sie ohne Warnung über das Zentrum der Stadt hereinbrach. Rudolf Eichner, ein junger Soldat aus Dresden, war an der Front verwundet worden und erholte sich in seiner Heimatstadt. Er lag im alten Vitzthum-Gymnasium am Südrand der Altstadt, das zu

einem Reservelazarett umfunktioniert worden war, in dem rund 500 Soldaten versorgt wurden.

Etliche der umliegenden Gebäude in diesen voll gestopften Wohnstrassen (in der Zonenkarte der RAF als die am dichtesten bevölkerten gekennzeichnet) waren von der ersten Welle in Brand gesteckt worden. Nach Eichners Erinnerung rührte das entscheidende Problem daher, dass die unerfahrenen Anwohner – überwiegend Frauen, Kinder und Ältere – nicht die Brände bekämpften, sondern vor allem bemüht schienen, ihre Wertsachen und sonstigen Besitztümer in Sicherheit zu bringen. Die als Lazarett dienende Schule blieb allerdings weitgehend unbeschädigt. Und da sie voller Soldaten war, blieb auch ein gewisses Mass an Disziplin gewahrt.

Den ausgebildeten Feuerwehrleuten des Lazarets war es gelungen, die im Dachbodenbereich eingeschlagenen Brandbomben unschädlich zu machen. Die Verwundeten halfen, soweit sie dazu in der Lage waren, brennbare Möbel, Betten und Geräte auf die Korridore zu schaffen. Die anderen Insassen blieben im Luftschutzkeller. Wäre das Bombardement mit der ersten Welle beendet worden, so hätten das Lazarett und diejenigen, die in seinen Kellern Schutz gesucht hatten, gerettet werden können, glaubt Rudolf Eichner. Er und seine Kameraden waren entschlossen, ein Übergreifen des Feuers auf das Gebäude zu unterbinden, und notfalls bereit, dafür die ganze Nacht hindurch zu arbeiten. Dann kam die zweite Welle.

Und da, mitten in die Aufräumungs- und Sicherungsmassnahmen hinein, detonierten die Bomben des zweiten Angriffs vom 14.2., früh gegen 1 Uhr. Keine Sirene hatte warnen können. Völlig überrascht stürzten wir erneut in die Luftschutzkeller. Die waren durch die Einwohner der Umgebung, die in ihren brennenden Häusern keinen Schutz mehr fanden, bald masslos überfüllt. Dicht an dicht standen wir in unserem Keller, da konnte niemand mehr Umfallen. Ohrenbetäubender Lärm der Bombergeschwader – weit stärker als beim ersten Angriff – Detonationen am laufenden Band – mehrfach gleichzeitig – erschütterten das Haus.

Die Schule erhielt mehrere Volltreffer. Das Licht verlöschte. Putz fiel von der Decke. Türen und Fenster wurden nach innen gedrückt. Von der Schutzmauer vor dem Fenster stürzten Ziegel in den Keller. Ich bekam den Fensterrahmen auf den Rücken. Staub, Kalk und Rauch drohten uns zu ersticken. Menschen schrien, schlugen um sich. Eine junge Mutter warf sich über den Kinderwagen, um ihr Kind zu schützen. In der Schwerverwundetenabteilung hatte ein Volltreffer zahlreiche Opfer gefordert. Motorenlärm und Explosionen entfernten sich allmählich. Der Ruf «Die Schule brennt schon

im Erdgeschoss!» war das Signal, aus dem Keller zu kommen, Rettung draussen zu suchen. Über Schutt und Trümmer, vorbei an brennenden Möbeln und Türen, gelang mir der Weg aus dem Haus.¹

Das war nur die erste Phase von Eichners Martyrium. Draussen auf der Strasse, in der Dippoldiswalder Gasse, tobte der Feuersturm mit voller Wucht, und brennende Holz-, Metall- und Papierfetzen wirbelten durch die Luft. Lodernde Äste flogen an dem entsetzten jungen Soldaten vorbei, allerlei halbwegs erkennbare Objekte, die der sengende Wirbelsturm erfasst hatte, darunter auch hilflose Menschen. Er legte sich hin und kroch dann auf allen vieren bis zum Ende der Strasse. Im Vorgarten eines Nachbargrundstücks entdeckte er einen Raum, der nicht nur teilweise gegen die gluthelissen Winde abgeschirmt war, sondern auch etwas freier zu sein schien, sodass die Gefahr, unter einstürzendes Mauerwerk zu geraten, geringer war. Er taumelte hinüber und stiess auf fünf Kameraden, die sich aus dem Vitzthum-Gymnasium hierher gerettet hatten.

Die sechs Überlebenden stellten sich im Kreis auf und legten einander die Arme um die Schultern. Sie hatten sich nasse Tücher übers Gesicht gelegt, um sich das Atmen zu erleichtern, aber ihre Kleider waren knochentrocken und konnten von den umherfliegenden Funken angesteckt werden. Jeder hatte auf seinen Vordermann Acht zu geben, und wenn dessen Kleidung Feuer fing, musste er es ausklopfen. Das machten sie sechs Stunden lang, bis der Sturm allmählich nachliess und damit auch das Feuer erstarb. Auf diese Weise gehörten sie zu den wenigen, welche die Opferung des Luftschutzkellers beim Reserve-lazarett Vitzthum-Gymnasium überlebten.

Am Hauptbahnhof richtete die zweite Welle furchtbare Schäden an. Ein Bombenhagel prasselte auf den ganzen Bereich – die Bismarckstrasse, den Wiener Platz, der in die Prager Strasse mit ihren eleganten Läden und Cafés überging – und den Bahnhof selbst herab. Dessen hohes Glasdach wurde zerstört. Züge, die noch an den Bahnsteigen abgestellt waren, wurden gesprengt und gingen in Flammen auf. In den unterirdischen Kellern, wohin sich die meisten Reisenden geflüchtet hatten, als die Sirenen aufheulten, kam es zu Schreckensszenen.

Es waren in den meisten Fällen nicht das Feuer oder die Explosionen, die sie töteten – jedenfalls nicht direkt. Es war die Luft – genauer gesagt, die fehlende Luft. Da es keine Belüftungsanlagen mit Filtern und kaum Notausgänge gab – und die wenigen ohnehin von menschlichen Leibern und Habseligkeiten

verstopft waren –, gingen, als der Feuersturm den Sauerstoff aus der Luft in dem stark überfüllten unterirdischen Komplex riss, viele Hunderte an schlichter Erstickung zugrunde. Einige fanden aus dem Labyrinth der Keller heraus und gelangten taumelnd nach oben, aber nicht viele.²

Eine überlebende Flüchtlingsfrau aus Schlesien schaffte es einige Stunden später, weil ein Offizier ihr «durch einen langen Gang» hinaushalf. «Wir gingen durch den Keller», fuhr sie fort. «Tausende von Menschen müssen dort gewesen sein, die alle ganz reglos dalagen.»³ Sauerstoffmangel, Rauchvergiftung und Kohlenmonoxidvergiftung hatten, wie so oft in dieser Nacht in Dresden, auch hier ihr Werk verrichtet.

Die Lage ausserhalb des Bahnhofs war unvorhersehbar. Die Familie von Gertraud Freundel wohnte in der Reichstrasse, einer breiten Strasse, die vom Bahnhof zur Technischen Hochschule und zum Justizgebäude am Münchner Platz sowie zu den höher gelegenen südlichen Stadtteilen führte.⁴

Die Wohnung der Familie befand sich in einem alten Gebäude, das an den Bismarckplatz grenzte, genau vor dem Hauptbahnhof. Dieser weitläufige Platz war mit Bäumen bepflanzt, was dem ganzen Bereich eine luftige, grosszügige Atmosphäre verlieh. Deshalb behaupteten viele, die beide Angriffe in dem stabilen Keller überlebt hatten, es gebe keine Probleme mit dem Sauerstoffmangel, und daher sei es sicherer, dort zu bleiben, bis man die Gewissheit habe, dass die Gefahr vorüber sei. Solche Entscheidungen wurden in den frühen Morgenstunden des 14. Februar überall in Dresden getroffen. Einigen waren sie tragischerweise schon abgenommen worden – von den Bomben: Häuser waren eingestürzt und hatten diejenigen, die in ihren Kellern Schutz gesucht hatten, lebendig begraben. Doch für die Überlebenden kam mit dem Verschwinden der Bomber eine Zeit, in der sie Mut und Fantasie beweisen mussten. Gertrauds Vater zeigte in dieser Nacht beide Eigenschaften. Entschlossen sagte er zu seiner Tochter, sie müssten hinauf- und hinausgehen. Während sie den Keller verliessen, blieben andere zaudernd am Eingang zurück.

Haustiere waren im Luftschutzkeller nicht zugelassen. Gertraud war freudig überrascht, dass der Dackel der Freundels, «Jockely» gerufen, in der Wohnung eingesperrt überlebt hatte. Irgendwie – vermutlich durch ein Fenster oder eine Tür, die vom Luftdruck einer Explosion eingedrückt wurde – war er aus dem Gebäude entkommen, und als Gertraud und ihr Vater auftauchten, begrüsst er sie überschwänglich. Sie tunkten ihre Mützen und Kopftücher in einen der an der Kellertür bereitgestellten Wassereimer und besprengten obendrein ihre Män-

tel. Gertraud befeuchtete ihr Taschentuch und wickelte es dem kleinen Vierbeiner um die Nase. Kurz bevor sie aufbrachen, hob sie das Tier auf und nahm es schützend in die Arme.

Bis zu seiner Einberufung zum Volkssturm hatte Gertrauds Vater eine Loterieannahmestelle am Postplatz betrieben, und als er fort war, hatten Gertraud und ihre Mutter das Geschäft übernommen. Nach dem ersten Angriff hatten sie versucht, durch die Unterführung auf die andere Seite des Hauptbahnhofs zu kommen, von wo sie zu Fuss den Laden erreichen und dort nach dem Rechten sehen konnten. Doch wie es das Unheil wollte, waren sie sogleich auf verbrannte Leichen und brennende Gebäude und danach auf eine Polizeistreife gestossen, die sie zurückschickte.

Jetzt, drei Stunden später und nach einem weiteren verheerenden Bombenhagel, wussten sie also, dass der einzige mögliche Fluchtweg aus der Stadt herausführte. Sie einigten sich auf den halb ländlichen südlichen Stadtteil Mockritz. Er war höher gelegen, dort würde es frische Luft und, wenn sie Glück hatten, keine Bomben geben. Bis dorthin waren es ungefähr zweieinhalb Kilometer. Doch zuerst mussten sie die Reichstrasse passieren.

Dabei begegneten sie dem Grauen des Feuersturms. Hier herrschte er, wie er all die breiten Strassen beherrschte, die strahlenförmig von der Altstadt ausgingen, dem Kern des Feuers. Er schien eifersüchtig nach denen zu züngeln, die der Flammenhöhle zu entrinnen suchten:

Draussen toste der Feuersturm. Er blies stark, und der Luftzug zerrte uns in Richtung Stadt. ... Vater hielt mich fest am Arm, und mit dem anderen Arm hielt ich den Hund. Wir mussten diesen Höllenorkan durchqueren, der mit Sturm und Feuer die Reichstrasse entlangraste. Ich war verängstigt und wollte nicht, aber Vater zog und beschwor mich, indem er mir durch das Tosen des Windes zurief: «Da müssen wir durch!»

Vorwärts gebeugt gegen den Sog des Sturms ankämpfend, strebten sie nach Süden, vorbei an einigen halbwegs unversehrten Gebäuden, die ihnen einen gewissen Schutz gewährten. Langsam, aber stetig quälten sie sich voran. Doch gerade als sie glaubten, zwischen sich und den Feuersturm eine gewisse Distanz gelegt zu haben, traf sie der Schock.

Als wir in die Sedanstrasse einbogen, kamen uns Leute aus der Richtung entgegen, in die wir wollten, und riefen: «Den Berg hinauf kommt ihr nicht weiter!» Die Strasse war durch umgestürzte Bäume versperrt, die in Flammen standen. Aber Vater liess sich nicht von seiner Absicht abbringen, und

wir kletterten über die brennenden Baumstämme. Die Luft war von Feuer erfüllt. Grosse Brocken brennenden Holzes segelten durch die Luft, und von überall her hagelte es Funken und Flammen. Zum Glück hatten wir unsere Kleider benässt. Wir kamen an meiner alten Volksschule vorbei. Sie brannte lichterloh. Wir mussten in der Mitte der Strasse bleiben, um den sengenden Flammen zu entgehen, die auf beiden Seiten aus den Häusern schlugen. Die ganze Zeit klammerte ich mich an Vater und hielt meinen Hund fest. Wohlbehalten erreichten wir die Reichenbachstrasse, die nur auf einer Seite mit Häusern bestanden war, und begannen bergauf zu gehen. Schliesslich liessen wir uns auf einem Hang am Zellenischen Weg nieder, einer breiten, kaum bebauten Durchgangsstrasse. Die Luft war voller Asche, aber es war gar nicht kalt. ...

Sie brauchten nicht mehr bis Mockritz zu gehen, weil sie gefunden hatten, wonach sie suchten: eine freie Stelle, an der nicht so grosse Gefahr von einstürzenden Häusern und gierig um sich greifenden Bränden drohte. Die Luftqualität war gerade ausreichend zum Überleben. Dort verbrachten die Freundels zusammen mit einer grossen Schar erschöpfter und verängstigter Überlebender den Rest der Nacht. Als das Tuch vor ihrem Mund trocken wurde, fiel Gertraud das Atmen zunehmend schwerer. Eine Dame machte den pragmatischen Vorschlag, ihr kleiner Sohn könne auf das Tuch pinkeln, um es wieder anzufeuchten. Trotz ihrer Atemnot brachte Gertraud die Grösse auf, diese gutgemeinte Empfehlung abzulehnen.

Beim ersten Morgengrauen brachen Gertraud, ihr Vater und der kleine Dakkel zum südöstlichen Stadtteil Strehlen auf, wo sie Verwandte hatten. Die Freundels hatten vor langer Zeit vereinbart, sich dort zu treffen, falls sie bei einem Luftangriff getrennt werden sollten, damals allerdings nicht im Traum daran gedacht, dass dies einmal nötig sein würde.

Viele derer, die im Stadtzentrum Schutz gesucht hatten, verbrannten. Wer es irgendwie schaffte, lebend herauszukommen, sollte niemals mehr den Geruch brennenden Fleisches vergessen, der aus den Souterrains und Kellern der Altstadt aufstieg. Was jedoch in den meisten Berichten dieser Überlebenden (und als Überlebende sind sie natürlich eine ausgewählte Gruppe) immer wiederkehrt, ist die wilde Entschlossenheit zum Kampf ums Überleben, zum Kampf zunächst gegen das Ersticken und dann gegen die Kaskaden brennender Funken und Trümmer, die sie zu blenden und zu entstellen drohten, während sie sich den Weg aus der Altstadt bahnten, zumeist, von einem fast animalischen Instinkt geleitet, in Richtung Elbe.

Die Flucht aus den Innenstadtbezirken Dresdens war ein darwinistischer Ausleseprozess. Sie gelang in der Regel den Jungen und den seelisch und körperlich Starken. Berthold Meyer, ein einundzwanzigjähriger Ingenieurstudent, war entschlossen, sich zur Elbe durchzuschlagen, nachdem er mit knapper Not aus dem Keller eines brennenden Hauses in der Blochmannstrasse, östlich des Stadtzentrums, entkommen war:

Nur wer in solch einem Flammenmeer gewesen ist, kann ermessen, was es bedeutet, mit der sauerstoffarmen Luft zu atmen... und ausserdem gegen einen entsetzlich heissen, alle Augenblicke umschlagenden Feuer- und Luftstrom anzukämpfen. Meine Lungen keuchen – die Knie sind mir langsam weich geworden. Es ist fürchterlich! Einzelne, vor allem ältere Leute, bleiben zurück, setzen sich apathisch auf die Strasse oder auf Trümmer und gehen an Sauerstoffmangel zugrunde.⁵

Anita John und ihre Eltern überlebten die zweite Angriffswelle, wenngleich sich ein Happy End für diese kleine Familie nicht abzeichnete.

Nachdem der zweite Angriff vorüber war und wieder etwas Ruhe eintrat, versuchten meine Eltern und die anderen Hausbewohner auch, aus dem Keller rauszukommen. Mein Vater nahm meinen Arm, und wir wollten raus. Dann ging es aus dem Keller und ein Stück auf die Strasse... und in diesem Stückchen sahen wir solch einen Feuersturm, sodass es unmöglich war, durchzukommen. Mein Vater schleppte mich und meine Mutter zurück. ... Das war wie im Kessel. Also, dann sind wir wieder in den Keller zurückgegangen. Und in den Häusern in dem Karree... da waren all die Keller durchbrochen, und das war so gedacht, wenn aus dem Haus alles verschüttet ist, dann kam man da hindurch zum Nachbarhaus. Aber es war so, dass Leute zurückkamen und sagten, das geht nicht. Schlecht war, dass es Sauerstoffmangel gab.

Es war auch so, dass die Leute geistig und physisch verstört waren. Es fiel ihnen schwer, ihre Gedanken zu koordinieren. Ich hatte meinen Bademantel. Und das Wasser, da habe ich das richtig nass gemacht. Jeder wusste, ich muss raus – aber wie? Ob Leute vor mir lagen, da kann ich mich nicht mehr entsinnen. ... Meine Eltern gingen so in einen Kohlenkeller, und da bin ich auf Kohlen gefallen. Gott sei Dank, im Nachhinein, mit dem Gesicht auf dem Bademantel.⁶

Die Schaffung dieser «Durchbrüche» war eine der Besonderheiten, mit denen Dresden der Bombengefahr zu begegnen versuchte. Sie hing damit zusammen, dass das

Zentrum dicht bevölkert war und es keine grossen öffentlichen Luftschutzräume mit richtigen Luftfilteranlagen, luftdichten Türen und Brandmauern gab. Man brach Löcher zum Durchkriechen in die Wände aller Keller einer Strasse, ja sogar ganzer Viertel, damit diejenigen, die im Keller ihres Hauses festsassen – etwa, weil der Ausgang durch Trümmer versperrt war oder weil es oben brannte –, dennoch aus ihrem unbelüfteten unterirdischen Verlies herausfinden konnten, indem sie zu einem anderen Haus durchkrochen, wo ein Ausstieg möglich war.

Dieses System war wie fast alles in Gauleiter Mutschmanns Stadt (mit Ausnahme seines Privatbunkers) auf einen «normalen» Luftangriff zugeschnitten, mit Verwüstungen an einzelnen Gebäuden und vereinzelt Bränden, nicht aber auf Verwüstungen apokalyptischen Ausmasses, ausser für die Unglücklichen, die einen Volltreffer abbekamen. Das System war billig, es war leicht zu verwirklichen, und es erschien logisch. Im nördlichen Teil der Altstadt hatte man ausserdem Tunnel gegraben. So entstand ein ausgedehntes zusätzliches Netz von Fluchtwegen, das zudem eigene betonierte Ausstiege in der Nähe des Elbufers besass, und zwar am Neumarkt (bei der Frauenkirche), am Postplatz (der wichtigsten Strassenbahnhaltestelle der Altstadt) und am Adolf-Hitler-Platz.

Aber trotz der zum Teil recht aufwändigen Bauten erwies sich das System als völlig ungeeignet, um einen längeren schweren Luftangriff oder eine Serie von Angriffen zu überstehen. Im Falle eines Feuersturms war es sogar kontraproduktiv. Die Schaffung von «Durchbrüchen» verwandelte das Netz der Tunnel in eine potenzielle Todesfalle, eine Falle mit vielen einzelnen Kammern.

Der Feuersturm saugte den Sauerstoff jetzt nicht mehr aus den einzelnen Kellern, sondern auf einen Schlag aus dem ganzen unterirdischen Netz. Und zugleich konnten Rauch und Flammen sich mit rasender Geschwindigkeit in dem ganzen unterirdischen Labyrinth ausbreiten.

Margret Freyer, damals eine junge Frau in den Zwanzigern, gehörte zu den wenigen, die nach dem zweiten Angriff aus der Altstadt entkamen. Sie und ihre Freundin Zenzi befanden sich im Keller eines Wohnhauses an der Struvestrasse, die in östlicher Richtung von der Prager Strasse mit ihren eleganten Läden abzweigte:

Drei Frauen stiegen vor uns die Treppen hinauf, um sofort wieder händeringend herunterzulaufen. «Wir können da nicht hinaus! Draussen brennt alles!», riefen sie. Zenzi und ich gingen hinauf, um nachzusehen. Es stimmte.

Dann versuchten wir, den «Notausgang» zu öffnen, der in jedem Keller durchbrochen worden war, damit die Leute von einem Keller in den anderen gelangen konnten. Doch hier trafen wir nur auf dicken Rauch, der das Atmen unmöglich machte.

So stiegen wir hinauf. Die Hintertür... brannte zur Gänze. Es wäre Irrsinn gewesen, sie zu berühren. Und am Vordereingang schlugen die anderthalb Meter hohen Flammen in den Hausflur hinein.

Trotz allem war es klar, dass wir nicht im Gebäude bleiben konnten, wollten wir nicht ersticken. So stiegen wir wieder hinunter und holten unsere Koffer. Ich tauchte zwei Hand voll Taschentücher in einen Kübel Wasser und stopfte sie tropfnass in meine Manteltasche. Sie retteten mir später wahrscheinlich das Leben.

Aber als wir vom Keller die Treppen hinaufstiegen, kam Zenzi Mann und sagte: «Zenzi, bleib hier, du musst meiner Schwester helfen. Sie ist krank.» Ich machte einen letzten Versuch, alle zu überzeugen, dass sie den Keller verlassen sollten, denn andernfalls würden sie ersticken – doch sie wollten nicht. Die meisten starben dort unten, aber drei Frauen fand man vor der Tür, darunter Zenzi.⁷

In den frühen Morgenstunden des 14. Februar, des Aschermittwochs, war das Zentrum Dresdens ein tragischer Schauplatz menschlichen Leids. In diesem infernalischen Durcheinander konnte es mit schrecklichen Folgen verbunden sein, wenn man nur für einen kurzen Moment unaufmerksam war, wenn man sich verkalkulierte oder wenn man inmitten des Gewoges von Rauch und Funken und heisser Luft, das die Lungen bis zum Zerbersten strapazierte, einem Irrtum verfiel. Das Schicksal konnte von so scheinbar trivialen Dingen wie der Kleidung, die man trug, abhängen.

Dass Margret Freyer überlebte, nachdem sie den todgeweihten Keller an der Struvestrasse verlassen hatte – die Strassen glichen bereits Backöfen –, schrieb sie zum Beispiel der Tatsache zu, dass sie sich, als sie an diesem Winterabend zum Besuch bei ihrer Freundin aufbrach, für Schaftstiefel entschieden hatte. Bei der Hitze schmolz der Teer auf den Strassen. Andere, die durch diesen zähflüssigen Morast zu fliehen versuchten, verloren rasch ihre normalen Schuhe, ja sogar Schnürstiefel, die in dem Teer steckenblieben. An den nackten Füßen handelten sie sich sofort derart schwere Verbrennungen ein, dass sie nicht mehr gehen konnten und starben. Margret Freyers eng anliegende Stiefel hielten, und so überlebte sie.

Ein Mann, der in dieser Nacht alles verlor, was ihm lieb und teuer war, schrieb einige Monate später einen Beileidsbrief an eine Frau, deren Eltern in

seiner Gegenwart umgekommen waren. Sie hatten alle im selben Haus an der Marienstrasse gewohnt, am Rande der Altstadt. Mit stiller, verzweifelter Eindringlichkeit vermittelt der Brief von Hans Schröter, welche Bedeutung der Zufall und der Mut für das Überleben hatten⁸:

Wir hatten alle 2 Angriffe überstanden und dachten nun lebend davonzukommen. Es sollte aber leider nicht der Fall werden. Gleich beim 2. Angriff wurde die Tür von Keller 38 verschüttet, sodass nur noch der Notausgang nach 40 und 42 übrig blieb. Als wir nach 40 überkamen, schlugen die Flammen vom Treppenhaus herunter, also war höchste Eile am Platze, um unser nacktes Leben zu retten. Es ging alles in grösster Ruhe vor sich. Da das elektrische Licht versagte, hatten wir elektrische Taschenlampen und Petroleumlampen bei der Hand, die Ausgänge waren nur mit grösstem Mut zu begehen, was bei vielen fehlte, so vielleicht auch bei Ihren lieben Eltern. Sie dachten vielleicht, wir halten es im Keller aus, hatten aber nicht mit dem Sauerstoffmangel gerechnet. Wie ich nun rauskam, sah ich meine Frau und Sohn im Wachlokal Marienstrasse 42, Parterre, stehen. Sie sahen so hilflos aus. Da ich aber noch eine alte Tante aus Liegnitz hatte, wollte ich auch sie herausholen und sagte zu meiner Frau: Ich komme in 2 Minuten wieder. Als wir nach dieser Zeit wiederkamen, waren meine Lieben verschwunden. So bin ich also wieder durch alle Keller der Strasse, sie waren nirgendwo zu finden, alles war in Flammen eingehüllt, ein Durchkommen nicht mehr möglich. Da ich meine Angehörigen nicht finden konnte, fasste ich noch einmal mein bisschen Lebensmut und kam bis zum Bismarckdenkmal. Ich habe für eine Stunde gegenüber an dem Häuschen gestanden, bis auch dort das Dach zu brennen anfang. Nun bin ich noch 30 Meter weiter in die Ringstrasse gegangen und habe mich dort aufgehalten, bis es hell wurde.

Als der neue Tag über Dresden anbrach, machte Schröter sich durch die zerstörten Strassen auf den Weg zu seiner ehemaligen Behausung.

... was man nun sah, war so grauenhaft ... überall lagen verbrannte Leichen herum. Ich ging nun in grösster Hast zu meinem Heim und Betrieb, um meine Lieben noch lebend wiederzufinden – leider war es nicht der Fall: Sie lagen auf der Strasse vorm Hause 38, so friedlich, als schliefen sie. Was ich da durchgemacht habe, können Sie leicht ermessen. Nun musste ich feststellen, wo meine Schwiegereltern oder andere Kameraden lebend aus unserem Keller zu bergen waren. Zu diesem Zweck hatte ich mir noch 2 Mann von der Wehrmacht geholt. ... Als wir den Notausgang 38 öffneten, kam eine solche Hitze heraus, dass es

unmöglich war, in diesen Keller zu gelangen. So mussten wir am Eingang 40 den Fussabstreifer entfernen, um ins Bad und dadurch in die Keller 40 und 42 zu gelangen. Der Keller 42 lag voll Leichen, ich stellte 50 Stück fest, es waren auch Eulitz dabei. Ihre Eltern konnte ich nicht erkennen, da alles übereinander lag ...

Im Winter 1944 wurden Kriegsgefangene dazu abgestellt, auf freien Plätzen in Dresden in den Boden einbetonierte Lösch Wasserbecken anzulegen. Dadurch sollte unabhängig vom Wasserrohrnetz und der Elbe eine zuverlässige und ausreichende Versorgung der Feuerwehr mit Löschwasser sichergestellt werden. Das grösste dieser Becken wurde auf dem weiträumigen Altmarkt gegraben, wo in den nunmehr weit zurückliegenden Tagen von 1940 die siegreichen Truppen paradiert hatten. An der Sidonienstrasse unweit des Hauptbahnhofs und am Seidnitzer Platz gleich nördlich vom Grossen Garten wurden etwas kleinere Becken geschaffen, die aber dennoch grosse Mengen von potenziell lebensrettemdem Wasser fassten. In anderen Stadtteilen legte man kleinere, aufragende Wasserbehälter an. Unter den einer Apokalypse ähnelnden Verhältnissen des 13. und 14. Februar zeigte sich, dass die ihnen innewohnenden Gefahren grösser waren als ihr Nutzen.

Auf dem Höhepunkt des Feuersturms flüchteten sich Dresdner aus der brennenden Innenstadt zu dem grossen Löschwasserbecken auf dem Altmarkt. Dieses 40 Meter lange, 20 Meter breite und über drei Meter tiefe Reservoir war von einer 60 Zentimeter hohen Sicherheitsmauer aus Beton eingefasst. Ständig Gegenstand von Bemerkungen und Diskussionen, dominierte es den Altstadtplatz in den letzten Kriegsmonaten. Jeder im Zentrum Dresdens erinnerte sich in äusserster Not an sein Vorhandensein.

In dieser Nacht war das Löschbecken für die Feuerwehr von geringem Nutzen. Nach dem zweiten Angriff waren die meisten Zufahrtswege durch eingestürzte Gebäude blockiert oder durch tiefe Bombenkrater unpassierbar geworden. Die meisten der barocken Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude der Umgebung waren jedenfalls nicht mehr zu retten. Der riesige Tank hatte jetzt nur noch einen denkbaren Nutzen, und das war der Schutz, den sein Inhalt vor dem Feuer, dem Urfeind des Wassers, bot.⁹

Hunderte Verzweifelte, deren Kleidung zum Teil schon Feuer gefangen hatte, fanden durch die brennenden Strassen zum Altmarkt. Dankbar stürzten sie sich in die vermeintliche Sicherheit des reichlich vorhandenen kühlen Wassers. Doch im Laufe der Nacht taten die Feuersbrunst rund um das Reservoir und die grosse Zahl der brennenden Menschen, die sich hineingerettet hatten,

allmählich ihre Wirkung. Die Wassertemperatur wurde unerträglich, die Luft zum Atmen ging aus. Hunderte von Überlebenden, von denen viele verletzt, viele Nichtschwimmer oder schlechte Schwimmer waren, versuchten wieder aus dem Löschteich herauszuklettern, mussten aber feststellen, dass der Not Wasserbehälter auf dem Altmarkt nicht als Schwimmbecken gedacht war. Es gab keine Stangen oder Griffe zum Halten, keine Leitern zum Heraussteigen. An den glatten Beton wänden fand man keinen Halt.

Die Schwachen strampelten sich hoffnungslos ab, bis sie unter gingen. Viele klammerten sich an die starken Schwimmer und zogen sie mit sich nach unten. Nur ganz wenigen der stärksten Schwimmer und geschicktesten Kletterer gelang es, wieder herauszukommen. Der grosse Löschteich auf dem Altmarkt wurde in dieser Nacht zum Schauplatz eines schrecklichen Ringens und – bittere Ironie inmitten einer in Flammen stehenden Stadt – zum Wassergrab für Hunderte von unglücklichen Menschen, die diesen Kampf verloren.

Als Rettungstrupps sich am Tag danach einen Weg zu dem Platz gebahnt hatten, war die Hälfte der riesigen Wassermenge verdampft. In dem grossen Becken lagen nur noch Tote. Gesäumt war es von verkohlten Leichen Unglücklicher, die es nicht ganz bis ins Wasser geschafft hatten, ehe sie verbrannten oder vom Rauch überwältigt wurden. Das Becken am Seidnitzer Platz, das etwa 15 mal 15 Meter mass und so flach war, dass man aufrecht in ihm stehen konnte, war randvoll mit Menschen, die sich dorthin gerettet hatten. Am Tage danach standen sie noch immer da, dicht an dicht. Alle waren erstickt.

In kleineren Becken erhitzte sich das Wasser dermassen, dass die Menschen, die dort Schutz gesucht hatten, buchstäblich gekocht wurden. Nur in einem Fall beobachtete ein Offizier, dass zwei Männer aus einem Wasserbecken kletterten, in dem sie die erste Angriffswelle überstanden hatten. Das war freilich im ersten Teil der Nacht, bevor die Luft zu einem regelrechten Gift wurde.¹⁰

Margret Freyer kam am Tag danach, während sie in den rauchenden Trümmern der Stadt nach ihrem Verlobten suchte, an einigen Lösch Wasserbecken vorbei:

Aus den Trümmern ragten da und dort Arme, Köpfe, Beine, zerschmetterte Schädel hervor. Die Löschwasserbecken waren bis oben mit Toten angefüllt und grossen Stücken Mauerwerk auf ihnen. Die meisten Leute sahen aufgedunsen aus, mit grossen gelben und braunen Flecken auf den Körpern. Leute, deren Kleider noch glühten...¹¹

Die meisten Feuerwehrleute, die in dieser Nacht in der Innenstadt vom Angriff überrascht wurden, kamen um. Eine Ausnahme bildete der Kommandant des 3. Zuges der 9. Bereitschaft der Dresdner «Feuerwehrpolizei», der von der Neustadt ins Stadtzentrum beordert wurde. Er überlebte und verfasste einen Bericht für seine Vorgesetzten. Es gab Helden in dieser Nacht, unabhängig von Politik und Krieg.

Der Kommandant und seine Leute hatten sich vor dem zweiten britischen Angriff in einen offiziellen Luftschutzkeller unweit vom Neuen Rathaus geflüchtet, das durch eine Sprengbombe einen Volltreffer erhielt. Sein Bericht bringt lakonisch zum Ausdruck, wie quälend die Frustration darüber war, dass er kaum etwas auszurichten vermochte:

Ich rückte sofort mit den Leuten durch den Notausstieg Kreuzstrasse 4 wieder aus dem Keller aus. Da ein derart grosser Flächenbrand in der Zwischenzeit sich entwickelte, war ein Durchkommen mit den Fahrzeugen unmöglich. Hunderte von Menschen lagen auf dem Rathausplatz, und weitere Ströme Leute kamen aus allen Richtungen über den Georgplatz nach Richtung Elbe. Ich versuchte, um die Menschenrettung durchzuführen, eine Wassergasse mit dem mir noch zur Verfügung stehenden Löschwasser der Zisterne aufzubauen. Ich wollte einen Fluchtweg Richtung Elbe durch die Ringstrasse schaffen. Mein Lf 8 wurde durch den Tiefflieger zerschossen.¹² Mein Lf 15 fiel durch eine Sprengbombe aus. Das Pumpenlager war getroffen. Den Schlauch wagen konnte ich zum Saugen nicht verwenden, sodass ich meine Absicht, Schaffung einer Wassergasse, fallen lassen musste. Ich war gezwungen, auch meine Männer in Sicherheit zu bringen. Inzwischen war der Feuersturm am Rathausplatz derart gestiegen, dass er die Menschen zu Boden warf und vernichtete. Ich gab meinen Männern den letzten Befehl, mit mir zusammen durch die Feuerwand von ca. 100 Meter nach der Elbe durchzustossen. Ich ging voraus und bahnte den Weg. Ich brachte meinen Zug bis auf 2 Mann in Sicherheit. Die beiden Männer Riesch und Kaufmann scheinen mir nicht gefolgt zu sein. Ich selbst und 6 meiner Männer erhielten Verbrennungen 2. Gr. Konnten unser Leben aber retten. ... Den Ausfall meines Zuges meldete ich persönlich Herrn Hauptmann Thieme am Kaiser-Wilhelm-Platz am 14. 2. 45 früh 4.15 Uhr.¹³

Einige Dresdner, die sich aus der Innenstadt retten konnten, überlebten dadurch, dass sie wie Hans Schröter unbebaute Freiflächen fanden, wo sie noch Luft zum Atmen hatten. Doch für die meisten gab es, wenn sie es nicht schafften, ganz aus der Stadt

herauszukommen, nur zwei sichere Zufluchtsorte: die Grünflächen des Grossen Gartens und nördlich davon die Terrassen und Flutwiesen an der Elbe.

Oft waren es nur wenige hundert Meter, aber angesichts des tosenden Feuersturms, der von eingestürzten Gebäuden blockierten Strassen und des Fehlens vertrauter Wahrzeichen wurde daraus mitunter eine umständliche Reise von epischer und manchmal tödlicher Länge. Berthold Meyer war zunächst aus einem brennenden Gebäude in der Blochmannstrasse geflohen, von dem es gut 500 Meter Luftlinie bis zur Elbe waren.

In der einen Hand eine Mappe mit seinen wichtigsten Papieren – er war zuvor schon daheim in Bremen ausgebombt worden –, in der anderen ein Brett, mit dem er sein Gesicht vor dem Funkenflug zu schützen sucht, war der 21-Jährige noch nicht weit gekommen, als er nicht weiterwusste, und in Versuchung war, den Kampf aufzugeben und sich in der sauerstoffarmen Luft zu Boden sinken zu lassen.

Ich fühle meine Kräfte immer mehr schwinden – meine Lungen sind zum Zerspringen angespannt. Mit kurzen, keuchenden Atemzügen stolpere und wanke ich durch das Flammenmeer. ... Der heisse Wind drückt dazu so gegen das schützend erhobene Brett, dass man glaubt, Tonnen vor sich herschieben zu müssen. Wenn jetzt nicht etwas passiert, ist es mit mir vorbei! Sollte das mein Ende sein? Mit aller Gewalt bäume ich mich dagegen auf – und der Wille zum Leben verleiht mir Riesenkräfte. Da! Auf unserem Lauf taucht plötzlich ein Pinkelhaus an einer Strassenecke auf, wo sich schon mehrere «Horden» zusammengeschart und Deckung gesucht haben. Es ist die Rettung in höchster Not! Es bietet sich für einen Augenblick Zeit, etwas zu verschnaufen, auch ist die Hitze hier nicht so unerträglich gross. Vor allen Dingen ist man vor dem ungeheuren Funken- und Feuersturm etwas geschützt.

Es war ein wunderbarer, Schutz gewährender Ort, doch Meyer wusste, er hatte nur dann eine Chance zu überleben, wenn er sich weiterschleppte, in Richtung Wasser:

Aber lange kann man sich auch hier nicht aufhalten, weil das Feuer immer mehr um sich greift. Ich habe mich genau nach dem Weg zur Elbe erkundigt. Es sind noch etwa 150 Meter. Ich bin am Güntzplatz, wie ich erfahre. Ich verlasse also meinen Platz und stürze mit Mappe und Brett in Richtung Elbe, die Sachsenallee herunter. Jetzt spüre ich auch – o grösste Wohltat meines Lebens – die ersten frischen, von der Elbe kommenden Luftzüge. Begierig

sauge ich meine keuchenden Lungen voll – was ist das doch für ein Geschenk! Ich sehe, dass ich etwa zehn Meter vor der Albertbrücke bin. Ich muss hinunter zur Elbe, mir meine Augen auswaschen, da ich kaum noch sehen kann. An der Seite der Brücke gehe ich mit einem Menschenstrom zum Wasser hinunter, an einem Blindgänger vorbei, vor dem gewarnt wird. Dann habe ich die rettenden Gestade der Elbe erreicht. Es ist wunderbar, diese herrliche frische Luft zu atmen. Ich wate bis an die Knöchel ins Wasser und wasche mir mit meinem schmutzigen Taschentuch, das ich schon im Keller als Augenschutz gegen Rauch und Staub benutzte, so gut es geht die Augen aus, die völlig verdreht und entzündet sind. Dann setze ich mich auf einen Stein. So sitze ich etwa eine Stunde, vor mir das brennende Dresden.¹⁴

Weiter östlich, beim Johannstädter Krankenhaus, waren der junge Günther Kannegiesser und seine Schützlinge gerade angekommen, als der zweite Angriff begann. Da Günther den Luftschutzraum des Krankenhauses nicht fand, liess er die Frauen und Kinder, die er hierhergeführt hatte, in einer Ecke der Eingangshalle zurück, hoffend, dass das massive Treppenhaus ihnen Schutz bieten würde, und machte sich auf die Suche nach einem sicheren Platz. Es gab keinen. Schliesslich legte er sich auf dem Korridor neben der Pförtnerloge zu Boden, auf einem Treppenabsatz zwischen dem Erdgeschoss und dem ersten Stock.

Da es so lange anhielt und immer wieder stärker wurde, dachte ich dann, die russischen Truppen seien auch schon da mit ihren Panzern. Sie waren ja schon weit in Schlesien vorgedrungen.

Endlich wurde es dann ruhiger und ich hörte ein Kind weinen. Die zwei Frauen und Kinder standen noch im Haupteingang. Zum Glück waren sie unverletzt....¹⁵

Ihr Überleben war ein umso grösseres Wunder, als Teile des Krankenhauses völlig verwüstet worden waren, vor allem die Frauenklinik. Wie Professor Fischer, ein führender Gynäkologe, später erklärte, hatten eine Luftmine und zwei Sprengbomben das Haus B getroffen. Zwei Kreissäle, ein Operationssaal, die Abteilung der Wöchnerinnen sowie verschiedene Stationen und Sterilisationsanlagen wurden beim Angriff selbst zerstört. Während das Personal sich bemühte, Patientinnen aus dem gefährdeten Haus B ins Haus A zu verlegen, brannte und krachte es allenthalben. Jetzt fing auch Haus A Feuer. Die Patien-

tinnen mussten abermals evakuiert werden. Man führte sie auf die Strasse, wo Wagen bereitstanden, um die Meistgefährdeten fortzuschaffen.

Rund 200 Wöchnerinnen, Patientinnen und andere lagen noch unter den Trümmern von Haus B. Während Personal und Feuerwehrleute die Flammen einzudämmen und die im Keller befindlichen Personen herauszuholen versuchten, explodierte ein Kessel, und binnen Minuten standen die Rettungsmannschaften knietief im Wasser. Es war zum Glück nicht siedend heiss, und doch hatte sein Auslaufen verheerende Folgen. Für die Brandlöschung stand nämlich kein Wasser mehr zur Verfügung. Einige Frauen, die unter einer dünnen Trümmerschicht lagen, konnten gerettet werden, aber zum Keller war kein Durchkommen. Die verhinderten Retter mussten sich hilflos die schwachen, verzweifelten Hilferufe der Opfer anhören. Dann begannen die Mauern des verbliebenen Gebäudeteils zu wanken. Er musste aufgegeben werden, und dem Einsturz überlassen, begrub er die eingeschlossenen Frauen endgültig unter sich.¹⁶

Günther Kannegiesser ahnte nichts von den Schreckensszenen in anderen Teilen des Krankenhauses. Der forsche Vierzehnjährige hatte die Aufgabe, sich und die ihm Anvertrauten zu retten, und das tat er:

Nun ging es weiter Richtung Elbe! Dort wo die Fürstenstrasse an die Elbwiesen stösst, lagerten 1945 Bretter. Die hatte man aus den Oberböden der Häuser entfernt, um besser gegen Brandbomben vorzugehen. Sie waren strassenweise aufgestapelt, um sie nach dem Krieg wieder einzubauen. In diese Bretter sind wir hineingekrochen, um ein bisschen auszuruhen.

Ein Stück Richtung Elbe brannte ein Holzgebäude nieder. Wahrscheinlich war es das Schützenhaus auf der Vogelwiese.¹⁷ Ich habe dann immer die Frau noch weinen gehört. Habe ihr versprochen, gleich früh meine Mutter zu fragen, ob sie bei uns wohnen konnten. Dann bin ich eingeschlafen.¹⁸

Nora Lang, ihr kleiner Bruder und die resolute junge Frau mit dem Baby hatten sich in einen Keller an der Dürerstrasse geflüchtet, als das erneute Bombardement begann. Sie hatten wie Günther Kannegiesser versucht, die Fürstenstrasse zu erreichen und von dort aus die Elbe, aber dann waren sie dem Sturm doch nicht gewachsen gewesen. Im Keller war es dunkel, nur hin und wieder war durch die winzigen Fenster auf Bürgersteighöhe das Flackern der Flammen zu sehen, aber sie konnten erkennen, dass der Kellerraum voller gebrechlicher und alter Leute war.

[Der zweite Angriff] war noch viel schockierender. Beim ersten Angriff waren noch meine Eltern um mich, und jetzt war ich plötzlich allein mit meinem kleinen Bruder. Und das Elend in diesem Keller, ich kann mich noch entsinnen, es waren meistens alte Leute, gebrechliche Leute, kranke Leute und eben Frauen mit Kindern. Es gab keinen Anfang und kein Ende des Angriffs mehr, alles tobte ringsum.¹⁹

Dieses Getöse erreichte eine Lautstärke von solcher Dauer, dass es ihr als Kind so vorkam wie die biblischen Beschreibungen des Weltuntergangs. Irgendwann gegen Ende ihres Martyriums wurde es denen, die im Keller Zuflucht gesucht hatten, zur grässlichen Gewissheit, dass das Gebäude über ihnen eingestürzt war. Damit war der Ausgang durch die Tür verschüttet, die sie benutzt hatten, um der Schutzlosigkeit auf der Strasse zu entkommen.

Als das Krachen der Bomben und das Dröhnen der Flugzeugmotoren schliesslich aufhörten, gelangten sie zu dem Schluss, dass sie notgedrungen den engen und schmalen «Durchbruch» benutzen mussten. Für die Alten und Kranken kam dieser Fluchtweg nicht infrage.

Wir schlüpfen von einem Keller in den nächsten. Ich musste zuerst mein Gepäck durchreichen, dann meinen kleinen Bruder – und im nächsten Haus gab es wieder kein Hochkommen. Irgendwie ist es uns dann gelungen, aus einem Keller rauszukommen, wie, weiss ich nicht mehr. Und eigentlich schaffte ich das nur, weil mich diese junge Frau mit ihrem Baby auf dem Arm immer wieder antrieb.

Oben auf der Dürerstrasse angelangt, mussten sie erneut gegen den Feuersturm ankämpfen, der ihnen anscheinend noch heftiger entgegenblies. Noras Augen waren von dem dichten Rauch jetzt so angegriffen, dass sie kaum noch sehen konnte. Wenige Meter vor der Fürstenstrasse mussten sie sich in einen Ladeneingang flüchten, der ihnen kurzzeitig Schonung vor dem Inferno bot. Doch dann erwies sich der Laden als eine Apotheke, und vorübereilende Überlebende wiesen darauf hin, dass drinnen Behältnisse mit leicht entzündlichen Chemikalien stünden, die jeden Moment in die Luft gehen konnten. Sie nahmen ihren ganzen Mut zusammen und stolperten weiter: die Frau und ihr Baby, die dreizehnjährige Nora und ihr kleiner Bruder mit ihren paar Habseligkeiten.

Schliesslich erreichten sie taumelnd die Fürstenstrasse. Sie war sehr viel breiter. Irgendwo inmitten des erstickenden Wirbels von Rauch und Funken

wehte vom Fluss her die lebensrettende Brise Frischluft. Sie konnten fast normal atmen. Endlich.

Reine Glückssache. Und dass der Bruder nicht umgekommen ist, dass die Frau nicht umgekommen ist mit ihrem Baby... das war reine Glückssache für uns alle. Da standen die Häuser einzeln. Und da war ein LKW-Anhänger. Wir haben uns einfach daruntergelegt. Wir waren so erschöpft... und es war so grausam, da war ein Mann, der war verrückt geworden. So in die Nacht brüllte er immer dieses «Auto! Auto!» Mein Bruder war fünf Jahre alt, der weiss nicht mehr viel von dem Angriff, aber das mit mit «Auto!» kann er nicht vergessen. Als wir also den grössten Schreck überwunden hatten, sind wir weiter zum Johannstädter Krankenhaus. Die waren da ja auch schwer getroffen, aber das eine Gebäude war mehr oder wenig noch intakt, und da war ein grosser Keller da unten. Sind wir rein, und da waren viele Leute.

Und dann am nächsten Morgen weiter... wir sind dann an die Elbe gelaufen, und da waren so viele Menschen auf der Strasse, da haben wir die junge Frau und ihr Baby verloren. Die einen, die marschierten elbauwärts, die anderen abwärts. Es war ein Gedränge, und wir sind runtergegangen an die Elbwiesen, weil das so ein Gedränge war. Aber ich konnte schlecht sehen und habe nicht bemerkt, dass da unten eben die Toten liegen, und so eben auch Beine und einzelne Körperteile. Und mein Bruder sagte dann: Hier, pass auf, hier musst du einen Bogen machen und so. ...²⁰

Im Gegensatz zur Familie von Nora Lang hatten Christoph Adam, seine Eltern und sein kleiner Bruder es geschafft zusammenzubleiben. Auch sie schlugen sich, ständig gegen den glutheissen Sog des Feuersturms ankämpfend, vom Stadtzentrum aus in Richtung Osten durch. Zwischen dem ersten und dem zweiten Angriff erreichten sie ein noch unbeschädigtes Gebiet, wo sie sich endlich sicher zu fühlen begannen. Genau dieses Gefühl war trügerisch, wie für so viele andere. Sie wurden im Freien von den britischen Bombern überrascht.

Den zweiten Angriff haben wir auf der Strasse erlebt. Im Bereich damals vom Wallotplatz – so ein Stückchen vom Grossen Garten, wo zu der Zeit nichts los war. Plötzlich wurde der Himmel hell – und zwar taghell... und die Häuser waren zugeschlossen, wir konnten uns nicht verstecken.²¹

Da sie nicht wussten, wo sie sonst hingehen sollten, blieben die Adams einfach auf dem Platz stehen und liessen es darauf ankommen. Es war für Christoph ein beängstigendes Erlebnis und hätte fast zu einer Katastrophe führen können, als er plötzlich spürte, dass «es heiss wurde». Direkt neben ihm war eine Brandbombe gelandet, und er fing tatsächlich Feuer. Zum Glück war die Steppdecke, die er um sich gewickelt hatte, noch nass. Es gelang ihnen, die Bombe noch rechtzeitig unschädlich zu machen.

Nachdem sie am Rande des Gebiets, das am stärksten von der Zerstörung betroffen war, im Freien überlebt hatten, brauchten die Adams sich wenigstens nicht aus einem eingestürzten Gebäude oder einem brennenden Keller freizukämpfen. Noch unter Schock legten sie wankend das kurze Stück bis zum Grossen Garten zurück. Der östliche Teil des grossen königlichen Parks war nicht so schlimm verwüstet und auch nicht so dicht bevölkert wie der westliche und mittlere Teil, und dennoch erinnert er sich, dass «ungefähr alle fünf Meter etwas brannte». Dort, zwischen den vereinzelt Gruppen von Flüchtlingen aus der Stadt, die ebenso mit Asche überkrustet und mit Brandblasen bedeckt waren, sank Christoph in Schlaf. Er war noch in die Steppdecke gehüllt, die ihn vor schweren Verbrennungen oder Schlimmerem bewahrt hatte.

Irgendwann gegen Morgen begann es zu regnen.

Henny Wolf und ihre Eltern waren noch in der Gegend um den Hauptbahnhof, als sie in der Ferne eine Alarmsirene hörten und den nächsten Luftschutzraum aufsuchten. Jemand hatte ein batteriebetriebenes Radio bei sich, und so konnten sie die Meldungen über den beginnenden Angriff hören.

Dort harrten sie aus, bis der Angriff vorüber war. Der Luftschutzraum, wie gewöhnlich ein ausgebauter Keller, war – auch das üblich – voll von Frauen und Kindern; dazu kam ein nicht erlaubter Schäferhund, der während des ganzen Luftangriffs jaulte. Herr Wolf, der einzige erwachsene Mann im Vollbesitz seiner Kräfte, sorgte dafür, dass alle die Ruhe bewahrten. Unauffällig registrierte er nebenher die Lage des Notausgangs, der mit Sandsäcken verstärkt worden war, um dem Druck von Bombenexplosionen standzuhalten. Er wollte nach Ende des Angriffs so schnell wie möglich mit seiner Familie heraus, bevor irgendjemand anfang, ihnen Fragen zu stellen.

Als sie aus dem Keller eilten, sagte Henny zu ihren Eltern, sie müssten dort hin, wo frische Luft sei. Sie sollten anderen Überlebenden zum Elbufer folgen. Das bedeutete, in Richtung Norden die Altstadt zu durchqueren.

Doch bald merkten wir, dass an ein Vorwärtskommen nicht zu denken war. Aus einer kleinen Gasse hinterm Altmarkt, ich denke, der Webergasse, wurden wir von einem Feuer sog ergriffen. Es sah auf einmal aus, als ob meine Mutter wegfliegen würde. Mein Vater sagte: «Nichts wie weg von hier!» Wir gelangten zur Zeughausstrasse und sahen dort das Haus der jüdischen Gemeinde in Flammen. Zwei Tage später hätten wir uns dort treffen sollen zum Abtransport. Welche Ironie, dass wir mit dem Deportationsbescheid im Rucksack nun vor dem brennenden Gebäude standen!²²

Sie hielten Ausschau nach Werner Lang, einem jüdischen Freund, der mit einer Arierin verheiratet war und bei Zeiss-Ikon und bei Bauer gearbeitet hatte, fanden ihn aber nicht. An einer Mauer in der Nähe entdeckten sie eine Fülle von Suchmeldungen, aber die Wolfs wagten es aus Angst vor der Gestapo nicht, solche Spuren von sich zu hinterlassen. Sie besprachen, was nun zu tun sei, und Herr Wolf erwog, in die Neustadt hinüberzugehen, um zu schauen, ob sein Besitz in der Alaunstrasse noch stand, gab die Idee aber bald auf. Schliesslich folgten sie Tausenden anderer Überlebender zu den Elbwiesen, wo sie den Tagesanbruch abwarten wollten.

Victor Klemperer und seine Frau Eva waren in dieser Nacht vor den Wolfs in der Zeughausstrasse gewesen. Sie wohnten dort seit einigen Jahren in einem der «Judenhäuser». Den ersten Angriff überstanden sie einigermaßen gut. In der Nähe waren ein paar Bomben gefallen, aber von einem Volltreffer waren sie verschont geblieben. Man fand einige Brandbomben, die jedoch gelöscht werden konnten. Die meisten Fenster waren allerdings eingedrückt worden, und das Haus war ein grosser Scherbenhaufen. Bald nach Mitternacht gingen sie zu Bett – «Nur schlafen, das Leben ist gerettet!» Eva Klemperer musste zuvor Glassplitter von ihrer Matratze ablesen.

Victor schlief ein Weilchen, trotz des «furchtbaren Sturmwind», der aufgekomen war. Gegen eins sagte Eva dann plötzlich: «Alarm!» Ihr Mann hatte nichts gehört. Sie hatte irgendwie das Sirenengeheul von der anderen Elbseite mitbekommen, oder es wurden, wie ihr Mann glaubte, Handsirenen durch die Strassen getragen. Ein anderer Bewohner des Judenhauses klopfte bei ihnen an und bestätigte die Warnung. Die Klemperers weckten daraufhin die Frau im benachbarten Zimmer. Dann eilten sie nach unten.

Die Strasse war taghell und fast leer, es brannte, der Sturm blies wie vorher. Vor der Mauer zwischen den beiden Zeughausstrassen-Häusern (der Mauer des einstigen Synagogenhofes mit den Baracken dahinter) stand wie ge-

wöhnlich ein Stahlhelmposten. Ich fragte im Vorbeigehen, ob Alarm sei. – «Ja.»
– Eva war zwei Schritte vor mir.

Wir kamen in den Hausflur der Nr. 3. Indem ein schwerer naher Einschlag. Ich drückte mich kniend an die Wand in der Nähe der Hoftür. Als ich aufsah, war Eva verschwunden, ich glaubte sie in unserem Keller. Es war ruhig, ich stürzte über den Hof in unsern Judenkeller. Die Tür klaffte. Eine Gruppe Leute kauerte wimmernd rechts der Tür. ... Schwere Einschläge. Wieder sprang das Fenster an der Wand gegenüber auf. ... Dann ein Schlag am Fenster neben mir, etwas schlug heftig und glutheiss an meine rechte Gesichtsseite. Ich griff hin, die Hand war voller Blut, ich tastete das Auge ab, es war noch da. Eine Gruppe Russen – wo kamen sie her? – drängte zur Tür hinaus. Ich sprang zu ihnen. Den Rucksack hatte ich auf dem Rücken, die graue Tasche mit unseren Manuskripten und Evas Schmuck in der Hand, der alte Hut war mir entfallen. Ich stolperte und fiel. Ein Russe hob mich auf. Seitlich war eine Wölbung, weiss Gott, welcher schon halb zerstörte Keller. Da drängte man herein. Es war heiss. Die Russen liefen in irgendeiner andern Richtung weiter, ich mit ihnen. Nun stand man in einem offenen Gang, geduckt, zusammengedrängt. Vor mir lag ein unkenntlicher grosser freier Platz, mitten in ihm ein ungeheurer Trichter. Krachen, Taghelle, Einschläge. Ich dachte nichts, ich hatte nicht einmal Angst, es war bloss eine ungeheure Spannung in mir, ich glaube, ich erwartete das Ende.²³

Der Professor mit seinen Herzbeschwerden – und zudem im Ungewissen, wo seine Frau Eva war – bewies erstaunliche Entschlossenheit und Geistesgegenwart. Sosehr er auch voller Spannung war und erschöpft «das Ende erwartete», kletterte er nach einem Augenblick gleichwohl über eine Brüstung ins Freie, warf sich in den Bombentrichter und lag ein Weilchen auf dem Boden.

Schliesslich kroch Klemperer aus dem Loch heraus und schlüpfte in ein Telefonhäuschen. Da erblickte er einen anderen Mann aus dem Judenhaus, Herrn Eisenmann. Er hatte seinen kleinen Sohn auf dem Arm. Gemeinsam suchten sie Zuflucht in den Resten der Reichsbankniederlassung. Ringsum brannte es, aber die Halle hatte solide, dicke Mauern. Hier waren sie vor Bomben sicher. Dann schlug Eisenmann vor, sie sollten es riskieren und das relativ kurze Stück zur Elbe hinunterlaufen. Der jüngere Mann rannte los, doch Klemperer vermochte ihm nicht zu folgen – besonders in der sauerstoffarmen Luft fiel ihm das Laufen schwer.

Stattdessen schloss sich der Professor einer Gruppe an, die durch die Anlagen zur Brühlschen Terrasse hinaufkletterte. Mit Mühe erreichte er die hochge-

legene Terrasse; dort liess es sich kühler und freier atmen. Zwar war er auch hier dem Funkenregen ausgesetzt, aber zumindest bekam er Luft. Dort oben auf der Uferterrasse war er zu einem der Auserwählten geworden, die dem unübersichtlichen Gewirr der Altstadtgassen entronnen waren. Von Klemperers Aussichtspunkt bot sich ihm ein beispielloses, schreckliches Bild der Zerstörung.

Im weiteren Umkreis nichts als Brände. Diesseits der Elbe besonders hervorragend als Fackel der hohe Aufbau am Pirnaischen Platz, jenseits der Elbe weiss glühend, taghell das Dach des Finanzministeriums. Allmählich kamen mir Gedanken. War Eva verloren, hatte sie sich retten können, hatte ich zu wenig an sie gedacht? Ich hatte die Wolldecke – *eine*, die andere war mir wohl mit dem Hut verloren gegangen – um Kopf und Schultern gezogen, sie verdeckte auch den Stern, ich trug in den Händen die kostbare Tasche und – richtig, auch den Lederhandkoffer mit Evas Wollsachen. ... Der Sturm riss immer wieder an meiner Decke, tat mir am Kopf weh. Es hatte zu regnen begonnen, der Boden war nass und weich, dort mochte ich nichts hinstellen, so hatte ich schwere körperliche Anstrengung, und das betäubte wohl und lenkte ab. Aber zwischendurch war immer wieder als dumpfer Druck und Gewissensstich da, was mit Eva sei, warum ich nicht genug an sie dachte. Manchmal meinte ich: Sie ist geschickter und mutiger, sie wird in Sicherheit sein; manchmal: Wenn sie wenigstens nicht gelitten hat! Dann wieder bloss: Wenn die Nacht vorüber wäre! Einmal bat ich Leute, meine Sachen einen Moment auf ihre Kiste stellen zu dürfen, um mir die Decke zurechtziehen zu können. Einmal sprach mich ein Mann an: «Sie sind doch auch Jude? Ich wohne seit gestern in Ihrem Haus» – Löwenstamm. Seine Frau reichte mir eine Serviette, mit der ich mein Gesicht verbinden sollte. Der Verband hielt nicht, ich habe die Serviette dann als Taschentuch benutzt. Ein andermal kam ein junger Mensch an mich heran, der sich die Hosen festhielt. In gebrochenem Deutsch: Holländer, gefangen (daher ohne Hosenträger) im Polizeipräsidium. «Ausgerissen – die andern verbrennen im Gefängnis.»

Noch einer, dessen Schicksal durch das Eingreifen der RAF eine andere Wendung genommen hatte.

Die Mitgefangenen des Holländers waren umgekommen, ebenso einige Juden. Freunde von Henny Wolf wohnten im Judenhaus in der Sporergasse, aus dem viele in das Lager Hellerberg verlegt worden waren. Sie sagten immer, bei einem Angriff sollten die Wolfs zu ihnen kommen, dort seien sie sicher. Es war ein altes, schäbiges Gebäude, aber mit festen Mauern und Fundamenten, und von einer Seite abgegrenzt

durch die alten Stadtmauern Dresdens. Diese Mauern würden halten! Und das taten sie nur allzu gut. In der Nacht des Feuersturms traf eine Bombe das Haus. Es stürzte ein und begrub die Juden in dem Keller, in dem sie Zuflucht gesucht hatten.

Henny Wolf schilderte es traurig:

Niemand konnte sie herausholen, obwohl man noch stundenlang aus dem Innern des Hauses Klopfzeichen gehört hat. In diesem Inferno gab es keine Hilfskräfte, geschweige denn Bagger oder Ähnliches, die die alten Mauern hätten aufbrechen können. Ein Arzt, der Bruder von Werner Lang, war unter den Verschütteten. Wir hofften, er hatte genügend Zyankali dabei, um allen einen qualvollen Erstickungstod zu ersparen. Ungefähr 40 der noch etwa 170 in Dresden lebenden Juden sind dort umgekommen, von der Hand ihrer Befreier, so kurz vor dem Ende. Für uns dagegen war der Angriff, so makaber es klingt, die Rettung, und genauso empfanden wir ihn.²⁴

Anders erging es den jüdischen KZ-Häftlingen. Man hatte sie ebenso wie die Gefangenen, die im Oktober 1944 aus dem Ghetto Lodz nach Dresden gekommen waren, stetig nach Westen verlegt, um zu verhindern, dass sie von den vorrückenden Russen befreit würden. In der Nacht, in der die Klemperers und die Wolfs ihre Rettung fanden, sassen die 500 Juden, die bei der Firma Bernsdorf & Co. in Striesen, nordöstlich des Grossen Gartens, arbeiteten, in dem vermeintlichen Luftschutzraum gefangen.

Ilana Turner war gerade 17 geworden, als Dresden bombardiert wurde. Seit sie 13 war, hatte sie in Zwölf-Stunden-Schichten für die deutsche Rüstung schuften müssen. Das hatte sie bislang vor dem Schicksal der 1,5 Millionen Kinder bewahrt, die in den Konzentrationslagern des NS-Regimes umkamen. Sie befand sich mit den anderen Zwangsarbeitern in der Firma Bernsdorf, als an jenem Abend die Sirenen aufheulten.

Es war nach neun Uhr. Weil es dauernd Alarm gab, achteten wir nicht besonders darauf, aber als dann die Sirenen ertönten und die ersten Bomben fielen, mussten wir uns in Sicherheit bringen. Ein richtiger Luftschutzkeller war es nicht, eher so etwas Halbes. Das Fenster war zur Hälfte oberirdisch, es war also ein Souterrain. Dort verbrachten wir die ganze Nacht, und ringsum fielen die Bomben. ... Das Komische war, dass die Deutschen – die SS und all die anderen – gegen zwölf Uhr zu uns kamen und sagten: Wir wollen bei euch bleiben, weil wir gehört haben, dass die Juden Glück haben. ...²⁵

Das Glück war ihnen hold – zumindest in dieser Nacht. Sie bekamen keinen Volltreffer. Nach dem zweiten Angriff zeigte sich aber, dass Brandbomben das Fabrikdach durchschlagen hatten. Das Gebäude stand in Flammen. Sie wurden evakuiert und rund einen Kilometer zum Elbufer hinuntergeführt. Es war ein eigenartiges, fast surreales Erlebnis, dem Weg zu folgen, den viele deutsche Überlebende genommen hatten. Die kahl geschorenen jüdischen Häftlinge schlurften zusammen ihren abergläubischen SS-Aufpassern durch die brennenden Strassen. «Es war ein furchtbarer Anblick... Strassenbahnen waren in Brand geraten. Drinnen sassen Leute und brannten.»

Sie erreichten den Fluss. Wo genau, weiss Ilana nicht mehr – die nächstgelegene Stelle wäre im Stadtteil Tolkewitz gewesen. Im Unterschied zu weiten Strecken des Elbufers wird Tolkewitz von zwei Strassenbahnlinien bedient; das würde die grauenhaften, gespenstischen Gestalten in den Strassenbahnwagen erklären.

Es war ganz abgelegen, aber voll von Deutschen. ... Die ganze Bevölkerung ging an den Fluss, weil sie wahrscheinlich dachten, sie könnten dort rasch untertauchen, falls etwas passierte. Es war noch dunkel, ich glaube, vier, fünf Uhr morgens. Das Bombardement hatte seit einiger Zeit aufgehört. Drei bis vier Stunden sind wir dortgeblieben.

«Ein deutscher Soldat ist durchgedreht», fügte Ilana hinzu. «Aber sonst haben alle überlebt.» Die Fabrik war durch die Brandbomben ziemlich stark beschädigt. Die Juden konnten nicht dorthin zurück. Beim ersten Tageslicht trieb man sie an der Elbe entlang nach Pirna, einer malerischen Kleinstadt 19 Kilometer südöstlich von Dresden. Zu Beginn des Krieges war Pirna Schauplatz der ersten Versuche mit der Massenvergasung von Geisteskranken gewesen (denen später die Juden folgten), die im Rahmen des berüchtigten T4-Programms in der Irrenanstalt im Stadtteil Sonnenstein durchgeführt wurden.²⁶ Dort befand sich damals ein kleines, temporäres Konzentrationslager.

Wir blieben dort sechs oder sieben Tage. ... Sie hatten dort russische Kriegsgefangene. Sie waren in einem schrecklichen Zustand. Wir hatten nichts, aber das Wenige, was wir hatten, teilten wir mit den Russen. Diese jungen Männer sahen wie Grippe aus.

Dann wurden die Juden zu Bernsdorf & Co zurückgebracht. Das Werk war so weit instandgesetzt worden, dass sie mit den verbliebenen Produktionsanlagen wieder Rüstungsgüter herstellen konnten für das, was vom «Grossdeutschen Reich» noch übrig war – nur mit dem Unterschied, dass sie jetzt auf dem Boden der Maschinenhalle schlafen mussten.

Der Zirkus Sarrasani, dessen 2'000 Sitze fassendes festes «Zelt» am Carolaplatz auf der Neustädter Seite der Elbe stand, gehörte zu den wenigen Vergnügungsstätten, die im Februar 1945 in Dresden noch erlaubt waren. Es gab Kinos, hin und wieder ein Kirchen- oder Militärkonzert, aber die traditionelle Stellung der Stadt als Zentrum der darstellenden Künste war für die Dauer des Krieges aufgehoben worden.

Seit September 1944 hatte das Regime im Rahmen der Mobilisierung zum «totalen Krieg» nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler alle sonstigen Stätten des Vergnügens oder der künstlerischen Darbietung geschlossen, einschliesslich der Theater, der Oper, der Ballett- und Kunstschulen. Die Dresdner Philharmoniker und der Opernchor waren aufgelöst²⁷, ihre Mitglieder und die Schauspieler der berühmten Theater der Stadt zur Wehrmacht und in die Rüstungsbetriebe eingezogen worden. Bei der Universelle, jener Fabrik, welche früher Schreibmaschinen hergestellt hatte und jetzt Teile für die Rüstung fertigte, gab es eine ganze Abteilung, die nur aus Schauspielern bestand.²⁸

Möglicherweise wegen seiner besonderen Eignung für die Unterhaltung von Soldaten und Rüstungsarbeitern war Dresdens berühmter Zirkus als «kriegswichtig» eingestuft worden. Geführt von Trude Sarrasani, der Frau des Besitzers, die auch als Artistin auftrat, und ihrem künstlerischen Direktor, dem Ungarn Gabor Nemedi, bot der Zirkus weiterhin ein vielfältiges Programm.

Am Abend des 13. Februar 1945 war das Zelt bis auf den letzten Platz gefüllt. Es war Faschingsdienstag, die Clowntruppe Cavallini ertete mit ihrer speziellen Karnevalsnummer eine Lachsalve nach der anderen. Viele Plätze waren mit Flüchtlingen besetzt, welche die seltene Gelegenheit wahrnahmen, sich auf ihrem Elendstreck nach Westen durch Lichterglanz und heitere Entspannung etwas Abwechslung zu verschaffen. Sie werden in ihren Programmzetteln eine sorgfältig formulierte Warnung gelesen haben:

Die Sarrasani-Betriebsführung teilt mit: Bei Fliegeralarm bitten wir unsere Besucher zunächst sitzen zu bleiben und den Anordnungen des Zirkusperso-

nals Folge zu leisten. Garderobe darf nicht ausgegeben werden. Nicht schnell laufen oder drängen, es ist für alles gesorgt. Nicht rauchen. Gebäude nicht verlassen. Es ist kein Grund zur Beängstigung! Ruhe bewahren!²⁹

Im Programm wurde den Besuchern versichert, der Zirkus sei sowohl gründlich verdunkelt als auch «aus der Luft getarnt». Er besass ausserdem «mustergültige Luftschutzräume» – darunter die Tunnelschänke. Am Abend des 13. Februar wurden die Vorkehrungen auf die Probe gestellt. Sarrasanis eigener Luftschutzwart, Curt Sonntag, berichtete später über den Ablauf:

21.20 Uhr erhielt der Zirkus die Vorwarnung: Feindliche Flieger im Anflug auf Meissen. Wenig später heulten die Sirenen zum Vollalarm. Unsere Vorstellung lief laut Plan bis 22 Uhr. Ich liess sofort abbrechen. Die letzte Nummer, die ihre Arbeit gerade beendet hatte, waren die Lindströms. Ihnen folgte der unreitbare Esel von Prieto. Diese Darbietung wurde unterbrochen. Nicht mehr liefen die Ungarische Post und die Cavallinis. Ich liess die Plätze der vorher bestimmten Reihenfolge nachräumen, begonnen beim 2. Platz Seite, Stehplatz und Tribüne, dann 1. Platz Seite, Mittellogen und so weiter. Der Zirkus verfügte über drei Luftschutzräume: Tunnelschänke, Raub tier keller, Kulissenmagazin. Die Räumung erfolgte programmgemäss ohne Panik, nur wenige haben – entgegen dem Verbot – das Zirkusgebäude verlassen. Im Kellergang wurde eine Frau hysterisch, und ein Marineoffizier zog den Revolver. Ich trat dazwischen, für solche Fälle waren wir geschult. Die letzten Besucher waren noch nicht in Sicherheit, als die ersten Bomben fielen. Die Erregung war verständlich, konnte aber in Grenzen gehalten werden. ...

Als um 23 Uhr Entwarnung gegeben wurde – in diesem Teil der Stadt funktionierte die Stromversorgung noch –, durften die Besucher heimgehen. Sowohl die Sarrasani-Mitarbeiter als auch ihre Schutzbefohlenen verhielten sich alles in allem mustergültig. Sie hatten einen Beinahe-Volltreffer abbekommen, der Räume über dem Haupteingang beschädigt hatte, und im Heu- und Strohlager fand man Brandbomben. Mitarbeiter bemühten sich, sie zu löschen – mit Erfolg. Gleichwohl stand das bebaute Gebiet ringsum in Flammen. Es gab Hinweise auf einen sich entwickelnden Feuersturm sogar auf der Neustädter Seite. Aus ihren Häusern vertriebene Anwohner kamen mit ihren Habseligkeiten zum Zirkusgelände, das fast gänzlich unbeschädigt zu sein schien.

Die Menschen rannten wie verrückt hin und her, dazwischen erklangen die ängstlichen Schreie der an Zäunen und Bäumen angebundenen Tiere, die wir aus ihren Ställen befreit hatten. Trotzdem dachten wir, dass das Schlimmste vorüber sei. Trude Sarrasani veranlasste entgegen meiner Anordnung, dass ihre wertvollen Lipizzaner und andere Tiere ans Elbufer gebracht wurden. Sie selbst stürzte sich in ihre Wohnung, um ihren persönlichen Besitz zu retten. Da kam der zweite Angriff, noch überraschender, wuchtiger und schrecklicher als der erste. In der Kürze der Zeit war es gar nicht möglich, alle Tiere wieder in die Ställe zu bringen, an die an der Elbe dachte erst recht keiner. Alles flüchtete kopflos in die Luftschutzkeller.

Unter dem Dröhnen und Beben der Einschläge, unter Staub und Qualm ging der Angriff vonstatten. Dann war es vorbei. Doch bald fanden die unvermeidlichen, durch Brandbomben ausgelösten Flammen ihren Weg in die unterirdischen Räume, die als Luftschutzräume dienten. Die Wandverkleidung in der Tunnel-schänke fing Feuer. Zum Glück hatte der Keller Notausgänge, sodass die Zirkusmitarbeiter und die Schutz suchenden Nachbarn hinaus konnten. Alle, die den Luftschutzraum des Zirkus beim ersten oder zweiten Angriff aufgesucht hatten, überlebten. Doch sobald sie draussen waren, sahen sie das Gebäude in Flammen stehen. Ein ganzer Kanister mit Brandbomben hatte die Wand der Kuppel durchschlagen, die den Zirkus überwölbte. Bis die Mitarbeiter und ihre Helfer aus dem Luftschutzraum herauskamen, hatten die vierpfündigen Brandstifter sich verteilt und viele kleine Brände gelegt. Der Bau war voller Vorhänge und Holzvertäfelungen, und die Manege war mit trockenen Kokosmatten ausgelegt; in Lagerräumen stapelten sich Sättel, Geschirre und Kostüme, die alle einen vorzüglichen Brennstoff abgaben.

Der bereits erwähnte Curt Sonntag schildert die schlimmen Ereignisse, die dann folgten:

Löschen war aussichtslos. Es galt zu retten, was noch zu retten war. Die Tiere, die wir hatten vor dem zweiten Angriff in die Ställe zurückführen können, waren unverletzt geblieben, mussten nun aber vor dem um sich greifenden Feuer in Sicherheit gebracht werden. Das gelang nur teilweise. Die Tiger in ihrem Käfigwagen verbrannten jämmerlich; denn aufgrund der rasenden Flammen mussten wir die Bemühungen zu ihrer Rettung einstellen. Pferde und andere Tiere, die den Angriff im Freien überlebt hatten, bluteten aus vielen Wunden.

Schliesslich fiel die Kuppel des Zirkusgebäudes um vier Uhr in der Frühe krachend in sich zusammen. Dennoch konnte Sonntag stolz melden, dass von denen, die sich darin aufgehalten hatten, niemand durch Feindeinwirkung umgekommen war. Die getöteten Mitarbeiter befanden sich entweder während des zweiten Angriffs bei den unglücklichen Tieren am Elbufer – so die Starreiterin Regina Beer, deren Körper von 17 Bombensplintern durchbohrt wurde –, oder sie waren nach dem ersten Angriff heimgegangen. Sie starben zu Hause oder auf den Strassen, wie so viele andere Dresdner. Zu den Letzteren gehörte der chinesische Akrobat, der sehr zum Ärger der rassistischen Nazi-Machthaber mit einer Dresdnerin verheiratet war. Am Nachmittag hatte er sich an einer Strassenbahnhaltestelle mit einem Kuss von seiner Frau verabschiedet, um sich zur Arbeit bei Sarrasani begeben – er wurde nie wieder gesehen.³⁰

Am Morgen des 14. Februar holten wir die fünf Toten von der Elbwiese und betteten sie auf das Elefantenpodium. Da zu diesem Zeitpunkt im Zirkus schon alles offenstand, legten Fremde – Leute aus der Umgebung – ihre Toten gleichfalls auf das Podium. So entstand das Gerücht, dass während der Bombennacht im Zirkus zahlreiche Menschen... ums Leben kamen.

Noch immer zirkulieren Zahlen von mindestens 500 Toten im Zirkus. Die eigentlichen Opfer waren in Wirklichkeit wohl die hilflosen Tiere, die nicht in Sicherheit gebracht werden konnten, bevor das Feuer sich ausbreitete. David Irving gibt wider, was ein Führer des Reichsarbeitsdienstes berichtete, der am frühen Morgen des 14. Februar am Carolaplatz auf der Neustädter Seite vorbeikam. Von dort aus beobachtete er, dass die berühmte Kuppel des Zirkus Sarrasani in Flammen stand und in sich zusammenstürzte. Nicht weit davon entfernt stand zusammengedrängt eine Gruppe verängstigter Zirkuspferde, die noch immer das farbenprächtige Geschirr trugen, das man ihnen für die Karnevals-Sondervorstellung angelegt hatte, die im Gange gewesen war, als Dresden von der ersten Bomberwelle angegriffen wurde.³¹

Ob hohe oder leichte Kunst – Dresden verlor alles in diesen grauenhaften Stunden.

Als in den frühen Morgenstunden des 14. Februar 1945 die Kuppel des Zirkus Sarrasani einstürzte, waren auch sämtliche anderen berühmten Aufführungsstätten Dresdens entweder schon zerstört, oder sie brannten unrettbar bis auf die Grundmauern nieder: die Oper, das Staatstheater, der Zwinger. Was die Galerien und Sammlungen von Kunstschatzen betraf, so waren die wirklich wertvollen

oder wichtigen Werke oder Objekte überwiegend in Sicherheit gebracht worden.

In der Nacht des britischen Luftangriffs hingen noch 42 grossflächige Gemälde, die für einen Transport zu gross waren, an den Wänden des königlichen Schlosses im Zentrum Dresdens. Das Gebäude war noch voll mit antiken Möbeln ausgestattet. Zufällig war in einem der Innenhöfe über Nacht ein Lastwagen abgestellt, beladen mit über 100 Gemälden und anderen wertvollen Dingen, die von ihrem bisherigen sicheren Aufbewahrungsort, der nun vom russischen Vormarsch bedroht war, verlegt werden sollten. Er hätte am nächsten Morgen nach Meissen weiterfahren sollen. Alles verbrannte.

In der katholischen Hofkirche befanden sich ein wunderschönes Gestühl und geschnitzte Wandpaneele, und die Krypta unter der Kirche enthielt die Särge von Mitgliedern der sächsischen Königsfamilie aus mehreren Jahrhunderten. Der Letzte aus der Dynastie der Wettiner, der dort beigesetzt wurde, war Georg, der älteste Bruder von Prinz Ernst Heinrich. Georg hätte die Thronfolge angetreten, wenn die Monarchie nicht im Jahr 1918 gestürzt worden wäre. Dieser Verantwortung ledig, wurde er als Pater Georg ein Jesuit. Seine Bestattung im Jahr 1943 hatte die Familie zum letzten Mal zusammengeführt.

Prinz Ernst Heinrich, der jüngste Sohn des letzten Königs, befand sich 1945 am 13. Februar wieder in der Stadt, in der er geboren worden war. Die letzten elf Jahre hatte er irgendwie überlebt, trotz seiner demokratischen Neigungen, deretwegen er in der Nacht der langen Messer im Juni 1934 um ein Haar «liquidiert» worden wäre. Zuletzt war der Prinz dem vorprogrammierten Tod mit knapper Not entgangen, als man ihn, der als Offizier bei der Abwehr diente, Anfang 1943 plötzlich in den zum Untergang verurteilten Kessel von Stalingrad beordert hatte.

Die 6. Armee war dort bereits seit Wochen eingeschlossen – die Abkommandierung wäre einem Todesurteil gleichgekommen. Der Befehl muss auf unmittelbare Veranlassung der NS-Führung erfolgt sein, denn Mitglieder deutscher königlicher Häuser waren durch ein Sondergesetz vom aktiven Militärdienst ausgeschlossen. In den letzten Stunden vor dem Abflug in die belagerte Stadt an der Wolga hatte Ernst Heinrich sich als einen «wandelnden Leichnam» gesehen. Er verabschiedete sich von seinen Kindern (seine erste Frau war zwei Jahre zuvor schon früh einer Blutkrankheit erlegen). Dann kam ein ebenso geheimnisvoller Anruf vom Oberkommando des Heeres, der seine Abkommandierung nach Stalingrad widerrief und ihn von der Pflicht zum Dienst in der Wehrmacht

befreite. Da musste sich jemand, der nicht minder hochgestellt war, eingeschaltet haben.

Der verwitwete Prinz hatte jahrelang mit seinen Kindern in dem alten Jagdschloss Moritzburg gelebt (wo er im Jahr 1934 verhaftet worden war). Jetzt war er verlobt mit einer in Dresden lebenden Schauspielerin, der Tochter eines hoch dekorierten Kavallerieoffiziers. Dies und übliche Verpflichtungen im Zusammenhang mit den geschäftlichen Interessen der Familie in der alten Hauptstadt führten ihn am 13. Februar 1945 nach Dresden. Ernst Heinrich verbrachte den Vormittag in einem der königlichen Palais, die noch im Besitz der Familie waren, in der an den Grossen Garten grenzenden Parkstrasse, und erledigte Verwaltungsaufgaben, bevor er einen Zahnarzttermin wahrnahm. Erst danach konnte er seine Verlobte Virginia (Gina) Dulon aufsuchen, die im vornehmen «Schweizerviertel» südlich des Hauptbahnhofs wohnte.

Nach dem Abendessen erwog Ernst Heinrich, wieder nach Moritzburg (rund 23 Kilometer nördlich der Stadt) aufzubrechen, als Fliegeralarm gegeben wurde. Er, seine Verlobte und deren Schwester zogen sich in den Keller der Villa zurück, und als sie wieder herauskamen, fanden sie das Haus mit Ausnahme einiger zerbrochener Fensterscheiben unversehrt. Die Gegend hatten den Angriff der 5. Bombergruppe mit leichten Schäden überstanden. Ein Blick in Richtung des fast drei Kilometer entfernten Stadtzentrums liess Brände erkennen, aber aus dieser Entfernung schienen die Auswirkungen des Angriffs begrenzt zu sein.

«Das war», bemerkte der Prinz mit typischem Understatement, «eine grosse Täuschung.»

Sie beschlossen, die kurze Strecke über die Reichstrasse zu fahren, auf der Gertraud Freundel und ihr Vater erstmals den Feuersturm erlebt hatten, um nach Ginas Eltern zu sehen, die dort in einer Pension wohnten. Das Ehepaar hatte den Angriff überlebt. Sie nahmen die beiden mit, fuhren zurück zu Ginas Wohnung und begannen aufzuräumen. Da hörten sie in der Ferne vom Stadtrand her Sirenen, die den Anflug der zweiten Welle britischer Bomber ankündigten. Als die Brände in der Altstadt nach dem ersten Angriff um sich zu greifen schienen, hatten sie sich gegen den Versuch entschieden, nach Moritzburg zurückzufahren. Jetzt nahm Ernst Heinrich die Sache in die Hand. Er forderte alle auf – Gina, ihre Eltern, ihre Schwester und eine Freundin –, in sein Auto zu steigen. Sie mussten ausserhalb der Stadt sein, bevor der neue Angriff begann.

Die ersten Bomben waren schon gefallen, als die Gruppe, die sich in den

kleinen DKW des Prinzen zwängte, die südliche Stadtgrenze erreichte und die Landstrasse nach Dippoldiswalde nahm. Ernst Heinrich machte sich Sorgen, dass sie auf der Fahrt von einer Bombe erwischt werden könnten, sah aber keine andere Möglichkeit als weiterzufahren. Da bat ihn Ginas Freundin anzuhalten. Sie wusste, dass es hier eine Art Tunnel unter der Strasse gab; kurze Zeit zuvor hatte sie bei einem Spaziergang beobachtet, wie ein riesiges Rohr verlegt wurde, das mit rund sechs Meter Erde bedeckt war, und bei der Gelegenheit hatte sie gedacht, dass diese Röhre einen guten Unterstand abgeben würde, falls es in der Gegend zu einem Bombardement oder Gefecht kommen sollte. Der Prinz hielt an und sah, dass die junge Frau Recht hatte.

Kaum waren wir in dem Unterschlupf, da ging der Hexensabbat los. Heulend und pfeifend kamen die Bomben herunter, überall das Krachen der Einschläge. Es regnete bei starkem Wind. Ich blieb am Eingang der Röhre, Gina stand hinter mir und mit uns drei französische Kriegsgefangene. Da sahen wir am oberen Rand des Tals ein feuriges Phänomen, das sich auf uns zubewegte. Es entpuppte sich als eine 80 Meter breite und drei Meter hohe Phosphorwand, die durch den Wind in unsere Richtung getrieben wurde. Als sie jedoch in das stillere Tal kam, verminderte sie ihre Geschwindigkeit, kam zum Stehen und brach dann zusammen, wobei sie noch eine Weile am Boden weiterglühte. Kurz danach erfolgte eine ungeheure Detonation, gleichzeitig schoss eine Stichflamme zum Himmel empor. Etwa 300 Meter von uns entfernt war ein Bomber mit seiner Last abgestürzt. Bald darauf sah ich einen Mann am Fallschirm zur Erde niederschweben; er gehörte zur Besatzung des Bombers und war offenbar der Einzige, der überlebt hatte.³²

Danach kehrten sie zum Wagen zurück. Alle Fenster waren zersplittert, aber er sprang problemlos an. Sie fuhren nach Dippoldiswalde und fanden im nahe gelegenen Dorf Bannewitz eine vorübergehende Unterkunft für ihre Passagiere.

In den frühen Morgenstunden von einer Anhöhe in Bannewitz aus durch die Dunkelheit in Richtung Dresden blickend, schaute Prinz Ernst Heinrich von Sachsen zu, wie die Hauptstadt, die seine Vorfahren erbaut hatten, abbrannte.

Die ganze Stadt war ein einziges Feuermeer. Das war das Ende! Da brannte das herrliche Dresden, unser Elbflorenz, in dem meine Familie fast 400

Jahre residiert hatte. Kunst und Tradition und Schönheit von Jahrhunderten waren in einer einzigen Nacht zerschlagen worden! Ich stand wie versteinert.

Den Rest der Nacht verbrachte der Prinz in einem Bett, das auf dem Billardtisch des örtlichen Gasthauses her gerichtet worden war. Er schlief kaum. Die ganze Nacht hindurch trafen Scharen verwirrter Flüchtlinge ein, von denen manche in ihrer Teilnahmslosigkeit wie Roboter wirkten, während andere von einer hysterischen Energie angetrieben wurden. Alle berichteten von den Schreckensszenen, den entsetzlichen Verlusten an Menschenleben, der vollständigen Vernichtung des historischen Zentrums der Stadt.

Bevor der Tag anbrach, war der Prinz wieder auf. Erneut galt sein prüfender Blick dem fernen Dresden. Die Brände schienen, sofern das überhaupt möglich war, noch schlimmer zu sein als in der Nacht, die ungeheure Rauchhülle sich noch weiter zu blähen. Er stieg in seinen Wagen und machte einen langen Umweg nach Osten, um bei Pirna die Elbe zu überqueren und dann in einem grossen Bogen flussabwärts nach Moritzburg zurückzukehren.

Als Prinz Ernst Heinrich das königliche Jagdschloss mit seinen künstlichen Seen, Parkanlagen und Gehölzen erreichte, fand er alles, jeden Stein und jeden Dachziegel, jede Skulptur und jedes Gemälde unversehrt. Es war wieder, als wäre nichts geschehen, als hätte sich nichts geändert und als würde sich nie etwas ändern.

23. KAPITEL

Aschermittwoch

Ungefähr um die Zeit, da Prinz Ernst Heinrich und seine Begleiter in dem Bannewitzer Gasthaus notdürftig Unterkunft fanden, wurden in England weitere Flugzeugbesatzungen in ihren klammen Betten geweckt. Diesmal waren es nicht britische und Commonwealth-Flieger, sondern Amerikaner.

Die 8. US-Luftflotte hatte nach den ursprünglichen Plänen am 13. Februar vor den Briten Dresden angreifen sollen, war jedoch vom launenhaften Wetter daran gehindert worden. Jetzt flogen sie nach den Briten. Das war nicht ungewöhnlich. Ungewöhnlich war, wie weitgehend die Zielstadt im Laufe einer einzigen Nacht bereits zerstört worden war, bevor die Amerikaner auch nur starteten.

Das konnten ihre Leute allerdings nicht wissen. Als um vier Uhr früh auf den grossen Tagbomber-Stützpunkten in East Anglia die ersten Weckrufe ertönten, befanden sich die britischen Maschinen der zweiten Angriffswelle noch auf dem Heimflug. Eine Meldung oder ein Bericht lag noch nicht vor; das Einzige, was durch Telefonanrufe oder persönliche Gespräche hätte bekannt sein können, war, dass die Royal Air Force Dresden schwer getroffen hatte. Schwerer, als die «Hell's Angels» oder die anderen Einheiten, welche die Stadt im Oktober und Januar als Ausweichziel angegriffen hatten, es geschafft oder beabsichtigt hatten.

Sergeant William Stewart, Kuppel-MG-Schütze der 325. Staffel, 92. Gruppe der 1. US-Luftdivision, wurde am 14. Februar 1945 vor Tagesanbruch geweckt:

Ich stand auf, zog mich an und machte mich auf den Weg zur Kantine; zum Frühstück ass ich Speck mit Ei. Von hier ging es auf einem Lastwagen zum Gebäude an der Rollbahn, wo die Flugeinsatzbesprechung stattfinden sollte. Als

ich eintrat, sah ich die Karte von Europa und den Britischen Inseln auf der ganzen Breite der Vorderwand. Auf der Karte war ein rotes Band mit Stecknadeln befestigt, das die Route nach Deutschland und aus Deutschland zurück markierte. Das Ziel auf der Karte war Dresden. Für mich war Dresden eine Stadt wie jede andere in Deutschland, und ich erinnere mich nicht, je über sie etwas gehört zu haben. Der vortragende Offizier skizzierte den Zeitplan und die möglichen Bedingungen bezüglich Wetter, Flak und Luftabwehr, denen wir begegnen könnten. Der Abflug sollte um sieben Uhr an diesem Morgen stattfinden.¹

Insgesamt 431 B-17 hatten Befehl, Dresden um die Mittagszeit dieses Tages zu bombardieren. Die Streitmacht bestand aus der gesamten 1. Luftdivision, die sich aus zwölf Gruppen zusammensetzte, welche in vier Kampfgeschwader aufgeteilt waren. Die 3. Division sollte der 1. folgen. Ihre Streitmacht (ebenfalls zwölf Gruppen) sollte den Rangierbahnhof im nahen Chemnitz angreifen, die 2. Division hingegen das Hydrierwerk in Magdeburg, womit am 14. Februar bei Tageslicht insgesamt über 1'300 amerikanische Bomber gegen bedeutende deutsche Ziele im Einsatz waren.

An diesem Aschermittwoch sollte sich eine gewaltige Zahl amerikanischer Flugzeuge im Luftraum über Sachsen befinden. Und es waren mehr, als den Zahlen über die Bomber zu entnehmen ist, denn die drei Divisionen sollten auf dem gesamten Weg von 784 Mustang P-51 vom 8. Jägerkommando begleitet werden.² Es waren Langstrecken-Jagdflugzeuge, die mit ihren Zusatztanks und ihrer Leistungsstärke das Kriegsglück der Alliierten im Frühling 1944 gewendet hatten, denn zum ersten Mal boten sie den verletzlichen Bombern auf dem gesamten Weg bis zu ihren Zielen bewaffneten Geleitschutz.

Für die Sicherung der 1. Division waren die 20., die 352., die 356., die 359. und die 364. Jagdgruppe zuständig. Die 20. Jagdgruppe sollte den Spitzenverband des 1. Kampfgeschwaders, die 398. Bombergruppe, begleiten, der die 91. und die 381. Bombergruppe folgten.

Einschliesslich der Jagdflugzeuge sollten sich also um die Mitte des Tages fast 2'100 amerikanische Flugzeuge über Mittel- beziehungsweise Ostdeutschland befinden. Der deutschen Bevölkerung unten muss es so vor gekommen sein, als sei der Himmel schwarz von Maschinen, die Gefahr für sie bedeuteten.

Was für eine Gefahr, ist eine umstrittene Frage, doch als am Vorabend um 21.30 Uhr (gerade als die 5. RAF-Bombergruppe nach Dresden unterwegs war)

die Fernschreiber die Angriffsbefehle an die amerikanischen Bomberstützpunkte herausratterten, war nicht nur die Zusammensetzung der Gefechtsgruppen festgelegt worden, in welche die Bombergruppen aufgeteilt würden, sondern auch die mitzunehmenden Bombenladungen. Diese waren ungewöhnlich – für amerikanische Einheiten. Die 1. Luftdivision sollte an diesem Tag 678,3 Tonnen so genannter Mehrzweck-Sprengbomben und 400 Tonnen Brandbomben abwerfen.³ Diese fielen dann auch nicht alle auf Dresden, aber an dem Verhältnis änderte sich nichts. Es entsprach mehr jenem, welches die Briten bei Flächenbombardements anwandten, als den sorgfältigen «Präzisionsbombardements» der amerikanischen Luftwaffe. Es war jedenfalls besser für Angriffe auf Bevölkerungs- und Industriezentren geeignet als für die Zerstörung von Gleisanlagen und Verkehrswegen.

Darüber, welcher Art die Befehle waren, die der 1. Division der 8. Luftflotte für den Angriff auf Dresden erteilt wurden, herrscht eine gewisse Unklarheit.

Der erste, auf den 14. Februar 1945 datierte und per Fernschreiber an führende Offiziere verteilte Bericht nennt als Ziel den «Dresden Marshaling Yard», den Dresdner Rangierbahnhof.⁴ In den Berichten der einzelnen Bombergruppen ist überwiegend nur «Dresden» angegeben beziehungsweise sind in einem Fall «militärische Ziele in Dresden» (303. Bombergruppe – die zudem ausdrücklich den «Rangierbahnhof in Chemnitz» nennt⁵) bezeichnet. Andererseits heisst es unter dem Datum 25. Februar im Schlussbericht des Kommandeurs der 1. Division, Brigadegeneral Turner, an das Hauptquartier der 8. Luftflotte über den Angriff auf Dresden am 14. Februar ganz offen:

Hauptziel – bei Bodensicht – Zentrum des bebauten Gebietes von Dresden.

Zweitziel – bei Bodensicht – Verschiebebahnhof Chemnitz

H2X Radar – Zentrum von Dresden

Notziel – jedes militärische Ziel, das eindeutig als in Deutschland und östlich der gegenwärtigen Bombardierungslinie befindlich erkannt ist.⁶

Mit anderen Worten: Wenn optisches Zielen möglich sei, sollten die Bomber das Zentrum von Dresden angreifen. Sollte Dresden in Wolken gehüllt sein, über Chemnitz – nur wenige Flugminuten entfernt – hingegen klare Sicht herrschen, sei der kleinere Rangierbahnhof der Stadt zu bombardieren. Sei alles bewölkt, so solle H2X (bei der RAF heisst es H2S: «bombardieren mittels Radar») durchgeführt werden, wiederum auf das Zentrum von Dresden. Unter der «gegenwärtigen Bombenbegrenzungslinie» war nicht die in Jalta vereinbarte Linie zu ver-

stehen (sie verlief östlich von Dresden, um nicht die Russen zu treffen), sondern die Sicherheitslinie, welche die anglo-amerikanischen Truppen an der Westfront vor versehentlichem Bombardement schützen sollte. Man erkennt eine gewisse Ähnlichkeit mit dem anderen, angeblich im Stil von «Donnerschlag» durchgeführten Angriff auf das Zentrum Berlins elf Tage zuvor, am 3. Februar – nur betrug das Verhältnis zwischen Spreng- und Brandbomben in Berlin 90 zu 10 und nicht 60 zu 40 wie in Dresden.

Hauptfeldwebel Harold W. Hall, Funker auf einer B-17, einer Fliegenden Festung der 527. Staffel, 379. Bombergruppe, berichtete über die Einsatzbesprechung:

Der Grund, warum ich mich an diesen Flug erinnere, ist, dass der referierende Offizier und sein Assistent auf ein kleines Gebäude wiesen, das auf der Karte als im Zentrum von Dresden gelegen aufschien. ... Ich hatte das Gefühl, es handle sich um die wahllose Bombardierung aller Flüchtlinge, die vor den Russen davonliefen. Ich muss gestehen, dass ich mich schämte, wir waren auf dem Niveau der «Krauts» angelangt. In der Einsatzbesprechung wurden die Flüchtlinge in der Stadt nicht erwähnt, doch das war nicht notwendig, denn dass hier ein böses Spiel getrieben wurde, liess sich unschwer erraten. Nebenbei war es das einzige Mal, dass ich (und ich nicht allein) empfand, dass es sich um eine ungewöhnliche Aktion handelte.⁷

William Stewart, Kuppel-MG-Schütze, erinnert sich nicht, dass er solche Gewissensbisse empfand, als er nach dem Frühstück mit dem Lastwagen zur Warteposition seiner Maschine, einer Fliegenden Festung, hinausfuhr. Es war dunkel und kalt, ein richtiger Februarmorgen in East Anglia. Seine Staffel, die in Podington lag, im Grenzgebiet der Grafschaften Northamptonshire und Bedfordshire, hätte um sieben Uhr starten sollen, aber als er in seine Kuppel kletterte, seine zwei MGs vom Kaliber .50 überprüfte und weitere vorgesehene Checks erledigte, hörte er über die Sprechanlage, dass der Abflug um eine Stunde verschoben worden sei. Er flog mit einer Besatzung, die er nicht kannte, was zu seiner Beklommenheit beitrug. Als sie schliesslich mit den übrigen Fliegenden Festungen zur Abflugpiste rollten, wurde es langsam hell. Die vier Wright-Cyclone-Motoren der Maschine gingen auf volle Touren, dann ein paar Hüpfen, und schon waren sie in der Luft. Stewart schrieb, er habe sich an diesem Tag, als es nach Dresden ging, in seiner kugelförmigen Kuppel gefühlt «wie ein Embryo in einem Ei».⁸

Die Masse der Fliegenden Festungen – alle drei Divisionen waren jetzt zusammen – steuerte wie üblich die Küstenstadt Felixstowe an und von dort die Zuisersee in Holland. Sie flogen weiter nach Osten bis zum 8. Längengrad irgendwo nordöstlich von Münster. Dort trennte sich die 2. Division von dem Strom und hielt geradewegs auf Magdeburg zu, während die 1. und die 3. Division auf Südostkurs einschwenkten, den sie über 325 Kilometer beibehalten sollten, um sich dann im Sichtflug ihren Zielen zu nähern.

Ein Teil der Begleitjäger hatte die Bomber eskortiert, seit sie die Küste Englands hinter sich gelassen hatten. Ein anderer Teil stiess erst zu ihnen, als sie über der Nordsee waren. Einige dieser Einheiten waren seit Ende 1944 auf dem Kontinent stationiert. Dazu gehörte die 352. Jagdgruppe (die «Blue-Nosed Bastards of Bodney»), die zur Zeit der Ardennenschlacht von der Grafschaft Cambridgeshire nach Asche in Belgien und dann einige Wochen später nach Chièvres, westlich von Charleroi, verlegt wurde. Von Chièvres aus stiegen sie am 14. Februar 1945 auf, um den Bomberstrom nach Dresden zu begleiten. Lieutenant Alden Rigby aus Utah, ein treues Mitglied seiner Kirche und trotz seiner 21 Jahre schon verheiratet und Vater eines Töchterchens, war Mustang-Pilot bei der 487. Staffel, 352. Jagdgruppe.

Al Rigby hatte sich am 1. Januar ausgezeichnet, als die Luftwaffe in ihrem letzten Versuch der Selbstbehauptung die «Operation Bodenplatte» gestartet hatte, einen Überraschungsangriff mit 1'200 Maschinen auf alliierte Fliegerhorste im befreiten Frankreich und Belgien. Der deutsche Coup war recht erfolgreich. Dutzende alliierter Maschinen wurden am Boden zerstört. Unter den wenigen, die sich zur Wehr setzen konnten, war ein Dutzend Mustangs aus Rigbys Einheit: Sie starteten, während die Deutschen den Fliegerhorst im Tiefflug mit Bordwaffen beharkten, und holten bei den anschliessenden Einzelgefechten mehr als 20 feindliche FW 190 herunter.⁹ Rigby hatte dabei vier Deutsche erwischt, und da er schon im November einen Abschuss verzeichnet hatte, war er jetzt ein «Ass». Seine Mustang P51-D wurde mit den Namen seiner Frau und seiner Tochter bemalt: «Eleen and Jerry». Jetzt, sechs Wochen später, startete er mit seiner Staffel in den winterlichen Himmel, um den grossen Bomberstrom bei seinem Eindringen nach Deutschland zu schützen.

Al Rigby erinnert sich, dass es spät am Morgen war, als sie an diesem Tag ihren Dienst antraten. Der Flug war Routinesache, und das blieb er auch, soweit es ihn betraf. In seinem Logbuch heisst es lediglich: «Geleitschutz – Ostdeutschland – Dresden – 5 Std. 10 Min.»

Wir wurden nicht darüber informiert, was für ein Einsatz es war, es hiess nur: Geleitschutz. Von dem Bombenabwurf, den Brandbomben, habe ich erst hinterher erfahren. Nach meiner Erinnerung war es gar keine grosse Sache. ...Für mich war es vor allem eine lange Strecke... fünf Stunden, das war ziemlich lang.¹⁰

Die 67 P-51-Mustangs der 352. Gruppe hängten sich an das Ende des Stroms. Sie sollten die hinterste Bombergruppe auf dem ganzen Weg nach Dresden und zurück sichern. Die A- und B-Staffeln der 20. Jagdgruppe, die in King's Cliffe, Grafschaft Northamptonshire, stationiert war, flogen die ganze Strecke von England aus in der Vorhut und begleiteten die Leitmaschinen des Bomberverbands nach Dresden. So war es jedenfalls geplant. Nicht zum ersten Mal spielte, als es darum ging, Dresden zu bombardieren, das Wetter eine Rolle.

Über Holland waren sie in eine riesige Wetterfront geraten, die mit dichter Bewölkung verbunden war. Der Führungsverband, die 398. Bombergruppe, war schon zu diesem Zeitpunkt etwas vom Kurs abgewichen. Der Divisionskommandeur und sein Stellvertreter stellten fest, dass ihr Gee-Gerät nicht funktionierte, ausserdem machte sich die anhaltende deutsche Störaktivität nachteilig bemerkbar. Der Divisionskommandeur – Rufzeichen «Swordfish Abie» – informierte die unmittelbar folgende 91. Bombergruppe, dass er beschlossen habe, der Wolkenwand auf einem südlichen Kurs auszuweichen (ein Umweg von 50 Kilometern). Der Navigator in der Führungsmaschine der 91. Gruppe wies daraufhin, dass man sich auf diesem Kurs schwerem Flakbeschuss bei Münster aussetzen würde, aber sein Vorgesetzter entschied sich, der 398. Gruppe zu folgen, ebenso wie die 381. Gruppe in dritter Position. Das gesamte 1. Kampfgeschwader – drei Gruppen mit zusammen 137 Maschinen, fast ein Drittel der 1. Division – begab sich also, um die Wolken zu umgehen, auf einen vermeintlich kurzzeitigen Umweg.¹¹

Der Rest des Bomberstroms beschloss, der Wolkenwand nicht auszuweichen, sondern über sie hinwegzufliegen, auch wenn sie dadurch wegen der grösseren Flughöhe einen höheren Treibstoffverbrauch in Kauf nehmen mussten. Führungsverband der neun verbleibenden Gruppen war jetzt die 379. Bombergruppe, jedenfalls so lange, bis das 1. Kampfgeschwader und seine Begleitjäger, die P-51 der 20. Jagdgruppe, sich dem Strom wieder anschlossen. Der Rest der Bomber setzte in 9'000 Meter Höhe (1'500 Meter mehr als vorgeschrieben) seinen Direktflug nach Dresden fort.

Der Divisionskommandeur und seine drei auf Abwege geratenen Gruppen gerieten derweil in noch grössere Schwierigkeiten. Über Münster wurde die 91.

Gruppe von Flak beschossen. Es gab Verwundete, Maschinen wurden beschädigt, und man wich noch weiter von der eingeplanten Route ab. Sie hatten sich jetzt fast 80 Kilometer vom Kurs wegbewegt. Dadurch gerieten sie in unerwünschte Nähe der schwer verteidigten Stadt Schweinfurt, und um sie zu meiden, scherten sie weiter nach Süden aus. Sie und ihr Jagdschutz von der 20. Jagdgruppe waren jetzt rund 100 Kilometer vom Kurs abgewichen, und in den Bombern hatte man Schwierigkeiten, sich per Radar zu orientieren. Die Bandbreite reichte nicht aus. Dann gab das Radargerät in der Führungsmaschine vollends seinen Geist auf, und die Leitung wurde von der stellvertretenden Führungsmaschine übernommen, deren Radar offenbar funktionierte. Es kam zu Diskussionen mit den Wetterpfadfindern, die meinten, dass es möglich sei, das Hauptziel zu finden. Es bestanden Unklarheiten über das Ausweich- und das Hauptziel, und es gab Missverständnisse zwischen dem stellvertretenden Führer und seinem Radarbeobachter.

Plötzlich tat sich wunderbarerweise eine Wolkenlücke auf. Ein Stadtgebiet kam in Sicht, anscheinend das Hauptziel (Dresden). Der stellvertretende Führer befahl den Angriff. Drei Minuten vor dem Ausklinken der ersten Bomben fiel auch das Radar der stellvertretenden Führungsmaschine zur Gänze aus. Doch kurz darauf sichtete zur allgemeinen Erleichterung der Bombenschütze der Leitmaschine zu seiner Rechten ein bebautes Gebiet: eine hübsche Stadt, die von einem Fluss durchströmt wurde. Die Maschine wendete und setzte zum Zielanflug an.

40 Sekunden später konnte sie ausklinken. Der Flakbeschuss war «mager bis mässig», und feindliche Flugzeuge, die dem Jagdschutz Schwierigkeiten hätten bereiten können, liessen sich nicht blicken. In den nächsten Minuten warfen die anderen Fliegenden Festungen der 398. Gruppe in geordneter Reihenfolge ihre Bomben ab.

Leider war die Stadt, die sie gerade bombardiert hatten, nicht Dresden, sondern Prag.

130 Kilometer weiter nördlich war unterdessen endlich der Morgen über Dresden heraufgedämmert.

Schmutziggrauer Rauch wehte über das hinweg, was vom Stadtgebiet übriggeblieben war, angetrieben von demselben Nordwestwind, der die erste Bomberwelle der 5. Gruppe in der zurückliegenden Nacht mit so verhängnisvoller Mühelosigkeit zu ihrem Ziel getragen hatte. In vielen Teilen der Stadt hatten Überlebende noch nicht gemerkt, dass es hell war, so dicht war der Dunst, der die Strahlen der im Osten aufgehenden winterschwachen Sonne, aussperrte. Der

Feuersturm hatte sich gelegt, doch in den Ruinen loderten noch unzählige vereinzelte Brände. Einige Überlebende und Rettungsmannschaften begannen sich einen Weg durch die Trümmer zu bahnen, doch an vielen Stellen kamen sie nicht weiter, weil es noch zu heiss war. Es war ein unerträglich trostloser, unmenschlicher Anblick. Aschermittwoch.

Der vierzehnjährige Günther Kannegiesser, der sich mit den jungen Frauen und ihren Babys zwischen die Bretter an der Elbe geflüchtet hatte, kam plötzlich wieder zu Bewusstsein. Es war noch früh, wie er sich erinnert.

Ich bin von einem Flugzeuggeräusch aufgewacht, ein Fieseler Storch flog tief über die Elbwiesen. Es war schon etwas hell. Habe mich also verabschiedet und versprochen, bald zurückzukommen. Über die Fürstenstrasse ging es bis zur Blasewitzer Strasse. Dort lag mitten auf der Strasse der erste Tote. An ein Weiterkommen war dort nicht zu denken.¹²

Günthers Gedanken galten seiner Mutter, seiner Schwester und seinem kleinen Bruder, die er zuletzt zwischen den beiden nächtlichen Angriffen gesehen hatte. Er musste zur Zöllner Strasse, zu ihrer Wohnung, gelangen. Die Strassen, in denen dicht der Rauch hing, waren von Trümmern versperrt. Dem Vierzehnjährigen wurde klar, dass er in eine Totenstadt eindrang.

Dann zur 20. Volksschule am Zöllnerplatz. Dort sassen mehrere Leute auf den Bänken. Als ich näherkam und sie fragen wollte, sah ich, dass sie tot waren. Nun ging es über die Stefaniestrasse zur Striesener Strasse. Auf der rechten Seite konnte man gut vorankommen. Da waren die Häuser etwas zurückversetzt. An der Striesener-, Ecke Stefaniestrasse war eine Apotheke. Dort brannte es noch ganz besonders. Zwischen Zöllner- und Stefaniestrasse lagen viele völlig verbrannte Menschen. Die Schuhe und ein Stück Strumpf waren noch zu erkennen.

Endlich fand Günther das Haus, in dem seine Familie wohnte. Genauer: einmal gewohnt hatte.

Der Teil an der Zöllnerstrasse war bis auf einige Mauerreste platt. An der Striesener Strasse standen noch bis zum 4. Stock Mauern und Schornsteine. Ich kletterte über die Trümmer in den Hof und versuchte, in den Notausgang des Luftschuttkellers zu gelangen. In einer Ecke brannte es. Bin also zurück zur Strasse.

Das Feuer «in einer Ecke» flackerte dort, wo die Kellertreppe gewesen war. Auf den Trümmern stehend, starrte Günther in das Dunkel hinunter und rief nach seiner Mutter und den jüngeren Geschwistern. Als er keine Antwort bekam, ging er wieder auf die Strasse hinaus. Er sollte seine Mutter, seine Schwester und seinen kleinen Bruder nie wiedersehen. Und er sollte sich nie ganz verzeihen, dass er nicht ungeachtet der Gefahr weiter in den brennenden Luftschuttkeller vorgeedrungen war.

Günther hatte mit seiner Mutter vereinbart, dass sie sich, falls die Familie auseinandergerissen werden sollte, bei ihrer Schwester in einem Dorf bei Meissen treffen würden. Zunächst ging er aber zu dem von der Parteiortsgruppe festgesetzten Treffpunkt für Anwohner. Kein Zeichen von seiner Familie. Er erinnerte sich an das Versprechen, das er den Frauen in dem Bretterstapel unten an der Elbe gegeben hatte. Sie waren noch da. Er führte sie ostwärts an der Elbe entlang zum Stadtteil Laubegast, wo eine von ihnen Verwandte hatte. Es war noch Vormittag.

Ungefähr zur gleichen Zeit waren Hannelore Kuhn und ihre Eltern südlich des Hauptbahnhofs noch mit Aufräumen beschäftigt. Die Villa hatte Brandbomben abbekommen, und Fenster waren kaputtgegangen, aber sie hatten alle Brände gelöscht. Sie waren in weit besserer Verfassung als die meisten Familien in diesem Teil Dresdens. In der Nacht hatten Freunde, deren Häuser der Bombardierung zum Opfer gefallen waren, um Unterkunft gebeten. Die Kuhns nahmen sie auf. Es kamen sogar die Eltern von Hannelores künftigem Ehemann Fritz (damals als Kriegsgefangener in Russland), die mit den Kuhns befreundet waren. Ihr Haus in der Nürnberger Strasse, zwei Strassen stadteinwärts, war zerstört worden. An Schlaf war nicht zu denken. Man hatte die Nacht hindurch mit Aufräumen und Wiederherrichten genug zu tun. «Wir schafften diesen Müll auf die Strasse... und da war so ein Eimer mit Müll und Scherben, und was lag da – eine Hitler-Büste! Derer hat sich wohl jemand vor Wut entledigt!»¹³

Am Morgen merkten sie, dass kein Wasser da war. Sie mussten putzen, sich waschen und für sich und all ihre unerwarteten Gäste kochen. «Wir hörten, dass es ein paar hundert Meter weiter auf der Strasse einen Brunnen gab. ... Also nahm meine Mutter ein Wägelchen, stellte zwei Eimer drauf und machte sich dorthin auf, um Wasser zu holen.»

Während «Swordfish Abie» und die drei Gruppen, die sich ihm angeschlossen hatten, auf ihrem Irrweg zur tschechischen Hauptstadt waren, hatte der Divisionskommandeur mit den neun Gruppen, die weiterhin in Richtung Dresden flo-

gen, die Sprechfunkverbindung aufrechterhalten. In der Annahme, dass er sich, wenn auch etwas verspätet und auf Umwegen, nun über Dresden befinde, gab der Kommandeur der 397. Bombergruppe die Erlaubnis, mit der Bombardierung der Stadt zu beginnen.

Die Fliegenden Festungen starteten kurz nach Mittag ihren Angriff.

Um 12.17 Uhr näherten sich die 37 Maschinen der 370. Gruppe exakt auf dem befohlenen Anflugkurs Ostnordost in einer Flughöhe zwischen 8'100 und 8'400 Metern und behielten diese beim Bombenabwurf bei. Der Himmel war zu 7/10 bewölkt, und die bei den Nachtangriffen entfachten Brände loderten noch. Rauch, der durch den anhaltenden Nordwestwind über das Ziel getrieben wurde, erschwerte die Bodensicht. Schliesslich warf die 379. Gruppe ihre Bomben überwiegend dort ab, wo der Rauchsleier nicht so dicht war: auf den Verschiebepark Friedrichstadt und die Industrie- und Wohngebiete westlich des Stadtzentrums, die unter dem britischen Angriff längst nicht so gelitten hatten wie die Altstadt und die östlichen Stadtteile.¹⁴

Die 303. Gruppe (die «Hell's Angels») fand eine ganz andere Situation vor. Ihre Maschinen begannen nur zwei Minuten später mit dem Angriff, aber starker Höhenwind hatte inzwischen eine fast geschlossene Wolkendecke über die Stadt gelegt. Ähnlich war es am 3. Februar beim Grossangriff auf Berlin gewesen; plötzlich sich ausbreitende Bewölkung hatte das Zielgebiet zwischen zwei Angriffswellen fast völlig verdeckt und das Zentrum der Hauptstadt möglicherweise vor einem ähnlichen Feuersturm wie in Dresden bewahrt. Die 303. und die nachfolgenden Gruppen griffen wegen der plötzlich aufgezogenen Wolkendecke zu H2X: dem Bombardieren mittels Radar. Der Kommandeur der Gruppe schrieb in seinem Einsatzbericht:

36 Maschinen warfen insgesamt 210x500 Mehrzweck-Sprengbomben, 140x500 M17 Brandbomben und zehn Einheiten T-298 Flugblätter über Dresden ab. Die Bombardierung erfolgte bei praktisch geschlossener Wolkendecke mit Radarunterstützung, und die Ergebnisse konnten nicht beobachtet werden, bis auf einige Treffer in der Stadt.¹⁵

Man glaubte, das bombardierte Gebiet befinde sich südöstlich des Zielpunkts, und das konnte die Südvorstadt sein.

Es entstand ein Durcheinander, das sich deutlich in den Einsatzberichten niederschlug. Die 384., die 92., die 306. und die 401. Gruppe warfen ebenfalls ihre Bomben mit Radarunterstützung ab, aber nicht immer in der vorgesehenen takti-

schen Ordnung. Die 457. Gruppe schoss über das Zielgebiet hinaus. Einige Bomben schlugen bis zu 2'500 Meter vom Zielpunkt entfernt in der Neustadt auf. Es gab Sichtbestätigung für die Meldung, dass Bomben «ein Industriegebiet in Dresden-Neustadt und Teile eines Rangierbahnhofs» beschädigt hätten.¹⁶

Ganz schlecht erwischt hatte es die 305. Bombergruppe. Kurz nach Überfliegen der Küste des Kontinents wurde die untere Staffel von den beiden anderen (der oberen und der Führungsstaffel) «durch dichte Kondensstreifen» getrennt.¹⁶ Die beiden verbliebenen Staffeln mussten nun beim Zielflug feststellen, dass sie sich auf Kollisionskurs mit Maschinen der 379. Gruppe befanden. Die Staffeln stoben regelrecht auseinander. Schliesslich warf die obere Staffel ihre Fracht auf die «frischen Rauchbomben der 379. ... Fotos zeigen nur Wolken, aber Besatzungen melden, dass Bomben im bebauten Gebiet von Dresden einschlugen.» Die auseinander gerissene Führungsstaffel hatte sich unterdessen teilweise wieder gesammelt, und auf Befehl des Staffelführers schwenkten fünf Maschinen nach Süden ab und knöpften sich das Hydrierwerk in Brüx, gleich hinter der Grenze zum «Protektorat Böhmen und Mähren», vor. Der Rest der Führungsstaffel warf seine Bomben auf «unidentifizierte Rauchbomben» in Dresden ab.

Weniger als zehn Minuten nachdem die ersten Bomben gefallen waren, war der eingeschränkte Tagesangriff fast schon zu Ende. Er zog sich nur dadurch in die Länge, dass die untere Staffel der 306. Gruppe bei ihrem ersten Anflug den Zielpunkt verpasste. Die Fliegenden Festungen flogen weiter nach Osten, machten nach rund 45 Kilometern bei Bischofswerda kehrt, wählten eine neue Anflugroute und klinkten ihre Bomben schliesslich um 12.30 Uhr über Dresden aus, mehr als zehn Minuten nach dem Beginn ihres ersten Zielflugs und mehrere Minuten nachdem die übrigen Maschinen des Verbands das Gebiet verlassen hatten.

Der amerikanische Tagesangriff auf Dresden war beendet. Der Intops-Bericht sprach von «nicht identifizierbaren bis mässigen Ergebnissen».

Die Wirkungen dieser Bomben mochten vielleicht «nicht identifizierbar» und nur «mässig» sein, doch unter denen, auf die sie niedergingen, waren der junge Götz Bergander, seine Familie und andere Bewohner des «Industriegebiets» am Verschiebebahnhof Friedrichstadt.

Die Brennerei Bramsch & Co. war, weil sie ganz im Westen des Zielgebiets der 5. Gruppe lag, in der Nacht zuvor nur während zu Beginn der ersten Angriffswelle dem schweren Bombardement ausgesetzt gewesen. Während der

zweiten britischen Welle um 1.30 Uhr, als der Rest von Dresden brannte, hatten alle erneut in dem technisch perfekten Luftschutzkeller der Brennerei Zuflucht gesucht, in dem sich jetzt auch ausgebombte Flüchtlinge aus dem Stadtzentrum drängten. Der Keller hielt stand.

Nach dem zweiten britischen Angriff gingen die Berganders heim, um ein wenig zu schlafen. Am folgenden Morgen schauten sie sich auf dem Grundstück um:

Ich stand auf dem Fabrikhof, mittags gegen zwölf, und da war eine Menge Leute, die durcheinander wirbelten, und wusste nicht, wohin – alle dachten nur: Heraus, heraus aus der Stadt, weg. ... Ich war wieder im Freien und hörte von weit entfernt den Fliegeralarm – vielleicht von Freital oder sonstwo, denn in der Stadt funktionierte das Alarmsystem nicht mehr. Gesagt wurde, ist wieder Alarm, kann doch nicht sein – aber wir gingen in den Keller. Und da kam der Tagesangriff, und der hat unsere Gegend getroffen – war ja am Verschiebebahnhof –, und wir hatten dann im Haus, in den Gärten und auch im benachbarten Friedhof Sprengbombentrichter. Und unser Haus wurde so durchgeschüttelt, hinterher hat es lange geklappert und gerschelt und gekracht, dass ich dachte, das Haus ist getroffen, ist weg. Dann entfernten sich die Bombenteppiche, und als es ruhig wurde, sagte unser Luftschutzwart: Wir müssen nach Brandbomben suchen, müssen hinaus. Ich ging also hoch, und zu meiner Überraschung stand das Haus noch... es war gut gebaut, um 1900, so meterdicke Mauern. ...¹⁷

Im Luftschutzkeller war niemand verletzt worden. Doch soweit es um die Friedrichstadt ging, erwies sich dieser Angriff als grössere Katastrophe als jene, welche Dresdens Mitte in der Nacht zuvor heimgesucht hatten. Das Haus und die Fabrik hatten jetzt alle Fenster verloren. Der Ostragut-Bereich, nicht weit westlich, stand voll in Flammen, und inzwischen flogen Funken und brennende Trümmer herüber in Richtung der Brennerei und des Bergander'schen Hauses. Es bestand die Gefahr, dass diese Funken in den Baulichkeiten Brände auslösten – nach dem Ende der Luftangriffe waren viele Häuser, die zunächst unbeschädigt geblieben waren, auf diese Weise verloren gegangen. In den folgenden Stunden versuchte man, die Gebäude zu erhalten, doch die Wohnung der Berganders war jetzt unbewohnbar. Sie, andere Mitarbeiter der Firma und Nachbarn mussten hinunter in den Keller, wo sie bis zum Ende des Krieges ihre Nächte auf den beengten Etagenbetten verbringen sollten.

In den frühen Morgenstunden des 14. Februar hatte Günter Jäckel in Schlafanzug und Pantoffeln auf der Wiese gelegen und die zweite Welle des britischen Angriffs auf Dresden beobachtet. Als es vorbei war, ging er wieder zur Strasse hinauf und sah seine Heimatstadt niederbrennen:

Diese biblische Feuersäule... da war eine Frau, sie hatte nichts Besseres zu sagen als: «Gucken Sie mal! Da ist ein Fallschirm!» Da war ein Fallschirm, mit dem sie ihre Leuchtbomben abwarfen, im Kastanienbaum hängen geblieben. Eine andere Frau schrie auf der Wiese, sie hatte das Kind verloren – sie lief wie eine Wahnsinnige auf der Wiese und schrie. Und dieses ganz eigentümliche Rauschen und Dröhnen... ab und zu eine Zeitzunderbombe.¹⁸

Und dann gingen sie erstaunlicherweise alle wieder zu Bett. Das Fieber, an dem er in den acht Wochen seit der Infizierung seiner Wunde gelitten hatte, war verschwunden. Jäckel ist überzeugt, dass es eine psychosomatische Reaktion war. Am Morgen zog er sich an. Die Verwundeten sollten aus der Schule evakuiert werden, in das höher gelegene Gebiet südlich der Stadt. Die Verlegung war im Gang, als die 379. Gruppe den Mittagsangriff eröffnete.

Von Dölzchen drüben gingen noch die Sirenen. ...Und von dort kamen sie auch... ja, die Amerikaner... grau und dunkel. Dann rissen mal die Wolken auf, da blitzten oben die Flugzeuge... und diese Rauchmarkierer... wir hatten den Eindruck einer ungeheuren Präzision. Pfadfinder. Die Rauchzeichen. Und die Pulke rollten, so wie schwere Eisenbahnwagen, ziemlich dicht vor uns, da wo früher das Gericht war, der Münchner Platz. Dort ging ein Teppich herunter¹⁹ zwischen uns und dem Münchner Platz. Ja, das war schlimm. Waren etwa 15, 20 Maschinen... die erste Welle waren Zeitzunderbomben, die gingen so eine Viertelstunde später hoch. ...

Es ist nahezu sicher, dass der von Günter Jäckel beschriebene Angriff einer Stafel zwischen seinem Standort in Plauen und dem rund anderthalb Kilometer entfernten Münchner Platz derjenige war, der die Absichten von Hannelore Kuhn und ihren Eltern durchkreuzte.

Die Kuhns hatten die Schrecken des Nachtangriffs überlebt, hatten ein wenig aufgeräumt und Platz für diejenigen geschaffen, denen es weniger gut ergangen war. Jetzt fielen – unglaublich – noch mehr Bomben bei Tage. Hannelores Mutter war Wasser holen gegangen, damit sie für alle etwas kochen konnte. «Sie war nicht ganz weg, da kam der Mittagsangriff», erinnert sich ihre Tochter. Welcher

Nationalität die Bomber waren, weiss sie nicht mehr. Die meisten merkten damals nicht, dass es jetzt nicht britische, sondern amerikanische Flugzeuge waren. Es war diesig. Flugzeuge zu erkennen war jedenfalls keine besondere Stärke der Einwohner Dresdens, sieht man einmal ab von der üblichen Schar Jugendlicher, die sich für alles Militärische begeisterten, und von jungen, heimgekehrten Soldaten wie Günter Jäckel, der im Herbst 1944 in Ostfrankreich lange genug in Schützenlöchern gelegen hatte. Dabei hatte er genau die über ihn hinwegdröhnenden alliierten Bomber beobachtet und mehr als einmal abgewartet, dass tief fliegende Mustang P-47 und P-51 einen erneuten Anschlag auf sein achtzehnjähriges Leben unternahmen.

Was den Briten beim Haus der Kuhns nicht gelungen war, das schafften die amerikanischen Bomber innerhalb von Minuten. «Es war dann so, dieses Phosphor floss mir die Treppe runter entgegen. Wir hatten kein Wasser mehr, keinen Sand mehr zum Löschen. In der vorigen Nacht stand noch überall Sand, davon war nichts mehr da.»²⁰

Vermutlich war das Haus von einem M-17-Brandkanister getroffen worden. Da alle Mittel zur Brandbekämpfung, die ihnen bis dahin zur Verfügung gestanden und in der vorigen Nacht geholfen hatten, das Haus zu retten, aufgebraucht waren, konnten die Kuhns nur noch tatenlos zuschauen. Das Feuer griff rasend um sich und zwang sie und ihre Gäste, das Haus zu verlassen. Hannelore fügt stoisch hinzu: «Na ja, da habe ich mein Fahrrad genommen, und wir haben unser Luftschutzgepäck drauf getan, dann sind wir hier auf die Höhen gekommen. Meine Eltern hatten Bekannte, die hatten ein kleines Häuschen, das stand noch – und da konnten wir bleiben.»

Innerhalb von 13 Minuten hatten die 311 Fliegenden Festungen, die tatsächlich am Einsatz gegen Dresden teilnahmen (ohne die fünf, die nach Brügge ausgewichen waren), fast 1'900 500-Pfund-Sprengbomben und 136'800 Stabbrandbomben auf die Stadt geworfen. Letztere entsprachen gewichtsmässig zwei Dritteln der Brandbomben, mit denen die 235 Lancaster der 5. Gruppe während der ersten britischen Angriffswelle den Feuersturm hatten auslösen können.

Der anschliessende Bericht fasste die unmittelbaren Eindrücke der Flugzeugbesatzungen von den erzielten Schäden zusammen:

Infolge einer Wolkendecke von 7/10 bis 10/10 Dichte und der Feuer, die die RAF in der Nacht vom 13./14. Februar verursacht hatte, fielen die meisten

Bomben auf Ziele, die nicht geortet werden konnten. Von 27 abgeworfenen Konzentrationen wurden elf geortet; Teile davon sind jedoch partiell verdeckt. Drei Konzentrationen wurden beobachtet, die in dem Verschiebebahnhof Dresden-Friedrichstadt explodierten. Einige Explosionen konnten bei einem vorderen Rangiergleis geortet werden, die Hauptmasse der Bomben fiel quer über den Mittelteil des Verschiebebahnhofs und in ein Fabrikgelände unmittelbar am Nordrand des Bahnhofs. Zwei, möglicherweise drei Konzentrationen konnten im Rangierbahnhof Löbtau, 1,6 Kilometer südöstlich des Friedrichstadter Verschiebebahnhofs im Mittelteil der Stadt, beobachtet werden. Treffer konnten jedoch nicht geortet werden. Zwei Explosionen wurden beobachtet. Hohe Wahrscheinlichkeit, dass in dem dicht bebauten Industriegelände neben dem Ost- und Westrand der Bahnhöfe schwerer Schaden angerichtet wurde. Drei Sprengbomben-Teppiche fielen auf Kackmitz [gemeint ist vermutlich Räcknitz, Anm. d. U.], 2,4 Kilometer südwestlich vom Stadtzentrum entfernt.²¹

45 Minuten nachdem die Fliegenden Festungen sich auf den Heimflug gemacht hatten, tauchte eine Mosquito der 542. Foto-Aufklärungsstaffel der RAF über den qualmenden Trümmern auf und schoss 108 Fotos, die nach der Rückkehr der Maschine in Medmenham ausgewertet wurden. Der Auswertungsbericht K.3742, vorgelegt am 15. Februar, bestätigte, dass die schwersten Schäden, welche die Amerikaner verursacht hatten, auf den Verschiebebahnhof Friedrichstadt und ein Fabrikgelände westlich des Stadtzentrums entfielen.²² Zahlreiche Feuer, hiess es, «brennen heftig».

Die Rüstungsbetriebe an der Hamburger Strasse (darunter Seidel & Naumann, der im Oktober 1944 getroffen worden war) wurden weitgehend zerstört. Zahlreiche Tote gab es unter den Fremdarbeitern, die in der Bremer Strasse, etwas weiter nördlich zur Elbe hin, unter gebracht waren. Mietshäuser und Fabriken in diesem Mischgebiet brannten stundenlang. Die Umgebung der Brennelei Bramsch lag am Rande dieser Zerstörungszone, ebenso der Krankenhauskomplex Friedrichstadt, der zwar ebenfalls beschädigt wurde, aber nicht so schwer wie das Johannstädter Krankenhaus. Nach Westen hin erstreckten sich die Verwüstungen bis zum Alberthafen.

Südlich von diesem Gebiet lagen Löbtau, wo die Verlobte von Prinz Ernst Heinrich gewohnt hatte, die Gegend ein wenig östlich von dort, wo die verwundeten Kameraden von Günter Jäckel auf ihre Evakuierung warteten, und die Südvorstadt, wo die tapferen Verteidiger des Familienbesitzes der Kuhns den amerikanischen Bomben nicht gewachsen waren. Der Rangierbahnhof Altstadt,

westlich des Hauptbahnhofs, wurde ebenfalls bombardiert. Dort hatte allerdings die RAF in der Nacht zuvor nicht mehr viel übriggelassen.

«Nördlich des Verschiebebahnhofs Friedrichstadt» gerieten Nora Lang und ihr kleiner Bruder in den amerikanischen Bombenhagel. Sie waren den Massen gefolgt, die wie betäubt die Elbwiesen entlangirren, und dann unter Meidung der noch immer brennenden Altstadt über die beschädigte, aber noch nutzbare Albertbrücke auf die andere Seite gewechselt. Nora trug immer noch den Koffer mit den Dokumenten der Familie – mit der anderen Hand hielt sie ihren fünfjährigen Bruder fest. Als Familientreffpunkt war für den Fall, dass sie getrennt werden sollten, ein ihrem Grossvater gehörendes Stück Land mit Wochenendhäuschen vereinbart, das mehrere Kilometer nordwestlich von Dresden in Wilschdorf lag. So kamen sie auf einem Umweg in die Gegend unmittelbar nördlich der Friedrichstadt. Das schien zunächst ein Segen zu sein, denn hier waren nicht alle Häuser zerstört, und es gab einige funktionierende Wohlfahrtseinrichtungen:

Da waren wir dann an einen Platz gelangt, und wir waren wieder müde und haben uns hingesetzt. Und da kam eine Frau und sagte uns: Also, Kinder, geht in das Lazarett – das war in einer Schule, so ein Hilfslazarett –, und da kriegt ihr was zu essen und zu trinken. Die haben uns was zu trinken gegeben und auch ein Stückchen Schokolade. Und dann ging der dritte Angriff los, also am 14. zu Mittag. Und da, in der Neustadt, in unmittelbarer Nähe, fielen einige Brandbomben. Das war am Bahnkörper. Und ganz in der Nähe war ein Haus, und das ist in Brand gesetzt von einem Sprengkörper – Luftmine oder so. Und dann waren da die Verwundeten, die Amputierten, Leute in Rollstühlen, und keine Krankenschwester, und die rollten eben in den Keller über die Treppe... das war schlimm.

Vom Nachbarhaus griff das Feuer über. Die Kinder flohen aus dem Luftschutzkeller und liessen die Habseligkeiten zurück, die sie die ganze Feuersturmnacht hindurch getreulich mitgeschleppt hatten. Nachdem die Flugzeuge fort waren, gingen einige Soldaten mit ihnen in den Keller zurück, um ihnen zu helfen, ihre Sachen zu finden, aber drinnen brannte alles, auch der wertvolle Koffer. Fast zu erschöpft, um mehr als ein dumpfes Angst- oder Verlustgefühl zu empfinden, retteten sie, was zu retten war, und eilten hinaus.

Der amerikanische Mittagsangriff war längst nicht so zerstörerisch wie die beiden britischen Angriffe. Das lag zum Teil daran, dass er geringer als geplant ausfiel, weil die drei Bombergruppen fehlten, die sich nach Prag verirrt hatten,

ferner daran, dass ein Grossteil des bebauten Gebiets von Dresden bereits zerstört war, und schliesslich an dem ungewohnt übermässigen Anteil von Brandbomben. Eine vierpfündige Brandbombe, die auf Trümmer trifft, kann wenig mehr ausrichten als zu entflammen und wirkungslos zu verzischen, gleichgültig, in welchen Mengen sie abgeworfen wird.

Die Dresdner waren inzwischen überwältigt von dem unvorhersehbaren Leid, das ihnen aus der Luft zugefügt wurde.

«Die in der Nacht obdachlos gewordenen Menschen, die in die westlichen Stadtviertel geflüchtet waren», bemerkte Götz Bergander, «fühlten sich durch die Bombardierungen des 14. Februar regelrecht verfolgt.»²³

Von einer Verfolgung kann natürlich keine Rede sein; wäre der ursprüngliche Einsatzplan nicht vom Wetter durchkreuzt worden, so hätte die amerikanische Luftwaffe Dresden schon am Mittag des 13. Februar bombardiert, Stunden vor dem RAF-Angriff. Die Stadt wäre zu diesem Zeitpunkt noch unversehrt gewesen und der amerikanische Angriff (vom britischen ganz zu schweigen) zwangsläufig anders verlaufen und hätte sich anders ausgewirkt. Aber wenn ein Gebiet einem schweren Angriff ausgesetzt ist, nehmen die verängstigten Menschen das verständlicherweise persönlich. Der Mensch neigt instinktiv zu dem Eindruck, von den feindlichen Flugzeugen «verfolgt» oder «aufs Korn genommen» zu werden. Zuerst hatten die Briten die Altstadt bombardiert, dann den Grossen Garten, wo sich so viele, die dieser Hölle entronnen waren, versammelt hatten. Dann kamen die Amerikaner und fielen über die unbeschädigten Gebiete der westlichen Stadtteile her.

Am Mittag des 14. Februar hatten die Menschen von Dresden innerhalb von etwas mehr als zwölf Stunden drei verheerende Luftangriffe erlitten. Jedesmal hatte der Feind genau dort, wo die Überlebenden sich sicher glaubten, neue Zerstörung gesät. In einer verängstigten Bevölkerung griffen Gerüchte, Legenden und Verdrehungen um sich.*

Als sich am Ende des Aschermittwochs der rauchverhangene Himmel verdunkelte und die letzten amerikanischen Flugzeuge auf ihren Stützpunkt zurückkehrten, erfuhr die Aussenwelt allmählich von der Zerstörung Dresdens. Zunächst war es nur eine beliebige Nachricht wie andere auch. Eine weitere Routinemeldung, mit der eine kriegsmüde Welt konfrontiert wurde, in der noch immer Tag für Tag Tausende von Menschen eines gewaltsamen Todes starben.

* Siehe Anhang A.

24. KAPITEL

Nachwirkungen

Anita Kurz wurde am Nachmittag des Aschermittwochs lebend gefunden. 16 Stunden zuvor, nach dem zweiten britischen Angriff, hatten sie und ihre Eltern sich bemüht, aus der Stadt zu entkommen, bis sie merkten, dass sie Gefangene des Feuersturms waren. Wieder hatten sie den Luftschutzraum ihres Mietshauses aufsuchen müssen, obwohl die Luft in dem Gemeinschaftskeller immer schlechter wurde. Die Zwölfjährige hatte sich, das Gesicht in den Falten ihren angefeuchteten Bademantels verborgen, zu Boden gekauert. Sie fühlte sich schrecklich müde, eine Folge des Kohlenmonoxids, das sich, ohne dass sie es ahnte, in dem Raum anzureichern begann. Ihre Eltern diskutierten noch verzweifelt über verschiedene Fluchtpläne. «Mein Vater kam zu mir, wie ich dort lag, und ich sagte: ‚Lass mich hier liegen‘. Und er sagte zu Mutter: ‚Wenn Anita hier bleiben möchte ...‘ Und Mutter nickte und sagte leise: ‚Dann lass uns hier bleiben.›»¹

Für Anita, die heute Grossmutter ist, bleibt dies die letzte, unauslöschliche Erinnerung an ihre Eltern: dieses kurze, geflüsterte Gespräch, während sie erschöpft auf dem Kellerboden lag. Kurz darauf muss sie ohnmächtig geworden sein.

Anita wurde von einem Soldaten gerettet, der seine Frau suchte und wusste, dass sie für gewöhnlich diesen Luftschutzraum benutzte. Der Soldat brach durch ein kleines, von der Strasse aus zugängliches Kellerfenster ein, sodass gesunde Luft hereinströmte. Während er sich in dem stillen Kellerraum umsah und die grausame Entdeckung machte, dass sich dort 13 Leichen befanden, bemerkte er, dass die schwächliche, in einen Bademantel gehüllte Gestalt in der Ecke sich regte. Es war also doch noch Leben in dem Raum. Er nahm Anita auf die Arme und trug sie zum nächsten Sanitätsposten. Der Arzt dort sagte, sie habe in dem gasgefüllten Keller nur überlebt, weil sie ihr Gesicht in den feuchten Bademantel

gedrückt habe; das Wasser habe gerade genug Sauerstoff abgegeben, um ihre Atmung in Gang zu halten.

Ihre Eltern waren nicht unter den Toten in dem Hauptraum des Kellers. Eine Zeit lang bestand noch Hoffnung, dass sie überlebt haben könnten.

Und am nächsten Tag, da war ein Räumungskommando, das eingesetzt wurde, und die haben den Keller geräumt. Da ist noch mal so eine Streife durchgegangen. ... Und da lagen meine Eltern. Sie waren in so einen Seitenkeller gegangen. ... Und dabei war meine Mutter nicht mal steif. Sie haben sogar einen Arzt geholt, und er hat den Tod festgestellt.

Wie das Erscheinen des Soldaten in dem Luftschutzkeller bewies, waren die ersten Leute schon in der Stadt unterwegs, bevor die Brände erloschen waren (bei einigen sollten noch weitere drei Tage vergehen). Der Soldat war wohl mit seiner Einheit in die Stadt gekommen, um bei Rettungsarbeiten zu helfen, und hatte es geschafft, sich zu seinem heimatlichen Viertel durchzuschlagen.

Ebenso machten es andere, die sich um Angehörige sorgten, sei es aus Mut, sei es aus Tollkühnheit. Eine junge Frau aus Dresden, die nach der Heirat ins nahe Hermsdorf gezogen war, hatte vom Dach des Hauses ihrer Schwiegereltern aus beobachtet, wie die Stadt in der Nacht des Feuersturms brannte. Am frühen Morgen des Aschermittwochs hatte sie ihren kleinen Sohn bei den Schwiegereltern gelassen (ihr Mann war bei der Wehrmacht), war dem Verkehrsstrom entgegen in die Stadt geradelt und hatte sich zur Johannstadt durchgeschlagen, wo ihre Mutter und ihre Schwester wohnten. Als sie in die Strasse einbog, fand sie nicht mehr das Haus vor, in dem diese gewohnt hatten, sondern nur glimmende Ruinen. Sie sah – so schien es – Schaufensterpuppen herumliegen, bis ihr bewusst wurde, dass es Tote waren. Verzweifelt begann sie umherzuirren, jeden Moment damit rechnend, die verstümmelte Leiche ihrer Mutter oder ihrer Schwester zu finden. Nach einiger Zeit tauchten zwei gespenstische, in Betttücher gehüllte Gestalten aus dem beissenden Dunst auf. Eine davon sprach sie mit krächzender Stimme an. Es war ihre Mutter.

Sie sind nach Kleinschachwitz [einem ausserhalb von Dresden gelegenen Vorort] gefahren, um dort den Geburtstag meiner Grossmutter zu feiern. Dabei waren sie länger geblieben als geplant, weil sie alle sich so sehr gefreut

hatten, einander wiederzusehen. Und gerade als sie die Strassenbahn bestiegen, um zurück in die Innenstadt zu fahren, begann die Bombardierung. Die Strassenbahn wurde angehalten, wodurch sie nicht in die Stadt zurückkonnten, bis der Angriff vorüber war. Alle ihre Nachbarn waren tot – und ihnen wäre es ebenso ergangen, wenn sie sie nicht so lange bei Grossmutter geblieben wären.²

Solche Fälle – und solche Happy Ends – waren die Ausnahme.

Bis die Behörden eine richtige Zeitung für die Dresdner Bevölkerung zustande brachten, sollte einige Zeit vergehen, aber der Gaupropagandaleiter Walter Elsner konnte noch vor Tagesende im 16 Kilometer elbaufwärts gelegenen Pirna eine funktionsfähige Druckerei aufreiben. Elsner brachte es fertig, am Abend des 14. Februar – ungefähr zu dem Zeitpunkt, als Anita Kurz aus dem Keller getragen wurde, in dem ihre Eltern den Tod gefunden hatten, und während noch Asche und angesengtes Papier vom Himmel herniederrieselten – ein DIN-A4-Blatt mit «Kurznachrichten für die vom Luftkrieg betroffene Bevölkerung» drucken zu lassen, das von Freiwilligen der Partei in den zugänglichen Teilen der Stadt verteilt wurde.

Zwischen praktischen Hinweisen für diejenigen, die im Stadtzentrum ausgebombt worden waren, fand sich die übliche Hasspropaganda gegen die Briten (damals glaubte man, die RAF habe alle drei Angriffe durchgeführt, auch den Mittagsangriff).

Den Dresdnern wurde empfohlen, sich an den Stadtrand zu begeben, dort werde man ihnen weiterhelfen. Infolgedessen breitete sich rasch das Gerücht aus, die ganze Stadt solle zwangsweise evakuiert werden.

Dabei musste man die Leute kaum auffordern, die verwüsteten Innenstadtbezirke zu verlassen. Abertausende Überlebende waren, getrieben vom Instinkt und von Angst vor weiteren Angriffen, nach allen Richtungen aus der Stadt geströmt. Die Hilfsposten der Partei am Stadtrand gewährten wie versprochen Hilfe, Auskünfte und – was am wichtigsten war – die Lebensmittelkarte für Luftkriegsgeschädigte, die man brauchte, um Notrationen und Unterkunft zu bekommen. Die Hilfsstellen in nur einem Stadtbezirk registrierten während zwei Wochen nach dem Angriff täglich 1'000 obdachlose Überlebende. Man fand für die Ausgebombten vorübergehend Plätze in Gasthäusern, Schulen und Privatunterkünften, bis man sie in entlegene Städte und Dörfer weiterschicken konnte. Es war egal, wohin, wenn nur der Druck auf die plötzlich überfüllten Stadtteile genommen wurde.

Günther Kannegiesser ging zum Haus seiner Tante in Meissen, 19 Kilometer flussabwärts, wie mit seiner Mutter verabredet, und er erhielt zwar ein Essen

und ein Bett für die Nacht, aber kein Lebenszeichen von ihr oder seinen Geschwistern. Der Vierzehnjährige liess sich nicht entmutigen, begab sich wieder in die Stadt und setzte seine Suche fort. Dennoch musste er sich mehr als 50 Jahre gedulden, bis er herausfand, was seiner Familie zugestossen war.

Die dreizehnjährige Nora Lang und ihr kleiner Bruder gingen nach Norden über den Fluss zu dem Stück Land ihres Grossvaters, auf dem auch ein Wochenendhäuschen stand. Hier wollte die Familie sich wieder treffen, falls sie durch Luftangriffe oder Gefechte auseinandergerissen werden sollte.

Christoph Adam und seine Eltern wandten sich derweil nach Süden in Richtung Altenberg. Verwandte in dieser malerischen Kleinstadt an der tschechischen Grenze hatten stets versprochen, sie aufzunehmen, falls es in Dresden Probleme geben sollte. Tage später ging er wieder zur Schule.³

Jene, für die der alliierte Angriff sich als schrecklicher Segen erwiesen hatte, waren gleichfalls unterwegs. Auch Henny Wolf und ihre Eltern hatten sich zum Stadtrand durchgeschlagen. Einige Tage lang fanden sie Unterschlupf bei einem Freund der Familie in Loschwitz, bevor sie sich in einem leerstehenden Haus einquartierten. Herr Wolf war als Nichtjude das einzige Mitglied der Familie, das sich tagsüber hinaus traute.⁴ Victor Klemperer war wieder mit seiner Frau Eva vereint. Er riss sich den verräterischen Judenstern vom Mantel. Gemeinsam gelangten sie nach Norden zu einer Versorgungsstelle am Fliegerhorst Klotzsche, wo sie sich als obdachlose arische Bombenopfer ausgaben, die alle Papiere und Habseligkeiten verloren hatten. Mit Lebensmittelkarten versorgt machten sie sich dann auf den Treck in Richtung Südwesten, um nur ja wegzukommen von dem Ort, an dem man sie kannte.

Diese Dresdner waren Teil des Exodus, über den die Alliierten am Mittwoch erneut herzufallen planten, um auf diese Weise rücksichtslos noch mehr Chaos auf den Versorgungsrouten zur Ostfront zu stiften. Das Ziel war jetzt Chemnitz, von Dresden aus eine kurze Fahrt per Strasse oder Bahn. So dachten sich das jedenfalls die Alliierten.

Am 14. Februar hatte die 8. US-Luftflotte ihre 1. Division zu dem Mittagsangriff nach Dresden, die 3. Division dagegen nach Chemnitz beordert. Die 1. hatte den grossen britischen Nachtangriff fortsetzen, die 3. die bisher noch kaum beschädigte kleinere Stadt für einen geplanten britischen Nachtangriff vorbereiten sollen. Die Besatzungen der britischen Flugzeuge, die vom Angriff auf Dresden zu ihren Stützpunkten zurückkehrten – und das waren bis auf eine Hand voll alle –

waren sofort zu Bett gegangen. Sie wurden am Nachmittag geweckt, um für ihren nächsten langen Ausflug nach Sachsen instruiert zu werden.

Der geplante Angriff war ein weiterer «Doppelschlag», mit einer ganz ähnlichen Konzeption und von fast gleicher Stärke wie der verheerende Schlag gegen Dresden in der Nacht zuvor. Chemnitz, ihr neues Ziel, war eine Stadt von rund 400'000 Einwohnern (rund zwei Drittel der Bevölkerung Dresdens), 64 Kilometer südwestlich der sächsischen Hauptstadt. Man nannte es das «Manchester Sachsens». Bevor die Nazis an die Macht kamen, war Chemnitz ein bedeutendes Zentrum der Textilindustrie – in ihr waren über 43 Prozent seiner Beschäftigten tätig – sowie des Maschinen- und Fahrzeugbaus (13,5 Prozent). Bis 1944/45 hatte das Textilgewerbe ein wenig nachgelassen.⁵ Chemnitz war jetzt – nicht zuletzt bei den Alliierten – am ehesten bekannt für den Bau von Militärfahrzeugen und besonders von Panzern, wodurch es zu einem erstrangigen Ziel wurde.

Für den Nachtangriff auf Chemnitz, der für den 14./15. Februar geplant war, wurden mehr als 700 britische Flugzeuge vorgesehen, ungefähr zwei Drittel davon Lancaster und ein Drittel Halifax der 1., 3., 4., 6. und 8. (Pfadfinder)-Gruppe. Die 5. Gruppe, die fast allein den Dresdner Feuersturm in der letzten Nacht vorbereitet hatte, sollte sich die Öltraffinerien in Rositz südlich von Leipzig vornehmen.

Wieder stand Sachsen eine ereignisreiche Nacht bevor.⁶

Die Marsch- und Gefechtsordnung sah anders aus, und die Maschinen hatte man zahlenmässig gleichmässiger auf die beiden Angriffe aufgeteilt, aber auch dies war ein Grossangriff, der ein ähnlich zerstörerisches Ergebnis produzieren sollte wie die Bombardierung Dresdens. Er würde, wenn er gelang, nicht nur die Vernichtung der beiden wichtigen Städte vollenden, sondern auch das gesamte Industrie-, Verkehrs- und Fernmeldesystem im östlichen Sachsen ausradieren, genau zu dem Zeitpunkt, da die Sowjets im Anmarsch waren. Die Deutschen, welche die Rote Armee aufhalten wollten, würden hinter sich nur eine Wüste haben, und es würde nahezu unmöglich sein, Verstärkungen heranzuführen. Das hofften zumindest die Planer der RAF.

Für die meisten Flugzeugbesatzungen war es «nur irgendein Ziel». Bei der Einsatzbesprechung am frühen Abend nahm Miles Tripp, wie er sagte, «ohne Gewissensbisse» zur Kenntnis, dass Chemnitz voll war mit Flüchtlingen, darunter viele, die aus Dresden hatten entkommen können. Der Clou bestand für ihn und andere Besatzungsmitglieder darin, dass man ihnen versprach, für sie würde es, wenn dieser Angriff erfolgreich verlief, keine weiteren Langstreckenflüge

bis zur russischen Front mehr geben. Ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn erst nachträglich:

Bei Anlegung abstrakter ethischer und moralischer Massstäbe, unter Ausklammerung der praktischen Erwägung, den russischen Vormarsch zu unterstützen, war der Angriff auf Chemnitz wahrscheinlich weniger zu rechtfertigen und unmenschlicher als der Angriff auf Dresden.⁷

Der Angriff der amerikanischen 3. Division war kein rechter Erfolg. Nur zwei Drittel der 441 B-17, die mit dem Ziel Chemnitz gestartet waren, fanden die Stadt. Sie bombardierten per Radar durch dichte Bewölkung und richteten wenig Schaden an.⁸ Die anderen Maschinen verfehlten die Stadt vollends. Sie bombardierten Ziele, die in Wolkenlöchern sichtbar wurden, darunter Bamberg in Nordbayern und den Fliegerhorst Eger (Cheb) auf dem Gebiet der heutigen Tschechischen Republik.

Die erste Welle der RAF traf an diesem Abend wenige Minuten vor 21 Uhr über Chemnitz ein. Es herrschten noch schlechtere Sichtverhältnisse als in der Nacht zuvor über Dresden. Die Pfadfinder-Lancaster der 8. Gruppe mussten sich auf die «Himmelsmarkierung» mit Leuchtbomben beschränken, welche die Bomber anstelle von Markierern am Boden anzielten. Der Angriff auf Chemnitz zeichnete sich dann, obwohl er sorgfältig geplant und von ähnlich ausgefeilten Ablenkungs- und Täuschungsmanövern begleitet war wie der Angriff auf Dresden, vor allem dadurch aus, dass er ein fast völliger Fehlschlag war.

Die Anstrengungen der ersten Welle wurden nicht als Erfolg gewertet. Als die 350 Maschinen starke zweite Welle um 20 Minuten nach Mitternacht eintraf, fand sie unter sich kein tosendes Inferno vor (wie die zweite Welle in der vorigen Nacht in Dresden), sondern eine vollkommen dichte Wolkendecke. Sichtweite null. «Die Bombenwürfe erschienen unter den Umständen verstreut», hiess es schönfärbend im amtlichen Bericht.⁹ Ungeachtet des schlechten Wetters meldeten einige Besatzungen, sie hätten noch die Glut der Brände in Dresden sehen können.¹⁰

Miles Tripp schilderte das Beinahe-Fiasko für die Angreifer:

Über dem Kontinent erstreckten sich Wolkenschichten von der französischen Küste bis nach Ostdeutschland, und über Chemnitz verschwanden die Leuchtmarkierungen, kaum dass sie abgeworfen worden waren. Über Sprechfunk war die Stimme des Masterbombers, eines Kanadiers, deutlich zu hören.

Er verlangte fortwährend mehr Markierungen, aber es kamen nur wenige. Er hatte offenbar keine Idee, wohin er den Bomberstrom schicken sollte. Schliesslich kotzte ihn seine Forderung nach Markierungen an, und er gab auf. «Zur Hölle damit», sagte er. «Ich fliege heim. Wir sehen uns beim Frühstück.»¹¹

Chemnitz war, statt einen vernichtenden Hammerschlag zu erleiden, wie er Dresden zugefügt worden war, durch ein Zusammenspiel von Zufall und ungenügender Planung fast ohne eine Schramme davongekommen. Der Angriff mochte beeindruckend sein – 717 Flugzeuge waren beteiligt, und über 1‘300 Tonnen Bomben wurden abgeworfen –, aber er war fast nutzlos.¹²

Um die teuflisch effiziente Planung der RAF-Kriegsmaschine wurde und wird viel Aufhebens gemacht, aber es kam vor, dass diese Maschinerie allzu fehlbar war und die Bedingungen, unter denen sie operierte, sich äusserst unvorhersehbar entwickelten.

Das einzige bedeutende Wahrzeichen des alten Dresden, das sowohl den Sprengbomben als auch dem Feuersturm standgehalten zu haben schien, war das symbolträchtigste und erhabenste: der 90 Meter hohe, aus dem 18. Jahrhundert stammende Kuppelbau der Frauenkirche, der lutherischen Hauptkirche.

Die Behörden hielten die Keller und Krypten unter der Frauenkirche für so sicher, dass sie viele wertvolle Kunstwerke und Statuen aus anderen Kirchen und öffentlichen Gebäuden Dresdens während der Kriegsjahre dort einlagern liessen. Auch hatte Görings Reichsluftfahrtministerium eine Menge leicht entflammbarer Filmarchivmaterials aus dem bombengefährdeten Berlin zur sicheren Verwahrung in den Krypten unter der Frauenkirche deponiert. Ausserdem hatten sich, angezogen von der Festigkeit des Bauwerks und vielleicht von der Hoffnung, dass Gott das Seine schützen werde, nach der ersten Welle des britischen Angriffs in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar rund 300 Dresdner in die angrenzenden Katakomben geflüchtet.

Dann kam die zweite Welle, welche die Gegend um den Neuen Markt, auf dem die Frauenkirche stand, weit schwerer traf als die erste – und mit einem Übergewicht an Brandbomben. Als der Angriff vorbei war, standen die meisten Gebäude an dem Platz, der die Kirche umgab, in Flammen, und die glutheissen, räuberischen, von Menschen entfachten Winde des Feuersturms suchten in dem umliegenden Gewirr von Strassen und Gassen weiterhin nach brennbarer Beute.

Es hat den Anschein, dass die Kuppel oder irgendwelche Schwachpunkte im Aufbau der Kirche während der eigentlichen Angriffe weder von Brand- noch von Sprengbomben durchschlagen wurden. So wie im Jahr 1760 die preussischen Kanonenkugeln von der Kupferkuppel abgeprallt waren, so wurde jetzt die britische Abwurfmunition von der Architektur um ihre Wirkung gebracht. Während des ganzen Aschermittwochs und bis in die Morgenstunden des Donnerstags hinein hielt die Kirche stand, obwohl sie sichtlich beschädigt war und Rauch aus ihrer Kuppel drang.

Am frühen Morgen des 15. Februar stand Hannelore Kuhn auf den Anhöhen im Süden Dresdens, wohin ihre Familie geflohen war, nachdem der amerikanische Mittagsangriff ihr Heim in der Bamberger Strasse zerstört hatte, und schaute zur Stadt hinüber: «Da lag alles in Rauch, und Flammen schlugen noch raus. Und deswegen kam ich zurück zu meinen Eltern und sagte: ‚Die *Frauenkirche* steht noch!»¹³

Sie dürfte einer der letzten Menschen gewesen sein, die sie noch stehen sahen. Gegen 10.45 Uhr brach die Frauenkirche auseinander.

Die meisten Glasfenster des Bauwerks aus dem frühen 18. Jahrhundert waren zum Schutz vor Luftangriffen von aussen zugemauert worden, doch aus irgendeinem Grund hatte man die Fenster auf der Nordseite, zur Elbe hin, nicht abgedichtet.¹⁴ In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar hatte das Wüten des Feuersturms in den Strassen der Altstadt zahlreiche Brände entfacht, und wahrscheinlich waren einige davon auf die Frauenkirche übersprungen und hatten dort weitere Brände ausgelöst. Der Einsturz der Frauenkirche wurde jedoch durch die Abkühlung verursacht, die langsam einsetzte, nachdem die Brände keine Nahrung mehr fanden und erloschen.

Die grosse Hitze im Inneren hatte alle möglichen Verformungen bewirkt, doch entscheidend war, dass die Stahlträger rings um den Altarraum sich verzogen. Nachdem der Feuersturm sich gelegt hatte und die Temperatur zu sinken begann, zogen sie sich langsam wieder zusammen, sassen nun aber nicht mehr richtig in ihren Auflagern. So entstand ein seitlicher Druck auf die Innenpfeiler, welche die Kuppel trugen. Einer davon auf der südöstlichen Seite brach ein. Die Kuppel wurde noch für kurze Zeit gehalten, fing dann aber an, sich leicht nach Südosten zu neigen, wo der Stützpfiler fehlte. Für die noch vorhandenen Stützen war die Last zu gross. Das verhältnismässig weiche Material des örtlichen Sandsteins war durch die hohen Temperaturen inzwischen stark geschwächt worden – Sandstein verliert bei 700 Grad seine Festigkeit.

Die grosse Kuppel krachte in sich zusammen, drückte einen Teil der hohen

Wände nach aussen und zermalmt dann alles unter sich. Die Druckwelle, die sie beim Aufprall auf den Neumarkt auslöste, brachte die anderen, ebenfalls vom Feuer beschädigten Türme und Treppen zum Einsturz. Das grosse schwere Kreuz stürzte mit der berstenden Kuppel aus 90 Meter Höhe herab. Die ungeheuren Metall- und Steinmassen dieses hohen Bauwerks, seiner Türme und Pfeiler donnerten zu Boden und durchschlugen die Gewölbedecken der Keller und Katakomben. Das alles zog sich über einige Augenblicke hin, aber nachdem es geschehen war, war der beherrschende, ikonenhafte, scheinbar ewige Dom nur noch ein riesiger Trümmerhaufen.

Und wie um den Todeskampf auch noch zu verhöhnern, kehrte kurz darauf die 8th U.S. Army Air Force noch einmal nach Dresden zurück.

Eine grosse Formation Fliegender Festungen der 1. Luftdivision war an jenem Morgen, dem 15. Februar 1945, von ihren Basen in Ostengland aufgestiegen. Schlechtes Wetter – dichter Nebel und Bodendunst – liess mehrere Bomber schon beim Start abstürzen und senkte die Zahl derer, die tatsächlich losflogen, um das Hauptziel des Tages, das Hydrierwerk bei Leipzig, anzugreifen, von 360 auf 210. Während des ganzen Weges über den Kontinent blieb die Bewölkung unter dem Bomberstrom dicht. In Böhlen war es zu 10/10 bewölkt, sodass Bombardieren unmöglich war. Damit blieb das Ausweichziel, wo mit einer Bewölkung von 7/10 bis 10/10 zu rechnen war: Dresden.¹⁵

Es war von allen amerikanischen Angriffen auf Dresden der mit dem geringsten Erfolg. Der Staffelführer einer der im Verband unten fliegenden Staffeln der 401. Bombergruppe löste versehentlich Himmels-Rauchmarkierer vier Minuten zu früh aus, mit der Folge, dass fast 200 Sprengbomben in der Gegend von Meissen niedergingen. Ein Radaroffizier der Führungsstaffel der 401. Gruppe räumte hinterher ein, Anzeigefehler auf dem Leuchtschirm hätten möglicherweise zu verspäteten Bombenabwürfen geführt. Das ist wahrscheinlich, denn Bomben trafen südöstliche Vororte und sogar die weit abgelegene Stadt Pirna, wo bei der Bombardierung der «Hermann-Göring-Siedlung» 47 Menschen umkamen.¹⁶

Der Rest erreichte Dresden kurz vor Mittag. Während der zehn Minuten des eigentlichen Angriffs fiel nicht eine einzige Bombe auf das zugewiesene Ziel, den Verschiebehahnhof Dresden (also Friedrichstadt). Am schlimmsten getroffen wurde die Südvorstadt, genauer gesagt das mit dem Gerichtsgebäude am Münchner Platz verbundene Gefängnis, dessen Struktur durch verirrte Treffer

am 14. Februar bereits geschwächt war. Jetzt, bei dem am wenigsten wirksamen aller alliierten Angriffe auf die Stadt, sorgte eine grosse Luftmine für einen Volltreffer an der Nordwand des Gefängnisbaus, bei dem 30 Insassen starben, aber sehr viel mehr das herausgesprengte Loch zur Flucht nutzten. Eine Reihe politischer Häftlinge – überwiegend in Leipzig festgenommene Kommunisten und etliche zum Tode Verurteilte – konnte ebenso entkommen wie eine ansehnliche Zahl gefangener tschechischer Widerständler, von denen einige ebenfalls einer Hinrichtung durch die berühmte, elektrisch betriebene Guillotine im finsternen Innenhof des Gefängnisses entgegensehen. Die Tötungsmaschine wurde an diesem Mittag gleichfalls durch eine amerikanische Bombe zerstört.

So blieb ein zusätzliches Aufgebot kommunistischer Aktivisten für die Nachkriegszeit verschont. Die Mehrzahl der Tschechen hatte weniger Glück. Noch immer in ihrer auffälligen, aus einer groben schwarzen Hose und einer kurzen schwarzen Jacke bestehenden Montur der Todeskandidaten und sofort als Ausländer erkennbar, sobald sie den Mund aufmachten, wurden sie von Polizei- und Wehrmachtstreifen aufgegriffen. Zu den wenigen, die davorkamen, gehörten diejenigen, die in der Hauptbahnhofsunterführung herrenloses Gepäck durchwühlen und sich auf diese Weise deutsche Zivilkleidung beschaffen konnten.¹⁷

Zwei Tage nach den grossen Angriffen begannen die Leute sich wieder stärker in der Stadt zu bewegen, trotz der kurzen Unruhe, für die der letzte amerikanische Angriff gesorgt hatte. Am 15. Februar war der achtzehnjährige Götz Bergander schon allein unterwegs gewesen. Die meisten Strassen waren noch von Trümmern blockiert. Nur entlang den zerbombten, verbogenen Bahngleisen war ein Durchkommen. So gelangte er bis zum Hauptbahnhof. Dort sah er Berge von Leichen, die zum Abtransport aufgestapelt waren. Kriegsgefangene, beaufsichtigt von älteren Volkssturmmännern, waren dabei, sie auf Wagen zu laden. Sämtliche Opfer, überwiegend aus dem Kellerkomplex unter dem Bahnhof, waren erstickt. Bergander hatte einen in der Nähe wohnenden Schulfreund besuchen wollen, aber ihm war so übel, dass er darauf verzichtete. Als er heimkam, verabreichte sein Vater ihm zum ersten Mal in seinem Leben ein volles Glas Kognak.

Am nächsten Tag wagten er und sein jüngerer Bruder sich auf eine 16 Kilometer lange Wanderung durch die Überreste der Stadt. Diesmal hatten sie sich die Elbwiesen zum Ziel gesetzt. Die meisten Leichen waren dort – weniger als drei Tage nach den britischen Angriffen – fortgeschafft worden, und man hatte

schon damit begonnen, Tote aus zugänglichen Strassen zu bergen. Es war für Götz ein grosser Schock, als er merkte, dass die Frauenkirche nicht mehr da war.

Es war, als wäre Saint Paul's Cathedral aus London verschwunden. Weg. Ich sah diese beiden Pfeiler und diese grossen, damals noch zum grössten Teil hellen Sandsteinhaufen. Das hat mir eigentlich nach allem, was ich schon gesehen hatte, noch den Rest gegeben. Ich dachte, da ist nichts mehr da bei uns.¹⁸

Eine Frau schickte ihrer ausserhalb Dresdens weilenden Tochter eine Postkarte, auf der lediglich stand: «*Alle drei leben, Stadt weg.*»¹⁹

Die Absenderin, ihre Mutter und ihr kleines Kind hatten mittlerweile Dresden den Rücken gekehrt und in einem provisorischen Lager Unterkunft gefunden. So erging es Tausenden, die keine Verwandten in unbeschädigten Stadtteilen hatten.

Offenkundig musste es zehntausende Tote in der Stadt gegeben haben – vielleicht mehr. Es wimmelte von Gerüchten. Nora Lang und ihr kleiner Bruder, die die Nacht vom 14. auf den 15. Februar in einer Aufnahmeestelle verbracht hatten, kamen auf dem Weg nach Winschdorf, wo ihr Grossvater ein Stück Land besass, an dem Schild vorbei, das die Stadtgrenze anzeigte, und dann zu dem grossen städtischen Friedhof, der direkt dahinter in der Heide lag, dem Heidefriedhof. Sie sollten im Laufe dieses Tages noch ihr Happy End erleben, als sie am Zielort ihre Eltern fanden, die dort auf sie gewartet hatten. Doch zuvor mussten die beiden Kinder noch zusehen, wie die ersten Toten aus der Stadt zu ihren Massengräbern befördert wurden: «Wir sind da die Strasse am Heidefriedhof gelaufen. Und da kamen Transporter mit den Leichen... mit den Leichenbergen. ... Und wir haben so zugesehen.»²⁰

TEIL III

NACH DEM FALL

25. KAPITEL

Stadt der Toten

Schon am Morgen des 14. Februar 1945 schickte der Chef der Ordnungspolizei in Dresden aus seinem Bunker am Rande der Stadt eine verzweifelte Nachricht an seine Vorgesetzten in Berlin. Er erhielt fast umgehend eine Antwort vom Reichsführer-SS und Chef der deutschen Polizei, Heinrich Himmler:

Die Angriffe waren offensichtlich sehr schwer, doch jeder erste Luftangriff vermittelt immer den Eindruck, dass die Stadt vollständig zerstört worden ist. Ergreifen Sie sofort alle notwendigen Massnahmen. Ich sende Ihnen sofort einen besonders fähigen SS-Führer für Ihre Dienststelle, der Ihnen in der gegenwärtigen schwierigen Lage nützlich sein könnte. Alles Gute.¹

Bereits in der Frühe dieses Tages rückten Hilfsmannschaften von ausserhalb an. Truppen aus den grossen Kasernen am Rande der Neustadt, die von den Luftangriffen weitgehend unbeschädigt blieben, durften offiziell erst am Nachmittag aufs linke Elbufer hinüber – nach Bestimmungen der Wehrmacht galt alles, was östlich der Elbe lag (und dazu gehörten die Kasernen) als «rückwärtiges Frontgebiet». Man bedurfte der ausdrücklichen Genehmigung Berlins, um diesen Bereich zu verlassen oder auch nur von einem Teil Dresdens über den Fluss in den anderen zu wechseln.

Bergung und Trümmerbeseitigung waren die unmittelbar anstehenden, grundlegenden Aufgaben. Unverzüglich setzte man bis zu 2'000 Wehrmachtsoldaten und 1'000 Kriegsgefangene ein, ferner Instandsetzungsbereitschaften aus Leipzig, Chemnitz, Zwickau und Halle sowie Tunnelbauspezialisten aus den Bergbaustädten Freiberg und Sadisdorf.² Auch SS-Einheiten wurden in der Stadt gesehen.

Zunächst blieb unklar, wer genau für was zuständig war. Alle zentralen Verwaltungsgebäude waren zerstört worden oder funktionsunfähig. Himmler hatte höhere Polizeibeamte nach Dresden entsandt – das einzige noch funktionierende Verwaltungsorgan war die Höhere SS- und Polizeiführung in ihrem Bunker auf dem Weissen Hirsch –, doch als eigentlicher Organisator praktischer Hilfsmassnahmen fungierte anscheinend Theodor Ellgering, der Geschäftsführer des in Berlin sitzenden Interministeriellen Luftkriegsschädenausschusses. Ellgering erhielt seine Anweisungen von Goebbels, den Hitler Ende 1942 mit diesbezüglichen Sondervollmachten ausgestattet hatte.³ Ellgering besuchte Dresden am 14. Februar, besichtigte die unmittelbaren Folgen und erstattete am Abend Meldung in Berlin. Am 15. war er wieder in Dresden, von Goebbels mit Vollmachten versehen, und ging rasch an die Arbeit: Er richtete auf dem Gelände einer Obstmosterei am Stadtrand eine Befehlsstelle ein, wies Einsatzgruppen ein und installierte ein eigenes Nachrichtensystem.⁴

Trotz des unzweifelhaften Einsatzwillens der auswärtigen Helfer dauerte es mindestens zwei Tage, bis sich für die Dresdner Bevölkerung grössere Verbesserungen bemerkbar machten. Einen Teller warme Suppe gab es immer, von Anfang an, und innerhalb von 72 Stunden nach der Zerstörung Dresdens konnten die Behörden täglich 600'000 Portionen Warmverpflegung ausgeben. Am 17. Februar tönnte das Parteiblatt, dass niemand in Dresden hungern werde. Gleichzeitig wurde der Ausnahmezustand verhängt, der für Plünderer und «Gerüchtemacher» die Todesstrafe vorsah.⁵ Der Plünderer wurden 79 Personen für schuldig befunden, die meisten davon auf der Stelle hingerichtet.⁶

Dann waren noch andere unumgängliche Aufgaben ganz grässlicher Art zu erledigen.

Nach und nach wurden blockierte Strassen zugänglich gemacht, und es begann die grausige Arbeit, die Toten aus den Kellern und Luftschutzräumen zu bergen. Dabei spielten alliierte Kriegsgefangene, von denen es in Dresden und Umgebung mehrere tausend gab, eine wichtige Rolle. Die Briten befanden sich in mehreren Unterlagern von Stalag IVB, die Amerikaner an verschiedenen Orten, darunter das ehemalige Schlachthofgelände im Ostra-Gehege, unweit der Wohnung der Berganders, wie wir aus Kurt Vonneguts berühmtem, halb autobiografischem Roman *Schlachthof 5* wissen.

Vonnegut spricht von «Leichenbergwerken», eine bösscherzhafte Bezeichnung für eine grauenhafte Tätigkeit, die in den folgenden Tagen und Wochen zur grössten und arbeitsintensivsten Beschäftigung in Dresden werden sollte. In

Schlachthof 5 schildert Vonnegut, wie sein Held, Billy Pilgrim, zur Arbeit geschickt wird. Der beschriebene Zeitraum ist zwei Tage nach den Luftangriffen:

Kriegsgefangene aus vieler Herren Länder kamen an jenem Morgen an einem bestimmten Ort in Dresden zusammen. Eine Anordnung lautete, hier mit dem Graben nach Leichen zu beginnen. Also begann man zu graben. Billy fand sich mit einem Maori zum Graben eingeteilt, der in Tobruk in Gefangenschaft geraten war. ... Billy und der Maori stiessen ihre Schaufeln in das zähe, unnachgiebige Geröll des Mondes. Die Bestandteile waren locker, sodass es dauernd kleine Lawinen gab. Viele Löcher wurden gleichzeitig gegraben. Noch wusste niemand, was man dort finden würde. Die meisten Löcher führten zu nichts – zu Strassenpflaster oder Steinblöcken, die so gross waren, dass sie sich nicht bewegen liessen. Es gab keine maschinelle Hilfe. Nicht einmal Pferde oder Maulesel oder Ochsen konnten die Mondlandschaft überqueren.

Und Billy, der Maori und andere, die ihnen bei diesem besonderen Loch halfen, stiessen schliesslich auf eine aus Holz geflochtene Membrane über Felsbrocken, die sich zu einem zufälligen Gewölbe festgekeilt hatten. Sie stiessen eine Öffnung in die Membrane. Darunter war Finsternis und Leere.

Ein deutscher Soldat mit einer Taschenlampe stieg in die Finsternis hinunter und blieb lange unten. Als er schliesslich zurückkam, sagte er einem am Rand der Öffnung stehenden Vorgesetzten, dass Dutzende von Leichen dort unten waren. Sie sassen auf Bänken. Sie waren nicht gekennzeichnet.

So geht das.

Der Vorgesetzte sagte, dass die Öffnung in der Membrane erweitert und eine Leiter in das Loch hinuntergelassen werden sollte, um die Leichen herauszuschaffen zu können. So begann das erste Leichenbergwerk in Dresden.⁷

In Vonneguts Roman stirbt Billys Maori-Kamerad «an der stickigen Luft, nachdem man ihm befohlen hatte, in diesen Gestank hinunterzusteigen und dort zu arbeiten». Andere waren nicht bereit, sich auf dieses Risiko einzulassen. Zwei britische Gefangene ergriffen lieber die Flucht, als noch länger in den Dresdner Kellern voller Leichen zu graben oder Leichenteile von den Bäumen herunterzuholen.⁸

Ein britischer Kriegsgefangener, Alec White, Insaße eines Lagers ausserhalb der Stadt, beschrieb, wie man die Gefangenen jeden Morgen um fünf den 24 Kilometer langen Marsch in die Stadt antreten liess, wo sie in ausgebrannten Fabriken oder in

den mit Trümmern übersäten Strassen zu arbeiten hatten, in denen die aus den Kellern geholten Leichen zum Abtransport aufgestapelt wurden.⁹

Schon nach vorherigen Angriffen hatte man die Kriegsgefangenen und die wenigen noch verbliebenen Juden für die Leichenbergung und Trümmerbeseitigung eingesetzt, doch das Ausmass und die Grauenhaftigkeit dessen, was sie nach dem Feuersturm des 13./14. Februar 1945 zu tun hatten, waren ebenso wie die wirklichen Erlebnisse derer, welche die Zerstörung des Dresdner Zentrums überlebten, eigentlich kaum zu beschreiben, wenn man ein authentisches Bild davon vermitteln wollte.

Es fehlte an Fahrzeugen, um die Toten abzutransportieren. Sämtliche Leichenwagen der Stadt waren bei dem Bombenangriff zerstört worden. Dennoch schaffte man es laut Ellgering innerhalb von zehn Tagen, 10'000 Leichen zu bergen, zu registrieren, so weit wie möglich zu identifizieren und zu begraben. Die meisten wurden zum Friedhof auf der Dresdner Heide am Rande der Stadt geschafft und in Massengräbern beigesetzt (das waren die Transporte, die Nora Lang und ihr kleiner Bruder am 15. Februar auf dem Weg nach Winschdorf gesehen hatten). Aber selbst dieses Tempo der Bestattung reichte noch nicht aus, wie Ellgering eingestand:

Wir standen... vor der Notwendigkeit, das Tempo weiter zu beschleunigen, denn infolge des milden Wetters begannen die Leichen in Verwesung überzugehen. ... Um den Ausbruch von Seuchen zu vermeiden, wurde die Altstadt zum Sperrgebiet erklärt. ... Es blieb keine Wahl mehr, als die... Genehmigung zur Verbrennung der Leichen zu geben.¹⁰

Von der Idee, die Leichen stattdessen in den Stadtparks zu begraben, liess man aus Gründen der öffentlichen Hygiene ab und fand eine drastische, aber wirksame Lösung. Anstatt sie zum Friedhof hinauszufahren, wurden die aus den Strassen und Kellern der Altstadt geborgenen Toten auf den weiträumigen Altmarkt gebracht, wo einst die Blumenmärkte ein berühmtes Motiv abgegeben hatten und wo weniger als fünf Jahre zuvor riesige Menschenmassen dem scheinbar siegreich aus dem Krieg gegen die Franzosen heimgekehrten 4. Dresdner Infanterieregiment bei klingendem Spiel zugejubelt hatten. Ein schrecklicherer Kontrast als die Szenen, die am 21. Februar begannen, war nicht vorstellbar.

Das grosse Löschwasserbecken, das im letzten Winter auf dem Altmarkt geschaffen worden war, um die Feuerwehr mit Wasser zu versorgen, war jetzt selbst mit den ertrunkenen und verbrühten Leichen derer gefüllt, die dort ver-

meintliche Rettung gesucht hatten. Nachdem man sie herausgeholt und die Trümmer beiseite geschafft hatte, wurde der Platz abgesperrt. Dann begann die Arbeit. Leichen wurden herbeigebracht und aufgereiht, um registriert und, soweit möglich, identifiziert zu werden. Für die geplante Massenverbrennung mussten die Leichenhaufen, damit Luft herankam, einen Abstand vom Boden haben; eine Lösung fand man in der Ruine eines nahegelegenen Kaufhauses, dessen Eisenträger die Bombardierung überstanden hatten. Man holte sie aus den Trümmern und breitete sie auf dem Boden aus, und sie bildeten, wie es ein Zeitgenosse zynisch ausdrückte, «riesige Grillroste».¹¹

Grosse Mengen Benzin wurden in das abgesperrte Stadtzentrum geschafft und die Leichen, die auf den Rosten gestapelt lagen, damit übergossen. Dann wurden die Toten verbrannt, täglich ein Scheiterhaufen von etwa 500 Leichen. Die Aufgabe wurde sachgerecht erledigt – ohne ein dafür geschaffenes Krematorium eine solche Masse menschlicher Überreste in feine Asche zu verwandeln, ist technisch nicht einfach – unter der Aufsicht auswärtiger SS-Fachleute. Es soll sich um ein Kommando aus dem berüchtigten Vernichtungslager Treblinka gehandelt haben.¹²

Zwischen dem 21. Februar und dem 5. März, als der letzte menschliche Scheiterhaufen entflamte, wurden 6865 Leichen auf dem Altmarkt verbrannt. Nachdem das Feuer erloschen war, schätzte man, dass acht bis zehn Kubikmeter Asche das Kopfsteinpflaster des mittelalterlichen Platzes bedeckten. Der für die Verbrennung verantwortliche SS-Brigadeführer hatte die Asche zunächst in Särgen und Säcken zum Heidefriedhof bringen und mitsamt den Behältern begraben wollen, doch die Knausrigkeit der Stadt obsiegte. Am Ende wurde die Asche einfach aus den Behältern in die vorbereiteten Gruben geschüttet, sodass die wertvollen Särgen und Säcke wiederverwendet werden konnten.

Noch in derselben Woche begann die Polizeiführung, einen ausführlichen, sorgfältigen (wenn auch notgedrungen vorläufigen) Bericht über den Luftangriff auf Dresden und die dadurch verursachten Schäden und Totenzahlen zusammenzustellen. Die geheime «Schlussmeldung des Höheren SS- und Polizeiführers Elbe»¹³ entstand in den beiden ersten Märzwochen und wurde dem Reichsbefehlshaber der Ordnungspolizei in Berlin am 15. März 1945 zugeleitet. Teile daraus fanden Eingang in andere Dokumente, die damals an die Führungsstellen der Ordnungspolizei verteilt wurden, unter anderem auch in die reichsweite «Lagemeldung», welche die Gaubefehlshaber der Polizei regelmässig erhielten.¹⁴

Die «Schlussmeldung» enthielt die erste amtliche Schätzung der Zahl der Todesopfer der anglo-amerikanischen, aber vornehmlich der britischen Angriffe auf Dresden vier Wochen zuvor:

Bis 10.3.1945 festgestellt: 18'375 Gefallene, 2'212 Schwerverwundete, 13'718 Leichtverwundete. 350'000 Obdachlose u. langfristig Umquartierte. ... Die Gesamtzahl der Gefallenen einschl. Ausländer wird aufgrund der bisherigen Erfahrungen u. Feststellungen bei der Bergung nunmehr auf etwa 25'000 geschätzt. Unter den Trümmern, insbes. d. Innenstadt dürften noch mehrere tausend Gefallene liegen, die vorläufig überhaupt nicht geborgen werden können.¹⁵

Die Angaben über die Zahl der Toten beruhen nicht auf groben Schätzungen. Man ging bei der Registrierung und Zählung der Toten und ihrer Habseligkeiten äusserst gewissenhaft vor. Seitenlange Listen, aufgebaut nach Strassen, enthalten sehr viele Details über die Umgekommenen. In den Trümmern eines Hotels in der Neustadt findet man die Leiche einer Flüchtlingsfrau aus Schlesien. Der grosse Geldbetrag, den sie bei sich hat, wird genau gezählt, nach ihrem Ehemann (der während des Angriffs anderswo war und überlebte) wird gesucht, um das Ergebnis zu bestätigen. Zahlreiche Einträge enthalten einen Namen und die Bezeichnung «Flüchtling». In bemerkenswert wenigen Fällen gibt es überhaupt keinen Hinweis auf die Identität. Auch ist im Allgemeinen die Todesursache angegeben. Bei vielen heisst es, sie seien durch «Erstickung» gestorben. Andere waren verbrannt, oft bis zur Unkenntlichkeit. Dann gibt es solche, die von herabstürzendem Mauerwerk oder einstürzenden Gebäuden zermalmt oder erschlagen wurden. Dort ist «erschlagen» vermerkt. In diesen Totenlisten findet sich gewöhnlich wenigstens einer pro Seite, der in die kleinste, in einem gewissen Sinne aber auch traurigste Kategorie von Todesursachen fällt: Selbstmord. Vielleicht waren die Brandwunden unerträglich quälend, war das allmähliche Ersticken eine allzu schreckliche Aussicht, oder das Leben erschien demjenigen, der alle Angehörigen verloren hatte, in Zukunft sinnlos.¹⁶ Ein anderer Bericht spricht von einem gut besuchten Restaurant, das einen Volltreffer erhielt. Im Keller des Restaurants entdeckte man Tage später eine grosse Gruppe gut gekleideter Gäste, die durch den Einsturz des Gebäudes lebendig begraben worden waren. Anzeichen sprachen dafür, dass die Eingeschlossenen noch eine Zeit lang gelebt hatten. Als Rettungsmannschaften in den luftlosen Keller vordrangen, fanden sie jedoch sämtliche Gäste tot vor, mit sauberen Schusswunden. Dane-

ben lagen einige uniformierte Wehrmachtsoffiziere, alle mit dem Dienstrevolver an der zerschmetterten Schläfe. Möglicherweise hatten die Soldaten aufgrund einer Abmachung die Zivilisten der Reihe nach ins Jenseits befördert, bevor sie die Waffe gegen sich selbst gerichtet hatten.¹⁷

Aus dem Zustand einer Leiche, wenn sie endlich geborgen wurde, ergab sich nicht unbedingt die Todesursache, wenngleich er offenkundige Anomalien aufzeigte. Nachdem seine Mutter, seine Schwester und sein Bruder in der Feuersturmnacht verschwunden waren, hatte Günther Kannegiesser trotz ständiger Nachforschungen und wiederholter Durchforstung der Friedhoflisten nichts über ihren Verbleib erfahren können. Dann wurde er 1997 von einer Dresdner Zeitung hinsichtlich seiner anhaltenden Suchbemühungen befragt, die durch die Öffnung der Archive in Ostdeutschland nach dem Sturz des Kommunismus einen zusätzlichen Anstoss erhalten hatten. Kurz nach Erscheinen des Artikels erhielt er einen anrührenden Brief von einem Mann, der jetzt ebenfalls Ende sechzig war und als Junge ein Nachbar Günthers gewesen war.

Der längst vergessene Freund aus der Kinderzeit fügte einen Brief bei, den sein Vater im Frühling 1945 einem Schwager geschrieben hatte, der damals Kriegsgefangener war. Daraus ging hervor, dass der Vater es am 2. März 1945 geschafft hatte, durch einen der «Durchbrüche» in den Kellerbereich der Zöllner Strasse 9 (wo die Familie des jungen Günther wohnte) einzudringen. Er schildert seine Entdeckungen mit zartfühlender Präzision:

Die Hitze war wie in einem Ofen, wir waren schweissgebadet. Die Wände konnte man kaum anfassen, es gab kein Stück Holz mehr, was nicht die Flammen gefressen hatten. In den einzelnen Kellern verteilt zählten wir 29 vollkommen verbrannte und dadurch nicht mehr erkennbare Tote. Deutlich habe ich festgestellt, und es ist meine innerste Überzeugung, dass alle diese Menschen einen ganz sanften und ruhigen Tod gehabt haben müssen. Sie lagen alle ganz ruhig und ungezwungen da, als hätten sie sich zum Schlafe niedergelegt. Auch die Kinder hatten sich zusammengekuschelt, und eng aneinander liegend hatte sie der Erstickungstod ereilt. Es wird so gewesen sein, dass sich niemand in das Flammenmeer hinausgewagt hat. Im Keller waren sie ja davor sicher, dafür drang aber Rauch ein. Wir haben das ja auch alles selbst erlebt. Man wird müder und schwächer, dann möchte man sich hinlegen, wegen der besseren Luft am Boden. Dort unten aber muss man das giftige, aber nicht wahrnehmbare Kohlenoxydgas einatmen, man sinkt in den Schlaf, von dem man nicht wieder erwacht. ... In der Nummer 9 drang aber später... noch das Feuer ein und hat fast wie ein Krematorium gewirkt.¹⁸

Schon wenige Wochen nach den anglo-amerikanischen Angriffen war klar, dass Dresden in absoluten Zahlen den katastrophalsten Luftangriff auf eine deutsche Stadt über sich ergehen lassen musste, seit die «Operation Gomorrha» im Juli 1943 Hamburg verwüstet hatte. Sechsstellige Totenzahlen wurden von der Nazi-Propaganda lanciert und werden nach mehr als 50 Jahren immer noch zitiert, wenn auch überwiegend von Rechtsextremen, die mit der Vorstellung von einem «deutschen Holocaust», der schlimmer war als Auschwitz, Anhänger gewinnen wollen.* Die anerkannte Zahl der Toten damals wie heute liegt jedoch zwischen 25'000 und 40'000.

Denjenigen, die den Feuersturm erlebt und die Tausende von Leichen in den Strassen und Parks hatten herumliegen sehen, erschienen diese Totenzahlen, so schrecklich sie auch waren, natürlich ungenügend. Es ist nicht ungewöhnlich, dass die Zahlen sich von den ersten Schätzungen nach einem grossen Luftangriff drastisch nach unten bewegen. Opferzahlen von 100'000 oder gar 200'000 wurden nach dem britischen Bombenangriff auf Hamburg im Juli 1943 weithin geglaubt.¹⁹ Die Zahl von 25'000 Opfern des Angriffs auf Berlin vom 3. Februar 1945 – das Achtfache dessen, was heute als die tatsächliche Zahl gilt – ist über ein halbes Jahrhundert später noch immer verbreitet. Auch schenken ausgebombte Bevölkerungen unter dem Eindruck apokalyptischer Zerstörungsszenen und entsetzt über das, was ihren vertrauten Stadtvierteln, ihren Freunden und Angehörigen widerfahren ist, den offiziellen Zahlen nicht unbedingt Glauben. Sie halten sie fast durchweg für zu niedrig, auch dann noch, wenn dokumentarische Beweise dagegen sprechen. So glaubten etwa in Coventry auch 30 Jahre nach dem deutschen Luftangriff viele immer noch, dass «Tausende» dabei umgekommen seien, die Regierung die wahre Opferzahl aber «vertuscht» habe, um eine Beeinträchtigung der öffentlichen Moral in Grossbritannien zu vermeiden.²⁰

Das historische Zentrum Dresdens selbst ähnelte inzwischen einer unbewohnten Wüste, die, so schien es, menschenleer war bis auf die Bergungsmannschaften, die «Leichenbergleute» und – während der Massenverbrennungen der Toten auf dem Altmarkt – die Arbeiter, die dort das schauerliche Krematorium unter freiem Himmel betrieben.

Einige Wochen später konnte man dank eines funktionierenden Systems der Lebensmittelzuteilung zuverlässig die Bevölkerung eines Gebiets abschätzen, in dem vor dem Feuersturm zehntausende Menschen gewohnt hatten. Man machte die erstaunliche Entdeckung, dass in den Ruinen der Altstadt noch immer Men-

* Für eine ausführliche Diskussion des Streits um die Opferzahlen siehe Anhang B.

schen hausten. Es waren an die 4'000, die überwiegend in Kellern und anderen Löchern im Boden ein Höhlenleben führten. Dort, wo einst Geschäfte, Theater, Kirchen und elegante Wohnhäuser gestanden hatten, gab es jetzt nur geschwärzte Fassaden und Trümmer.

Ganze Stadtgebiete waren abgeriegelt, besonders wo blockierte Strassen und halb eingestürzte Gebäude eine Gefahr für Zivilisten darstellten. Die Liste der gesperrten Strassen las sich wie ein touristischer Stadtführer für das alte Dresden.²¹

Im Sprachgebrauch der Räumkommandos nannte man sie «tote Gebiete», was später zu Gerüchten Anlass gab, in diesen Stadtvierteln seien die Keller mit den vielen tausend Leichen darin für immer versiegelt worden. Die 35'000 als «vermisst» Gemeldeten sollten ebenfalls eine grosse Rolle bei der Legendenbildung spielen.

Wie andernorts im zerbombten Deutschland galt die offizielle Reaktion auf den Angriff nicht nur der Bereitstellung von Nahrung und Obdach für die Überlebenden sowie der Bergung und Bestattung der Toten. Es war Krieg – totaler Krieg –, und Berlin war daran gelegen, Dresden für die Kriegsanstrengungen so rasch und so vollständig wie menschenmöglich wieder nutzbar zu machen.

Zu den ersten Amtsträgern, die von ausserhalb nach Dresden kamen, gehörte ein nüchtern denkender Militär, dessen Befehle mit der Bergung der Toten oder der Rettung der Lebenden nichts zu tun hatten. General Erich Hampe war der «Bevollmächtigte für die Wiederherstellung aller Eisenbahnverbindungen», Chef einer riesigen technischen Organisation mit der speziellen Aufgabe, durch Luftangriffe beschädigte Bahnlinien und -anlagen zu reparieren. Er war stolz darauf, dass er die Züge schneller wieder zum Rollen brachte, als der Feind sich das überhaupt vorzustellen vermochte.

Wenige Stunden nach dem britischen Angriff traf Hampe mit einem Adjutanten aus Berlin ein. Der General war entsetzt über das Massaker am Hauptbahnhof und das Chaos in der Reichsbahndirektion. Dies war sogar für ihn, der schon so viel Zerstörung gesehen hatte, ein «besonderer Fall».²² Hampe liess einen leitenden Reichsbahnbeamten aus Berlin kommen, um die Ordnung wiederherzustellen. Arbeitskolonnen hatten derweil begonnen, die Hunderte von Toten aus dem Bahnhofsbereich und den Kellern zu bergen – das waren die Leichen, die Götz Bergander am Nachmittag des 15. Februar vor dem Hauptbahnhof aufgeschichtet sah, bevor sie mit Pferdefuhrwerken und Lastwagen abtransportiert wurden.

Noch am selben Tag begannen Hampes Instandsetzungstrupps – hauptsächlich alliierte Kriegsgefangene, verstärkt durch einige Zwangsarbeiter –, in ununterbrochenem Einsatz die beschädigten Gleise zu ersetzen. Der General musste seine eigenen Maschinen und Fernmeldeeinrichtungen mitbringen, da der Verwaltungsapparat der Reichsbahn in Dresden fast völlig zerstört war. Die wichtige Nord-Süd-Verbindung zwischen dem Neustädter Bahnhof und dem Hauptbahnhof über die Eisenbahnbrücke lag gänzlich in Trümmern. Der Neustädter Güterbahnhof hatte praktisch aufgehört zu existieren und der Verschiebebahnhof Friedrichstadt schwere Schäden abbekommen. 800 Personen- und Güter waggons waren allein infolge der Angriffe der RAF ausgebrannt. Der amerikanische Angriff am 14. Februar machte dem Personenbahnhof Friedrichstadt den endgültigen Garaus und zerstörte weitere 45 Gleise auf dem Verschiebahnhof Friedrichstadt. Einem unkundigen Beobachter musste der Schaden irreparabel erscheinen.

Dennoch gehörte die Wiederherstellung der Gleisanlagen zu den einfachsten Instandsetzungsaufgaben, vor denen die Behörden nach grösseren Luftangriffen standen. Wenn die Krater erst einmal aufgefüllt sind und eine leidlich glatte Fläche hergestellt ist, können sehr rasch wieder Gleise gelegt werden, zumal da die Haupteisenbahnbrücke, wie es in Dresden der Fall war, relativ begrenzten Schaden genommen hatte. Innerhalb von Tagen stand eine langsame, einspurige Verbindung zwischen dem Hauptbahnhof, dem Neustädter Bahnhof und den dazwischen liegenden Güterbahnhöfen. Zwei Wochen später war wieder eine leidliche Bedienung möglich, obwohl zwischen Hauptbahnhof und Neustädter Bahnhof lediglich zwei von vier Gleisen benutzt werden konnten. Züge, die an der Elbe entlang nach Südosten fuhren, konnten nur über einen ausserhalb des Hauptbahnhofs errichteten Bahnsteig erreicht werden.²³

Gänzlich «ohne Reibungen» war das nicht.²⁴ Noch verwickelter als die technischen Probleme der Gleisreparatur waren die nicht minder wichtigen administrativen und organisatorischen Aufgaben, die für einen geordneten Bahnbetrieb unerlässlich sind. Nach dem Luftangriff vergingen Wochen, in denen die Reichsbahndirektion Dresden kein funktionierendes Telefonnetz besass. Die Koordination von Dienstplänen, die Verkehrslenkung und die Einsatzplanung von Personen- und Güterwaggons wurden dadurch beeinträchtigt. Das alles war aber wesentlich für den effizienten Betrieb eines komplexen Bahnsystems, und dieses Netzwerk litt nach wie vor. Ausserdem war die Verfügbarkeit qualifizierter Mitarbeiter stark reduziert. Viele Beschäftigte waren getötet, schwer verwundet oder obdachlos geworden. Einige blieben «vermisst».²⁵

Mit dem Hinweis, dass die gesamte Altstadt Dresdens sowie die östlichen Stadtteile der Innenstadt «ein einziger Flächenbrand» gewesen seien, erklärte die Polizei, dass fast 12'000 Wohnhäuser einschliesslich Wohnbaracken völlig zerstört worden waren. Weiter werden aufgezählt:

24 Banken, 26 Versicherungsgebäude, 31 Waren- und Kaufhäuser, 647 Geschäftshäuser, 64 Speicher- und Lagerhäuser, 2 Markthallen, 31 grössere Hotels, 26 Grossgaststätten, 63 Verwaltungsgebäude, 3 Theater, 18 Lichtspielhäuser, 11 Kirchen, 6 Kapellen, 5 kulturhistorische Bauten, 19 Krankenhäuser einschl. Hilfs- und Ausweich-Krankenhäuser sowie Privat-Kliniken, 39 Schulen, 5 Konsulate, 1 Zoolog. Garten, 1 Wasserwerk, 1 Reichsbahnanlage, 19 Reichspostanlagen, 4 Strassenbahnanlagen, 19 Schiffe und Prahme.²⁶

Die als beschädigt verzeichneten militärischen Ziele waren relativ unbedeutend bis auf eines: die Wehrmachtskommandantur im Taschenbergpalais in der Dresdner Altstadt. Sie wurde während des Feuersturms völlig vernichtet, und sämtliche Offiziere und Mannschaften kamen um. Zu den übrigen zerstörten militärischen Zielen gehörten die Wehrmachtbücherei und die Wehrkreis-Veterinär-Untersuchungsstelle IV sowie eine Anzahl Lazarette. Die Kasernen, in denen die beträchtlichen in Dresden stationierten Truppen überwiegend untergebracht waren, lagen rund drei Kilometer nördlich der Elbe um das Gelände des ehemaligen Arsenal, und dieser Bereich blieb von Bomben fast unberührt. Da die meisten Soldaten – die sich jetzt, da sich die Russen bis westlich von Breslau vorgekämpft hatten, praktisch im Kriegsgebiet befanden – Ausgangssperre hatten, waren während des britischen Nachtangriffs auffällig wenige in der Stadt. Damit erklärt sich die geringe Zahl getöteter Wehrmachtangehöriger (etwa 100).²⁷

Dass die Kasernen verschont blieben, rief Enttäuschung bei jenen hervor, welche sich von dem Angriff wenigstens etwas Gutes erhofft hatten. Pfarrer Hoch erinnert sich, dass er, obwohl erst 15 Jahre alt, den Befehl erhalten hatte, sich im Laufe des Monats zum Wehrdienst zu melden. Als sie während der britischen Angriffe im Luftschutzraum kauerten, hatte seine Mutter die Hoffnung geäussert, dass seine Einberufung – und damit die Aussicht auf einen verfrühten «Heldentod» – jetzt verschoben werden würde. Doch die Bomber verschonten die Kasernen in der Neustadt. Zwei Wochen später meldeten sich der junge Karl-Ludwig Hoch und andere Fünfzehn- bis Sechzehnjährige pflichtgemäss zur Musterung.

Ich sehe doch wirklich, alle Kasernen haben Fensterscheiben. ...Also, es sind nicht einmal in der Nähe Einschläge gewesen. ... Und die dicken Nazis sitzen dort unter dem Hitler-Bild. Und ich musste mich ausziehen... wie alle Vierzehn-, Fünfzehnjährigen. Und ich sehe aus meinem Tagebuch – es steht der Satz drin –, «und die meisten hatten keine Schamhaare». Also, sie waren so jung, dass die Pubertät noch nicht eingesetzt hatte... und sie sollten dem Herrn Hitler noch zu einigen Nächten mit Fräulein Braun verhelfen. ...²⁸

Schwerer hatte es die Industrie getroffen. Zwischen dem 13. und 15. Februar 1945 erlitten fast 200 Betriebe in Dresden Schäden. In 136 Fällen wurden die Auswirkungen der Bombardierungen als «schwer», in 28 als «mittel», in 35 als «leicht» eingestuft.²⁹

Als kriegswirtschaftlich bedeutsam wurden 41 beschädigte oder zerstörte Betriebe namentlich aufgeführt und der Grad der Beschädigung sowie der mutmassliche Zeitpunkt der Wiederaufnahme der Produktion genannt. Dank der angegebenen Adresse lässt sich ihre Lage im Stadtgebiet ermitteln. 20 waren in den östlichen Stadtteilen Johannstadt und Striesen (einschliesslich einiger weniger, die in den äusseren Stadtteilen Tolkewitz und Leuben lagen) angesiedelt; zwölf befanden sich in den südlichen Stadtteilen (Südvorstadt bis Plauen); neun lagen im Industriegebiet Neustadt/Leipziger Vorstadt auf dem rechten Elbufer. Von 21 Betrieben heisst es, die Bombardierung habe einen hundertprozentigen Produktionsausfall zur Folge gehabt. Die Angaben über die voraussichtliche Wiederaufnahme der Arbeit reichen von «in absehbarer Zeit unmöglich» bis zu einigen Wochen (oft nur teilweise). Manchmal ist angegeben, dass die Produktion andernorts wieder anlaufen werde.

Am stärksten von der Bombardierung betroffen war der optisch/feinmechanische Sektor, in dem die Zeiss-Ikon-Betriebe dominierten. Zeiss-Ikon war die mit Abstand grösste und bekannteste Firma Dresdens. Von ihren fast 14'000 Beschäftigten in Dresden fehlte im Februar 1945 im Schnitt erheblich mehr als die Hälfte. Viele waren beim Bombenangriff umgekommen; andere erschienen nicht zur Arbeit, weil sie ihre verwüsteten Wohnungen aufräumen und ihre Habseligkeiten retten mussten.³⁰

Von den Zeiss-Ikon-Betrieben am stärksten betroffen (bis zu 100 Prozent) waren das Delta-Werk, das Ica-Werk (Sitz der Forschungs- und Entwicklungsabteilung der Firma) und das Mü-Werk, die alle im Bereich Johannstadt/Striesen lagen, sowie die Firma Petzold & Arnhold im südlichen Stadtteil Dresden-Plau-

en, zu der das Alfa-Werk von Zeiss-Ikon gehörte (gleichfalls zu 100 Prozent zerstört). Sowohl das Delta-Werk als auch Petzold & Arnhold waren vollkommen funktionsunfähig.³¹

Das grosse, moderne Goehle-Werk in der Grossenhainer Strasse, in dem die «Hellerberg-Juden» Zwangsarbeit leisten mussten, war in den Dreissigerjahren als bombensicher errichtet worden und lag auf jeden Fall ausserhalb der Gebiete, die in erster Linie unter der britischen Bombardierung zu leiden hatten. Doch sogar dieser Betrieb, der bis zum 13. Februar 1945 über 4'000 Menschen beschäftigte, meldete noch zwei Wochen später, dass nur etwa die Hälfte davon die Arbeit wieder aufgenommen habe. Beim Ica-Werk erschienen von 2'500 Beschäftigten Ende Februar noch immer weniger als 500. Bei Zeiss-Ernemann waren aus insgesamt 2'500 Mitarbeitern 500 geworden. Auf die Rüstungsproduktion musste sich dieser Schrumpfungsprozess enorm nachteilig auswirken.³² Ausfälle rührten nicht allein von zerbombten Fabrikgebäuden her. Der Tod von Mitarbeitern sowie Schäden an ihren Wohnungen und an wichtigen Infrastruktureinrichtungen, beispielsweise den Verkehrsanlagen, trugen ebenfalls in erheblichem Masse zur Senkung der Produktivität bei.

Dresdner Firmen waren vor dem Krieg berühmt für ihre in sorgfältiger Präzisionsarbeit hergestellten Kameras, die in alle Welt exportiert wurden. In den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs hatten all diese Unternehmen ihre Produktionsanlagen auf die Belange der Rüstung umgestellt. Balda, die zweitgrösste Firma, beschäftigte in Friedenszeiten 900 Mitarbeiter, die damals eine sehr erfolgreiche, preiswerte «Box»-Kamera produzierten. 1945 fertigte sie überwiegend Messgeräte für die Luftwaffe. Ihr Betrieb «litt schwer» bei der Bombardierung.³³ Das Ihagee-Kamera-Werk in der Schandauer Strasse, das (1943) mehr als 550 Mitarbeiter beschäftigte und ebenfalls Geräte für die Wehrmacht herstellte, wurde völlig zerstört.

Mit dem Zeitablauf wendeten sich die Dinge nicht unbedingt zum Besseren. Die Firma H. Grossmann, ein Hersteller von Sondermaschinen und Geräten und ebenfalls Lieferant der Wehrmacht, war durch die Bombardierung ihres Betriebes in der Chemnitzer Strasse südlich des Stadtzentrums schwer geschädigt worden. Im April behauptete sie, für Aufräumarbeiten zwischen dem 14. und dem 28. Februar 1945 fast 34'000 Reichsmark verauslagt zu haben, denen keine Einnahmen gegenüberstanden. Diese Arbeiten wurden noch fortgesetzt. Zwei Monate nach den britischen Angriffen hiess es, «ein Teil» des Betriebes sei nun wieder einsatzfähig für die Rüstungsproduktion.³⁴

Die Dresdner Industrie musste erhebliche Zerstörungen und Ausfälle hinnehmen, die aber geringer waren, als es der Fall gewesen wäre, wenn die Briten systematisch die Industriegebiete bombardiert hätten.

Stattdessen bombardierten sie vorwiegend das Herz der Stadt – und das war es, wovon die Welt in den folgenden Wochen hörte. Dafür sorgte schon Joseph Goebbels.

26. KAPITEL

Propaganda

Am 14. Februar hatte ein britischer Oberstleutnant von der Public-Relations-Abteilung in der regulären Nachmittags-Pressekonferenz am Hauptquartier der Alliierten Expeditionsstreitkräfte (SHAEF) in Paris eine optimistische Zusammenfassung der jüngsten Luftangriffe gegeben:

Dem Einsatz des Bomber Command letzte Nacht, bei dem 16 Flugzeuge verloren gingen und der einen grossen Doppelangriff auf Dresden sowie den Angriff auf die Ö Raffinerie in Böhlen umfasste, folgte heute Morgen ein Grossangriff der 8. Luftflotte im selben Gebiet, gegen Verkehrs- und Industrieziele in Dresden, Chemnitz, das ein bisschen weiter in Deutschland ist, liegt ganz nah an der Tschechoslowakei. ...¹

Er liess sich ein wenig über die Lage an der Ostfront aus, besonders in Schlesien, wo, wie er leichthin ausführte, «die Hauptversorgungslinie für diese Front anscheinend praktisch durch Dresden verlaufen muss».

In der Londoner Presse waren anderntags Berichte zu lesen, in denen die Wucht des Schlages betont wurde, der Dresden versetzt worden war. Das Massenblatt *Daily Sketch* brachte eine Einzelaufnahme aus dem Film der RAF über den Angriff unter dem Titel «Dresden beim ersten RAF-Angriff in Flammen». Der seriöse *Manchester Guardian* verkündete: «Schläge von über 3'600 RAF- und US-Maschinen zur Unterstützung der Roten Armee».

So weit, so gut. Die Botschaft, die 24 bis 48 Stunden nach dem Angriff auf Dresden vermittelt werden sollte, erschien klar und positiv. Ein sehr erfolgreicher Angriff, einer aus einer Reihe von Angriffen, die den Russen helfen sollten. In Deutschland klangen die öffentlichen Mitteilungen ziemlich zurückhaltend. Goebbels wusste nicht recht, wie er die Sache angehen sollte, jedenfalls für die

eigene Öffentlichkeit. Wenn er dem deutschen Volk riesige Verluste in einer so symbolträchtigen Stadt wie Dresden eingestand, lief er Gefahr, die Moral der Nation (oder dessen, was davon geblieben war) ernstlich zu untergraben. Deshalb konzentrierte sich das Propagandaministerium lieber auf die Auslandspresse. Die Bombenstrategie der Alliierten in den neutralen Ländern zu diskreditieren mochte in diesem späten Stadium der Schlacht einigermaßen vergeblich sein, aber es richtete wenigstens keinen Schaden an.

Goebbels erwartete nicht, dass der Propagandaapparat der alliierten Mächte ihm zu Hilfe kommen würde, aber genau das tat er. Die erste dunkle Ahnung eines Problems für die Alliierten kam mit einer Besprechung am 16. Februar in Paris, in der Generalmajor Grierson vom Presseamt der RAF Journalisten über Veränderungen in der alliierten Luftkriegsstrategie unterrichtete. Als man ihn bat, die Gründe für den Angriff auf Dresden und ähnliche Aktionen zu erläutern, sagte er:

Das sind vor allem Zentren, in die Evakuierte verlegt werden. Es sind Verkehrsknotenpunkte, durch die der Verkehr zur russischen Front und von der Westfront nach Osten verläuft, und sie sind hinreichend nah an der russischen Front, um die Russen zu ermutigen, ihren erfolgreichen Kampf fortzusetzen. Ich denke, diese drei Gründe genügen wohl für das Bombardement.²

Ein Journalist hakte nach und fragte Grierson, ob «ein solches Bombardement Dresdens hauptsächlich darauf ziele, Verwirrung unter den Flüchtlingen zu stiften, oder ob vor allem Verkehrsanlagen zerstört werden sollen, über die der militärische Nachschub läuft».

«Hauptsächlich Verkehrsanlagen», bestätigte Grierson. «Um zu verhindern, dass sie militärischen Nachschub befördern. Um, wenn möglich, den Verkehr in allen Richtungen lahmzulegen – es geht vor allem um den Verkehr.» Er fügte dann noch eine völlig unvorbereitete Bemerkung an, es gehe auch darum, «die Reste der deutschen Moral» zu zerstören.

Am nächsten Nachmittag gegen 17.30 Uhr legte Associated-Press-Korrespondent Howard Cowan den Zensoren im Hotel Scribe in der Nähe der Pariser Oper einen Telegrammbericht zur Genehmigung vor:

Die alliierten Luftwaffenchefs haben die lang erwartete Entscheidung getroffen, absichtliche Terrorbombardements deutscher Bevölkerungszentren durchzuführen, als rücksichtsloses Mittel zur Beschleunigung von Hitlers Untergang.

Weitere Angriffe, wie sie kürzlich von britischen und amerikanischen schweren Bombern auf Wohngebiete in Berlin, Dresden, Chemnitz und Cottbus geführt wurden, stehen dem Reich bevor, mit dem eingestandenen Zweck, das Chaos im deutschen Strassen- und Eisenbahnverkehr zu erhöhen und die deutsche Moral zu schwächen.

Der totale Luftkrieg gegen Deutschland wurde offenkundig bei dem beispiellosen Tagesangriff auf die mit Flüchtlingen voll gestopfte Hauptstadt vor zwei Wochen und den anschliessenden Angriffen auf andere Städte voller Zivilisten, die vor der russischen Flut im Osten geflohen waren.

Oberstleutnant Merrick, der verantwortliche leitende Zensor, entschied zunächst, die Meldung nicht durchgehen zu lassen. Dann kam Cowan noch einmal, und er wollte sich mit einem ablehnenden Bescheid nicht abfinden. Später erklärte Merrick:

Nachdem ich ausführlich mit ihm diskutiert und den Leitfaden für die Konferenz von Generalmajor Grierson am 16. Februar geprüft hatte, wurde die Geschichte mit dem einen Schnitt genehmigt. ... Die Cowan-Story ging um 18.28 Uhr hinaus.³

Es war einer der grossen Propagandafehler des Krieges. Der Bericht des Journalisten Cowan über die Pressekonferenz nach der Bombardierung Dresdens wurde in der amerikanischen Presse sofort aufgegriffen und von Radio Paris ausgestrahlt, aber nicht in Grossbritannien.

In den Londoner Zeitungsredaktionen ging er natürlich ebenfalls ein, und er löste Beunruhigung aus. Wie war es möglich, dass einem Journalisten, welcher der amtlichen Zensur unterlag, erlaubt worden war, die anglo-amerikanischen Luftangriffe mit dem Tabuwort «Terrorangriff» zu bezeichnen? Stellte dies tatsächlich eine Änderung der Regierungspolitik dar?

Cecil King, Chefredakteur des Londoner *Daily Mirror*, bemerkte: «Das ist absolut grauenhaft. ... Es bestätigt offiziell alles, was Goebbels jemals zu diesem Thema gesagt hat. ...»⁴

King hatte Recht: Howard Cowans Meldung war ein Propagandageschenk für die Deutschen. Er irrte jedoch insofern, als er darin eine Artikulierung der offiziellen Haltung des alliierten Hauptquartiers in Europa sah. In der Pressekonferenz hatte niemand das Wort «Terror» oder etwas auch nur entfernt ähnlich Klingendes benutzt.

Cowans Meldung war eigentlich eine Interpretation der etwas verschwom-

menen Bemerkungen von Generalmajor Grierson in der Pressekonferenz, eine Interpretation, die daraus radikale und deshalb berichtenswerte Folgerungen zog. Erstaunlich war nicht, dass er den Artikel überhaupt schreiben konnte, sondern dass die Zensoren seine Veröffentlichung erlaubt hatten. Die alliierten Stellen bemerkten sehr rasch ihren Fehler. Innerhalb von Stunden hatten zuständige Leute sich mit AP in Verbindung gesetzt und die Meldung beanstandet. In Paris wurde ein Reuters-Korrespondent veranlasst, im Namen des Hauptquartiers ein Dementi zu verfassen, und am 17. Februar ging kurz vor Mitternacht eine telegrafische Meldung nach London hinaus.

«Der Angriff auf Dresden sollte Verkehrsanlagen lahmlegen und verhindern, dass Truppen von der Ost- an die Westfront und umgekehrt verlegt werden», hiess es in der Meldung. «Dass die Stadt zum Zeitpunkt des Angriffs voller Flüchtlinge war, war Zufall und sozusagen eine Dreingabe.»⁵

Am 19. Februar befasste sich Eisenhowers Stabschef, General Walter Bedell-Smith, der die für seinen Chef unangenehmen Dinge erledigte, mit der «Fehlinformation über die Bombenpolitik, die in der gestrigen Presse erschien». Es waren Planungen im Gange, die ganze Presseabteilung neu zu organisieren.⁶ Aus der Andeutung, dass «die Luftwaffenchefs», wie es bei Cowan hiess, über die Politik entschieden hätten, liess sich auch die unwillkommene Folgerung ziehen, dass sie sich über solche Dinge abstimmten, ohne die politische Führung einzubeziehen.

Am 6. März führte ein Hinterbänkler aus der Labour-Fraktion im britischen Unterhaus einen scharfen Angriff auf die Koalitionsregierung, die seit fast fünf Jahren von seiner Partei gestützt worden war. Richard Rapier Stokes, Abgeordneter für Ipswich, ein frommer Katholik, war im Ersten Weltkrieg wegen Tapferkeit ausgezeichnet worden. Obwohl er kein Pazifist war, gehörte er einer kleinen Gruppe von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens an, die sich seit 1942 gegen die ihrer Meinung nach wahllose Bombardierung deutscher Städte gewandt hatte. Anlass war die erste Debatte über den Luftkrieg seit Februar 1944, als der Bischof von Chichester, der den Bombenkrieg ebenfalls ablehnte, sich im Oberhaus mit dem Thema befasst hatte. Als Stokes um 14.43 Uhr das Wort ergriff, verliess Luftfahrtminister Sinclair – er war verantwortlich für die Politik, die zur Debatte stand – demonstrativ den Saal.

Stokes fragte, warum die Russen als britische Verbündete nicht vom «Tepichbombardement» Gebrauch gemacht hatten, während sie sich grosser militärischer Erfolge erfreuten (er ging nicht darauf ein, dass dies daran gelegen haben

könnte, dass die Anglo-Amerikaner es für sie taten). Er verlas eine Meldung aus dem *Manchester Guardian*, die, wie er sagte, auf einem deutschen Bericht beruhte und in der von Zehntausenden von Menschen die Rede war, die unter den Trümmern von Dresden begraben und so fürchterlich verbrannt seien, dass eine Identifikation unmöglich sei.

«Was geschah an jenem Abend des 13. Februar?», fragte die Zeitung. «In Dresden befanden sich eine Million Menschen, darunter 600'000 ausgebombte Evakuierte und Flüchtlinge aus dem Osten. Die rasenden Flammen breiteten sich in den engen Strassen unaufhaltsam aus und töteten sehr viele durch Sauerstoffmangel.»⁷

Daraufhin verlas Stokes die Meldung Cowans in vollem Wortlaut, womit sie in Grossbritannien aktenkundig wurde, und fragte, ob das, was dort behauptet wurde, die offizielle Politik sei. Wenn das der Fall sei, fragte er, warum seien dann die Worte des Journalisten, die in Amerika weite Verbreitung gefunden hätten, im Rundfunk gesendet und sogar in Deutschland publik gemacht worden seien, in Grossbritannien unterdrückt worden? War es möglich, dass das britische Volk «das einzige war, das nicht erfahren darf, was in seinem Namen geschieht»?

Im weiteren Verlauf der Debatte – fünf Stunden später, um genau zu sein – nahm ein Staatssekretär aus dem Luftfahrtministerium im Namen der Regierung Stellung. Ruhig wies er daraufhin, dass Cowans Interpretation der Pressekonferenz im SHAEF-Hauptquartier sachlich unzutreffend und beinahe unverzüglich dementiert worden sei. Und er bekräftigte, dass ein wahlloses Bombardement nie Regierungspolitik gewesen sei.

Wir verschwenden weder Bomben noch Zeit für reine Terrortaktik. Es ist ungerecht von dem sehr ehrenwerten Herrn Abgeordneten, hier in diesem Hause glauben zu machen, dass eine Menge Air Marshals oder Piloten oder andere in einem Zimmer sitzen und sich überlegen, wie viele deutsche Frauen und Kinder sie töten können.

Stokes beharrte darauf, dass seine Information zutreffend sei, aber die Debatte endete ohne schlüssiges Ergebnis. Bis zum Ende des Krieges sollte es keine weitere offizielle Diskussion über die Frage des Bombenkrieges mehr geben.

Das heisst aber nicht, dass die Verwüstung Dresdens und die Aufmerksamkeit, die sein katastrophales Schicksal auf sich zog, jedermann unberührt liessen. Für die britische Elite besass «Elbflorenz» eine Bedeutung, die gewöhnliche

deutsche Städte wie Dortmund, Chemnitz oder Wuppertal niemals beanspruchen konnten. Viele hatten Dresden als Touristen besucht oder gar dort gelebt, vielleicht als Studenten. Violet Bonham-Carter, Tochter des Liberalen Herbert Asquith, der im Ersten Weltkrieg Premierminister gewesen war, soll, als sie von dem Angriff hörte, zur Downing Street Nr. 10 marschiert sein und verlangt haben, Churchill zu sprechen, der unter ihrem Vater als Kabinettsminister gedient hatte. Dann wurde dem mächtigsten Mann in Grossbritannien wegen der Bombardierung Dresdens von dieser beeindruckenden Grande Dame der britischen Politik gehörig der Kopf gewaschen. In der glücklichen Zeit vor dem Ersten Weltkrieg hatte sie eine Schule in Dresden besucht, auf der höheren Töchtern der letzte Schliff beigebracht wurde.⁸

Selbst Landadlige blieben nicht ungerührt. Sir Cuthbert Headlam, ein ehemaliger Minister und aufrechter Kämpfer der Konservativen Partei im Norden Englands, schrieb am 16. Februar 1945 verdriesslich in sein Tagebuch:

Auch Dresden wird in Stücke geschlagen – es ist eine widerwärtige Sache, aber man kann nichts dagegen tun in diesen aufgeklärten Zeiten, und niemand scheint Bedenken dagegen zu haben, dass Massen von Zivilisten getötet werden, solange es Deutsche oder Japaner sind. Das ist angesichts all dessen, was diese beiden Nationen begangen haben, nicht erstaunlich – ich finde es dennoch abscheulich, und man hat nur den (schwachen) Trost, dass es den Leuten den Krieg verleiden wird.⁹

Die Unruhe hielt an. Vielleicht lag es an der geografischen Entfernung, vielleicht auch daran, dass die Schäden in Dresden überwiegend auf das Konto der RAF gingen, wenn der Angriff als solcher in den Vereinigten Staaten weniger Aufmerksamkeit erregte. Da die US-Luftwaffe noch immer strikt am Grundsatz des «Präzisionsbombardements» festhielt, empfand man in informierten Kreisen bis hin zur höchsten Ebene allgemeines Unbehagen, und man war sich dessen bewusst, dass die Bombardierung Dresdens den Anspruch der Alliierten auf moralische Überlegenheit untergraben konnte.

Am selben Tag, an dem Richard Stokes im Unterhaus sprach, musste der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs, General Marshall, Roosevelts Kriegsminister Henry L. Stimson in Washington persönlich versichern, dass der Angriff auf Dresden der gängigen Praxis entsprach und von den Russen angefordert worden war.¹⁰

Stimson schien zufrieden gestellt, aber das trotz möglicherweise. Einige Wochen später erfuhr er, dass eine Liste japanischer Städte erstellt worden war, die als Ziele für die Atombombe ins Auge gefasst wurden, falls es zu deren Einsatz kommen sollte. General Groves, der für das «Manhattan Project» [Codename für die geheime Entwicklung der ersten amerikanischen Atombombe] zuständige Mann der Armee, hatte die Liste von seinem Amt am anderen Ende Washingtons mitgebracht, damit Stimson sie durchsah. Den Spitzenplatz der Aufzählung nahm als Groves' entschieden bevorzugter erster Wahl die alte Kaiserstadt Kyoto ein, die wie Dresden ein kulturelles Zentrum war, die aber auch wie Dresden ein ausgedehntes Industriegebiet umfasste. Groves schildert, wie Minister Stimson reagierte:

Er sagte gleich: «Ich wünsche nicht, dass Kyoto bombardiert wird.» Und dann erzählte er mir, dass es lange der kulturelle Mittelpunkt und die alte Hauptstadt Japans gewesen sei, und er führte eine Menge Gründe an, warum er es nicht bombardiert sehen möchte. ... Seine Entscheidung stand fest. ...ⁿ

Stimson ging sogar noch weiter. Für Groves war es peinlich, dass der Kriegsminister General Marshall, dessen Amtszimmer gleich nebenan war, zu sich kommen liess und – ohne auf Groves Bezug zu nehmen – gegenüber dem Vorsitzenden der Stabschefs seine Forderung wiederholte: «Ich will es nicht. Ich will nicht, dass Kyoto dabei ist.»

Gegenargumente fruchteten nichts. Japans berühmtestes kulturelles Zentrum wurde aus der Zielliste für die Atombombe gestrichen, und dabei blieb es.

Das historische Herz einer der schönsten Städte Europas war ausgelöscht worden – und mit ihm die Mehrheit der dort lebenden Menschen. Für die meisten Deutschen und für viele Menschen in den neutralen Ländern war das eine Ungeheuerlichkeit, der Gipfel des Terrors.

Am Tag nach der Zerstörung seiner Heimatstadt wurden Günter Jäckel und die anderen Verwundeten aus Dresden evakuiert und per Lastwagen und Bahn in abgeschiedene Orte im Erzgebirge gebracht. Jäckel war in den zwei zurückliegenden Monaten ein verwundeter Soldat gewesen, untergebracht im Lazarett und ärztlich versorgt, abgeschirmt (wenn auch gegen seinen Willen) von der umfassenden Realität des Krieges. Schockierend war für ihn die bis dahin unbekanntete Stimmung der Angst und Verzweiflung unter den Flüchtlingen: «Plötzlich war man heraus, in den Zügen, mitten in den Flüchtlingsströmen, verzwei-

felte Leute, rücksichtslose Leute, Frauen mit Gepäck und Kindern... fort und laut und lärmend, rücksichtslos und verzweifelt ... den Zusammenbruch erlebte man schon ..,»¹²

Verwickelter war die Reaktion bei der Elite des Reiches. Für sie war die Bombardierung Dresdens mehr als nur die Zerstörung einer schönen Stadt – es war eine endgültige Demütigung. Göring hatte einst versprochen, niemals zuzulassen, dass alliierte Bomber deutschen Städten das Gleiche antaten, was die Luftwaffe Warschau, Rotterdam und London zugefügt hatte. Die Alliierten hatten ihn immer wieder Lügen gestraft. Noch zehn Tage zuvor, am 3. Februar 1945, hatte die 8. amerikanische Luftflotte das gesamte Verwaltungszentrum Berlins bei einem Tagesangriff verwüstet, den die Luftwaffe nicht abzuwehren vermochte. Die Reichskanzlei und Goebbels' Propagandaministerium waren schwer beschädigt worden. Die Alliierten konnten den Deutschen jetzt praktisch unbegrenzt Schäden zufügen. Niemand war sicher, nirgendwo in Deutschland. Das war eine absolut unerträgliche Situation für ein Regime, das sich auf rohe Gewalt stützte und in der Niederlage einen Beweis der Minderwertigkeit sah.

Hitler nahm die Nachricht von der Zerstörung des Dresdner Zentrums mit versteinerner Miene auf und ballte vor unterdrückter Erregung die Fäuste. Goebbels, hiess es, bebte vor Zorn und schlug dem «Führer» vor, Zehntausende alliierter Kriegsgefangener zu exekutieren – für jeden in Dresden getöteten Zivilisten einen.¹³

Im Nürnberger Prozess gab Albert Speer an, die NS-Führung, speziell Goebbels und der Führer der «Deutschen Arbeitsfront», Robert Ley, hätten diese Gelegenheit nutzen wollen, um die Genfer Konvention zu kündigen, sodass die Deutschen ihren Kampf im Westen mit der gleichen rücksichtslosen Härte führen könnten wie im Osten, wo sie bereits wussten, dass sie von den rachelüsternden Sowjets kaum Schonung erwarten konnten.¹⁴

Ob Speer nun die Wahrheit sagte oder nicht – es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Goebbels und Ley zu den Ultras in der Nazi-Führung gehörten, die den Sieg um jeden Preis wollten, ohne Rücksicht auf die moralischen, baulichen, militärischen oder menschlichen Kosten. Kurz nach der Bombardierung Dresdens schrieb Ley einen grossmäuligen Artikel unter dem Titel «Ohne Gepäck», in dem er die Zerstörung Dresdens auf bizarre Weise bejubelte, so als würde Deutschland dadurch von der «Bürde» seines architektonischen Erbes und sinngemäss auch von seiner freidenkerischen, humanistischen Vergangenheit befreit. Der Schriftsteller Erich Kästner, ein Nazi-Gegner, der aus Dresden stammte, jetzt aber in Berlin lebte und täglich damit rechnen, dass die Gestapo

bei ihm anklopfte, nahm von dem Artikel die ihm gebührende Notiz. Entsetzt hielt er Leys Worte in seinem Tagebuch fest:

Nach der Zerstörung nun auch des schönen Dresdens atmen wir fast auf. Nun ist es vorbei: Die steinernen Denkmäler deutschen Schöpfergeistes liegen in Trümmern. ... Wir werden jetzt im Blick auf den Kampf und den Sieg durch die Sorgen um die Denkmäler deutscher Kultur nicht mehr abgelenkt. Vorwärts!... So marschieren wir ohne allen überflüssigen Ballast und ohne das schwere ideelle und materielle bürgerliche Gepäck in den deutschen Sieg.¹⁵

Mit dieser Ansicht stand Ley nicht allein. Mehrere Gauleiter wollten sich beim Wiederaufbau ihrer historischen Städte nicht an der «schwachen» christlich-humanistischen Vergangenheit orientieren, sondern an der Ideologie und den Einstellungen ihrer braunen Führungsriege in Berlin; die Zerstörung dieser Städte war für solche Leute nur eine günstige Gelegenheit. Bombengeschädigte historische Bauwerke hatte man als Ausdruck einer falschen Vergangenheit stillschweigend verfallen lassen, bis sie einstürzten oder irreparabel geworden waren.¹⁶

Doch einstweilen wusste Goebbels das, was die anglo-amerikanischen Angriffe auf Dresden beschert hatten, zu nutzen. Alsbald kamen abenteuerliche, haarsträubende Schätzungen der Toten in Umlauf. Zeitungen des neutralen Auslands, besonders der Schweiz und Schwedens, wurden von deutschen Diplomaten mit Einzelheiten über den Angriff versorgt, darunter auch dem Foto eines Kindes aus Dresden, das schreckliche «Phosphor»verbrennungen erlitten hatte.¹⁷

In der letzten Kriegsphase hatte die Propaganda des deutschen Auswärtigen Amtes immer wieder die «Terror»aspekte der anglo-amerikanischen Angriffe hervorgehoben, die zerstörten architektonischen und kulturellen Schätze aufgezählt und Äusserungen von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens im alliierten Lager, die sich gegen die Bombardierung deutscher Städte wandten (speziell des winzigen, aber lautstarken Londoner «Bombing Restrictions Committee»), nachdrücklich publik gemacht.¹⁸ Am Tag vor dem britischen Angriff auf Dresden war in der Berner Botschaft ein weiteres Dokument des Auswärtigen Amtes eingegangen: «Wider den Erzfeind Europas». Es widmete fünf eng beschriebene Seiten ausschliesslich einer Polemik gegen Sir Arthur Harris, der als eigentlicher Drahtzieher der Kulturvernichtung nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa gegeisselt wurde:

Der Fluch eines Kontinents und der Hass von Generationen wird ihn treffen, und sein verfeimter Name wird nur fortleben als der eines bösartigsten und grausamsten Gewaltverbrechers, der je gegen menschliches Leben, Eigentum und Glück gewütet hat.¹⁹

Als es dann in Dresden zu dem infernalischen Feuersturm kam, wurde der deutsche Propagandaapparat in den neutralen Ländern auf Angriff eingeschworen, und vermutlich umso wirksamer, als der Schock und die Empörung seiner Bediensteten sicherlich tief empfunden waren.

Am 16. Februar gab das von Goebbels kontrollierte Deutsche Nachrichtenbüro (DNB) eine Pressemitteilung heraus, die sich mit den alliierten Angriffen auf Dresden und Chemnitz befasste. Opferzahlen wurden nicht genannt, aber es wurde sofort klar, was die deutsche Propagandaoffensive beabsichtigte: Dresden wurde zu einer Stadt ohne Rüstungsindustrie erklärt, einem friedlichen Zentrum der Kultur, der Kliniken und Krankenhäuser, und mit Hohn wurde die Behauptung der Alliierten überschüttet, sie hätten Dresden als Verkehrsknotenpunkt angegriffen, denn die Güterbahnhöfe befänden sich «an der Peripherie der Stadt». Die gebildeten Klassen Englands, hiess es in der Pressemitteilung, hätten vor dem Krieg in Dresden gelebt, studiert und sich heilen lassen, doch davon habe die RAF sich nicht aufhalten lassen:

Die Schonung der Dresdner Wohnviertel und des kulturhistorisch unersetzlichen Stadtkernes wäre also jederzeit möglich gewesen. Die Verwendung von Brandbomben zeigt, dass die Kultur- und Wohnviertel der Stadt absichtlich angegriffen und zerstört wurden. ... Man ist daher geneigt, nach den Motiven zu fragen. Sie können nur darin liegen, dass man das deutsche Volk und alles, was es an Habe noch besitzt, austilgen und vernichten will.²⁰

Die Anklage war umso wirksamer, als sie einen wahren Kern enthielt. Jahrelang hatte die deutsche Propaganda alle britischen und amerikanischen Angriffe auf deutsche Städte als «Terrorangriffe» gegeisselt, bis diese Bezeichnung schliesslich ihres Sinnes beraubt war. Diesmal hatte das Wort «Terror» jedoch einen realen Beiklang. Plötzlich traf es ins Schwarze. Die Mehrheit der gebildeten Europäer hatte von Dresden gehört, viele hatten die Stadt besucht, und die meisten sahen in ihr genau das, als was es die von Goebbels inspirierte Pressemitteilung beschrieb. Am 19. Februar erhielten die deutschen Auslandsmissionen Anweisung, illustrierte Flugblätter herzustellen, die den Titel «Dresden,

Opfer des Luftkrieges» tragen sollten; Illustrationen und Texte würde das Auswärtige Amt bereitstellen.²¹

Es vergingen fast drei Wochen, bis das gesamte Material eintraf, darunter zwei Fotos von fürchterlich verletzten Kindern. In einem Geheimtelegramm nach Bern war die Rede von einem neuen Titel für ein Flugblatt: «Dresden – Flüchtlingssterben», und es wurde auf ein offizielles Interview mit der schwedischen Zeitung *Svenska Dagbladet* (25. Februar) verwiesen, dessen Überschrift lautete: «Eher 200'000 als 100'000 Opfer».

Das Zahlenspiel hatte begonnen.

Die hier zitierten Zahlen beruhten nicht auf amtlichen Schätzungen. Diese waren weder in Deutschland noch im Ausland publiziert worden, doch die Behörden hatten, wie aus der «Schlussmeldung» des Dresdner SS- und Polizeiführers ersichtlich wird, Anfang März schon eine ungefähre Vorstellung von der mutmasslichen wirklichen Opferzahl: etwa 25'000. Bis dahin waren aber noch keine Schätzungen publik gemacht worden.

Alle in der Auslandspresse in Umlauf gebrachten Zahlen waren daher eine Mischung aus aufgeregten Vermutungen, Hörensagen und wahrscheinlicher Manipulation durch Goebbels' Ministerium. Am 17. Februar zitierte beispielsweise das Stockholmer *Svenska Morgonbladet* «privat aus Berlin» stark aufgebauschte Zahlen. «2,5 Millionen Menschen», hiess es da, hätten sich während des Angriffs in Dresden aufgehalten – das Vierfache der damaligen Bevölkerung der Stadt, sodass fast zwei Millionen Flüchtlinge in Dresden gewesen sein müssten. Die Zahl der Toten und Verletzten «muss in die Hunderttausende gehen ..., weil sämtliche Kinos, Gaststätten und Kirchen von Flüchtlingen überfüllt waren, die nicht mehr in die Luftschutzräume hineinkonnten». Hinter den fantastischen Behauptungen des Artikels wittert man förmlich eine Manipulation durch die «Formulierungsgehilfen» des Propagandaministeriums. Kolonnen von Fluchtfahrzeugen, behauptete ein anderer neutraler Journalist, seien mit derart unmenschlicher Genauigkeit im Tiefflug beschossen worden, dass die Wracks von Fuhrwerken und Militärfahrzeugen «die Strassen blockierten», wodurch Helfer aus anderen Städten daran gehindert worden seien, nach Dresden zu gelangen. Diese dramatische Darstellung beruhte, wie sich herausstellte, auf der Aussage eines einzigen Augenzeugen, der einige Tage nach dem Angriff in Berlin eintraf.²²

Im Laufe der nächsten Tage sickerten klarere Meldungen aus Dresden nach Berlin durch, wo die Journalisten sassen, und die zunächst utopischen Schätzungen der Flüchtlingszahlen gingen auf ein realistischeres Mass zurück. Dennoch geisterte immer wieder die Zahl von 100'000 bis 200'000 Toten durch die

schwedische Presse. Das war dem Auswärtigen Amt nicht entgangen und wurde prompt propagandistisch ausgeschlachtet. Solche Gerüchte wurden erkennbar gefordert, stammten vielleicht sogar von Vertretern des Propagandaministeriums, die mit der neutralen Presse zusammenarbeiteten und die ausländischen Journalisten in einer dem Regime genehmen Weise manipulierten.

Zudem spricht einiges dafür, dass im Laufe des März Kopien eines zusätzlichen «Tagesbefehls Nr. 47» des Dresdner SS- und Polizeiführers, der eine Woche nach der Schlussmeldung in Umlauf gebracht wurde, oder zumindest Auszüge daraus von Goebbels' Propagandaministerium der Presse neutraler Länder zugeleitet wurden. Doch in diesem Dokument wurde die revidierte Zahl der während der letzten vier Wochen in Dresden geborgenen Toten (also 20'204) durch eine hinzugesetzte «0» auf 202'040 hochgeschraubt. Die von der Polizei aufrechterhaltene Schätzung von voraussichtlich insgesamt 25'000 Toten wurde ebenfalls mit zehn multipliziert, und so kam man auf eine Viertelmillion zu erwartender Toter. Sogar die Zahl der auf dem Altmarkt eingäscherten Leichen – 6'856 – bekam eine «0» angehängt und wurde zu 68'560.²³

Die Deutschen wussten davon nichts. Natürlich gab es eine Menge Gerüchte, und möglicherweise wurden sie sogar – wie die für die Auslandspresse bestimmten – von amtlichen Quellen gestreut. Die gefährdete Nazi-Elite zeichnete eifrig am Bild des bösen Schicksals, das Deutschland bevorstand, wenn Feinde, die so grausam waren wie jene, die Dresden bombardiert hatten, siegen sollten. Wenn die Deutschen nicht mehr dazu gebracht werden konnten, aus Überzeugung für den Endsieg zu kämpfen, dann sollten sie wenigstens aus Angst und Verzweiflung kämpfen.

«Geniesst den Krieg, denn der Friede wird fürchterlich sein», lautete die zweideutige Parole, die man überall im Reich auf Trümmerwänden lesen konnte.

In Dresden musste man den Eindruck haben, die Zahl der Toten sei Legion. Konnte man angesichts der Leichenhaufen in den Strassen und Parks, der nach Tausenden zählenden Unbekannten, die vermutlich zu Asche verbrannt oder in den Kellern der Stadt zu zähflüssigen Lachen zerschmolzen waren, denn nicht glauben, dass die alliierten Luftangriffe nicht nur Zehntausende, sondern Hunderttausende das Leben gekostet hatten? Fritz Kuhn, damals Kriegsgefangener in Russland, erinnert sich, dass sein Vater, der die Bomben überlebte, ihm aus Dresden von «150'000 Toten» berichtete.²⁴

Goebbels entschloss sich, seine erste im Inland publizierte offizielle Erklä-

rung zur Bombardierung Dresdens in der Wochenzeitung *Das Reich* unterzubringen, die er selbst gegründet hatte und in der er viele seiner wichtigen (oder ominösen) Äusserungen getan hatte. Am 4. März erschien ein ungewöhnlich langer Artikel mit dem Titel «Der Tod von Dresden. Ein Leuchtzeichen des Widerstandes». Er war packend formuliert, und er schilderte – es ging immerhin um eine offizielle Äusserung des Regimes – mit bemerkenswerter Offenheit, was die feindlichen Luftstreitkräfte einer deutschen Stadt anzutun vermochten:

Die drei Luftangriffe auf Dresden... haben... die radikalste Vernichtung eines grossen, zusammenhängenden Stadtgebietes und im Verhältnis der Einwohner und der Angriffe die weitaus schwersten Verluste an Menschenleben hervorgerufen. Eine Stadtsilhouette von vollendeter Harmonie ist vom europäischen Himmel gelöscht. Zehntausende, die unter ihren Türmen werkten und wohnten, sind in Massengräbern beigesetzt, ohne dass der Versuch der Identifizierung möglich gewesen wäre...

Unerwähnt blieben die Fabriken, die Zwangsarbeiter, die Kasernen und die Züge mit Soldaten, unerwähnt auch die heimliche Erklärung Dresdens zum «Verteidigungsbereich»; erwähnt wurden nur die kulturellen Werte und die harmlosen künstlerischen Freuden, die nun für immer dahin waren. Der Artikel endete mit einem Appell, der die Toten der Stadt mit einer Art leidenschaftlicher Schamlosigkeit ausbeutete:

Wir machen keine Mitleidskampagne, wir rücken die Kriegführung des Feindes nur in das Licht eines Feuers, das er selbst entzündet hat. Er will uns von der einen Seite her, durch Massenmord, zur Kapitulation zwingen, damit dann am verbleibenden Reste, wie sich die andere Seite ausdrückt, das Todesurteil vollstreckt werden kann. Gegen diese Drohung gibt es keinen anderen Ausweg als den des kämpfenden Widerstandes. Nur Blinde können ihn nicht sehen, nur Schwache, die sich bereits aufgegeben haben, sich scheuen, ihn bis zu Ende zu gehen. Aus der brennenden Stadt wurden die Blinden an der Hand Sehender herausgeführt, und keiner, der sein Leben den Flammen abgewonnen hatte, dachte daran, es in die Elbe zu werfen.

Hans Fritzsche, der Leiter der Presseabteilung des Propagandaministeriums, sagte in Nürnberg aus, Goebbels habe bereits seine eigene Schätzung von etwa 40'000 Toten in Dresden getroffen. Davon unterrichtete er seine Untergebenen

in derselben Ministerkonferenz, in der er auch den bald aufgegebenen Plan verkündete, zur Vergeltung eine gleiche Zahl von alliierten Kriegsgefangenen hinzurichten.²⁵ Goebbels wird nach fast drei Jahren Erfahrung an der Spitze des Luftkriegsschädenausschusses gewusst haben, dass die endgültigen Opferzahlen sich für gewöhnlich auf einen Bruchteil der ersten Annahmen beliefen. Oft wurden solche abenteuerlichen Berechnungen unter dem unmittelbaren Eindruck der Bestürzung und des Grauens über den Angriff angestellt und zu Papier gebracht, gar nicht zu reden von dem verständlichen Entsetzen des Beobachters angesichts der enormen Schäden an Gebäuden.

Dennoch war es im Interesse des Regimes, wenn apokalyptische Schätzungen der Opferzahlen in Dresden kursierten. Sie würden die Haltung der Presse im neutralen Ausland zugunsten Deutschlands beeinflussen und konnten vielleicht sogar noch in diesem späten Stadium die öffentliche Meinung der Neutralen prägen. Wie die Rede von Richard Stokes im Unterhaus zeigte – sie beruhte teilweise auf Material, das Goebbels' eigene Presseagentur herausgebracht hatte –, konnten auch das britische Parlament und sogar der britische Premierminister beeinflusst werden.

Von der Zerstörung Dresdens ging unweigerlich eine eigene Wirkung aus, welche die Ansprüche der Alliierten auf absolute moralische Überlegenheit beeinträchtigen musste. Doch das Ausmass der weit reichenden, lang anhaltenden Woge internationaler Empörung nach der Bombardierung Dresdens stellt zumindest teilweise Goebbels' letztes finsternes Meisterwerk dar.

27. KAPITEL

Finale furioso

Dresden war keineswegs der letzte der grossen Angriffe, welche die RAF in den ersten Monaten des Jahres 1945 gegen deutsche Klein- und Grossstädte führte. Im Laufe des März 1945 liess das Bomber Command mehr als 67'000 Tonnen Bomben über Deutschland abladen. Das war nicht nur die grösste Tonnenzahl, die zwischen 1939 und 1945 jemals in einem einzigen Monat abgeworfen wurde, sondern sie lag zugleich nur geringfügig unter der *Gesamtmenge der in den ersten drei Kriegsjahren abgeworfenen Bomben*)

Nicht all diese Angriffe im Jahr 1945 galten städtischen Gebieten. Die Aktionen gegen Verkehrsanlagen und Hydrierwerke gingen unvermindert weiter – und aus den Berichten von Sir Arthur Harris ist heute klar zu ersehen, dass er, wenn auch vielleicht widerstrebend, in beiderlei Hinsicht während der letzten Kriegsmonate grössere Anstrengungen unternahm, als seine oft taktlosen Bemerkungen erkennen liessen und als die Öffentlichkeit glaubte.² Es ist allerdings nicht zu leugnen, dass viele der Angriffe auf Städte in dieser Zeit – wie der auf Dresden – ausgesprochen verheerend waren. «Schlampereien» und Fehlschläge mochten bei der RAF zwar noch vorkommen, doch waren sie jetzt – zum Leidwesen der deutschen Stadtbewohner – seltener, zumal das Wetter besser wurde und Jagdflugzeuge der Luftwaffe nur noch sporadisch am Himmel über Deutschland auftauchten. Das heisst nicht, dass der Luftkrieg für die Flugzeugbesatzungen vollkommen risikolos geworden wäre: Zwischen dem 13. Februar 1945 und dem Ende des Krieges gingen über 400 britische Bomber verloren.³

Zehn Tage nach Dresden verzeichnete das Bomber Command einen weiteren «perfekten Angriff» auf die Stadt Pforzheim in Südwestdeutschland. In dieser Nacht vom 23. auf den 24. Februar 1945, in der keine Flak die Stadt schützte und die Maschinen aus nur 2'400 Meter Höhe markieren und bombardieren

konnten, wurden schätzungsweise 83 Prozent der bebauten Fläche Pforzheims verwüstet und 17'600 von den Einwohnern der Stadt getötet – ein Sechstel ihrer Bevölkerung (gegenüber rund einem Zwanzigstel in Dresden). Gemessen am Anteil der Todesopfer war es der bei weitem tödlichste Angriff des Krieges. In der als «Tor zum Schwarzwald» bekannten Stadt wurden Präzisionsinstrumente für die Wehrmacht hergestellt, und sie hatte eine gewisse Bedeutung als Verkehrsknotenpunkt für die Westfront.

Dies konnte man nicht von Würzburg sagen, das genau eine Woche später von der RAF bombardiert wurde. Mehr als 1'100 Tonnen Bomben, hauptsächlich Brandbomben, fielen innerhalb von 17 Minuten auf die dicht bebaute Altstadt. Die alte Dom- und Universitätsstadt am Main im nordwestlichen Bayern scheint wirklich sehr wenig Industrie besessen zu haben. Womit sie dagegen glänzte, waren viele schöne Gebäude aus Mittelalter und Rokoko und einige einzigartige Bibliotheken. 90 Prozent des Stadtgebiets wurden zerstört, und rund 4'000 der 107'000 Einwohner kamen um. Bevölkerung und Rettungsdienste hatten wie in Dresden keine Erfahrung mit dem Luftkrieg, und richtige Luftschutzräume waren nicht vorhanden. Die Opfer starben in gasgefüllten Kellern oder verbrannten bei dem Versuch, den Main zu erreichen.

Weniger als drei Wochen später nahm die 7. US-Armee Würzburg ein, nach sechs Tagen blutiger Gefechte in den Ruinen der Stadt, die – wie die zerklüfteten Kraterlandschaften von Stalingrad und Aachen – die sich erbittert wehrenden-Verteidiger begünstigten.⁴

Es war nicht nur ein grosses Gemetzel mit geringem Nutzen. Das Bomber Command vollendete seine unerledigte Aufgabe in Chemnitz und zerstörte wie geplant die dortigen Industrieanlagen, wobei ein Drittel der bebauten Fläche in Trümmer fiel. An der Ruhr, dem letzten grossen Industriegebiet, das Deutschland geblieben war, ging das Martyrium weiter, und es waren Jungen aus Dresden, die dort bis zum Schluss an den Flaks ausharren mussten. Unter den Städten des Ruhrgebiets wurde Essen in der zweiten Märzwoche zum letzten Mal verwüstet. Auch Dortmund litt schrecklich. Am 12. März suchten 1'100 Maschinen – Halifax, Lancaster und Mosquitos – die Stadt heim und warfen bei diesem einen Angriff fast 5'000 Tonnen Bomben ab. Das Bomber Command verursachte in Dortmund Schäden, die nach britischen Einschätzungen aus der Nachkriegszeit «die Produktion so wirksam stilllegten, dass bis zu einer Wiederaufnahme in nennenswertem Umfang viele Monate vergehen würden».⁵

Die Luftoffensive strebte ihrem schrecklichen Höhepunkt entgegen, doch

die politische und strategische Gesamtlage hatte sich in den fünf bis sechs Wochen seit der Bombardierung Dresdens dramatisch verändert.

Mitte Februar waren die westlichen Alliierten noch damit beschäftigt, sich vom Schock der deutschen Ardennenoffensive zu erholen. Ausserdem steckten sie noch immer westlich des Rheins fest, wie schon seit dem vorherigen November. Die Sowjets hatten auf Ersuchen des Westens früh mit ihrem Vordringen nach Ostdeutschland begonnen, um die anglo-amerikanischen Streitkräfte zu entlasten. Dass die westlichen Alliierten ihre Luftmacht benutzten, um die deutschen Städte in der Nähe der russischen Front – darunter Dresden – zu zerbomben, war als nachweisliche praktische Vergeltung dieser «Gefälligkeit» gedacht.

Die Operationen zur Überquerung des Rheins hatten am 7. März begonnen. Als am 24. ein massiver amphibischer Vorstoss unternommen wurde und gleichzeitig Fallschirmjäger absprangen, um die strategisch wichtige Stadt Wesel einzunehmen (die alliierte Luftangriffe praktisch ausgeradiert hatten), war klar, dass alliierte Truppen bald in unwiderstehlicher Stärke auf dem östlichen Ufer stehen würden.

Am 27. März scheiterte die letzte grosse Hoffnung der Deutschen. Am Abend dieses Tages, um 19.21 Uhr, schlug die letzte V2 in London ein. Von einer fahrbaren Rampe in der Nähe Den Haags abgeschossen, traf die Rakete einen Wohnblock, die Hughes Mansions in Whitechapel im Osten Londons, und tötete 134 der Bewohner. Sämtliche Opfer waren bis auf ein paar beurlaubte Soldaten Zivilisten – und zufällig waren es ganz überwiegend Juden. Um nicht von alliierten Truppen überrannt zu werden, trat die Raketenabschusseinheit, die *Gruppe Nord*, anschliessend den Rückzug nach Deutschland an und nahm ihre verbliebenen «Wunderwaffen» mit. Diese sollten nie wieder zum Einsatz kommen, zumindest nicht zur Zeit des Dritten Reiches.⁶

Tags darauf, am 28. März 1945, zündete Sir Winston Churchill in den Korridoren von Whitehall eine Bombe, die – anders als die Rheinüberquerung – noch viele Jahre nach Kriegsende geheim bleiben sollte, darum aber nicht minder durchschlagend war. Sie hatte die Form eines Memorandums an General Ismay, seinen Stabschef (Churchill hatte zugleich das Amt des Verteidigungsministers inne), und sie lautete folgendermassen:

25. März 1945. Premierminister an General Ismay (für Komitee der Stabschefs) und den Chef des Luftstabes

Mir scheint jetzt der Moment gekommen zu sein, da man die Frage überprü-

fen sollte, ob deutsche Städte bombardiert werden sollen, nur um den Terror zu verstärken, wenn auch unter anderen Vorwänden. Sonst werden wir die Kontrolle über ein völlig zerstörtes Land erhalten. Wir werden zum Beispiel kein Baumaterial aus Deutschland für unseren eigenen Bedarf bekommen können, weil eine Zeit lang für die Deutschen selbst gesorgt werden müsste. Die Zerstörung Dresdens hinterlässt ernsthafte Zweifel an der Durchführung des alliierten Bombenkrieges. Ich bin der Meinung, dass man sich künftig stärker auf militärische Ziele konzentrieren sollte, mehr in unserem eigenen Interesse als in dem des Feindes.

Der Aussenminister hat mit mir über dieses Thema gesprochen, und ich halte eine genauere Konzentration auf militärische Objekte, wie Hydrierwerke und Verkehrswege unmittelbar hinter der Front, für notwendig, anstelle von blossen Terrorakten und zügelloser Zerstörung, so eindrucksvoll sie auch sein mögen.⁷

Beim Generalstab löste das Dokument Bestürzung und Ratlosigkeit aus, hatte Churchill doch vier Jahre lang den strategischen Bombenkrieg befürwortet und sich noch zwei Monate zuvor persönlich dafür eingesetzt, ja daraufbestanden, die ostdeutschen Städte einschliesslich Dresdens zu bombardieren.

«Dies war wohl», bemerkten die offiziellen Historiker des Bomber Command mit vorbildlicher Zurückhaltung, «eines der am wenigsten glücklichen Memoranden unter den vielen, die der Premierminister während des Krieges verfasste.»

Die ausdrückliche Erwähnung Dresdens zeigt, dass die Bedeutung des Angriffs sich schon wenige Wochen später gewandelt hatte: Er galt nicht mehr als ein ungewöhnlich wirkungsvoller Einsatz, sondern als etwas Ungewöhnliches, von einer ganz anderen, weniger wünschenswerten Art. Vielleicht hatten Stokes' spitze Bemerkungen drei Wochen zuvor im Unterhaus gesessen und dem Premierminister zu schaffen gemacht. Der Umstand, dass der Aussenminister eingeschaltet wurde, scheint darauf hinzudeuten, dass die deutsche Propagandakampagne in Sachen Dresden in den neutralen Ländern einen Erfolg verzeichnete, der London nicht behagte.

Ob Churchills Besorgnis allein aus den erschreckenden Konsequenzen des Angriffs auf Dresden erwuchs, erscheint fraglich, aber diese Stadt war inzwischen zu einem Symbol geworden. Wenn Churchill sich über den Luftkrieg Gedanken machte, lag es eigentlich nahe, die bisherige Bombenpolitik infrage zu stellen. Im Laufe des letzten Monats hatte sich die Lage der Alliierten entschei-

dend verbessert, und Deutschland würde innerhalb weniger Wochen besiegt sein – weshalb also noch mit den Flächenbombardements der Städte fortfahren? Wie viel oder wie wenig die Deutschen in ihren Fabriken produzieren konnten, wie gut oder schlecht ihre Telefone funktionierten – welche Rolle spielte das noch, ehrlich gesagt? Sie waren jedenfalls ausserstande, die neu produzierten Rüstungsgüter dorthin zu befördern, wo sie benötigt wurden. Und da die britischen und amerikanischen Landstreitkräfte schon damit begannen, das Ruhrgebiet einzukesseln, würde ein gewaltiger Teil der feindlichen Produktionskapazitäten in Kürze in die Hände der Besatzer fallen – denen dann auch die Pflicht obläge, die soeben besiegte Bevölkerung mit Obdach und Nahrung zu versorgen.

Die Überlegung, die hinter dem Schritt des Premierministers steckte, war vollkommen klar. Schockierend war lediglich, wie er sich ausgedrückt und welchen Bezugsrahmen er gewählt hatte.

Von einer «Bombardierung... nur um den Terror zu verstärken, wenn auch unter anderen Vorwänden» zu sprechen – und sei es auch in einem Geheimdokument –, versties gegen alle Vorsichtsmassregeln, hatte die Regierung doch eine solche Politik nach aussen hin stets in Abrede gestellt. Es war wie eine vertrauliche Version der verheerenden Meldung des Journalisten Howard Cowan, die im Februar ein solches Entsetzen ausgelöst hatte. Entsprechend fiel die Reaktion der Stabschefs aus, denen das Memorandum noch am selben Abend übermittelt wurde.

Der Gegenangriff begann am nächsten Morgen im Komitee der Stabschefs. Der erste Schritt war – man befand sich schliesslich in Whitehall – ein Hinhaltenmanöver. Es bedürfe, wurde erklärt, einer «eingehenden Prüfung», ehe die von Churchills Memorandum aufgeworfenen Fragen angemessen erörtert werden könnten. Auch werde man Sir Artur Harris hinzuziehen müssen.

Der stellvertretende Luftstabschef Bottomley, dem das Memorandum schon vor der Vormittagssitzung vorgelegt worden war, hatte Harris schriftlich um seine Meinung ersucht. Bottomley überliess ihm nicht einfach den Text des Memorandums. Er umschrieb taktvoll seinen Inhalt, statt es direkt zu zitieren. Die Antwort, die er umgehend erhielt, war von der für Harris typischen Aggressivität: Die Unterstellungen eines Terrorbombardements seien in seinen Augen eine Beleidigung sowohl für die Politik des Luftfahrtministeriums als auch für die Methoden des Bomber Command, diese Politik umzusetzen. Er hielt daran fest, dass die Zerstörung der deutschen Industriestädte die Kriegsanstrengungen des Feindes entscheidend geschwächt und den Weg für die raschen Fortschritte ge-

ebnet habe, welche die alliierten Landstreitkräfte derzeit erzielten. Warum solle man diese Angriffe jetzt einstellen, wo doch nicht gezeigt werden könne, dass sie den Krieg nicht verkürzen und das Leben alliierter Soldaten nicht bewahren würden? Harris griff bewusst auf die berühmten Worte des deutschen Kanzlers Bismarck zurück, denen zufolge der Balkan für ihn nicht «die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert» sei, als er sagte, sämtliche noch übrig gebliebenen Städte Deutschlands seien für ihn nicht «die Knochen eines einzigen britischen Grenadiers wert».

Der Oberbefehlshaber des Bomber Command nahm in seiner wütenden Antwort keinerlei Rücksicht. Harris und Churchill ähnelten Nashornbullen, die in aneinander grenzenden Teilen des Whitehall-Dschungels umhertobten, während andere panisch in Deckung gingen. In ätzendem Ton stellte Harris fest:

Ein Psychiater könnte die aktuelle Aufregung wegen Dresden leicht erklären. Sie hat zu tun mit deutschen Symphonieorchestern und Meissner Scherferinnenfigurinen. In Wirklichkeit war Dresden ein Haufen von Rüstungsfabriken, ein intaktes Verwaltungszentrum und ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt. Das alles ist es jetzt nicht mehr.⁸

An Harris' Bemerkungen über Dresdens Beitrag zu Deutschlands Rüstung war etwas Wahres. Ursprünglich war die Operation gegen Dresden jedenfalls kein blosser «Terror»angriff, sondern eine Mischung aus militärischem Kuhhandel zwischen westlichen und östlichen Alliierten einerseits und Wunschdenken aufgrund von Geheimdienstinformationen andererseits. Dennoch hatte Harris sich bei dieser prompten, groben Antwort auf Bottomleys Anfrage im Ton vergriffen, jedenfalls dann, wenn er Wert darauf legte, in der Regierung oder unter den Stabschefs Freunde zu haben. Auch blieb er die Antwort auf die sachlichen Fragen in Churchills Memorandum schuldig, wo es um den Sinn und die Folgen solcher Angriffe in diesem späten Stadium des Krieges oder darum ging, ob es noch eine tragbare Politik sei, mit solcher Wucht und einem solch tödlichen Mangel an Zielgenauigkeit anzugreifen. Vielleicht konnte Harris dazu gar nichts sagen, weil er dieser Politik nach wie vor anhing.

Bei den Stabschefs jagte derweil eine Sitzung die nächste: vier innerhalb von 24 Stunden. An einer davon – am 29. März um 17.15 Uhr – beteiligte sich Chur-

chill persönlich und übernahm, was ziemlich selten vorkam, den Vorsitz.⁹ Zwar ging es um die Koordination der militärischen Strategie während der bevorstehenden Offensive, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass auch das Memorandum über den Bombenkrieg zur Sprache kam. Als die Stabschefs am nächsten Vormittag um elf Uhr erneut tagten (nun wieder unter dem Vorsitz von General Sir Alan Brooke, dem Chef des Empire-Generalstabs), erfuhren sie, «dass der Premierminister Anweisung gegeben hat, sein Memorandum zur Bombenpolitik zurückzuziehen ...».

Die Krise war abgewendet. Man hatte den sprunghaften Churchill wieder auf den bisherigen Kurs gebracht. Vielleicht war das ursprüngliche Memorandum heuchlerisch. Auf jeden Fall enthüllte es – und daraus erwuchs die Empörung – die moralischen Konflikte, die der britischen Bombenpolitik innewohnten. Aber was war schliesslich von einem Staatsmann zu erwarten, der notorisch zu Selbstwidersprüchen neigte, der im einen Moment mehr Bomber, mehr Angriffe auf deutsche Städte zu fordern fähig war und andererseits – wie es im Sommer 1943 geschah, als man ihm einen Film über die entsetzlichen Zerstörungen im Ruhrgebiet zeigte – unter Tränen die klagende Frage an seine Kollegen richten konnte: «Sind wir Bestien, dass wir so etwas tun? Sind wir nicht zu weit gegangen?»¹⁰

Vielleicht äusserte sich in Churchills Memorandum auch das instinktive Gefühl des Politikers für unterschwellige Veränderungen in der Stimmung des Landes. Er spürte möglicherweise, dass das britische Volk – zwar noch immer darauf bedacht, den Krieg möglichst rasch zu beenden – bei aller Kriegsmüdigkeit und allen Rachedenken doch besorgt war wegen der Dinge, die in seinem Namen geschahen, um den Endsieg zu erringen. Und vielleicht sah er auch voraus, dass Dresden ganz unabhängig von den Umständen seiner Zerstörung künftig zum Symbol dieses Sinneswandels werden würde. «Ein Angriff zu viel», wie man später sagen sollte.

Am 1. April akzeptierten die Stabschefs formell eine neutralere Formulierung des Memorandums. Es hielt an den wesentlichen Punkten fest, doch von Terror und auch von Dresden war nicht mehr die Rede. «Wir müssen darauf achten», hiess es jetzt, «dass unsere Angriffe uns selbst langfristig nicht mehr schaden als den unmittelbaren Kriegsanstrengungen des Feindes.»¹¹

Am 4. April formulierten die Stabschefs eine Antwort, in der es zustimmend hiess, dass «von dem Angriff auf die verbliebenen Industriezentren Deutschlands in diesem fortgeschrittenen Stadium des Krieges kein grosser oder unmittelbarer zusätzlicher Nutzen zu erwarten ist». Sie lehnten es jedoch ab, das Prinzip des Flächenbombardements gänzlich aufzugeben. Es könne notwendig sein

sollte der Widerstand sich noch einmal verstärken. Falls die NS-Führung neue Regierungszentren schaffen sollte oder falls Anhaltspunkte für eine Konzentration von U-Booten und deren Fertigungsstätten beispielsweise in Kiel bestünden, könne man auch zu Flächenbombardements greifen.

Nach diesen neuen Bedingungen wäre Dresden – ein Fernmelde- und Verkehrszentrum hinter der feindlichen Front – wohl auch als Ziel für ein Flächenbombardement infrage gekommen.

Der Befehl wurde Harris ordnungsgemäss am 6. April übermittelt, verbunden mit der Genehmigung, ihn zu veröffentlichen (was vielleicht auf ein gewisses Bestreben hindeutet, die öffentliche Meinung zu besänftigen). Harris betonte jedoch, dass die Bekanntgabe einer solchen Erklärung dem Feind die Aufgabe erleichtern und ihm die Möglichkeit verschaffen würde, seine Luftabwehr in Gebieten zu verstärken, in denen noch mit taktischen Angriffen zu rechnen sei, womit man das Leben der Bomberbesatzungen unnötig in Gefahr bringe. Er mochte damit Recht haben, doch vermutlich wünschte er den Befehl ohnehin nicht publiziert zu sehen.

In der Nacht vom 14. auf den 15. April liess das Bomber Command seinen letzten Stadtangriff durchführen: gegen Potsdam, die noch weitgehend unbeschädigte Residenz der preussischen Könige. Es war tatsächlich das erste Mal seit dem März 1944, dass schwere Bomber des Bomber Command (im Unterschied zu Mosquito-Angreifern) in die Luftverteidigungszone Berlin eindrangten. Der Zielpunkt war das Zentrum Potsdams, genauer die Kaserne des preussischen Garderegiments und die Bahnanlagen, und daher handelte es sich theoretisch um keinen Flächenangriff, auch wenn man meinen konnte, dass es wie einer aussah. Das Bombardement zerstörte wie in Dresden einen Grossteil der Altstadt und forderte, ebenfalls wie in Dresden, unverhältnismässig viele Opfer. 5'000 Bürger Potsdams – angesichts des Charakters der Stadt vermutlich nicht nur Zivilisten – starben nur wenige Tage vor der Ankunft der Russen. Wie die Einwohner der sächsischen Residenz hatten auch die Bürger der von Friedrich dem Grossen auserkorenen Residenz der Preussenkönige sich so sehr an die vielen Alarme wegen des nahen Berlin gewöhnt, ohne je bombardiert worden zu sein, dass sie versäumten, angemessene Vorkehrungen zu treffen.

Zwei Tage später flogen amerikanische Maschinen einen letzten, verheerenden Angriff auf Dresden. Mitte April war die durch die Stadt führende Bahnlinie, so eingeschränkt sie auch funktionierte, die einzige erhaltene Nord-Süd-Verbindung in dem rasch schrumpfenden Deutschen Reich. Die 8. Luftflotte erhielt Be-

fehl, diese Verbindung zu unterbrechen und damit den kümmerlichen Rest des von den Nazis kontrollierten Gebiets praktisch in zwei Teile zu zerschneiden.

Der Angriff vom 17. April war der grösste amerikanische und der grösste Einzelangriff, wenn man die beiden der Briten in der Nacht des Feuersturms getrennt zählt. Fast 600 Maschinen waren beteiligt. Fliegende Festungen der 1. und 3. Luftdivision warfen rund 1'500 Tonnen Bomben über Dresden ab. Die Streitmacht liess sich Zeit; der Angriff erstreckte sich über einen Zeitraum von fast anderthalb Stunden. Dies war ein echtes Präzisionsbombardement, das sich ausdrücklich gegen Eisenbahnziele richtete. Aufgrund einiger Zielfehler entstanden Schäden im ganzen Gebiet der weitgehend zerstörten Stadt, doch der Grossteil der abgeworfenen Bomben fiel auf die Eisenbahnanlagen, mit vernichtender Wirkung.

Eindeutig gegen Verkehrsanlagen gerichtet, die von der deutschen Wehrmacht benutzt wurden, war dieser alliierte Luftangriff auf die Stadt von allen Angriffen wohl am leichtesten zu rechtfertigen. Zusätzlich waren 400 bis 500 zivile Opfer (einschliesslich Ausländer) zu beklagen, mehr, als bei jedem anderen Angriff umkamen, ausgenommen der vom 13./14. Februar 1945.¹² Die amerikanischen Maschinen waren mit bis zu drei Tonnen Bomben beladen; da in diesem späten Stadium des Krieges Ablenkungs- und Täuschungsmanöver nicht mehr nötig waren, konnte der Raum, den man früher für zusätzlichen Treibstoff benötigte, mit zusätzlichem Zerstörungsmaterial gefüllt werden.

Von diesem Tag an blieb Dresden bis zum Kriegsende und darüber hinaus als Eisenbahnknotenpunkt vollkommen funktionsunfähig. Endlich, nur Tage vor dem Ende, hatte die 8. Luftflotte ihr seit langem angestrebtes Ziel erreicht.¹³

Die Ruinen von Dresden fielen am 8. Mai, dem Tag des Sieges, an die Russen. Sachsens Hauptstadt war schon seit einiger Zeit die einzige deutsche Grossstadt, in der noch die Nazis herrschten.

Als nach dem letzten Tag des Krieges der erste Morgen des Friedens anbrach, war Dresden von einer totalitären Herrschaft nahtlos in die nächste geschlittert.

28. KAPITEL

Der Krieg ist aus – lang lebe der Krieg!

Das Donnern der russischen Geschütze war schon seit Tagen in der Stadt zu hören gewesen.

Bereits im Februar war die Rote Armee bis auf wenige Fahrtstunden an Dresden herangerückt. Dann hatte sie ihren raschen Vormarsch gestoppt, vielleicht aus Besorgnis über allzu lange Nachschubwege. Im März wurde klar, dass die bevorstehende sowjetische Schlussoffensive über die Oder sich hauptsächlich auf Berlin konzentrieren würde. Den Amerikanern und ihren britischen Verbündeten überliess man die Einnahme von Thüringen und Sachsen, die jedoch, wie in Jalta vereinbart, bei dem grossen Teilungsmanöver, das der deutschen Kapitulation folgen würde, zur sowjetischen Zone gehören sollten. Nimmt man hinzu, dass eine der wenigen erfolgreichen deutschen Gegenoffensiven der letzten Kriegsphase die Sowjets bis in die Nähe der östlich von Dresden gelegenen Stadt Bautzen zurückdrängte – woran neben anderen Einheiten aus Dresden vier Maschinengewehr-Bataillone beteiligt waren, motorisiert mit Bussen der städtischen Verkehrsbetriebe –, so hat man alle Gründe zusammen, warum Gauleiter Mutschmann am Ruder und seine verwüstete Hauptstadt bis zum bitteren Ende unter nationalsozialistischer Herrschaft blieb.

Am 16. April war Dresden endlich von Amts wegen von einem «Verteidigungsbereich» zur «Festung» befördert worden: Dies machte praktisch kaum einen Unterschied, sondern war eher eine Propagandamasche. Man gab bekannt, dass jeder, der weisse Fahnen aus dem Fenster hänge oder sich zu defätistischen Äusserungen hinreissen lasse, mit dem Tode bestraft werde.

Zwei Tage später drangen die Amerikaner in Leipzig ein, der zweitgrössten Stadt Sachsens.

Viele Dresdner hofften vergebens, dass die amerikanische Armee vor

Kriegsende auch ihre Stadt einnehmen würde. Ferdinand Schörner, ein fanatischer Nazi-General, dem jetzt die Reste der Heeresgruppe Mitte unterstanden, hatte derweil die Absicht aufgegeben, Dresden wie Breslau oder Berlin bis zum Äussersten zu verteidigen. Er zog sich mit seinen Truppen durch die Stadt nach Süden zurück, in die «Festung Böhmen». Allerdings kam es in der Umgebung der Stadt zu Kampfhandlungen, als die Sowjets endlich anrückten. Eine von einem Major Köhler geführte Einheit nahm für sich in Anspruch, noch am Nachmittag des 7. Mai in Wilsdruff unmittelbar westlich von Dresden sieben sowjetische Panzer abgeschossen zu haben.¹ Am selben Tag wurden acht Wehrmachtsoldaten von einem Feldkriegsgericht zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil sie ihre Waffen niedergelegt und erklärt hatten, nicht mehr weiterkämpfen zu wollen.

In Dresden hatte sich eine groteske Situation entwickelt, die fast komische Züge trug, wenn man von den Justizmorden absieht. Als eine Woche zuvor die Nachricht von Hitlers Tod die Stadt erreichte, hatte Mutschmann eine für ihn typische trotzig-proklamatorische Proklamation erlassen und auf unbestimmte Dauer volle öffentliche Trauer für den toten «Führer» angeordnet. Pfarrer Hoch, der damals 15 Jahre alt war, erinnert sich an die eigentümliche Atmosphäre jener Tage:

Dresden ist die einzige deutsche Stadt, die also acht Tage ohne Hitler Nationalsozialismus erlebt hat. Die Nazis hatten hier in Dresden noch die Macht vom 1. Mai, und es gab Befehle, dass alle öffentlichen Gebäude – die gab es ja nicht mehr, denn Dresden war ja zerstört –, alle Häuser, alles, was konnte, halbmast flaggen sollte, weil der Führer, «tapfer kämpfend an der Spitze seiner Truppen», gefallen war. Und die Schiffe, die auf der Elbe fuhren, fuhren acht Tage lang mit der Nazi-Fahne auf halbmast. Das gab es in ganz Deutschland nicht. ...²

Am 8. Mai wurde es noch vertrackter. Die Flaggen sprachen eine leicht verständliche und zugleich gefährliche Sprache:

Die Bevölkerung sollte auch ihre Fahnen aufhalbmast hängen. Sie hängten ja sonst immer Hakenkreuzfahnen heraus – beim Sieg über Paris, bei jedem Sieg. Aber plötzlich waren keine mehr da, weil sie die verbrannt hatten. Weil die Russen so nah waren, dass sie jederzeit auftauchen konnten.

Am Tag vor dem Einrücken der Russen sollte eine SS-Einheit die Loschwitzer Elbbrücke (und die grossen Brücken in der Stadt) sprengen, doch zwei couragierte Dresdner Bürger wollten das verhindern. Sie schlichen sich in der Nacht auf die Brücke und durchtrennten die Leitungen zu den Sprengkapseln. Als die Pioniere am Morgen die Sprengsätze zünden wollten, tat sich nichts. So wurde das beeindruckende Bauwerk aus den Neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, von den Einheimischen wegen seiner Farbe das «Blaue Wunder» genannt, gerettet. Noch am selben Tag, dem 8. Mai 1945, marschierte die Rote Armee über sie endlich in die zerstörte sächsische Hauptstadt ein.

Nur einige Unentwegte leisteten den Sowjets Widerstand. Im Herzen Dresdens sass Professor Rainer Fetscher, ein hervorragender Eugeniker, Arzt, Fachmann für Sexualhygiene und nach eigenem Bekunden ein «bürgerlicher Demokrat», und hoffte, eine friedliche Übergabe der Stadt aushandeln zu können. Von einem Vertreter des kommunistischen Widerstands begleitet, schritt er unter einer weissen Fahne den sowjetischen Linien entgegen, wurde aber, während er noch im Niemandsland war, erschossen. In Dresden eine bekannte und geachtete Persönlichkeit, deren Privatpraxis (nach seiner Suspendierung von der Technischen Hochschule durch die Nazis) zu einem Treffpunkt für NS-Gegner jeglicher Couleur geworden war, wurde Fetscher nach dem Krieg zu einem Märtyrer. Umstritten ist noch, ob er von fanatischen SS-Leuten oder von einem schiesswütigen Soldaten der Roten Armee ermordet wurde.

Dresden war jetzt den Sowjets auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Eine Frau erinnert sich an den Tag nach der Kapitulation der Stadt:

Die Russen gingen in die Häuser, fingen an zu durchsuchen und liessen sonst was mitgehen, ohne dass der Betroffene etwas dagegen machen konnte. ... Sie plünderten und schändeten, ob Jung oder Alt, war meist egal. ... Es wurden seitens der sowjetischen Militärverwaltung all die Plündereien verboten, obschon immer wieder Übergriffe vorkamen, zumal in Trunkenheit. ...³

Die strengen Strafen, die auf solche Verbrechen standen, wurden nur sehr sporadisch vollstreckt. Wo ein Offizier sich entschloss, das militärische Recht anzuwenden, wurde der Übeltäter auf der Stelle erschossen, aber allzu oft geschah dies nicht, oder es war kein Höhergestellter zugegen, der hätte einschreiten können. Sowjetische Soldaten traten in Gruppen auf, schnappten sich Frauen – oft von der Strasse weg – und vergewaltigten sie der Reihe nach, während die be-

waffneten Kameraden Wache hielten. Monatlang kam es zu solchen Vorfällen, und es waren nicht wenige.

Ein Brief von einem Herrn G.⁴ an den Ende Mai 1945 von den Sowjets eingesetzten Oberbürgermeister der Stadt schildert, wie seine Frau und seine Tochter von betrunkenen russischen Soldaten in ihrer eigenen Wohnung vergewaltigt wurden – die Tochter so oft, dass sie im Krankenhaus behandelt werden musste.

Nach den bisherigen Vorkommnissen sind hier vor allen Dingen der Sonnabend und Sonntag am gefährlichsten, und zwar in der Zeit von 22 Uhr bis früh 4 Uhr. Wer soll dann am Tag noch schwer arbeiten können, wenn er die ganze Nacht hindurch nicht zum Schlafen kommt? Ich bitte Sie höflichst, hier unbedingt Abhilfe schnellstens schaffen zu wollen. Wenn das schon sein soll, dann soll man dafür doch die Frauen und besseren Töchter der Nazis zur Verfügung stellen, die namentlich doch leicht festzustellen sind. ...

Eine Bestätigung für die Zahlen ist nicht zu bekommen. Die Rote Armee scheint keine Akten darüber angelegt zu haben, zumindest sind sie nicht zugänglich, und wie Antony Beevor feststellte, als er über Massenvergewaltigungen in Berlin schrieb, streiten viele Russen kategorisch ab, dass es so etwas überhaupt gab. Eine nach dem Krieg vorgenommene Schätzung setzt die Zahl der in der gesamten sowjetischen Besatzungszone vergewaltigten Frauen mit einer halben Million an – jede dreizehnte Frau der dortigen Bevölkerung. Auf örtlicher Ebene beruhen die Schätzungen zumeist auf Anekdoten, doch wurden in Pirna bei Dresden gut 800 Frauen amtsärztlich untersucht, die von sowjetischen Soldaten vergewaltigt worden waren, überwiegend im Mai 1945; über ein Drittel von ihnen wurde mit Tripper infiziert.

Die sowjetischen Behörden waren durchaus besorgt um das Wohlergehen der deutschen Bevölkerung. Am 16. Mai 1945 stellte die Rote Armee 30'000 Tonnen Kartoffeln, 9'500 Tonnen Getreide und 1'100 Tonnen Fleisch und andere Lebensmittel für den dringendsten Bedarf der Dresdner zur Verfügung. Am 20. Mai hatten Hunderte von Lebensmittelgeschäften und Bäckereien wieder geöffnet, und es wurden Lebensmittelkarten ausgegeben, um dem Hungertod entgegenzuwirken.⁵ Was Ernährung und Unterkunft betraf, so erging es dem durchschnittlichen Zivilisten im Osten nicht schlechter als seinen Landsleuten im Westen, zumindest in der Anfangszeit.⁶

Was die Einwohner Sachsens und damit auch Dresdens von ihren sowjetischen Befreierern *nicht* erhielten, war politische Freiheit. Die deutschen Kommu-

nisten, denen die Sowjets rasch die Führung der Alltagsgeschäfte in den Klein- und Grossstädten – und bald in der sowjetischen Zone insgesamt – übertrugen, wollten ebenfalls nicht wahrhaben, dass die Genossen von der Roten Armee sich irgendwelcher Gräueltaten schuldig gemacht hatten.

Max Seydewitz war in der unmittelbaren Nachkriegszeit kommunistischer Ministerpräsident Sachsens, später Direktor der Dresdner Kunstsammlungen und Verfasser eines Buches über die Zerstörung der Stadt. Seine Haltung war typisch für die deutschen Apparatschiks, welche die Macht in der «Deutschen Demokratischen Republik» ausübten, die zum westlichsten und unverbrüchlichsten Satelliten der Sowjetunion wurde. Die Einnahme der Stadt durch die Rote Armee schildert er in einer Version, die er und seinesgleichen die Deutschen glauben machen wollten, entgegen ihren eigenen Erfahrungen:

[Die Sowjetarmee] half, die Bevölkerung, die stumpf und verstört, meist tatenlos in den Kellern gehockt hatte, vor dem Hunger zu retten. Sie packte energisch zu, um die zerstörte Versorgung wieder in Gang zu bringen; sie weckte durch ihr Beispiel die Dresdener Bevölkerung aus ihrer Betäubung, und sie vollbrachte damit die ersten entscheidenden Taten, welche die tote Stadt wieder zu neuem Leben erweckten. .. ?

Dieses Märchen, wonach die Rote Armee nichts anderes war als der gütige Befreier und Retter, war nur ein kleines, aber wesentliches Element eines rasch wachsenden Geflechts von Mythen, Verdunkelungen und Vertuschungen, das bald dafür sorgen sollte, dass Ostdeutschland sich ganz anders entwickelte als der Westen. In den westlichen Besatzungszonen, die rasche Fortschritte zu echter Selbstverwaltung machten, gab es immer noch Einschränkungen, aber man konnte wenigstens über die Probleme sprechen, sich beklagen und Beschwerden vor tragen. Im Osten, Dresden eingeschlossen, gab es Schwierigkeiten, die nicht zugegeben oder diskutiert werden durften, sofern die Kommunisten es nicht ausdrücklich erlaubten – und diese Situation sollte bis 1989 anhalten. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Dresdner 56 Jahre lang daran gewöhnt, den Mund zu halten.

Es war tabu, die Gräueltaten zu erwähnen, die in diesen ersten Monaten von der Roten Armee begangen wurden. Über die Bombardierung Dresdens durch die westlichen Alliierten zu sprechen war jedoch bald erlaubt, doch wann und wie darüber gesprochen werden durfte, das entschieden, wie alles andere, die kommunistischen Behörden.

Am Tag des Sieges tauschten die siegreichen britischen Kommandeure Glückwünsche untereinander aus, darunter auch Air Marshal Harris und seine Vorgesetzten. Am 10. Mai übermittelte Harris seinerseits den Männern des Bomber Command in einem speziellen Tagesbefehl eine tief empfundene Botschaft. Er gestattete sich einige Churchill'sche Floskeln und sogar einen leichten Anflug von Sentimentalität:

Ihnen allen möchte ich sagen, wie stolz ich bin, dass ich viereinhalb Jahre im Bomber Command gedient habe und über mehr als drei Jahre Ihrer Saga Ihr Oberbefehlshaber war. Ihre Aufgabe im Krieg gegen Deutschland ist jetzt beendet. Sie haben ruhmreich gekämpft. Sie haben sich um Ihr Land und Ihre Verbündeten verdient gemacht.⁸

Das war nobel gedacht und gesagt, doch rasch beschlichen Harris, was seine Stellung und die seines Command in der neuen Nachkriegswelt betraf, ausgesprochen schändliche Gedanken. Am 13. Mai wurde Churchills Rede zum Siegestag im Radio übertragen. Harris, der ihr an jenem Nachmittag in Gesellschaft von General Ira Eaker, dem Befehlshaber der amerikanischen Luftwaffe, lauschte, war erstaunt und entsetzt darüber, dass der Premierminister in seiner langen Litanei des Mutes und des Sieges und in der Aufzählung der wichtigsten Aktionen zwar auf die Luftschlacht um England, den «Blitz», die Leistungen der Kriegs- und Handelsmarine in der Atlantikschlacht, den Wüstenkrieg, den Krieg im Mittelmeer und anderes einging, den grossartigen, vier Jahre währenden Kampf um die Luftherrschaft über Deutschland aber, abgesehen von einem versteckten Hinweis auf den Berlin zugefügten Schaden, nicht direkt erwähnte.

Der Premierminister hatte hier erstmals öffentlich dem Distanzierungsprozess Ausdruck gegeben, der begonnen hatte mit seinem Memorandum über die Bombenpolitik vom 28. März, in dem Dresden zunächst eine so massgebliche Bedeutung zugekommen war. Churchill, der bereits tiefen Argwohn gegen Stalins Motive hegte und wegen der Möglichkeit eines weiteren sowjetischen Vordringens nach Westeuropa besorgt war, könnte sich auch gescheut haben, etwas zu sagen, woran die gerade bezwungene deutsche Bevölkerung Anstoss nehmen konnte. Auf ihre Unterstützung und eine eventuelle Wiederbewaffnung der deutschen Truppen würde es teilweise ankommen, wenn man ein solches Vordringen aufzuhalten hoffte.⁹

Doch wenn man diese Befürchtungen hegte, musste man, um eine sowjetische Aggression abzuwehren, seine Hoffnungen andererseits in die Schlagkraft

des Bomber Command setzen. Wenn die verheerenden britischen Angriffe gegen Kriegsende und besonders Dresden Teil einer solchen Strategie der vorbeugenden Einschüchterung Russlands waren, woher dann im Sieg eine so negative Haltung gegenüber dem Bomber Command? Mussten der Premierminister und seine Berater, wenn sie etwas Derartiges im Sinn hatten, die Leistungen der Bomber nicht vielmehr *hervorheben*?

Auch war schon seit einigen Monaten klar, dass den Flugzeugbesatzungen des Bomber Command für die Einsätze, an denen sie – wenn auch in der Luft und von britischen Stützpunkten aus – teilgenommen hatten¹⁰, Dienstmedaillen zustanden, dass aber das Bomber Command nicht mit einer Erinnerungsmedaille rechnen konnte, obwohl es bei der Niederringung Deutschlands eine so herausragende Rolle gespielt hatte. Das Bodenpersonal, das Stabpersonal und selbst die führenden Stabsoffiziere, hiess es in amtlichen Kreisen, hätten ihre Aufgaben im Vereinigten Königreich erfüllt, und daher stünde ihnen nur die *Defence Medal* [Verteidigungsmedaille] zu, die alle erhielten, die an der Heimatfront gedient hatten. Ende Mai schrieb Harris einen Brief an Sinclair, den aus dem Amt scheidenden Luftfahrtminister, und schickte eine Kopie davon an Portal, seinen unmittelbaren Vorgesetzten, sowie (zur Kenntnis) an Lord Trenchard, den RAF-Befehlshaber der Zwischenkriegszeit, mit dem er in Briefwechsel stand:

Ich muss Ihnen so leidenschaftslos, wie es mir möglich ist, mitteilen, dass, sollte mein Command die Verteidigungsmedaille und für die Beteiligung an den Kämpfen in Frankreich, Deutschland, Italien und im Atlantik keine Erinnerungsmedaille erhalten, auch ich die Verteidigungsmedaille für mich wünsche und keine andere – *nichts sonst, was immer es sei*, ob Auszeichnung, Verleihung, Rang, Beförderung oder Ernennung, falls man etwas Derartiges erwägen oder beabsichtigen sollte.¹¹

Dem Brief an Trenchard setzte Harris eine persönliche Nachbemerkung hinzu: «Ich war bei Beginn dieses Krieges Air Vice-Marshal. Diesen Dienstrang bekleide ich auch jetzt. Damit und mit der ‚Verteidigungs‘-Medaille werde ich nun, so schnell ich kann, aus dem Dienst scheiden und in meine Heimat Südafrika zurückkehren. Ich gehe weg.»

Bei den Titel Verleihungen anlässlich des Geburtstags des Königs war Harris zum Grosskomtur des Bath-Ordens gemacht worden, eine angesehenerere Auszeichnung als die blosse Ritterwürde, mit der man ihn einige Jahre zuvor ausgestattet hatte. Diese Ehrung konnte Harris vernünftigerweise nicht ablehnen –

wurde sie ihm doch nicht seitens der Regierung, sondern des Königs zuteil –, aber er schrieb an Portal, dass ihm das peinlich sei und man ihn von einer Wiederholung verschonen möge. Selbst die ihm zuerkannte hohe Ehre bedeutete, wie er schrieb, «mir einen Dreck», weil er die Männer, die er befehligt hatte, verunglimpft sah. Harris' persönliche Empfindungen hingen aus heutiger Sicht wohl auch mit dem vielfach erwähnten «Rätsel» zusammen, dass ihm, anders als den meisten anderen hohen britischen Kommandeuren, die Peerswürde vorenthalten wurde.

Nur wenige Wochen später war Churchill nicht mehr im Amt und eine neue Labourregierung gewählt. Die danach erstmals anstehenden Ehrungen waren die in der Ehrenliste zum Neujahrstag 1946, in der Harris' Name bezeichnenderweise fehlte. Manche erklären das mit der Aversion, die dem Bomber Command nach dem Krieg entgegenschlug. Die schockierenden Wochenschauberichte aus dem besetzten Deutschland, in denen die Verwüstung und das Leid, das dem Feind zugefügt worden war, zu sehen waren, hatten die Zuschauer zweifellos beeindruckt. Auch Flieger, die sich nun am Boden umgesehen hatten, mussten zugeben, dass es sie unwillkürlich geschaudert habe.

Von Churchill gerügt, weil Harris auf der Ehrenliste fehlte, gab Clement Attlee, der mürrische Labour-Premierminister, knapp zur Antwort, solche Listen müssten begrenzt sein, und eine Beförderung von Harris zum Marshal der Royal Air Force am 1. Januar sei «eine angemessene Anerkennung seiner Verdienste».

Sir Arthur Harris verbrachte seine restliche Dienstzeit bei der RAF überwiegend mit Besuchen in verbündeten und befreundeten Ländern, die das Ende des Krieges feierten. So weilte er als geehrter Gast in Amerika, Norwegen (wo ihn eine aus zwölf Spitfires bestehende Eskorte der norwegischen Luftwaffe empfing), Schweden und sogar Brasilien. Zu der grossen alliierten Siegesparade in Berlin wurde er nicht eingeladen. Gegen Ende August hiess es dann, er werde in Kürze aus den Diensten der RAF ausscheiden. Sein Nachfolger beim Bomber Command sollte Vice-Marshal Bottomley werden. Harris war 53 Jahre alt.

Gestützt auf die Berichte, die er dem Luftfahrtministerium im August 1945 übergeben hatte, sollte Harris seine Kriegserinnerungen mit einer von vielen als unziemlich empfundenen Hast schreiben. Die genannten Berichte wurden allerdings erst in den Neunziger Jahren veröffentlicht. Die in den Berichten enthaltenen offiziellen Zahlen durfte Harris in seinen Memoiren nicht erwähnen; sie erschienen im Jahr 1947 und brachten ihm 10'000 Pfund ein, damals ein sehr an-

sehnlicher Betrag. Aber schliesslich war der Mann, der das Bomber Command auf dem Höhepunkt seines Zerstörungswerkes geleitet hatte, im Unterschied zu vielen seiner Kritiker kein reicher Mann.

Seine Quasi-Versetzung in den Ruhestand fiel zeitlich zusammen mit dem Ende des Krieges gegen Japan und dem Ende des kurzfristigen Vorrangs des Flächenbombardements. Harris hatte im Laufe des Jahres schon darauf hingewiesen, dass das Zeitalter des Bombers fast mit Gewissheit vorbei sei. Nur wenige Tage nach dem verheerenden Angriff auf Dresden hatte er Churchill vertraulich mitgeteilt, dass die Vorherrschaft des Bombers in seinen Augen eine kurze, vorübergehende Phase sei, so wie es die Vorherrschaft des Schlachtschiffs zu Beginn des 20. Jahrhunderts gewesen war. Raketen, hatte er dem Premierminister erklärt, seien die Waffen der Zukunft.¹² Sie bräuchten jedenfalls nicht ausgebildet und ernährt zu werden, und es sei nicht nötig, ihre Moral hochzuhalten oder sie daran zu hindern, Fragen nach ihrem Tun zu stellen. Dann detonierte im August die Atombombe. Die massiven Brandangriffe der amerikanischen Luftstreitkräfte auf Tokio und andere Bevölkerungs- und Industriezentren hatten Japan bereits an den Rand der Niederlage gebracht. Die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki gaben dann den Ausschlag und bewogen die einzige noch verbliebene Achsenmacht zur Kapitulation. Waren nur wenige Monate zuvor noch Hunderte von Bombern nötig gewesen, um eine Stadt in ein Trümmerfeld zu verwandeln, so genügte jetzt ein einziger.

Am 14. Februar 1946, einen Tag nach dem Jahrestag der Bombardierung Dresdens, reiste der nunmehrige Oberbefehlshaber a. D. des Bomber Command nach Südafrika ab.

Der Air Marshal sollte häufig zurückkommen, und bei der Krönung von Königin Elizabeth II. war er Ehrengast. Anschliessend war er eine Zeit lang in Amerika tätig, doch für die letzten 25 Jahre seines Lebens liess er sich wieder in England nieder, in einer freundlichen Uferresidenz, dem Ferry House von Goring-on-Thames in der Grafschaft Oxfordshire. Der Zufall verschaffte ihm eine Postanschrift, die leicht mit dem Namen des ehemaligen Oberbefehlshabers der deutschen Luftwaffe verwechselt werden konnte.

Von diesem behaglichen Wohnsitz aus nahm Sir Arthur Harris (Baronet) an Versammlungen des Bomber Command teil, in denen er von seinen ehemaligen Fliegern (den «alten Kumpels») gefeiert wurde, hier arbeitete er mit einem ehemaligen Stabsoffizier aus High Wycombe, Dudley Saward, an einer autorisierten Autobiografie, und hier starb er 1984 im gesegneten Alter von 91 Jahren.

Sir Arthur war ein ausgesprochen eifriger und generöser Förderer der Pfadfinderbewegung. Er wurde, sagen einige, in seinem Wesen ein wenig milder, und er gab sogar zu, dass der «Ölplan» aus nachträglicher Sicht vielleicht gar keine so verrückte Idee war. Doch er hat sich nie für irgendetwas entschuldigt.

Am Mittwoch, dem 13. Februar 1946, einen Tag bevor Sir Arthur Harris nach Südafrika abreiste, wurde in Dresden der erste Jahrestag der Bombardierung begangen.

Die 20 Gedenkveranstaltungen unterschiedlicher Art unterlagen der strengen Führung von Major Broder von der Sowjetischen Militäradministration. Eine Notiz eines der Mitarbeiter des Majors an Walter Weidauer, den kommunistischen kommissarischen Bürgermeister Dresdens, hielt Broders gebieterei-sche Forderungen fest:

Es soll alles vermieden werden, was den 13. Februar als Trauertag erscheinen lässt. Über politische Veranstaltungen am 13. Februar wird er am 29. Januar Besprechungen führen. Die Meinung des Majors geht dahin, dass, wenn der 13. Februar eine falsche Note bekommt, sich sehr leicht Tendenzen gegen die Alliierten äussern könnten; das müsste unter allen Umständen vermieden werden.¹³

Es gab kein Wort der Kritik an der Rolle der westlichen Alliierten beim Bombardement. Die offizielle Linie war, dass den Nazis und speziell Mutschmann alles Furchtbare anzulasten sei, das Deutschland und Dresden widerfahren war. Ein Artikel in der von den Sowjets herausgegebenen *Tageszeitung für die deutsche Bevölkerung* unter dem Titel «Der Abschaum der Menschheit» erklärte den sächsischen Gauleiter in den schärfsten Tönen zum Hauptschuldigen:

Er [Mutschmann] war es, der zusammen mit Hitler Dresden in eine Rüst-kammer Deutschlands verwandelte, in ein Pulverfass, d. h. eine Nachschub-quelle, die das Material für die Vernichtung friedliebender Völker lieferte. ...Er hat die unheilvollen Kräfte heraufbeschworen, durch die Dresden zer-stört wurde. Das Spiel mit dem Feuer rächte sich – allerdings nicht unmit-telbar an Mutschmann, der einen persönlichen Bunker aus Eisenbeton be-sass...¹⁴

In den beiden folgenden Jahren fielen die offiziellen Gedenkkundgebungen aus, doch als der 13. Februar nahte, erschienen in der kommunistisch gesteuerten Presse gleichlautende Erklärungen. Man betonte, jetzt müsse der Blick nach vorn gerichtet und aufgebaut werden, statt über die katastrophalen Folgen des Hitler-Regimes nachzubrüten. In einer Zeitung hiess es 1947: «Alles zu tun, um unser Dresden in einem friedlichen, wahrhaft demokratischen Deutschland wieder aufbauen zu können, sei heute unser aller Gelöbnis.»¹⁵

Zwei Jahre später nannte dieselbe Zeitung eine Zahl von rund 32'000 Toten: 13'000 begraben, 5'000 auf dem Altmarkt eingäschert und 14'000, die noch unter den Trümmern verschüttet waren. Letztere Schätzung sollte sich als falsch herausstellen. Was die Kommission betrifft, die im Jahr 1946 die Frage untersucht und sich für 35'000 Tote entschieden haben soll, so finden sich darüber, wie Vertreter des heutigen Stadtmuseums betonen, keine Akten im Stadtarchiv. Dennoch scheint ausser Frage zu stehen, dass man in den ersten vier Jahren nach Kriegsende aus dem schrecklichen Schicksal Dresdens keinen nennenswerten politischen Nutzen gezogen hat.

Dann kam es in den Jahren 1948/49 zur Berliner Luftbrücke und der definitiven Teilung Deutschlands, dem kommunistischen Umsturz in der benachbarten Tschechoslowakei (von Dresden aus sind es bis zur Grenze nur 48 Kilometer), und quer durch das Herz Europas ging endgültig der Eiserner Vorhang nieder. Kurz darauf hatte die Sowjetunion ihre erste Atombombe getestet. Der Kalte Krieg war voll im Gange, und Dresden rückte in kürzester Zeit zu einer der beliebtesten Schachfiguren in der Propagandaschlacht auf. In den Kommentaren der kommunistisch gelenkten Presse wurde plötzlich ein ganz anderer Ton angeschlagen:

Doch die Schreckenstage des 13. und 14. Februar sind zugleich eine Anklage gegen die anglo-amerikanische Kriegführung, die sich durch diese Tat nicht mit Ruhm, sondern mit Schmach bedeckt hat. ... Die grauenhafte Vernichtung Dresdens war durch keinerlei strategische Überlegungen im Hinblick auf die endgültige Vernichtung der faschistischen Armee zu rechtfertigen, denn diese Armee existierte als ernst zu nehmender Gegner überhaupt nicht mehr.¹⁶

Dass die deutsche Armee Mitte Februar 1945 «nicht mehr als ernst zu nehmender Gegner der Alliierten existierte», hätte sicherlich den fanatischen General Schörner in Erstaunen versetzt, dem damals in der Heeresgruppe Mitte noch ei-

ne Million Mann unterstanden, mit Dresden im Rücken, während fieberhaft Panzergräben und -fallen gebaut wurden. Die 79'000 Rotarmisten, die zehn Wochen später bei der Einnahme Berlins fielen, und die mehr als eine Viertelmillion sowjetischer Soldaten, die bei den Kampfhandlungen verwundet wurden, hätten hier ebenfalls eine falsche Darstellung beklagen dürfen, nicht zu vergessen die 125'000 Berliner, die bei den Strassenkämpfen umkamen¹⁷, die Truppen der westlichen Alliierten, die drei Wochen brauchten, um im März den Rhein in nennenswerter Zahl zu überschreiten, oder die Besatzungen der 400 britischen und amerikanischen Bomber, die in kaum geringerer Zahl von Mitte Februar bis zum Kriegsende verloren gingen.

Die Verdrehungen nahmen von Jahr zu Jahr zu. 1950 wurde in Ostberlin ein offizielles Komitee gebildet und damit beauftragt, überall in der soeben gegründeten DDR Kundgebungen zum Gedenken an den Luftangriff auf Dresden im Jahr 1945 zu organisieren. Das Ziel war jetzt, Widerstand gegen «die amerikanischen Kriegshetzer» zu leisten.

Die Nationale Front des demokratischen Deutschland kämpft gegen die Zerstörer Dresdens, die Kriegstreiber von heute!

Amerikanische Bomber zerstörten Dresden – mithilfe der Sowjetunion bauen wir es wieder auf!

Weil wir den Frieden lieben, hassen wir die amerikanischen Kriegshetzer!

Abenteuerliche Behauptungen und noch abenteuerlichere Zahlen wurden in Umlauf gebracht – und diesmal dachten die kommunistischen Behörden nicht daran, sie zu korrigieren. In Freiberg westlich von Dresden wurde erklärt:

Durch Bomben, Phosphor und Schwefel wurden 320'000 Menschen ermordet, unter ihnen 150'000 Umsiedler. Dieses Verbrechen gegen die Menschlichkeit, begangen an wehrlosen Frauen und Kindern, werden wir den Amerikanern nie vergessen.

In der gelenkten Presse wurde die Zahl der Opfer der Bombenangriffe mit 45'000, die der Teilnehmer an den Kundgebungen mit 10'000 angegeben. Ein führender Vertreter des ostdeutschen Informationsamtes erklärte, dass die Bombardierung Dresdens erfolgte, «weil die Wall Street wünschte, dass es der Sowjetunion, dem Verbündeten, unmöglich gemacht würde, der deutschen Bevölkerung nach Kriegsende zu helfen».

Im Juni 1950 brach der Koreakrieg aus. Am 13. Februar 1951 fanden zum Gedenken an den Feuersturm in der ganzen DDR Massenkundgebungen statt, auf denen es hiess, der aktuelle Präsident der USA, Harry Truman, habe die Bombardierung Dresdens befohlen (er war damals Vizepräsident). Zwei Jahre später, 1953, als Eisenhower Truman im Weissen Haus abgelöst hatte, erklärte Walter Weidauer, Eisenhower persönlich sei verantwortlich gewesen.¹⁸ Keine Verdrehung war radikal genug. Es wurde behauptet, der Angriff sei «ohne Wissen und gegen den Willen der sowjetischen Kriegführung» befohlen worden. Vertreter der ostdeutschen Führung übernahmen die von Goebbels erfundene Wendung «anglo-amerikanische Luftgangster» und den Ausdruck «Terrorangriff». 1954 wurden als Totenzahl offiziell «Hunderttausende» genannt.¹⁹

Die Märchen, die aus der Katastrophe erwachsen, hielten sich hartnäckig und wurden von vielen, wenn auch nicht von allen Dresdnern geglaubt. Manche – etwa die Legende, Gauleiter Mutschmann sei im Voraus über den Luftangriff informiert gewesen, und seine Untergebenen seien dabei beobachtet worden, wie sie einen Tag vorher Teppiche und Möbel von unschätzbarem Wert aus seiner Villa fortschafften – machten so oder ähnlich in fast jeder bombardierten deutschen Stadt die Runde, wobei nur der Name des Gauleiters sich änderte. Im Fall Dresdens kamen allerdings einige überraschende Wendungen hinzu, die der berechtigten Klage der Stadt über ihre Leiden einen Hauch des Besonderen, der Auserwähltheit verliehen: so etwa die Beschuldigung des deutsch-amerikanischen Kameraherstellers Charles A. Noble, er habe die Bomber zu ihren Zielen in Dresden gelenkt, und die Legende, die Amerikaner hätten um ein Haar die Atombombe an Dresden ausprobiert.*

Mitte der Fünfzigerjahre war die Generallinie klar: Die Briten und Amerikaner hatten Dresden teils aus reiner Bosheit, teils aber auch im Rahmen einer Kampagne bombardiert, jene Gebiete Deutschlands zu zerstören, die künftig zur sowjetischen Besatzungszone gehören sollten. Bei dieser Linie sollte es bis in die Achtziger Jahre im Grossen und Ganzen bleiben, wobei die Opferzahlen parallel zur Temperatur des Kalten Krieges immer wieder stiegen und sanken.

* Siehe Anhang C für Details dieser Legenden.

29. KAPITEL

Die sozialistische Stadt

Vor 1914, selbst noch vor 1939 war die Welt zu Gast in Dresden.

Während der kurzen, ungestümen Blütezeit von Hitlers «Grossdeutschem Reich» befand Dresden sich im geografischen Herzen dieses Traums von einem gewaltsam germanisierten Mitteleuropa. Auf dieser Grundlage machte man enthusiastische Pläne für die Erweiterung der Elbmetropole. Dann wurde eine wunderschöne Stadt, deren Menschen geglaubt hatten, sicher zu sein, auf unvorstellbare Weise verwüstet. Ein Symbol der Kultur geriet unter sowjetische Besatzung, lag nicht mehr im Herzen der grossen mitteleuropäischen Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaft, sondern sank herab zu einer Provinzstadt in einem entlegenen Winkel eines kleinen, geschlagenen Satellitenstaates.

Unmittelbar nach dem Krieg galt die Hauptsorge wie überall in Europa, aber besonders in den zerbombten Städten Deutschlands, dem nackten Überleben. Ein Dach über dem Kopf. Genug zu essen. Dresdens Bevölkerung war im August 1945 auf 360'000 gesunken, gut die Hälfte der Zahl in Friedenszeiten.¹ Eine Arbeit, irgendeine Tätigkeit, die so etwas wie einen Lohn einbrachte, war etwas Kostbares. Alles wurde noch dadurch erschwert, dass die Männer als Kriegsgefangene jahrelang fortblieben. Mit einer langen Gefangenschaft hatten besonders diejenigen zu rechnen, die den Sowjets in die Hände gefallen waren und als Arbeitskräfte zum Wiederaufbau in die Sowjetunion gebracht wurden. Aber wie sah es mit dem Wiederaufbau in Dresden aus? Zuerst mussten Wege durch die Trümmer gebahnt und dann die Trümmer selbst fortgeschafft werden. Die meisten Hauptverkehrsstrassen wurden in der zweiten Jahreshälfte 1945 freigeräumt. Danach wartete die gewaltige Aufgabe, eine riesige Trümmerwüste zu beseitigen, die sich über 20 Quadratkilometer erstreckte.

Dresden brachte – wie andere deutsche Städte – in jenen schweren ersten Nachkriegsjahren eine neue Art von Helden, genauer gesagt von Heldinnen (wegen des Männer mangels) hervor: die Trümmerfrauen. Sie waren es, die aus den zerbombten Ruinen das Größte beseitigten, den Schutt ausgruben, ihn trennten und die Steine, wenn möglich, so herrichteten, dass sie wiederverwendet werden konnten. Der Schutt wurde aus der Stadt befördert, zuerst auf Karren ähnlich denen, die 1760 zur Anwendung gekommen waren, nachdem die Preussen Dresden beinahe zerstört hatten, und dann mit einem Netz von Schmalspurbahnen, den berühmten Trümmerbahnen, deren Gleise man 1946 zu legen begann.

Das erste von etlichen grossen mechanisierten Sortierzentren entstand in den Ruinen der Johannstadt, dort, wo sich der weitläufige, belaubte Dürerplatz erstreckt hatte. Hier wurde der Schutt in feinen und groben Schutt eingeteilt und der wieder verwendbare Sandstein nach Grösse sortiert. Wiederverwendbare Steine und Ziegelsteine wurden zurückbehalten; das unbrauchbare Material wurde mit Schmalspurbahnen zu Kippen am Stadtrand gefahren und entsorgt. Später errichtete man überall solche Sortierzentren.

Zwischen dem Käthe-Kollwitz-Ufer (vormals Hindenburgufer) und der Elbe zog sich ein zwei bis zweieinhalb Kilometer langer und 90 Meter breiter Graben hin, der den grössten Teil des Schutts aus dem mittleren und dem östlichen Teil der Altstadt aufnahm. Aus dem Schutt des Westteils schuf man einen Trümmerberg im Ostra-Gehege, nördlich der Friedrichstadt und in der Nähe des ursprünglichen Zielpunkts der RAF. Ein anderer künstlicher Trümmerhügel in Dobritz erwuchs aus allem, was aus den Stadtteilen Johannstadt und Striesen nicht wiederverwendbar war. Die Arbeit war schwer, und die Rationen waren in den ersten Jahren mager. Die häufigen Unfälle bei dieser Arbeit führte man auf die verbreitete körperliche Schwäche zurück.

Nach dem Krieg schätzte man, dass 32 bis 40 Kubikmeter Trümmerschutt auf jeden der 627'000 Einwohner des Vorkriegs-Dresden (1939) entfielen – verglichen mit 16 Kubikmetern pro Berliner und 21,65 für einen Bewohner von Frankfurt am Main. Von insgesamt 220'000 Wohnungen vor dem Krieg lagen 90'000 in Trümmern. Nur 21 Prozent aller Wohnungen innerhalb der Stadtgrenzen waren gänzlich unbeschädigt geblieben. Herbert Conert, vor dem Krieg einer der Direktoren der Stadtplanung, der von den neuen Herrschern übernommen wurde, schätzte für den Wiederaufbau Dresdens einen Zeitbedarf von «mindestens 70 Jahren».²

Die erste Frage für die neuen kommunistischen Behörden war: Wo sollten

die Dresdner wohnen? Neben der historischen Altstadt waren ganze Innenstadtviertel zerstört worden: die Johannstadt, Striesen, ein grosser Teil der Südvorstadt, das meiste von Strehlen, die Seevorstadt und ein grosser Teil der Neustadt. Es waren zufällig nicht die Gebiete Dresdens mit einem hohen Arbeiteranteil. Die Arbeiterviertel lagen im Westen, Norden und Nordwesten der Stadt, in Bezirken wie dem westlichen Teil der Friedrichstadt, Pieschen, Mickten, Trachau und Cotta. Wenn dies in den Augen mancher eine Ungerechtigkeit seitens der Alliierten war – hätten nicht gerade diese industriellen Entwicklungs- und Arbeiterwohngebiete bombardiert werden sollen? –, so mochten sie in einem gewissen Sinne Recht haben, doch deckte sich das Gebiet des Feuersturms zufällig mit einem anderen. Dort, wo die alliierten Luftangriffe die grössten Zerstörungen verursacht hatten, hatte die NSDAP in der letzten freien Wahl vor Hitlers Machtübernahme die höchsten Stimmenanteile in Dresden erzielt: Johannstadt, Seevorstadt, Pirnaische Vorstadt, innere Neustadt, Südvorstadt, im Westen von Striesen und Strehlen (die innere Altstadt erreichte von allen Bezirken fast den höchsten Anteil an NS-Stimmen).

Unter Architekten und Planern war in der unmittelbaren Nachkriegszeit oft davon die Rede, beim Wiederaufbau Dresdens ein «Gleichgewicht» von Tradition und Moderne zu finden. Die neuen kommunistischen Herren hatten andere Vorstellungen.

So bewundernswert die grosse Trümmerbeseitigung erscheinen mochte – und es in hohem Masse auch war –, sie erfüllte für das neue Regime doch mehr als nur den ganz offenkundigen Zweck. Als dieses massive staatliche Vorhaben gerade in Gang kam, verkündeten die Behörden, dass für die Erhaltung und den eventuellen Wiederaufbau von Immobilien in Privatbesitz (darunter viele der Gebäude um den Altmarkt, die für rettbar erklärt worden waren, und Dutzende von teilweise beschädigten barocken Stadthäusern) und von kirchlichen Bauten (einschliesslich der sehr gut restaurierbaren, 700 Jahre alten Sophienkirche, deren Doppeltürme zwischen dem belebten Postplatz und den Lustgärten des Zwingers stolz emporragten) allein deren Eigentümer beziehungsweise die Kirchen aufzukommen hätten.

Was die Trümmerbeseitigung selbst betraf, so wurde sie energisch vorangetrieben, ohne sonderlich darauf Rücksicht zu nehmen, ob die betreffenden Flächen möglicherweise restauriert werden konnten. Man bemäntelte das damit, dass es auf absehbare Zeit an neuen Baustoffen mangeln werde und daher allein die Wiederverwertung infrage komme. Tatsächlich forderten die Russen Baustoffe und Altmetalle in grossen Mengen, die in die Sowjetunion geschafft wer-

den sollten, darunter auch die Bronze der eingeschmolzenen Statuen, welche die zahlreichen Grünanlagen und Strassenbrunnen Dresdens geschmückt hatten.

Die Aussenwände und Fassaden von mittel und schwer beschädigten Gebäuden wurden bald nach Kriegsende gesprengt, aus Sicherheitsgründen. Oft war das durchaus gerechtfertigt – viele Dresdner, die damals in der Stadt waren, berichten davon, dass Fussgänger von Trümmern, die plötzlich auf die Strasse stürzten, erschlagen wurden oder nur um ein Haar diesem Schicksal entgingen –, doch erreichte diese vorbeugende Zerstörung bald ein solches Ausmass, dass die architektonischen Berater und Denkmalschützer der Stadt Protest einlegten. Viel konnten sie allerdings nicht ausrichten. Die Dresdner, die zu retten versuchten, was von ihrer geliebten Stadt noch zu retten war, mussten ohnmächtig zusehen, wie historische Bauten, die man hätte wiederherstellen können, entweder gesprengt (ohne dass auch nur die Gelegenheit bestand, sie auf Fotos festzuhalten) oder durch den achtlosen Einsatz von Sprengmitteln in angrenzenden Ruinen ihrer Stabilität beraubt wurden (dadurch wurden sie zur Gefahrenquelle und mussten deshalb abgerissen werden).

Diese durchaus nicht wohlwollende Vernachlässigung der historischen Substanz seitens der kommunistischen Behörden war nur zum Teil mit dem Materialmangel nach dem Kriege zu rechtfertigen. Bald wurde klar, welchen Kurs das neue Regime steuerte. Einige wenige architektonische Schmuckstücke – das Königsschloss, die Hofkirche, die Oper, das Albertinum und andere Bauten in Elbnähe – sollten langfristig wieder aufgebaut werden. Im Übrigen war das Zentrum Dresdens für den «demokratischen Wohnungsbau» vorgesehen, der Walter Weidauer und den übrigen Genossen so sehr am Herzen lag.

Was dabei am Ende herauskam, war die Zerstörung durch Vernachlässigung dessen, was vom bürgerlichen Dresden noch übriggeblieben war. Bewahrt wurden ironischerweise die grossen königlichen Palais, die Brutstätten des «Parasitentums», doch was von den Quadratkilometern vornehmer Wohnbebauung und öffentlicher Bauten übrig war und vielfach die eigentliche Zierde der Stadt gebildet hatte, liess man verkommen. Dresden sollte, so die offizielle Parole der Partei, «eine sozialistische Stadt» werden. Vom Zentrum bis an den Stadtrand wurde Dresden zu einer Stadt der breiten Hauptstrassen, gesäumt von endlosen Reihen rechteckiger, gleichförmiger «Plattenbauten». Das war die «sozialistische Stadt».

Im Jahr 1962 wurde amtlich verfügt, dass die Frauenkirche als Ruine stehen blieb, um jedermann an die Übel des Krieges zu erinnern (der Wiederaufbau wä-

re wohl auch ruinös teuer geworden). Ansonsten erhielt die Elbsilhouette bis zu den Achtzigerjahren weitgehend ihr altes Aussehen. Das Staatstheater, die Brühlsche Terrasse mit der Akademie der Künste, das Opernhaus, das Albertinum, das Neue Rathaus, die Hofkirche waren wiederaufgebaut worden, und zuletzt – in der Partei gab es ideologisch begründeten Widerstand gegen seine Wiederherstellung – machte man sich an die gewaltige Aufgabe, das sächsische Königsschloss im alten Zustand erstehen zu lassen. Es ist noch immer nicht ganz fertig.

Was den traurigen Rest der Innenstadt und der angrenzenden Stadtviertel anging, so hatte sich nicht viel geändert, seit Kurt Vonnegut 1965 noch einmal nach Dresden gekommen war. Er hatte 1945, in den letzten Wochen vor der Zerstörung, seine Augen am alten Dresden geweidet. «Oz», hatte er nur bemerkt, in Anspielung auf die märchenhafte Residenz des Zauberers in der Geschichte von Frank Baum, die mit Judy Garland verfilmt wurde. 20 Jahre später erklärte der Verfasser von *Schlachthof 5*, das einst berühmte «deutsche Florenz» erinnere ihn an Dayton, Ohio.

Die Elbe war noch immer unverändert schön; die äusseren Stadtteile mit ihren Villen aus dem 19. Jahrhundert waren praktisch unbeschädigt, hatten aber unter der langjährigen Vernachlässigung gelitten. Die Umgebung Dresdens hatte nichts von ihrem unvergleichlichen Reiz verloren.

Dennoch hatte von dem, was Dresden einst zu einer Perle unter den Städten gemacht hatte, ausser seinen Menschen nur wenig überlebt. Die zwanglose Harmonie von Mass und Proportion – der in warmem, verletzlichem Sandstein realisierte Humanismus – war überwiegend dahin, ersetzt durch stalinistischen Gigantismus und poststalinistische Wohnwaben.

Was Weidauer und die anderen Apparatschiks als Verbesserung ausgaben, war zum Teil berechtigt. An ihrer Behauptung, dieses «moderne» Wohnen sei für die Mehrheit der normalen Dresdner eine Verbesserung gegenüber den pittoresken Elendsquartieren mit ihrer deprimierenden Enge hinter den eleganten Fassaden der Altstadt, war etwas Wahres, sie setzte sich aber doch über vieles hinweg, was das Leben lebenswert macht. Man fühlt sich an London erinnert, wo die Planer nach dem Krieg die Slums im East End mit ihrem lebendigen Beziehungsgeflecht abrisen und durch Wohnhochhäuser ersetzen, die zwar hygienische Wohnverhältnisse und eine effiziente Nutzung des Raums brachten, aber mit diesen Vorzügen auch Isolation, Kleinkriminalität und Zerrütung der sozialen Beziehungen.

Wohl schwärmten Weidauer und Seydewitz in ihren Büchern von der verschwundenen Schönheit der Stadt, doch die kommunistischen Planer nach 1945

misstrauten dem alten Dresden – aus dem gleichen Grund, aus dem radikale Nazis wie Ley ihre verrückte, provozierende Meinung äusserten, sie seien «fast froh» gewesen, als es zerstört war. Für die Nazis repräsentierte das alte Dresden eine Toleranz und einen Anstand, den sie verachteten, für die Kommunisten einen «bürgerlichen» Individualismus und ein Festhalten an einer Lebensart, für die es in der produktiven proletarischen Zukunft keinen Platz gab.

In den hinteren südöstlichen Winkel der eingemauerten DDR gezwängt, gehörten Dresden und sein Umland zu den wenigen Gebieten Ostdeutschlands, die kein Westfernsehen empfangen konnten. Die meisten Ostdeutschen waren tagsüber loyale Bürger des «Arbeiter-und-Bauern-Staates», doch abends verfolgten sie begierig westdeutsche Unterhaltungsprogramme, Fernsehspiele und – mit verhängnisvollen Folgen für das Regime – Nachrichtensendungen. Anders war das in Dresden, das aufgrund seiner Lage tief im Elbtal für westliche Sender unerreichbar war. Man sprach spöttisch vom «Tal der Ahnungslosen», weil die Leute hier immer als Letzte erfuhren, was in der Welt draussen geschah. Jedem, der das erwähnt, macht Pfarrer Hoch, ein begeisterter Lokalpatriot, angelegentlich klar, dass die Dresdner natürlich Westrundfunk empfangen konnten. Aber der Witz hatte eine Pointe. Wenn jedes Bild eine Geschichte erzählt, dann folgte aus der Bilderlosigkeit, dass die gemeinsame Geschichte der Stadt schwerwiegende Lücken aufweist.

In den 45 Jahren zwischen dem Ende des Krieges und dem Fall der Mauer war Dresden isoliert. Durch die Ereignisse des Februar 1945 schon traumatisiert, stürzten die Bewohner der Stadt sich in den Bau von Wohnungen, um die Zehntausende zerstörter Häuser zu ersetzen, und in die Schaffung des Anscheins einer wiederbelebten Kultur. Doch unter der Oberfläche der fröhlichen, strahlenden neuen sozialistischen Stadt garte unausgesprochener Schmerz; in dem verkrafft Dunkel des kollektiven Gedächtnisses Dresdens brüteten Gerüchte und Fantasievorstellungen.

30. KAPITEL

Der Schlaf der Vernunft

«Ein feindliches Industriezentrum in Brand stecken und zerstören» – so lautete der Befehl für die 5. Bombergruppe am 13. Februar 1945.

Die scheusslich utilitaristische Beschreibung Dresdens ignorierte bewusst die verwickelte Eigenart des Ziels und den wahren Zweck des Angriffs, fasste aber zugleich mit erschreckender Präzision zusammen, was am Boden geschah. Dresden wurde tatsächlich in Brand gesteckt und zerstört, innerhalb einer Nacht. Mit der Stadt wurde ein Teil ihrer Industrie den Flammen überantwortet. Dagegen 25'000 bis 40'000 Menschen, ein in Jahrhunderten geschaffenes architektonisches Erbe und eine geschätzte, beneidenswerte Lebensform.

1942, fast genau drei Jahre vor der Zerstörung Dresdens, hatte die erste Weisung für das Flächenbombardement Bomberformationen erlaubt, Wohngebiete und damit die Moral ebenso anzugreifen wie erkennbare militärische und industrielle Ziele. Es war das ein Zeichen nicht der Stärke, sondern der Schwäche gewesen. Es war ein Eingeständnis gewesen, dass die Treffsicherheit bei Nacht so schlecht war, dass man realistischerweise Präzisionsziele einfach nicht angreifen konnte. Man musste sich entscheiden, Stadtgebiete in Deutschland entweder flächenhaft oder überhaupt nicht zu bombardieren, und eine britische Militärelite, die unter gewaltigem Druck stand, gegen die Nazis «irgendetwas zu tun», konnte gar nicht anders. Lübeck und Rostock waren das unmittelbare Ergebnis. Dann kamen das Ruhrgebiet, Hamburg, Berlin. ... Und die deutschen Opferzahlen stiegen.

In dieser britischen Entschlossenheit, rücksichtslos zurückzuschlagen, äuserte sich die Mentalität einer belagerten Insel, die aus ihrer Seefestung heraus Ausfälle gegen den Feind unternahm. Die Deutschen mochten den Kontinent zwar in ihre Gewalt gebracht haben, doch würden sie in ihrem Herrschaftsbe-

reich nicht sicher sein. Und man dachte, dass auch der Durchschnittsdeutsche nicht sicher sein würde und nicht sicher sein sollte. Die deutsche Zivilbevölkerung (ausgenommen die in Ostpreussen in den ersten Wochen des Ersten Weltkriegs) hatte 1870/71 und 1914-1918 zugeschaut, wie ihre Armeen auf dem Boden anderer Völker gekämpft hatten. Noch 1943 hatte Goebbels mit Genugtuung bemerkt, die weiträumigen deutschen Eroberungen versetzten das Reich in die Lage, den Krieg tausende Kilometer von seinen Grenzen entfernt zu führen – auf Dauer, wie er damals glaubte.¹ Das war richtig, soweit es Bodenoperationen betraf, aber er berücksichtigte nicht die anglo-amerikanische Luftmacht. Die Bombenangriffe der RAF machten der belagerten britischen Bevölkerung Mut und führten den Millionen in Deutschland, die für Hitler gestimmt und ihn unterstützt hatten, und den weiteren Millionen, die sich mit ihm, solange er erfolgreich war, abgefunden hatten, vor, dass Krieg immer mit einem Preis verbunden ist.

Ein vieltausendfach über dem Reich abgeworfenes Flugblatt erinnerte die Deutschen daran: «Europa ist eine Festung. Aber es ist eine Festung ohne Dach.»

Den Feuersturm hatten die Briten in Hamburg entdeckt, und sie waren zu dem Schluss gekommen, dass dieses beeindruckende Phänomen, wann immer sie eine Stadt angriffen, nach Möglichkeit wiederholt werden sollte. Warum nicht?

Das soll nicht heissen, dass dem Bomber Command nichts anderes übrig blieb als Flächenbombardements. Was man gegen spezielle Ziele, vor allem die Hydrierwerke, unternahm, war wirkungsvoll. Das gilt auch für Eisenbahn- und andere Verkehrsziele. Harris selbst war verblüfft, wie treffsicher seine Flugzeugbesatzungen waren, als ihnen nach der Landung in der Normandie taktische Bombenangriffe bei Tage übertragen wurden (man muss dabei aber bedenken, dass die klaren, langen Sommertage die beste Zeit für solche Angriffe waren). Als er im Herbst 1944 dem Bomber Command wieder die Aufgabe stellen konnte, Deutschland zu bombardieren, hatten alliierte Kampfverbände auf dem Kontinent Fuss gefasst, und Grossbritannien war nicht mehr eine in die Enge getriebene Inselmacht. Die Technik hatte Fortschritte gemacht. H2S und Gee und all die anderen Wunder der Technik hatten nach und nach die Treffsicherheit der Bombenabwürfe der RAF gesteigert, sogar bei Nacht und sogar bei schlechtem Wetter.

Doch wirkungslose Angriffe wie der auf Chemnitz, der weniger als 24 Stunden nach der Zerstörung Dresdens fast zu einem Fiasko wurde, zeigten auch, wie leicht etwas schief gehen konnte. Noch kurz vor Kriegsende hatten die

Amerikaner, obwohl sie bei Tag angriffen, Schwierigkeiten, ihre versprochenen «Präzisionsbombardements» zu verwirklichen, wenn sie nicht absolut klare Sicht hatten. Zwischen September 1944 und April 1945 wurden von den Bomben der 8. Luftflotte nur 30 Prozent im optischen Zielverfahren abgeworfen, 70 Prozent dagegen blind mithilfe von H2X. Man hat geschätzt, dass von diesen 70 Prozent mit Radarunterstützung abgeworfener Bomben nur *zwei Prozent* weniger als 300 Meter von ihren Zielpunkten abwichen.² Aber was sollten die Westmächte tun? Ihren gesamten Luftstreitkräften Startverbot erteilen, ausser wenn die Bedingungen (in Nordwesteuropa, im Winter) eine genaue optische Ortung des Ziels garantierten? Das hätten sie tun können. Aber sie taten es nicht.

Angesehene Historiker des Luftkriegs, vor allem Anthony Verrier und Max Hastings, sind überzeugt, dass die RAF nach dem Sommer 1944 das Bombardieren von Städten hätte einstellen können und sollen und sich besser auf Präzisionsangriffe konzentriert hätte. Indem sie das nicht taten, ja sogar die Bombardierung städtischer Bevölkerungszentren in Deutschland noch steigerten, hätten die Briten und bis zu einem gewissen Grad auch die Amerikaner ihre moralische Überlegenheit eingebüsst. Das mag zutreffen, und seit Kriegsende waren die Prioritäten des Bomber Command Gegenstand intensiver Prüfung und verbreteter Kritik.

Gegen diese Überzeugung gibt es jedoch Einwände teils politischer, teils praktischer Natur. Es fällt schwer zu glauben, dass ein freiwilliges Abrücken vom Städtebombardement im Winter 1944/45 für die öffentliche Meinung der alliierten Länder akzeptabel gewesen wäre, besonders nachdem der deutsche Widerstand sich im Herbst verstärkt hatte und Hitlers Wehrmacht im Dezember in den Ardennen zum Gegenangriff übergegangen war, dem Zehntausende von alliierten (überwiegend amerikanischen) Soldaten zum Opfer fielen. Und dann waren da die V1- und V2-Angriffe auf Antwerpen, Paris, London und Südingland, bei denen wahllos Tausende von Zivilisten ums Leben kamen. Nicht jeder englische Wähler hätte die Abgeordneten unterstützt, die sich im Unterhaus ständig zu Wort meldeten und verlangten, diese oder jene unbeschädigte deutsche Stadt sei vordringlich zu bombardieren, aber es war doch nur eine Minderheit, die sich auch in der Endphase des Krieges entschieden gegen das Städtebombardement aussprach. Nach der allgemeinen Wahrnehmung hatten die Deutschen «es selbst herausgefordert», hatten sie «den Wind gesät und mussten nun den Sturm ernten».

Zu der Ansicht, dass diese Verwüstungen verursacht wurden, als der Krieg «fast vorüber» war, ist zu sagen, dass niemand wusste, wann der Krieg enden

würde. Die Tatsache, dass Deutschland auch dann noch hartnäckig weiterkämpfte, als die Niederlage längst unabwendbar geworden war (und sich damit fortgesetzte Vergeltungsmassnahmen zuzog), konnte die Herzen einer kriegsmüden, verbitterten alliierten Öffentlichkeit nur verhärten.

Die Einstellungen sollten sich bekanntlich ändern, aber noch war es nicht so weit. «Eine echte Gewissenserforschung», bemerkte Professor Richard Overy, «löste das Bombardement erst aus, als der Konflikt beendet war.»³

Praktisch gesehen waren die Flugzeugbesatzungen unter enormem Aufwand für Grossangriffe ausgebildet worden, deren Ziel im «Städteknacken» bestand. Der riesige bürokratische Apparat der Planer und Verwalter war geschult worden, sie in ihrer Aufgabe zu unterstützen und anzuleiten. Das Flächenbombardement war zur Gewohnheit, ja zur Sucht geworden. Die RAF wusste, wie sie das anzustellen hatte. Und sie garantierte ein Ergebnis. Der englisch-deutsche Schriftsteller W.G. Sebald brachte es in seiner kürzlich veröffentlichten Vorlesung über die deutsche Sicht des Luftkrieges auf die Formel:

Zum einen hatte ein Unternehmen von den materialen und organisatorischen Dimensionen der Bomberoffensive... ein derart hohes Mass an Eigendynamik, dass kurzfristige Kurskorrekturen und Einschränkungen so gut wie ausgeschlossen waren, zumal zu einem Zeitpunkt, da dieses Unternehmen, nach dreijährigem intensivem Ausbau der Fabrikations- und Basisanlagen, seinen höchsten Entwicklungsstand, das heisst seine grösste Zerstörungskapazität erreicht hatte. Das einmal hergestellte Material, die Maschinen und ihre wertvolle Fracht, einfach ungenutzt auf den ostenglischen Flugfeldern liegen zu lassen, dagegen sträubte sich der gesunde Wirtschaftsinstinkt.⁴

Dass der tödliche Kurs des Bombenkrieges im Ergebnis einer unablässigen moralischen Auseinandersetzung und Neubewertung eingeschlagen wurde, wäre eine nette Vorstellung. Nett, aber falsch. Sebalds Erklärung ist einfach plausibler.

Es ging darum, wie man Wirkung erzielte (oder damals glaubte, Wirkung zu erzielen). Der britische Luftstab hatte zunächst aus der sorgfältigen Untersuchung des deutschen Angriffs auf Coventry im November 1940 seine Lehren gezogen. Den nachhaltigsten und entscheidenden Schaden hatte die Luftwaffe im Abwasser-, Energie- und Verkehrswesen der Stadt angerichtet. Fabriken kann man verlegen, auch unter die Erde, oder relativ leicht wieder aufbauen, doch die komplexen und oft verwickelten Systeme, die dem Wohnen in der Stadt

dienen und sich über Jahrzehnte entwickelt haben, sind erheblich schwerer wieder instand zu setzen. Nach einer Besprechung mit Speer im April 1943 hielt Goebbels in seinem Tagebuch fest, dass «industrielle Verheerungen viel leichter beseitigt werden können als Verheerungen an Privathäusern».⁵ Darauf beruhte die Überlegung, nicht die Aussenbezirke von Dresden und die Autobahn und all die Brücken zu bombardieren, sondern das Herz der Stadt, wo die Wohnbebauung dicht ist und alles zusammenkommt. Und genau darin war die 5. Gruppe des RAF-Bomber Command gut: «Zentren» in Brand stecken und zerstören.

Insofern war der Angriff auf Dresden Routine. Viele, vielleicht die meisten Dresdner, die den Feuersturm durchlebten, glauben, dass die Bombardierung ihrer Stadt in ihrer Böswilligkeit, Geschicklichkeit und Zerstörungsabsicht etwas Besonderes gewesen sei. Wie aussergewöhnlich war die Bombardierung Dresdens denn nun wirklich? Die Auswirkungen waren sicherlich aussergewöhnlich. Eine prächtige Stadt voller schöner Gebäude wurde innerhalb einer schrecklichen Nacht und eines Vormittags zerstört. Zehntausende von Nichtkombattanten kamen um oder trugen grauenhafte Verletzungen davon. Der Angriff wurde mit böswilliger Geschicklichkeit geplant und effizient durchgeführt. Aber in seiner Konzeption? Vielleicht doch nicht. Der Verfasser eines der massgebenden deutschen Geschichtswerke über den Bombenkrieg, Olaf Groehler, der selbst aus Leipzig ist, kommt der Wahrheit am nächsten, wenn er die Steigerung der Bombenangriffe in den letzten Kriegsmonaten folgendermassen zusammenfasst:

Mit Blick auf den Luftkrieg ragte das Bombardement von Dresden in der Kette ununterbrochener schwerer Luftangriffe durch seine Vernichtungsdimension offenbar völlig heraus. Genährt durch Gerüchte und Legenden, breitete es sich wie eine Schockwelle über ganz Deutschland aus. In der Tat sprengte die Vernichtungswirkung des Angriffs auf Dresden den Rahmen des herkömmlichen Gewohnten und bisher Erfahrenen. Doch analysiert man die Planungsunterlagen der im Frühjahr 1945 durchgeführten Städteangriffe, so muss man erkennen, dass diese vielfach bis ins Detail dem in Dresden praktizierten Angriffsstil glichen. Nur von der Gunst oder Ungunst der Wetterlage, der Art der Stadtbebauung, einschliesslich von Schutzbauten sowie der in Kriegsjahren gewonnenen Erfahrung der Bevölkerung hing es oft ab, welches Ausmass Vernichtung, Zerstörung und Tötung erreichten.⁶

Praktisch war Dresden also ein schwerer Angriff in einer ganzen tödlichen Reihe massiver Angriffe, aber es hatte aus verschiedenen, unvorhersehbaren Gründen – Wind, Wetter, fehlende Luftabwehr und vor allem schockierende Mängel beim Luftschutz für die Bevölkerung – am schwersten zu leiden. Vielleicht trifft selbst diese Aussage nicht ganz zu. Darmstadt, Kassel, Pforzheim und Würzburg waren kleiner, haben aber wohl nicht weniger gelitten. Pforzheim ist im Verhältnis weit stärker in Mitleidenschaft gezogen worden, denn es verlor in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar 1945 ein Sechstel seiner Bevölkerung – 17'600 Menschen – und rund 83 Prozent seiner bebauten Fläche. Die Bomberstreitmacht, die dies der Stadt am Eingang zum Schwarzwald antat, hatte nicht einmal die halbe Grösse von jener, welche zehn Tage zuvor am «Doppelschlag»-Angriff auf Dresden beteiligt war.⁷

Groehlers Gedanken über die Alltäglichkeit des Dresden-Einsatzes führen ausserdem zu Überlegungen hinsichtlich einer der anderen Fragen, über die man nach dem Krieg rätselte: Unter dem Vorwand, der Roten Armee an der Ostfront zu helfen, soll der Angriff bewusst darauf abgezielt haben, die vordringenden Russen einzuschüchtern (beziehungsweise abzuschrecken). Dies ist in der Tat ein verwickeltes Problem, denn in seinem Meisterwerk *Bombenkrieg gegen Deutschland*, in dem er die oben zitierten Bemerkungen macht, widmet der hervorragende ostdeutsche Historiker einen längeren Exkurs genau dieser Behauptung. Der Einsatz war also mit anderen Worten Routine und erwies sich weitgehend durch Zufall als ungeheuer zerstörerisch – und doch wurde er auch in der planvollen Absicht geführt, «britischamerikanische Waffenstärke gegenüber der Sowjetunion demonstrieren zu können», wie Groehler es formuliert.⁸

Das Hauptbeweisstück ist hier eine für den internen Gebrauch bestimmte Zusammenfassung der Arbeit des RAF-Nachrichtendienstes aus dem Jahr 1945, die dem Verfasser Max Hastings von einem ehemaligen Offizier des Hauptquartiers des Bomber Command in High Wycombe zur Verfügung gestellt wurde. Sie enthält eine Kopie der Einweisung, welche die Staffeln und Geschwader vor dem Angriff auf Dresden erhielten und in der es heisst:

Dresden, die siebtgrösste Stadt Deutschlands und nicht viel kleiner als Manchester, ist zugleich die grösste bislang unbombardierte bebaute städtische Fläche, die der Feind noch innehat. Mitten im Winter mit westwärts strömenden Flüchtlingen und Truppen überfüllt, sind Unterkünfte nunmehr sehr begehrt, nicht nur um Arbeiter, Flüchtlinge und Truppen unterzubringen,

sondern auch, um aus anderen Gebieten verlagerten Ministerien Quartier zu schaffen. Einst für sein Porzellan berühmt, hat sich Dresden heute zu einem Industriezentrum von hervorragender Bedeutung entwickelt. Dresden besitzt wie andere Grossstädte ein umfangreiches Netz von Telefon- und Eisenbahnverbindungen und ist von grosser Bedeutung für die Kontrolle der Verteidigung jenes Abschnitts der Front, der vom Durchbruch durch Marschall Konjew bedroht ist. Die Ziele des Angriffs bestehen darin, den Feind an einer Stelle zu treffen, wo er es am meisten spürt, hinter einer sich bereits in Auflösung befindlichen Front, die Benutzung der Stadt für einen weiteren Vorstoss zu unterbinden und den Russen nebenbei zu zeigen, wenn sie die Stadt erreichen, was das Bomber Command anrichten kann.⁹

Die kleine Spitze am Ende dieses Dokuments bedeutet an sich nicht notwendigerweise, dass man offiziell beabsichtigte, die Russen einzuschüchtern, und Hastings geht denn auch nicht darauf ein. Man könnte sie als eine Art «Live»-Version der ziemlich makabren «Blaubücher» mit Fotos von Bombenschäden in deutschen Städten deuten, die Harris den ganzen Krieg über häufig nach Moskau schickte, um «zu zeigen, was das Bomber Command anrichten kann», und die Stalin mit Genugtuung betrachtet haben soll.

Ernster zu nehmen sind die Äusserungen, die von den britischen Masterbomben bei den zwei Angriffen auf Dresden, Peter de Wesselow und Maurice Smith, in den Siebziger Jahren gegenüber dem Buchautor Alexander McKee gemacht wurden. Groehler gibt an, de Wesselow habe gesagt, dass dieser Angriff «die Sowjetarmee ‚mit der Schlagkraft unseres Bomber Command beeindruckten‘« sollte, während Smith gesagt habe, dass «die Zerstörung einer bisher heil gebliebenen Stadt dieser Art eine bedeutende Wirkung auf die Russen haben würde».¹⁰ Das stimmt insoweit, nur erwähnt Groehler nicht, dass Smith die weniger rätselhaft wirkende Bemerkung hinzusetzte: «Wir hatten den Eindruck, dass die Russen das Bomber Command unterschätzten. Obwohl wir sie nicht mit den anderen Alliierten gleichsetzten, respektierten wir die russische Armee und wollten ihr gegen Hitler helfen.»¹¹ Auch die angeführte Äusserung von de Wesselow wirkt nicht mehr ganz so massiv, wenn man den kompletten Satz zitiert, der wichtige einschränkende Wörter enthält. «Wir wussten, *glaube ich*», erinnerte sich de Wesselow, «und man hat uns *wahrscheinlich* erklärt, dass es den Russen helfen und ihnen darüber hinaus einen Eindruck von der Schlagkraft unseres Bomber Command geben sollte.»¹² Wer kann mehr als drei Jahrzehnte

später noch sicher sein, dass in das, was er *glaubt* erklärt bekommen zu haben, nicht auch Dinge, die er später gelesen hat, und die eindringliche Nachkriegskontroverse mit eingeflossen sind?

Der Inhalt der gründlicheren Einweisungen, die wichtige Leute wie Smith und de Wesselow erhielten, entspricht möglicherweise eher dem, was in dem von Hastings ausgegrabenen Dokument umrissen wird. Sie konnten aufgrund ihrer höheren Stellung das eine oder andere an Klatsch aufgeschnappt haben (Smith erwähnt nicht, gehört zu haben, dass der «Einsatz für Churchill von besonderem Interesse war»). Was die gewöhnlichen Besatzungsmitglieder betrifft, so äusserten einige zwar Bedenken gegen das Bombardieren von Städten, in denen sich Flüchtlinge aufhielten, doch gegenüber dem Verfasser dieses Buches erinnerte sich keiner an einen Hinweis, dass der Angriff auf Dresden den Zweck verfolgte, die Russen so zu «beeindrucken», dass sie eingeschüchtert würden (und nur so verstanden hat Groehlers Behauptung einen Sinn). In diesem Stadium des Krieges, als linke Einstellungen verbreitet waren (1945 sollte mit gewaltiger Mehrheit eine Labour-Regierung gewählt werden), als die Sowjetunion für viele in den Streitkräften und in der Zivilbevölkerung noch ein hochgeschätzter Verbündeter war und Stalin noch als bäuerlicher, Pfeife rauchender «Uncle Joe» wahr genommen wurde, hätte man statt zusätzlicher Motivation wohl nur zornige Verwirrung hervorgerufen, wenn man in eine Besprechung eines routinemässigen Angriffs auch nur indirekt etwas Antirussisches hätte einfließen lassen.

Groehler beschränkt seinen Vorwurf im Übrigen nicht auf die Bombardierung Dresdens. Er sagt, dass, wenn man genau hinschaut, die vermeintliche Machtdemonstration mit «der Einäscherung Dresdens *und anderer Grossstädte*» erreicht werden sollte. Hier wird er vager und zugleich plausibler. Dresden war ein Grossangriff, aber nicht grösser als eine beträchtliche Zahl anderer Angriffe, die damals gegen städtische Gebiete in Deutschland geflogen wurden. Man kann es durchaus für möglich halten, dass mit der Steigerung der Bombenangriffe in der Zeit um Jalta ein doppelter Zweck verfolgt wurde: das Ende Deutschlands zu beschleunigen und zugleich, so die stille Hoffnung, die Sowjets davon abzuschrecken, nach der siegreichen Beendigung des Krieges weiter nach Westen vorzudringen. Dies ist eine alles in allem durchaus mögliche Mischung von Motiven.

Dass Churchill dann in seinem bekannten Memorandum wegen des besagten «Terrorbombardements» Ende März 1945, als die potenzielle sowjetische Bedrohung (von der es angeblich abschrecken sollte) doch wohl eher zu- als abgenommen hatte, kalte Füsse bekam, bleibt in dem Fall allerdings rätselhaft.

Das bisher zugängliche Material ist auslegungsfähig und lässt jedenfalls keinen eindeutigen Schluss zu. Schon ein einziges offizielles Dokument mit einem klaren Hinweis wäre hilfreich, aber offenbar ist bisher keines aufgetrieben worden.

Wo auch immer die Wahrheit liegen mag – und ohne den erwähnten klaren Beweis ist es immer noch am plausibelsten, das Urteil offen zu lassen –, die Behauptungen Groehlers fügten sich doch offensichtlich in die antiwestliche Linie der Deutschen Demokratischen Republik. Er schrieb sein im Übrigen brillantes Buch während der letzten Jahre des Regimes, auch wenn es erst wenige Monate nach dem Fall der Berliner Mauer veröffentlicht wurde.

Die Eskalation des Bombenkriegs beschränkte sich jedenfalls nicht auf die Grossstädte. Andere entsetzliche Massaker scheinen in der allgemeinen Geschichtsdarstellung kaum bemerkt zu werden (selbst Pforzheim erhält in der offiziellen Geschichte des Bomber Command nur den Status einer Fussnote, und auch dann nur als ein Ziel aus einer Liste von Zielen). Und dann ist da beispielsweise der Tagesangriff, den die US-Luftwaffe am 12. März gegen den deutschen Ostseehafen Swinemünde flog. Dies geschah ebenfalls auf Verlangen der Russen, die auf 25 bis 30 Kilometer gegen die Stadt vorgerückt waren. Wegen schlechter Sicht setzte man H2X (Bombardieren mittels Radar) ein. Man glaubte, viele deutsche Schiffe und Hafenanlagen zerstört zu haben, doch bei dem Angriff wurden, wenn man örtlichen deutschen Berichten glauben kann, ausserdem bis zu 23'000 Flüchtlinge aus dem Osten getötet, die in kilometerlangen Schlangen auf Schiffe warteten, welche sie über die Bucht ans westliche Ufer bringen sollten. Fast mit Sicherheit waren die tatsächlichen Opferzahlen niedriger, aber fünfstellig dürften sie einem neueren deutschen Autor zufolge immer noch gewesen sein.¹³ «Es brachte», heisst es in der offiziellen amerikanischen Kriegsgeschichte, «eine spannende Abwechslung von der üblichen Routine.»¹⁴ Die offizielle Meldung der USAAF stufte Swinemünde als «Verkehrsziel» ein.

Letztlich muss man Dresden neben die anderen furchtbaren Bombenangriffe stellen, die in den beiden letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs und besonders in den letzten Monaten gegen Deutschland geflogen wurden, und in diesem Lichte betrachten: als den – weitgehend zufallsbedingt – verheerendsten und grausigsten. Wenn jedoch moralische Fragen gestellt werden, scheint es kaum begründbar zu sein, Dresden als einen «Sonderfall» zu betrachten, der eine eigene Dimension besitzt. Dresden besass schöne Bauwerke. Das trifft auch für viele weitere deutsche Städte zu. Jörg Friedrichs Buch zählt eindringlich die Kir-

chen, Paläste, historischen Bauten, Bibliotheken und Museen auf, die von den alliierten Bomben den Flammen überantwortet wurden: vom Goethehaus in Frankfurt bis zu den Gebeinen Karls des Grossen im Aachener Dom; von den unersetzlichen Inhalten der 400 Jahre alten Staatsbibliothek in München bis zu den Rokokoherrlichkeiten des Erzbischofssitzes in Würzburg, einer Stadt, die selbst ein Kunstwerk war.¹⁵

Der Bombenkrieg machte keinen, konnte keinen Unterschied machen zwischen den beiden Ländern, die Deutschland war: dem stolzen, alten, humanistischen Deutschland, das trotz der ärgsten Bemühungen seiner allzu ehrgeizigen Herrscher und seiner gierigen Nachbarn seine Wurzeln in einer jahrhundertealten blühenden Vergangenheit hatte, und dem gewalttätigen, aggressiven Deutschland, das von den Nazis, diese Traditionen vergewaltigend, nach 1933 geschaffen worden war.

Martin Mutschmann setzte sich innerhalb der letzten 24 Stunden vor der Kapitulation Deutschlands aus seiner Hauptstadt Dresden ab. Er floh in das noch unbesetzte Erzgebirge, in das Haus eines Bekannten, wo er entweder von örtlichen Kommunisten oder von sowjetischen Truppen am 10. Mai festgenommen wurde. Der gestürzte Gauleiter wurde später einem eingehenden Verhör unterzogen:

FRAGE: Was sagen Sie zu den Luftangriffen auf Dresden?

MUTSCHMANN: Es ist furchtbar, was da in einer Nacht für Werte zerstört wurden. Dresden war eine an Kunstschätzen und vielen anderen Dingen unendlich reiche Stadt. Das ist nun fast alles kaputt.

FRAGE: An die Menschenopfer denken Sie wohl gar nicht. Sie rechnen anscheinend nur in Sachwerten.

MUTSCHMANN: Menschen sind natürlich auch sehr viele umgekommen. Aber ich meinte nur, die Kunstschätze kann man nicht mehr ersetzen.

FRAGE: Wie konnte es zu den grossen Menschenverlusten kommen?

MUTSCHMANN: Dresden war auf einen Luftangriff nicht genügend vorbereitet. Ich habe mich zwar um den Bunkerbau bemüht, aber ich bekam von oben her keine Arbeitskräfte und kein Material, Zement usw. Man hat mir Vorwürfe gemacht, weil ich mir in meinem Haus in der Stadt und auf meinem Besitz in Grillenburg Bunker habe bauen lassen. Das waren aber reine Privataufträge, die ich aus privaten Beständen ausführen lassen konnte. Ein Bunkerbau für die ganze Stadt wurde nicht durchgeführt. Ich musste zwar mit einem Grossangriff auf Dresden rechnen, aber dann hoffte ich doch wieder, dass Dresden nichts geschehen würde.¹⁶

Das Gemisch von Motiven, die moralische Abgestumpftheit und die weit hergeholtten Ausreden vermitteln einen treffenden Eindruck von der Mentalität eines spiessigen Funktionärs, der sich hinter einem künstlerischen Erbe versteckte, das er weder verstand noch zu bewahren wusste. Dies ist die authentische Stimme des Regimes: Für nichts übernahm er Verantwortung, und er flüchtete sich in krasse Unwissenheit, als ihm vorgehalten wurde, dass er mitverantwortlich sei für die Zerstörung einer Stadt und eines Landes, das weit Besseres verdiente, als er und seinesgleichen zu geben bereit waren. Dresden hätte der gesamten Menschheit in den kommenden Jahrhunderten erhalten werden können, wären da nicht die brutalen Träume von Eroberung, Versklavung und Völkermord gewesen, die Mutschmann und seinesgleichen fast bis zum Ende hegten.

Was schliesslich aus Mutschmann geworden ist, weiss man nicht. Die einen sagen, er sei 1948 (da wäre er fast 70 Jahre alt gewesen) in Dresden an den Folgen einer Misshandlung gestorben, andere, er sei irgendwann vor 1950 in der Moskauer Lubjanka von der russischen Geheimpolizei erschossen worden.

Als die ersten sowjetischen Truppen gegen Ende 1944 über die deutsche Grenze nach Ostpreussen eindringen und auf ihrem Vormarsch plünderten, vergewaltigten und brandschatzten, waren sie, wie Antony Beevor bekundet, «angewidert von dem Reichtum», den sie überall antrafen, in Kleinstädten ebenso wie auf dem Lande. Die gepflegten Häuser, die Beweise des Wohlstands und des materiellen Wohlergehens auf Schritt und Tritt machten sie nur noch wütender. Ein Pionier der Roten Armee sagte zu seinem Vorgesetzten:

Wie soll man sie behandeln, Genosse Hauptmann? Überlegen Sie einmal! Es ging ihnen gut, sie hatten reichlich zu essen, Vieh, Gemüsegärten und Apfelbäume. Und dann haben sie uns überfallen. Sie kamen sogar bis in meinen Oblast Woronesch. Dafür, Genosse Hauptmann, sollten wir sie erwürgen.¹⁷

Das ist vielleicht die grosse, noch immer unbeantwortete Frage im Hinblick auf Deutschland und die Deutschen zwischen 1933 und 1945. Wie konnten diejenigen, die über die gewaltigen materiellen und geistigen Schätze solcher Orte wie Dresden verfügten, das alles aufs Spiel setzen, indem sie einen rücksichtslosen, weitgehend völkermörderischen Krieg gegen das restliche Europa vom Zaun brachen? An Lebensraum fehlte es Deutschland nicht, gleichgültig, was Nazi-Ideologen behaupten mochten. Erwartete irgendjemand ernsthaft, dass die Welt,

als sie zurückschlug, Samthandschuhe anlegen würde, um nur ja nicht die Kunstschatze Deutschlands zu beschädigen oder deutsche Zivilisten zu töten?

Wer nur den Krieg in Westeuropa vor Augen hat, macht sich kein Bild von dem ungeheuren Blutbad, das die einmarschierenden Deutschen unter der Zivilbevölkerung im europäischen Russland anrichteten. Gerade die Ungeheuerlichkeit eines solchen, aus vielen einzelnen Gewalttaten zusammengesetzten Mosaiks ist schwer zu begreifen, und deshalb suchen wir instinktiv nach dem persönlichen, dem besonderen, dem scheinbar eindeutigen Fall. Im Zweiten Weltkrieg starben, was selten erwähnt wird, durch Bomben fast genauso viele sowjetische Bürger wie Deutsche: rund eine halbe Million.¹⁸ Warum erinnern nicht Regale voller Bücher gefühlvoll an das Schicksal der 40'000 Menschen – darunter viele Frauen, Kinder und Flüchtlinge –, die bei der systematischen Bombardierung Stalingrads durch die Luftwaffe umkamen, welche im August 1942, noch vor dem Beginn der Belagerung, mit einem 1'000-Bomber-Angriff begann und über vier Tage dauerte?¹⁹ Oder an die Opfer der Bombardierung von Minsk, die auch das Zentralkrankenhaus traf? War es moralisch gerechtfertigt, dass 800'000 Russen, wiederum hauptsächlich Zivilisten, bei der deutschen Belagerung Leningrads durch Bombardierung, Artilleriebeschuss und Hunger starben? Nach der Haager Landkriegsordnung ist gegen eine verteidigte Festungsstadt und ihre Insassen, nachdem sie eine Kapitulation abgelehnt hat, fast jede Zerstörungstaktik erlaubt. Aber ist so etwas in dem Ausmass wie in Leningrad mehr oder weniger *moralisch*, verglichen mit der Bombardierung Dresdens?

In der Zeit, als Dresden zerstört wurde, hatte Hitler, der die Rouleaus herunterziehen liess, wenn sein Sonderzug durch eine zerbombte Stadt fuhr, ein blendend, nihilistisch klares Urteil über das bevorstehende Schicksal des Nazi-Projekts und darüber, was es für das deutsche Volk bedeuten würde. Mitte März 1945 sagte der rapide verfallende Führer zu Speer:

Wenn der Krieg verloren geht, wird auch das Volk verloren sein. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil ist es besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hat sich als das schwächere erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehört ausschliesslich die Zukunft. Was nach diesem Kampf übrig bleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen!²⁰

Hitler sprach mit grober, darwinistischer Verachtung von einem deutschen Volk, das mehrheitlich geglaubt hatte, er werde Ordnung und Wohlstand wiederherstellen, das ihm später in einen Weltkrieg gefolgt war und ihm schliesslich an der Front, in den zerbombten Städten und in den Fabriken alles gegeben hatte. Irregeleitet, vielleicht, aber zweifelsohne unerschrocken und fleissig. Selbst die alliierten Bomber hatten den Willen der Deutschen nicht restlos gebrochen. Geschwächt, erschöpft, die meisten von ihnen möglicherweise insgeheim auf das Ende – irgendein Ende – des Krieges hoffend, hatten sie gleichwohl fast bis zum letzten Tag weitergearbeitet und weitergekämpft.

Doch nach Dresden kam das Ende relativ rasch, schneller als das Joint Intelligence Committee damals vorhergesehen hatte. Günter Jäckel hatte erneut Chaos und Panik verspürt, als er in die Berge evakuiert wurde, nachdem er die Bombardierung Dresdens überlebt hatte, und ihm wurde bewusst, dass der Angriff auf seine Heimatstadt für diesen Stimmungsumschwung verantwortlich war. Die Schrecken der Bombardierung und Goebbels' Propaganda mochten in bisher unbekanntem Mass feindselige Emotionen gegen die Alliierten geschürt haben, doch zugleich gab es ein unübersehbares Gefühl der schwindenden Möglichkeiten. Deutschland konnte sich nicht mehr wehren, nicht mehr verteidigen. Das Ende des Dritten Reiches war gewiss. Die Frage war nur, ob es ohne allzu viele Schrecken kommen würde – oder erst nachdem die gewaltigen Flotten der alliierten Flugzeuge, die Deutschland jetzt nach Belieben bombardieren konnten, einer Stadt nach der anderen Dresdens Schicksal bereitet hatten.

Götz Bergander hat Zweifel, ob die Zerstörung Dresdens den Krieg nennenswert abgekürzt hat, meint aber dennoch:

Zwar glaubten die meisten Deutschen nicht mehr an den Sieg, aber sie konnten sich trotzdem die bedingungslose Kapitulation nicht vorstellen. Der Schock von Dresden trug wesentlich zu einer Sinneswandlung bei. Sie äusserte sich damals in den Worten: Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Der Schrecken ohne Ende – das war für die meisten Deutschen der Bombenkrieg.²¹

Nach dem Krieg wurde es unter Autoren Mode, das Städtebombardement zu verwerfen, weil es nicht nur unmoralisch, sondern auch praktisch sinnlos gewesen sei. Dass der strategische Bombenkrieg wesentlich zur Niederringung

Deutschlands beigetragen hat (auch wenn es vielleicht nicht der «K.-o.-Sieg» war, von dem Sir Arthur Harris und seine Anhänger träumten), scheint allerdings kaum zweifelhaft zu sein, und es spricht immer mehr dafür, dass er möglicherweise sogar entscheidenden Anteil daran hatte. Die ersten Nachkriegsuntersuchungen machten den Fehler, in der Kosten-Nutzen-Analyse lediglich den angenommenen Produktionsausfall der Deutschen zu berücksichtigen. Besonders nachdem Speer das Rüstungsministerium übernommen und längst überfällige Rationalisierungsmassnahmen durchgeführt hatte (wobei ihm die zunehmende Tendenz zu einer Ideologie des «totalen Krieges» bei braunen Bonzen wie Goebbels und Ley zustatten kam), stieg die deutsche Rüstungsproduktion weiter an. Diese Entwicklung setzte sich bis Ende 1944 fort, und deshalb nahm man an, die alliierten Bombardements seien gänzlich wirkungslos gewesen.

Neuere Untersuchungen, besonders die von Professor Richard Overy, haben einen breiteren Blickwinkel gewählt und auch die massiven finanziellen und materiellen Kosten berücksichtigt, die dem Reich entstanden, weil es gezwungen war, ein technisch aufwändiges Luftüberwachungs- und -abwehrsystem zu schaffen, Industrie- und Militäranlagen wieder aufzubauen und zu verlegen sowie die Opfer des sich steigernden alliierten Bombenkrieges zu ernähren, unterzubringen und zu versorgen. Dadurch wurden nicht nur den deutschen Bodentruppen an vorderster Front Waffen und Geräte entzogen – es ging auch sehr stark die Zahl der Flugzeuge zurück, die an allen Fronten und besonders in Russland für Angriffe zur Verfügung standen. Es kommt noch etwas hinzu: Hitler forderte zwar für seine aggressiven Ziele ständig mehr Bomber, aber weil man dauernd Nacht- und Tagjäger brauchte, um die anglo-amerikanischen Bomberflotten von deutschen Städten und Fabriken fernzuhalten, bekamen Jagdflugzeuge stets Vorrang vor einer neuen Generation von Langstreckenbombern, mit denen die Luftwaffe den Kampf vielleicht in Feindesland hätte tragen können. Ab 1943 war Deutschland infolge des strategischen Bombenkrieges permanent auf Abwehr des Feindes bedacht.

Anfang Januar 1945 traf Albert Speer mit anderen Verantwortlichen zusammen, um die Auswirkungen der pausenlosen Bombardements auf die Produktion des Jahres 1944 festzustellen. Gegenüber dem Plan lag die tatsächliche Produktion bei Panzern um 35, bei Flugzeugen um 31 und bei Lastwagen um 42 Prozent zurück. Grund waren die intensiven alliierten Bombardierungen der deutschen Industriezentren, die selbst in den als «Präzisionsangriffe» definierten Fällen «Streuverluste» zur Folge hätten (so die Beschönigung der Amerikaner im Zwei-

ten Weltkrieg für das, was heute «Kollateralschaden» heisst) und in anderen Fällen ein Nebenprodukt des Flächenbombardements waren, bei dem zivile Opfer rücksichtslos einkalkuliert wurden.

Am 30. Januar 1945 (es war zufällig der zwölfte Jahrestag der Machtergreifung des «Führers») liess Speer Hitler eine Denkschrift überreichen, in welcher der Rüstungsminister offen eingestand, dass das Bemühen, die deutschen Streitkräfte weiterhin mit Nachschub zu versorgen, gescheitert sei. «Ich erklärte der Sache nach», schrieb er später, «dass der Krieg auf dem Gebiet von Wirtschaft und Rüstung zu Ende sei. ...»²²

Overy präzisiert:

Noch bedeutender waren die indirekten Auswirkungen, denn die Bomberoffensive zwang die deutsche Wirtschaft, sehr beträchtliche Mittel von Ausrüstungen für die kämpfenden Fronten abzuzweigen und zur Bekämpfung der Bombengefahr einzusetzen. Luftabwehrgeschütze machten 1944 ein Drittel der gesamten Artillerieproduktion aus; die Luftabwehr verschlang 20 Prozent der erzeugten Munition, ein Drittel des Ausstosses der optischen Industrie und einen Anteil, der zwischen der Hälfte und zwei Dritteln lag, von der Produktion von Radar- und Fernmeldegeräten. Durch die hierfür abgezweigten Mittel fehlte dem deutschen Heer und der Marine wichtiges Radar- und Fernmeldegerät, das sie dringend für andere Aufgaben benötigten. Der Bombenkrieg fesselte auch einen Teil der knappen deutschen Arbeitskräfte: 1944 waren schätzungsweise zwei Millionen Deutsche mit der Luftabwehr, der Wiederinstandsetzung zerbombter Fabriken und generell mit der Beseitigung der Zerstörungen beschäftigt.²³

Overy hebt bezeichnenderweise den «Hightech»-Aspekt der Produktionsausfälle hervor, insbesondere die optische sowie die Elektro- und Fernmeldeindustrie. Das waren genau Dresdens Spezialitäten. Im Laufe des Jahres 1944 und Anfang 1945 wurde die Produktion sogar gesteigert, und Betriebe und Arbeitskräfte (speziell Zwangsarbeiter) wurden nach Sachsen im Allgemeinen und Dresden im Besonderen verlegt. Nach Angaben der Rüstungsinspektionen aus dem ganzen Reich vom Herbst 1944 war der Rüstungsbezirk Dresden das beliebteste Ziel für solche Industrieverlagerungen, vermutlich wegen seiner Entfernung von beiden Fronten und wegen seiner vermeintlichen Sicherheit vor Luftangriffen.²⁴ Als Oberschlesien Anfang Februar von den Sowjets erobert wurde und das Ruhrgebiet unter zermürbendem Dauerbombardement lag, war

Sachsen eines der wenigen Gebiete, in denen die Produktion relativ unbehindert blieb und sogar zunahm.

Eine eingehende Untersuchung der weniger bekannten Aspekte der deutschen Rüstungsanstrengungen dürfte vermutlich sehr aufschlussreich sein. Hier eine interessante Fussnote aus der Zeit um den schweren alliierten Bombenangriff auf Dresden. Fünf Tage zuvor, am 8. Februar 1945, beantragte Radio-Mende in Dresden eine bevorzugte Belieferung mit Strom für eine neue Fabrik, da die Firma einen Teil ihrer Produktion an einen überraschenden geheimen Ort in der Nähe verlagert hatte:

Wir unterhalten in den Räumen der Staatlichen Porzellan-Manufaktur eine Verlagerungsanfertigung unter der Anschrift:

Staatliche Porzellan-Manufaktur
Abteilung Scharf Meissen a. d. Elbe.

Die Fertigung dient der Frontversorgung und fällt unter das Rüstungsprogramm...²⁵

In dieser Phase des Krieges wurden in der historischen Porzellanfabrik unter hoher Geheimhaltungsstufe Dinge produziert, die alles andere als romantisch waren. Das «Dresdner» Porzellan, später oft als Beweis für die friedliche Natur der örtlichen Industrie auch in Kriegszeiten angeführt, kam in Wahrheit aus Meissen, rund 19 Kilometer flussabwärts gelegen, auch wenn es in Dresden Werkstätten gab, die sich auf die Porzellanmalerei spezialisiert hatten. Jetzt wurden aber auch in Meissen, in den Werkstätten, in denen einst Schäferinnenfiguren gestaltet worden waren, wichtige Artikel des modernen Fernmeldewesens angefertigt: Fernschreiber für die Wehrmacht. Der von einem scharfsichtigen Lokalhistoriker entdeckte Brief von Radio-Mende zeigt nicht nur, wie effizient die Verlagerung von kriegswichtigen Betrieben weiterging, sondern auch, wie geschickt oder besser zynisch sie betrieben wurde. Hätten die Alliierten (legitimerweise) die vormals königliche Manufaktur und damit unvermeidlich auch die malerische Altstadt von Meissen bombardiert, kann man sich unschwer ausmalen, was für einen Aufschrei es gegeben hätte – und dessen waren sich die deutschen Industriebürokraten durchaus bewusst.

Wie verständlich war für die alliierten Luftkriegsplaner (und den Leser) der

Gedanke: Warum sollten sie, wo doch überall deutsche Rüstungsfabriken anzutreffen waren, nicht alles bombardieren?

Man kann es kritisieren und verdammen, dass eine der schönsten Städte Europas fast gänzlich zerstört wurde, während vieles, aber keineswegs alles, was ein legitimes Bombenziel gewesen wäre, den Angriff überstand. Noch 60 Jahre danach dreht sich einem das Herz im Leibe um, wenn man an die vielen Menschen, die dabei umkamen, und an die grausige Art ihres Sterbens denkt – Menschen, die nach normalen Massstäben als unschuldig gelten müssen, auch wenn die Stadt selbst es nicht war. Und auch dann, wenn einem vor der Roheit eines Mannes wie Mutschmann schaudert, der über die zerstörten «Werte» Krokodilstränen vergoss, ist es unmöglich, nicht zu wünschen, dass die schönen Gebäude und die Kunstschätze Dresdens wiedererstehen möchten.

Das heisst nicht, dass das alliierte Bombardement Dresdens nicht zu rechtfertigen wäre. Dresden war keine «offene Stadt», sondern ein funktionierendes feindliches Verwaltungs-, Industrie- und Verkehrszentrum, das im Februar 1945 nahe an der Front lag. Das Bomber Command der RAF liess Dresden in der gleichen Weise angreifen, in der man seit Jahren deutsche Städte angegriffen hatte, manchmal mit sehr zerstörerischen Folgen, manchmal nicht. In Dresden hatte der Angriff entsetzliche, apokalyptische Folgen – weil genau über der Stadt gutes, nicht der Jahreszeit entsprechendes Wetter herrschte, weil es überraschend an Luftabwehr fehlte, weil es nicht zu den üblichen «Schlampereien» kam, weil die Bevölkerung unerfahren war und die örtliche Nazi-Führung den Luftschutz in bestürzendem Masse vernachlässigt hatte. Es war der «Angriff, der entsetzlich gut klappte», der Angriff, der nach dem Krieg Generationen gequält hat und weiter quälen wird.

Gewiss ist vieles von dem, was seit seiner Zerstörung über Dresden gedacht und gesagt wurde, zu einem nicht geringen Teil auf die Bemühungen der Propagandisten zurückzuführen, erst der Nazis, dann der Kommunisten. Dessen ungeachtet hat, als der Krieg zu Ende war und man nach Symbolen suchte, um ihn zu verstehen, das allgemeine Empfinden zu Recht die Ereignisse vom 13. und 14. Februar 1945 herausgehoben, als eine Warnung vor dem Übermass. Dresden bleibt ein schrecklicher Beleg dessen, was anscheinend zivilisierte Menschen unter extremen Bedingungen vermögen, wenn alle normalen Hemmungen menschlichen Verhaltens durch Jahre des totalen Krieges aufgebraucht sind. Die Bombardierung Dresdens war nicht irrational oder sinnlos, zumindest nicht für

jene, die sie anordneten und durchführten, die ganz aufgingen in einem Krieg, der bereits zig Millionen Menschenleben gefordert hatte und vielleicht noch Millionen weitere fordern würde, und die nicht erkennen konnten, was die Zukunft bringen würde. Ob sie falsch war – im moralischen Sinne falsch –, steht auf einem anderen Blatt. Beim Gedanken an Dresden ringen wir mit den Grenzen dessen, was selbst im Sinne der allerbesten Sache erlaubt ist.

Götz Bergander, ein Sohn Dresdens, Augenzeuge seines Leidens und der erste objektive Historiker seiner Zerstörung, fasste es knapp, aber eindrucksvoll zusammen:

Was als Routine begonnen hatte, führte zum Inferno und hinterliess ein Fa-
nal. Was sonst nur auf dem Papier ausrechenbar erschien, das Zusammen-
treffen günstiger Umstände für die Angreifer, war plötzlich Ereignis.

Aber hatten das die Vertreter der Flächenbombardements nicht immer ge-
wollt? Erst als es zu spät war, kam die Frage, ob sie es wirklich gewollt hat-
ten.²⁶

Oder wie es der Maler Goya, dem das Grauen ebenfalls nicht fremd war, lakoni-
scher ausdrückte: «Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer.»

NACHWORT

Gedenken

Der Stand mit den Blumen und Kränzen neben dem schmiedeeisernen Eingangstor macht ein glänzendes Geschäft. Auf dem Parkplatz des weitläufigen Heidefriedhofs ausserhalb Dresdens steigen solide Bürger aus ihren Mercedes und BMWs und treten in würdiger Prozession den langen Weg zur Gedenkstätte an. In der Nähe kommen zerbeulte VWs und ostdeutsche Trabants keuchend zum Stehen und entlassen junge Männer mit geschorenen Köpfen, abgeschnittenen Jeans und schweren Stiefeln. Aber auch sie benehmen sich heute tadellos. Sie tragen Kränze in den alten Reichsfarben Schwarz-Weiss-Rot, verdecktes Kennzeichen von Neonazis in einem Staat, in dem das öffentliche Zurschaustellen des Hakenkreuzes verboten ist.

Ich steige an der Friedhofshaltestelle aus, nachdem ich mit der Strassenbahnlinie 3 bis zur Endstation Wilder Mann gefahren bin und die letzten Kilometer mit dem Bus zurückgelegt habe.

Während wir zwischen den ordentlich gepflegten Gräbern entlanggehen, gleiten Fahrzeuge mit gesondertem Zufahrtsrecht an uns vorüber. Da sind die Vertreter der Stadt Dresden, darunter der Oberbürgermeister. Da sind die Busse mit den Überlebenden des Feuersturms, die bis an das Denkmal heranfahren dürfen, um ihnen die gebührende Ehre zu erweisen, und zum Zeichen des Respekts vor dem Alter, denn die meisten sind inzwischen Ende siebzig und älter. Schliesslich trifft die kleinste, aber in mancher Hinsicht auffälligste Gruppe ein: der Vertreter der britischen Botschaft in Berlin, von seinem Chauffeur gefahren, und der Mann vom amerikanischen Konsulat in Leipzig, verborgen hinter den getönten Scheiben eines brandneuen weissen Jeep, bis auch er in das Licht des Februartages hinaustritt.

Die beiden Emissäre der westlichen alliierten Mächte begrüssen einander und machen sich daran, der kleinen Schar deutscher VIPs die Hände zu reichen.

Es ist ein milder Tag, leicht bewölkt, aber trocken – wie am 13. Februar 1945, nur dass seither über fünfeinhalb Jahrzehnte verstrichen sind und dies der dritte 13. Februar des 21. Jahrhunderts ist. Die Skinheads verschwinden zwischen den Bäumen, bis die alljährliche Feierstunde beginnt; einige der älteren, weniger aggressiv wirkenden Rechten drücken sich allerdings mit einem gewissen Widerwillen am Rande der Gruppe respektabler Persönlichkeiten aus der Politik herum.

Die Kranzniederlegung des Jahres 2002 findet um elf Uhr statt. Sie dauert etwa 15 Minuten, und sie wird von den normalen Trauergästen wie von den Neonazis in Würde begangen. Die Kränze der Rechten spielen auf das «Terrorbombardement» an. An dem rechteckigen Gedenkstein, an dem die Kränze und Blumen niedergelegt werden, befindet sich eine Tafel:

Wie viele starben? Wer kennt die Zahl?

An deinen Wunden sieht man die Qual

der Namenlosen, die hier verbrannt im Höllenfeuer aus Menschenhand.

Ich sehe die Gesichter mehrerer Dresdner, die ich befragt oder getroffen habe. Die Gesichter sind gespannt, konzentriert, der Blick nach innen gerichtet. Sie gehen Jahr für Jahr zu dieser Trauerfeier – für diejenigen, die sie gekannt und geliebt haben, für ihre Stadt von einst, vielleicht für die Teile ihrer Persönlichkeit, die sie in jener Nacht im Februar 1945 verloren haben.

Anschliessend entfernen sich die anglo-amerikanischen Vertreter ziemlich rasch. Die Zurückgebliebenen begeben sich langsam und ruhig wieder zum Eingang.

Der 13. Februar 1945 ist nicht nur für die Dresdner zum Symbol geworden, und so ist diese Gedenkfeier die grösste in Deutschland, über die am meisten berichtet wird. Es gibt Märsche, Kundgebungen und Konzerte. Überall geht es um Trauer, Versöhnung und Frieden – ausser für die äusserste Rechte und die (weniger zahlreiche) extreme Linke.

Die Rechten marschieren am Abend des 13. Februar zur Statue der «Trümmerfrau» am Neuen Rathaus, weil man ihnen den Zug direkt durch das Stadtzentrum verboten hat. Einige Skinheads tragen jetzt die Kefiyah, das Palästinensertuch, was nicht gerade zur Klarheit der Signale, die sie aussenden, beiträgt. Doch was sie insgesamt verkünden, ist unmissverständlich. In Dresden seien definitiv hunderttausende Deutsche umgekommen, der «Bomben-Holocaust»

habe sich gegen die Deutschen gerichtet, und im Zweiten Weltkrieg seien nicht die Deutschen, sondern die Alliierten die eigentlichen Kriegsverbrecher gewesen. Die Zahl derer, die sich an diesen Umzügen beteiligen, wächst stetig von Jahr zu Jahr. Zu diesen Veranstaltungen strömen Leute, die nicht mehr ständig als die Übeltäter hingestellt werden wollen oder die nicht wahrhaben wollen, dass Deutsche Kriegsverbrechen begangen haben.

Ihre langhaarigen linken Gegner geben auf provozierende, ja eigentlich perverse Weise vor, die Bombardierung Dresdens zu begrüßen und das Bomber Command zu loben. Zwei von ihnen schreien eine jugendlich-verworrene Version dieser Botschaft in die Versammlung der Wohlanständigen hinein, die sich bei Dunkelheit auf dem Neuen Markt an der Frauenkirche eingefunden hat, die endlich mit internationaler Unterstützung wieder aufgebaut wird (während der ersten Jahre nach dem Fall des Kommunismus war Pfarrer Hoch eine treibende Kraft in dieser Sache). Die meisten Bürger scheinen verwirrt oder leicht empört zu sein, und das ist vermutlich genau die Art von Aufmerksamkeit, welche die jungen Kerle sich wünschen. Sie schleudern zum Abschied noch ein paar Beleidigungen in Richtung der «Bourgeoisie» und verschwinden dann in der Dunkelheit.

Es ist eine würdige Veranstaltung im Zentrum der Stadt. Das Geschehen vor der Frauenkirche, an das sich später ein Nachtgebet in der mittlerweile renovierten Krypta der Kirche anschliesst, ist geprägt von einem Mittelschichtpublikum, dem aber bei aller äusserlichen Ruhe eine tiefe Gefühlsbewegung anzumerken ist. Am Rande der Baustelle, aus der bald die wiedererstandene alte protestantische Domkirche hervorgehen wird, brennen Hunderte von Kerzen. Einzelne treten an Mikrofone und erzählen ihre Geschichten. Sie sind schlicht, aber unerträglich. Unerträglich vielleicht gerade wegen ihrer Schlichtheit. Es werden Filme gezeigt, darunter einer über Coventry, das sich in der Zwischenzeit mit Dresden verschwistert hat. Um den Gedenkstein auf dem Altmarkt, wo in den Wochen nach dem Angriff auf Dresden fast 7'000 Leichen eingäschert wurden, findet eine andere Gedächtnisfeier statt. Hier geht es lebhafter, politischer zu, mit Sängern und Reden über die Übel des Nationalsozialismus und das Grauen des Feuersturms.

Dresden gehört heute zur Bundesrepublik Deutschland. 1989 hatten seine Bürger Anteil am Sturz der kommunistischen Diktatur. Zunächst belagerten sie einen Zug aus Prag, der voll war mit Ostdeutschen, die sich in die dortige westdeut-

sche Botschaft geflüchtet hatten und denen eine in Panik geratene ostdeutsche Regierung die Ausreise erlaubte. Als dann die kommunistischen Behörden die Menge zerstreuen wollten, veranstalteten sie eine massenhafte friedliche Protestversammlung, die sich vom wieder aufgebauten Hauptbahnhof über die ganze Prager Strasse hinzog. Die Würfel fielen, als der bedrängte Oberst der eingesetzten «Volkspolizei», vor die Wahl gestellt, entweder die Demonstranten unbehelligt zu lassen oder die Menge gewaltsam aufzulösen, sich für Ersteres entschied. Die Nachricht wurde in anderen Teilen der todgeweihten Deutschen Demokratischen Republik bekannt: In Dresden wurde keiner erschossen – kein Tian'anmen-Platz in der DDR –, und dann begannen die Massendemonstrationen in Leipzig, Berlin und andernorts. Tage danach war die alte poststalinistische Führung abgetreten und Deutschland ein Jahr später wiedervereint. Der Polizeioberst ist in Dresden heute noch ein populärer Mann und dem Vernehmen nach im Immobiliengeschäft reich geworden.

1990 konnte man erstmals ungehindert seiner Meinung über die Bombardierung Dresdens Ausdruck geben. Am 13. Februar dieses Jahres erschien David Irving, in Ruhm gehüllt und von einem beträchtlichen Gefolge umgeben, um sich feiern zu lassen als der Mann, der Dresdens Untergang «der Welt verkündet» hatte. Zwei Jahre später lenkten zwei Ereignisse die Aufmerksamkeit auf das von Neuem freie Dresden. Das eine war die Enthüllung einer Statue von Sir Arthur Harris vor der Kirche Saint Clement Danes in London (sie hat traditionell starke Beziehungen zur RAF) durch die Königinmutter. Deutsche Politiker, darunter der Oberbürgermeister von Dresden, äusserten Bedenken. Es wurde gefragt, warum man so lange nach dem Krieg einen so provozierenden Akt für notwendig halte¹, und während der Zeremonie äusserten Protestierende in der Menge Mordenmordvorwürfe.

Im Oktober jenes Jahres stattete Königin Elizabeth II. den «neuen Ländern» Deutschlands einen Besuch ab und bezog Dresden in ihre Reiseroute ein. Viele in der Stadt nahmen das mit reservierten, ja sogar mürrischen Gefühlen auf. An der Kreuzkirche erntete die Königin vereinzelt Buhrufe, nachdem sie es unterlassen hatte, für den Angriff von 1945 förmlich Abbitte zu tun. Nun, da man die naturgemäss geteilten Meinungen über die Sache frei erörtern konnte, geriet sie nicht in Vergessenheit. Aber es gibt Zeichen, die Hoffnung machen. Im Jahr 2'000 erhielt die Stiftung für den Wiederaufbau der Frauenkirche eine Nachbildung des goldenen Kreuzes, die das alte, 1945 zerstörte Kreuz ersetzen soll. Finanziert wurde sie von dem britischen Pendant der Stiftung, dem Dresden Trust, der von Alan Russell, dem unermüdlichen britischen Freund der Stadt, geleitet

wird. Von dem Sohn eines Piloten des Bomber Command gestaltet, wurde das Kreuz vom Herzog von Kent in fließendem Deutsch feierlich übergeben. Es gab keine Buhrufe.

Zu dem Zeitpunkt, da dieses Nachwort geschrieben wird (2003), steckt Dresden in finanziellen Schwierigkeiten, denn Deutschland hat mit industriellen und finanziellen Problemen zu kämpfen. Der Strom der Subventionen aus dem Westen ist unvermeidlich dünner geworden, und neue Steuereinnahmen im Osten reichen noch nicht aus, die Lücke zu schliessen. Das Zentrum macht einen schönen Eindruck, die Restaurants und Cafés sind voll, und die Oper, die Theater und andere Treffpunkte scheinen zu florieren. Bald werden die Arbeiten am Schloss wie an der Frauenkirche abgeschlossen sein, und Dresden wird wieder über die Hauptelemente seiner Silhouette aus der Vorkriegszeit verfügen.

Dank massiver staatlicher Investitionen seit 1989 haben die Altstadt wie die Neustadt ein frisches, attraktives Aussehen erhalten. In den Teilen der Neustadt, die beim Bombenangriff leichtere Schäden davontrugen, haben sich ausländische Restaurants und fetzige Clubs niedergelassen, von denen viele von der Kaufkraft der zahlreichen Dresdner Studentenschaft leben. Die Wohnbevölkerung nimmt dagegen ständig ab. Sie liegt jetzt unter einer halben Million. Der Tourismus – zumindest der Zustrom ausländischer Besucher – ist noch nicht wieder auf seinem einstigen Stand. Solche Schaustücke wie die schimmernde neue Hightech-Fabrik von Volkswagen unmittelbar nördlich des Grossen Gartens und eine Fülle von Dienstleistungs- und Zuliefererindustrien ändern wenig an der hohen Arbeitslosigkeit. Die alten Plattenbauten aus kommunistischer Zeit mögen zwar durch den grosszügigen Auftrag von Farbe gewonnen haben, doch auf den gepflegten Freiflächen zwischen ihnen lungern tagsüber junge Leute herum, und manche dieser jungen Männer und Frauen haben grosse Ähnlichkeit mit jenen, die zu den Demonstrationen der äussersten Rechten strömen.

Einige meiner Interviewpartner, die heute Grossmütter und Grossväter sind, machten mich auf das «Jugendproblem» aufmerksam. Es sind ironischerweise diese Kinder des Kommunismus, von denen die grösste reale Gefahr für das neue Deutschland und damit für das neue Europa ausgeht, das meine Generation erbt hat, ein Europa, in dem Kriege undenkbar und nationale Rivalitäten eine Sache für den Fussballplatz und den Schlagerwettbewerb der Eurovision sind, nicht aber für Panzer- oder Bombenangriffe.

Mit den neuen Freiheiten kamen auch die Anfänge einer ordentlichen, systematischen Erforschung der umstrittenen Geschichte Dresdens. Die Archive

sind zugänglich, und mit Eifer wühlen sich Gelehrte und enthusiastische private Forscher durch Berge von bisher vernachlässigtem Material. Jetzt wird so etwas wie eine objektive Darstellung der Geschichte der Stadt unter den Nazis und ihres Untergangs möglich, aber noch ist ein derart umfassendes Werk nicht geschrieben worden. Leider sehen viele dieser neuen Historiker sich in ihrer eigenen Stadt nicht angemessen gewürdigt. Lächelnd erklären einem diese Forscher, dass man in Dresden nicht glaubt, dass es hier Industrie oder Soldaten oder schreckliche Dinge gab, all das, was man anderswo in Hitler-Deutschland fand. Man glaubt, Dresden sei eine Stadt gewesen, die sich strikt oder gar ausschliesslich den Künsten und der Kultur widmete. Eine unschuldige Stadt. Und deshalb sei das britische Bombardement ein Frevel gewesen.

Die Erinnerungspolitik in Dresden ist komplex, so komplex wie die Erinnerung selbst. Es gibt in der Stadt ein starkes pazifistisches Element, das vielleicht stärker ist als in den meisten Städten Deutschlands, das seinerseits von allen grossen europäischen Ländern am kriegsfeindlichsten ist. Es ist eine auf schrecklicher Erfahrung beruhende, hartnäckig festgehaltene Überzeugung, die in dem Tumult, mit dem das 21. Jahrhundert begann, besonders für Amerikaner schwer verständlich war. Christoph Adam, inzwischen Mitte siebzig, will noch immer nichts tun oder sagen, was den Krieg oder den Militarismus verklären könnte. Unter den Kommunisten hatte er zu leiden, weil er sich nicht zur «Volksarmee» einziehen lassen wollte. Für ihn steht fest, dass diese Abneigung gegen den Krieg auf seine Erlebnisse in der Feuersturmnacht zurückgeht. Das gilt in unterschiedlichem Mass für die überwältigende Mehrheit derer, die jene Erfahrung überlebten.

Die äusserste Rechte, Neonazis der einen oder anderen Sorte, lehnt Krieg selbstverständlich nicht ab – nur Kriege gegen Deutschland. Zum Teil machen sie sich listig pazifistische Parolen zunutze, um das Leid ihres eigenen Volkes im Zweiten Weltkrieg zu betonen, das in Dresden seinen Höhepunkt fand. Dresden war unschuldig. Deutschland war unschuldig. Man weiss nicht recht, worauf sie damit praktisch hinauswollen. Ein Rückspiel? Wahrscheinlicher ist, dass die äusserste Rechte sich die Bombardierung Dresdens zunutze macht, um mehr Anhänger zu gewinnen. Schliesslich sind sich die meisten vernünftigen Deutschen darin einig, dass von allen schrecklichen Dingen im Zweiten Weltkrieg dieses eine Bombardement am schrecklichsten und unverdient war. Die rechten Parolen bauen monoton auf der Grundlage des Dresdner Feuersturms auf. *Warum hören wir immer nur von den Juden?*, heisst es. *Wir Deutschen haben ebenso viel gelitten, wenn nicht mehr. Der eigentliche Holocaust fand bei uns*

statt. Die Anglo-Amerikaner wollten die deutsche Kultur vernichten. Deshalb haben sie Krieg gegen Deutschland geführt, deshalb haben sie Dresden zerstört. Unbeirrt reden sie von Hunderttausenden von Toten, von siedenden Phosphorseen, von einer brutalen alliierten Taktik der Kulturvernichtung und des Massenmords. Es kann nur so gewesen sein. Davon hängt ihr politischer Erfolg ab.

Das Gefährliche ist, dass die äusserste Rechte auch eine Menge Dinge behauptet, denen viele solide Dresdner Bürger, so anständig und friedlich sie auch sind, schwer widersprechen können. Der anglo-amerikanische Angriff auf Dresden, eine selbst in der Ära Mutschmann unschuldige und in den Augen vieler unantastbare Stadt, war sinnlos und ein Verbrechen. Das war unter den Kommunisten über vier Jahrzehnte lang die auch von der offiziellen Propaganda gestützte Linie, und es ist ein noch immer nicht nur unter Neonazis verbreitetes Dogma. Andere Städte verdienten vielleicht bombardiert zu werden, aber Dresden nicht. Hier gab es nichts Schlimmes. Keine Industrie, nichts, was mit dem Krieg zu tun hatte. *Es gab in Dresden keine Industrie. Es gab keinen Grund, Dresden zu bombardieren.* Diese und andere Behauptungen werden leidenschaftlich aufrechterhalten, auch angesichts von klaren Beweisen für das Gegenteil. Sie sind für viele zum Bestandteil ihrer gemeinsamen Identität geworden.

Die Bombardierung und die auch unter Dresdnern selbst auftretenden Unterschiede ihrer historischen Deutung sind in Dresden eine extrem, ja sogar besorgniserregend politische Angelenheit. Dr. Helmut Schnatz, der über Probleme geschrieben hat, welche Berichte von amerikanischen Tieffliegerangriffen auf Zivilisten am 14. Februar 1945 aufwerfen, wurde, als er im Frühjahr 2'000 an einer Podiumsdiskussion in Dresden teilnahm, mit Beschimpfungen überhäuft. Eine rationale Diskussion war praktisch unmöglich. Mit Bedacht unter dem Publikum verteilt, setzten ihm stadtbekannte Rechtsradikale – darunter einer, der später wegen seiner Aktivitäten zu Gefängnis verurteilt wurde – mit Zwischenrufen zu, in denen sie Nazi-Propaganda zitierten, unter begeistertem Beifall der respektablen Mehrheit der Zuhörer. Das Buch von Dr. Schnatz [*Tiefflieger über Dresden? Legenden und Wirklichkeit*] wird inoffiziell boykottiert. In den Buchhandlungen der Stadt ist es nirgendwo zu sehen; allerdings sind die meisten bereit, es auf Verlangen zu bestellen.

Wie im Falle des Mannes, der die Bombardierung von Guernica miterlebte und die nachweislich unwahre Geschichte seiner Erlebnisse mit Leidenschaft erzählte, sind die Geschichten der Überlebenden wahr, denn das ist es, was sie er-

lebt haben. Um ein letztes Mal Götz Bergander zu zitieren, den gebürtigen Dresdner und Zeugen und Chronisten der Luftangriffe:

Die Schwierigkeit, an den Dresden-Legenden zu rütteln, besteht darin, dass sie auf einer Basiswahrheit aufbauen, nämlich auf den persönlichen Eindrücken, die einige wüste, die Existenz und das Leben bedrohende Stunden hinterlassen haben. Wer sich retten konnte, wer die Flammen wände, den Feuersturm, die zahllosen ihm unbekanntem optischen und akustischen Erscheinungen hinnehmen musste, der ist verständlicherweise hinterher bereit, seine subjektiven Wahrnehmungen zu verteidigen. Er glaubt eben tatsächlich, er sei des Nachts von Bord-schützen mit Maschinengewehren beschossen worden, und er hat Phosphor als feurig sprühenden Schleier sich auf Häuser und Strassen senken sehen.²

Es gab keinen Grund, Dresden zu bombardieren.

Die Wahrheit ist weitaus vertrackter. In einem völkermörderischen Krieg zwischen grossen Nationen wurde das «deutsche Florenz» zum Opfer der zerstörerischsten neuen Waffe jenes Krieges, des Bombers. Das Gemetzel vom Himmel herab wurde in einer dreijährigen Luftschlacht über Deutschland, in der es fast täglich Kämpfe gab, unvermeidlich zu starrer, bürokratischer Routine, fixiert auf Planquadrate und oft geschürt von politischer Wut. Besonders die Briten gingen widerstrebend in den Krieg, und sie hatten die moralische Kraft auf ihrer Seite, aber ihre politischen Führer oder ihre Generäle wurden dadurch nicht gütig oder human, und das konnte man wohl auch nicht erwarten. Von den Deutschen hatte man dagegen ungeachtet ihrer grossen Kulturleistungen, für die Dresden beispielhaft stand, den Eindruck, sie hätten sich durch ihr Verhalten im Osten und in den besetzten Ländern selbst aus der Gemeinschaft der zivilisierten Völker ausgeschlossen.

Auf beiden Seiten zählte nur eines: den Krieg zu gewinnen. Und nachdem die Entscheidung über dieses vorrangige Ziel gefallen war, war auch das Schicksal einer Stadt wie Dresden entschieden. Vielen, die dort während der Kriegsjahre Verantwortung trugen, war das weit stärker bewusst als der Bevölkerung insgesamt.

In Dresden gab es zahlreiche Dinge, die bombardiert zu werden verdienten, aber gleichzeitig noch mehr Dinge, die in einer besseren Welt irgendwie bewahrt geblieben wären, selbst wenn das bedeutet hätte, die ganze Stadt zu verschonen, einschliesslich der Rüstungsfabriken, Verschiebahnhöfe und so weiter. Denken Sie an den deutschen Kommandeur, der Hitlers Befehl, Paris niederzu-

brennen, ignorierte, oder an den amerikanischen Artillerieobersten, der es ablehnte, die alte Universitätsstadt Heidelberg zu beschossen. Aber im Luftkrieg des Jahres 1945 waren die Entscheidungen Einzelner, abgesehen vielleicht von dem einen oder anderen Bombenschützen, der das Ziel absichtlich verfehlte, praktisch irrelevant. Es zählten allein die Dinge, die bombardiert zu werden verdienten; alles andere wurde kaum berücksichtigt.

Dann ging der Krieg zu Ende, die Kämpfe hörten auf, und die Welt erwachte aus ihrem schrecklichen Traum. Die Besiegten hatten nur an ihr Überleben zu denken, aber in den siegreichen Ländern begann man nun, sich voller Scham und Bestürzung anzuschauen und zu fragen: *Haben wir das wirklich getan?*

Wenige Minuten vor zehn verlasse ich die Menge, die vor der Frauenkirche wartet. Bald wird der Zeitpunkt kommen, da in der Nacht des 13. Februar 1945 die ersten Lancaster an der Elbe entlang auf die Altstadt zuflogen. Ich gehe durch die Münzgasse, in der es wieder eine Fülle von gut besuchten Cafés und Restaurants gibt, und steige zur Brühlschen Terrasse hinauf. Der Fluss hat in dem grauen Dämmerlicht die Farbe von altem Zinngeschirr. Ausser mir ist kaum jemand da.

Ich blicke in Richtung Nordwesten – die Anflugroute der Bomber. Da beginnt eine Uhr die Stunde zu schlagen. Nachdem sie verstummt ist, tritt eine kurze Pause ein. Dann setzt, wie in allen Jahren seit dem Feuersturm, ein feierliches Geläut sämtlicher Dresdner Kirchen ein, zum Gedenken an den Tag und die Stunde, da die Flotte des Bomber Command sich ihrem wehrlosen Ziel näherte.

Und so, wie sie es in dieser Nacht vor fast 60 Jahren gelernt hatte, hält eine ganze Stadt den Atem an.

ANHANG A

Das «Massaker auf den Elbwiesen»

Unter der Rubrik «Feindliche Luftabwehr» heisst es im «Intops Summary» der 8. Luftflotte vom 14. Februar 1945:

Die Reaktion der deutschen Luftwaffe war an diesem Tag auffallend schwach und fast völlig wirkungslos... Nur zwei der begleitenden Jagdgruppen hatten nennenswerte Gefechte. Um 12.15-12.20 traf eine P 51-Gruppe in 5'400-6'000 Meter Höhe südlich von Chemnitz auf rund 12 FW 190 auf südlichem Kurs und zusätzlich in derselben Gegend in 9'000 Meter Höhe auf 15-20 FW 190 und Me 109. Diese Gruppe traf anscheinend auch auf die drei Feindmaschinen, die angeblich in der Dresdner Gegend eine Bomberstaffel angegriffen hatten. ...¹

Alden Rigby gehörte keiner der Gruppen an:

Wir haben eigentlich über dem ganzen Zielgebiet nicht die Höhe verlassen. ... Soweit ich mich erinnere, habe ich von der Stadt überhaupt nichts gesehen. Es war einfach schlechtes Wetter. ... Natürlich waren die Briten in der Nacht zuvor dagewesen, es konnte Rauch gewesen sein. ... Wir haben sie [die Fliegenden Festungen] über das Ziel gebracht und sind dann heimgeflogen. Tut mir Leid, dass ich Ihnen nicht mehr sagen kann, aber wenn man in so einer Situation ist, beobachtet man nicht viel. Es geht nur darum, oben zu bleiben und sie [die Maschinen] vom Ziel wegzubringen.²

Hier dagegen ein nach dem Krieg entstandener deutscher Bericht, der die angeblichen Aktivitäten der Jagdgruppe in Dresden und Umgebung während der von Al Rigby beschriebenen Zeit schildert:

Die Stadt selbst war keinen Bombenabwurf mehr wert. Aber an der Peripherie, wohin sich Hunderttausende geflüchtet hatten, lohnte es schon eher. Auch für die Jäger und Jabos würde es vollauf zu tun geben, nämlich die Deutschen auf den Landstrassen in Rudeln zu jagen. ...

Während sie [die Fliegenden Festungen] die Häuser der Vororte umlegten, jagten Jäger und Jagdbomber im Tiefangriff die Landstrassen entlang, belegten die Gehöfte der umliegenden Dörfer mit Bordwaffenbeschuss und Bomben.³

Der obige Auszug stammt aus einem angeblichen «Tatsachenbericht in Augenzeugendarstellungen», der 1952 von einem Autor namens Axel Rodenberger zunächst für eine Serie in dem viel gelesenen Magazin *Das Grüne Blatt* verfasst wurde. Ein Jahr später erschien er in Buchform und hatte beträchtlichen Erfolg; die jüngste Ausgabe erschien 1995 bei einem bekannten deutschen Verlag (allerdings mit einer erklärenden Einführung, in der eingeräumt wird, dass sie nur begrenzt als exakte historische Darstellung gelten kann). Rodenbergers Buch wird jedoch in einigen erstaunlich seriösen Kreisen noch immer als «Geschichte» anerkannt.

Jede in dem Auszug behauptete Tatsache ist falsch. Der amerikanische Angriff richtete sich nicht gegen die Vororte (wenngleich aufgrund erheblicher Desorganisation tatsächlich Bomben auf die Aussengebiete fielen). Die Besatzungen der Fliegenden Festungen bemühten sich, ihre Bomben irgendwo im Gebiet der Friedrichstadt und des Altstädter Verschiebebahnhofs abzuwerfen, völlig legitimen Zielen in Innenstadtnähe, die noch weitgehend unbeschädigt waren. Auch waren am Angriff auf Dresden vom 14. Februar keine Jagdbomber beteiligt. Diese irreführenden Behauptungen konnten durchaus der Unkenntnis des Autors zuzuschreiben sein und haben auf die spätere historische Darstellung keinen Einfluss gehabt. Das Schockierende an dem zitierten Auszug ist jedoch die lebendige und scheinbar detaillierte Beschreibung amerikanischer Flugzeuge, die unschuldige Zivilisten auf Landstrassen jagen, von Begleitjägern – geflogen von Männern wie Al Rigby –, die deutsche Zivilisten, die sich aus der brennenden Stadt retten, systematisch niedermähen.

Teile von Rodenbergers Buch wurden übersetzt und in Amerika veröffentlicht, fanden aber keine grössere Beachtung. Ebenfalls im Jahr 1952 veröffentlichte General Hans Rumpf, der ehemalige Chef des Feuerlöschwesens, ein Buch (*Der hochrote Hahn*) über den Luftkrieg. Darin behauptete er, dass die Briten und Amerikaner sowohl in der Nacht als auch am nächsten Tag zur Mit-

tagszeit in den Tiefflug übergegangen seien und mit Maschinengewehren auf Zivilisten geschossen hätten, die gleichzeitig mit Bomben belegt wurden. Dass britische Flugzeuge so etwas getan haben sollen, ist angesichts der Umstände, der Disziplin der britischen Einheiten, der Temperaturen am Boden und der beteiligten Flugzeugtypen ausgeschlossen. Niemand nimmt das heute ernst. Plausibel ist jedoch die gegen die Amerikaner erhobene Anschuldigung, und sie blieb hängen.

Noch mehr Öl ins Feuer goss einige Jahre später das Buch eines einflussreichen Apparatschiks des kommunistischen Ostdeutschland, Max Seydewitz, der nach dem Krieg der erste kommunistische Ministerpräsident Sachsens und über lange Zeit hinweg Mitglied des Zentralkomitees der SED war.⁴ Seydewitz schilderte die angebliche Gräueltat:

Dann flogen die Flieger über die Elbwiesen, die schwarz von Menschen waren, die sich aus der brennenden Stadt gerettet hatten, und schossen dort im Tiefflug am hellichten Tage in die Menschen hinein.⁵

Seydewitz verlegte Rodenbergers Landstrassen auf mysteriöse Weise in die Stadt, aber die Beschuldigung blieb die gleiche. Den Briten und den Amerikanern wurden erneut Tieffliegerangriffe auf die Stadt vorgeworfen, wobei die US-Luftwaffe vornehmlich auf den Elbwiesen und im Grossen Garten sowie in anderen Teilen der Stadt, einschliesslich des Johannstädter Krankenhauses, mit Maschinengewehren auf Zivilisten gefeuert haben soll. Seydewitz' Buch war teils ein ernsthafter Versuch einer historischen Darstellung, teils eine Sammlung anti westlicher Phrasen. Es sollte beweisen, dass die Anglo-Amerikaner ebenso schlimm waren wie die Nazis und die Bombardierung Dresdens ein vorsätzliches Kriegsverbrechen war. Auf diese vorrangige Aufgabe, Munition im Kalten Krieg zu liefern, war die ganze Darstellung zugeschnitten.

Ihren grossen «Durchbruch» erlebte die Tieffliegergeschichte 1963 mit dem Erscheinen von David Irvings Buch *Untergang Dresdens*, das zu einem internationalen Bestseller wurde. Den Behauptungen, britische Maschinen hätten während des Dresdner Feuersturms im Tiefflug Zivilisten mit Maschinengewehren beschossen, schenkte Irving keinen Glauben. Hingegen unterstützte er die Version von amerikanischen Tieffliegerangriffen, die er obendrein mit allerlei Details anreicherte, die bei Seydewitz nicht erwähnt werden.

Irving berichtete, die Mustangs seien plötzlich im Tiefflug über den Strassen aufgetaucht und hätten auf alles geschossen, was sich bewegte, Personen ebenso wie Fahrzeuge. Eine Gruppe amerikanischer Jäger habe die Uferwiesen angegriffen, die überfüllt waren mit Überlebenden des nächtlichen Blutbades, eine andere habe den Grossen Garten und seine Umgebung im Tiefflug mit Bordwaffen angegriffen. Irving zufolge wurden mit diesem tödlichen Vorgehen Anweisungen befolgt, «die Evakuierung der Zivilisten aus dem Osten durcheinander zu bringen». Darüber hinaus schildert er, wie eine Frau und einige Begleiter sich vor dem herabstossenden Flugzeug unter Holzbänke flüchten mussten, um sich vor dem erbarmungslosen Geschosshagel zu retten. Eine Frau in der Nähe wurde in den Magen getroffen und schrie vor Schmerz auf. Das geschah in der Lennéstrabe, ganz in der Nähe des Grossen Gartens. Zu den Opfern des angeblichen Tieffliegerangriffes der Mustangs sollen auch Mitglieder des berühmten Knabenchors der Kreuzkirche gehört haben, der vor dem Krieg durch seine Auftritte im In- und Ausland bekannt gewesen war. Die Jungen hatten ebenfalls in einer baumbestandenen Strasse in der Nähe des grossen Parks Schutz gesucht. Der Chorleiter, behauptet Irving, soll bei dem Angriff verwundet und ein Chorknabe getötet worden sein. «Bei allen Angriffen wurden Bordwaffenangriffe mit Maschinengewehren beobachtet», zitiert Herr Irving korrekt den amtlichen Bericht des Dresdner Polizeichefs.⁶ Aber waren diese unschuldigen Verwundeten und Toten Opfer der amerikanischen Jäger, die den Angriff bei hellem Tageslicht begleiteten?

Tatsächlich wurde ein Junge des Kreuzchores durch alliierte Luftmacht getötet, und in der Tiergartenstrasse fand man einen verwundeten Inspektor, aber sie waren nicht amerikanischen Maschinengewehren zum Opfer gefallen. Ihre Verletzungen rührten von britischen Bomben her, als sie am Abend aus der Schule geflohen waren. Das wird vollkommen klar, wenn man das Original liest, die eingestandene Quelle von Irvings Information: das Buch von Seydewitz. Dieses stützte sich wiederum auf den Bericht des Kreuzchorkantors, Professor Mauersberger. Der Chorleiter fand den verletzten Inspektor und den toten Kreuzchorjungen nach dem zweiten britischen Angriff, am frühen Morgen, noch bevor eine einzige amerikanische P 51 ihre Motoren für den bevorstehenden langen Flug hatte warm laufenlassen.⁷

Was die Behauptung des Dresdner Polizeichefs angeht, bei *allen* Luftangriffen seien Maschinengewehrattaken beobachtet worden, so besagt das Zitieren einer solchen Äusserung wenig, denn den Vorwurf, die Briten hätten solche Angriffe durchgeführt, nimmt niemand ernst. Der Polizeichef gab lediglich wieder,

war ihm berichtet worden war. Wären, wie später behauptet wurde, am Elbufer unschuldige Zivilisten in grosser Zahl hingemetzelt worden, so hätte das als ein schwerer Verstoss gegen die Haager Landkriegsordnung gegolten. Einen solchen hätte man aber wohl kaum mit der zurückhaltenden, neutralen Formulierung «Bordwaffenangriffe wurden beobachtet» umschrieben.

Auch in der jüngsten, überarbeiteten Ausgabe seines Buches⁸ bleibt Irving dabei, dass die 20. Jagdgruppe diese Angriffe durchgeführt haben soll. Er schreibt, die Rolle dieser Gruppe bei dem Angriff sei ein Hinweis auf die Beteiligung der Mustangs insgesamt. Zeitgleich mit dem Ende des amerikanischen Bomberangriffs auf die Stadt (um 12.23 Uhr), so fährt er fort, hätten 37 P 51 Mustangs mit ihren Tieffliegerangriffen gegen Bodenziele begonnen.⁹ Der Haken an dieser unzweideutigen Behauptung ist, dass die 20. Jagdgruppe zu diesem Zeitpunkt, wie wir wissen, dem Angriff nicht auf Dresden, sondern auf das 130 Kilometer entfernte Prag Geleitschutz gab. Dieser endete in der Tat um 12.23 Uhr. Der Angriff auf Dresden war um 12.31 Uhr beendet.

Götz Bergander hat 1974 nach Prüfung der Dokumente in den National Archives in Washington, D.C., auf diese Ungereimtheit hingewiesen. Auch die Dinge, die Irving zur Bestätigung seiner Ansicht anführt, halten dem Abgleich mit den amtlichen Dokumenten nicht stand. Andere Mustang-Jäger, so schreibt David Irving, sollen im Tiefflug Fahrzeuge auf den Strassen angegriffen haben, die aus der Stadt führten, auch auf solchen, die mit Scharen verzweifelter Flüchtlinge verstopft waren. Er zitiert einen Bericht, dem zufolge eine Maschine der 55. Jagdstaffel, die zur 20. Gruppe gehörte, so tief flog, dass sie in einen Wagen raste und explodierte. Es trifft durchaus zu, dass eine Mustang von der 20. Gruppe auf diese Weise verloren ging. Wir wissen sogar, dass die fragliche Maschine von Leutnant Jack D. Leon geflogen wurde. Und wieso ist das nicht ein unwiderlegbarer Beweis dafür, dass es in Dresden zu Tieffliegerangriffen kam? Weil der Ort, an dem den Piloten sein Schicksal ereilte, in der Nähe von Donauwörth im westlichen Bayern liegt, rund 270 Kilometer westlich von Prag, von wo er sich auf dem Rückflug befand (und rund 320 Kilometer von Dresden entfernt).

Der Anlass zur Schilderung eines Tieffliegerangriffs, der misslang, war nicht ein Massaker an den Chorjungen in der Tiergartenstrasse in Dresden, sondern ein Angriff auf ein Fahrzeug, in dem ein Oberst der Wehrmacht, Freiherr von Oer, sass, der Chef des Remonteamts Bergstetten. Er kam in seinem explodierenden Lastwagen um. Leon raste entweder in das Fahrzeug, oder er wurde durch

die Explosion vom Himmel geholt.¹⁰ Ansonsten ging kein Pilot der 67 Maschinen, aus denen die 20. Gruppe an diesem Tag bestand, im Einsatz verloren. Aus den über Dresden selbst eingesetzten Jagdgruppen wurde kein Pilot getötet oder als vermisst gemeldet.

Für die Aktivitäten der Jäger aus Gruppen, die (im Unterschied zur 20.) wirklich in Dresden waren, führt Irving keinerlei sonstige dokumentarische Beweise an. Er bezieht sie einfach in seine Darstellung des angeblichen Massakers ein, wenn er sagt, dass die (in Wahrheit abwesende) 20. Jagdgruppe «zusammen mit den A-Gruppen der anderen drei über Dresden eingesetzten Jagdgruppen im Tiefflug über die Stadt raste».¹¹

Es ist dies ein schwieriges Thema. Viele Überlebende der Bombardierung Dresdens bestehen mit Nachdruck und offenkundiger Aufrichtigkeit darauf, dass sie (oder Leute, die sie kannten) nach dem amerikanischen Mittagsangriff von Tieffliegern angegriffen wurden, und schildern die darauf folgenden Gräueltaten in eindringlichen Details. Es sind Menschen, die entsetzlich gelitten haben und von ihren Erlebnissen bis heute verfolgt werden, und man kann ihnen ihre Sicht des Geschehens kaum bestreiten. Es gibt aber auch etliche Überlebende, die sagen, nichts dergleichen gesehen und gehört zu haben, obwohl sie zur fraglichen Zeit oder kurz danach ebenfalls in dem betroffenen Gebiet oder in der Nähe waren.

Günther Kannegiesser zum Beispiel kam kurz nach dem angeblichen Massaker an dem Ort, wo es stattgefunden haben soll, vorbei. Er hatte die Frauen und ihre Kinder bei ihren Verwandten in Laubegast abgeliefert und nahm einen Mittagsimbiss zu sich, als die amerikanischen Bomber kamen. Als er dann am Nachmittag heimkehrte, führte ihn sein Weg an den Elbwiesen vorbei. Es gab dort Menschen mit furchtbaren Verletzungen und Anzeichen von Bombenschäden, die sowohl von den nächtlichen Angriffen als auch vom Mittagsangriff herührten, aber keine Berge von Toten, die dem Maschinengewehrfeuer etwaiger Tiefflieger zum Opfer gefallen wären. Ein Freund von ihm aus der Nachbarschaft, Fritz Gieseler, war während des amerikanischen Angriffs tatsächlich im Grossen Garten (wo Überlebende angeblich ebenfalls unter Tieffliegerangriffen zu leiden hatten):

Er sei zum Zeitpunkt des Mittagsangriffs am 14. Februar gerade von Löbtau zum Grossen Garten zurückgekehrt und habe sich unmittelbar südlich der Imbissstube am Tor befunden, dort allerdings keine tief fliegenden Jäger gesehen. Und was es mit einem Tieffliegerangriff auf sich habe, sei ihnen beiden bekannt gewesen.¹²

Ein Polizist, Werner Ehrlich, war damals in derselben Gegend und berichtete:

tete Götz Bergander 40 Jahre später, dass er während des Mittagsangriffs unter einem Baum an der Hauptallee gelegen habe. Zwar seien Bündel von Stabbrandbomben herabgeprasselt, aber es sei nicht geschossen worden. Wie durch ein Wunder habe ihn keine der Brandbomben getroffen, die beim Aufprall wie die «Blumensträusse eines Zauberers» aufgingen und sich zerteilten. ... Auch habe er als Amtsperson nichts von den tief fliegenden Jägern gehört, die all diese Menschen in grosser Zahl getötet haben sollen.¹³

Die Legende von den Tieffliegerangriffen auf Zivilisten beruht ganz und gar auf oft widersprüchlichen persönlichen Äusserungen, die Jahre nach dem Ereignis aufgezeichnet wurden und umso abenteuerlicher klingen, je länger der Angriff zum Zeitpunkt der Erinnerung zurückliegt.

Es gibt dafür nicht die geringste dokumentarische Bestätigung. Solche Tieffliegerangriffe am helllichten Tag werden weder in den zugänglichen Dokumenten der amerikanischen Luftwaffe noch – was vielleicht bedeutsamer ist – in deutschen Berichten aus jener Zeit erwähnt. Es wird behauptet, die amerikanischen Piloten hätten vielleicht ihre Aktionen «vertuscht», weil sie sich hinterher schämten, Zivilisten umgebracht zu haben, und daher gebe es keine Berichte. Für deutsche Dokumente kann dies jedoch nicht zutreffen. Vorwürfe an die Alliierten, bei solchen Tieffliegerangriffen Zivilisten getötet zu haben, gehörten für Goebbels' Propagandaapparat gerade zu den Lieblingsthemen, und wenn es irgendwo zu nennenswerten Bordwaffenangriffen von Jägern kam, wurde es stets in offiziellen Berichten über Luftangriffe vermerkt und gewöhnlich mit Phrasen wie «Terrorisierung der Zivilbevölkerung» bezeichnet.

Eine unübersehbare alliierte Gräueltat an hilflosen, ausgebombten Zivilisten am helllichten Tag hätte man in offiziellen Berichten sicherlich gross herausgestellt. Über die Bombardierung Dresdens, die tatsächlich stattfand, wurde tags darauf in grausamen Details berichtet. Doch weder am 15. noch am 16. Februar (den Tagen, an denen ebenfalls von Tieffliegerangriffen die Rede hätte sein müssen) hält der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht es für angebracht, einen Bordwaffenbeschuss oder Tiefflugaktivitäten von feindlichen Jägern zu erwähnen. Am 17. gibt es Berichte von Bordwaffenbeschuss. Sie beziehen sich aber auf die südlichen und westlichen Reichsgebiete. Was die Reaktion von Goebbels' Ministerium betrifft, so ist das eine Sache für sich. Eines kann man auf jeden Fall sagen: Zwischen dem Tag des Angriffs und dem Ende des Krieges verloren der Maestro der Propaganda und seine Handlanger über Tieffliegerangriffe auf Zivilisten in Dresden bei hellichtem Tage nicht ein Wort.

David Irving zufolge sollten die Jäger der Gruppe B ständigen Sichtkontakt mit den Bomberpulks halten. Die mitfliegenden Piloten der Gruppe A hatte dagegen eine ganz andere Einweisung erhalten. Diese Mustangs sollten, nachdem die Bomber ihren Auftrag über Dresden erfüllt hatten, unverzüglich im Sturzflug «bis dicht über die Dächer» heruntergehen und ihre Bordwaffen, wie es bei der USAAF hiess, gegen «Gelegenheitsziele» richten. Dazu gehörten nach oder aus der zerstörten Stadt marschierende Truppenkolonnen, Kraftfahrzeuge und der Bahnverkehr einschliesslich Lokomotiven sowie andere Transportziele, gegen die auch Raketen eingesetzt werden sollten. Die Gruppen A und B sollten sich um 14.25 Uhr bei Frankfurt am Main, unweit des sicheren, von den Alliierten eingenommenen Territoriums, von den Bomberpulks entfernen und den Geleitschutz den P 47-Thunderbolts übertragen.¹⁴

Für diese «Einweisung», die eindeutig auf einen Befehl hinauslief, unmittelbar nach dem Luftangriff Bodenziele mit Bordwaffen anzugreifen (was unvermeidlich zivile Opfer bedeutete), wird kein dokumentarischer Beleg angeführt. Zufällig sind die schriftlichen Befehle für den Angriff der 1. Luftdivision auf Dresden in den National Archives in Washington zugänglich. Sie widersprechen der Darstellung Irvings in jedem Punkt, ausser vielleicht im letzten, pro-saischen, wo es darum geht, dass der Geleitschutz ab Frankfurt von Thunderbolts übernommen wird. Die Akte trägt die Aufschrift:

8th A.F. FIGHTER FIELD ORDER NO. 1622A.
SUPPORT B-17'S AND B-24'S.
14 FEB. 1945
MISSION NO. 830.

Der Befehl fordert für alle rund 1'300 amerikanischen Bomber, die an diesem Tag im Einsatz sein würden, Geleitschutz, und er gibt spezielle Anweisungen für die Verfahrensweise der Begleitjäger. Punkt X. des Befehls für den 14. Februar enthält zwei wichtige Vorschriften:

- (3) ES IST ALLES ZU TUN, UM BENZIN ZU SPAREN.
- (4) ÜBER TIEFFLIEGERANGRIFFE NACH DEM RÜCKZUG ENTSCHEIDET DER GRUPPENFÜHRER, FALLS KEINE FEINDMASCHINEN ANGETROFFEN WURDEN ODER ERWARTET WERDEN. TIEFANGRIFFE FÜHREN NUR GRUPPEN IN A-POSITION DURCH. KEINE, ICH WIEDERHOLE, KEINE TIEFANGRIFFE AUF FLUGPLÄTZE.

Das ist kein Befehl zum bedenkenlosen Attackieren von Bodenzielen, sondern eine Mahnung zu äusserster Vorsicht bei besonders langen, möglicherweise schwierigen Flügen, bei denen ein wirksamer, lückenloser Jagdschutz manchmal entscheidend war. Die speziellen Anweisungen, die der 20. Jagdgruppe erteilt wurden, sind ebenso einsehbar wie der Text der Einweisung. Neben den obigen Vorschriften enthalten sie die weitere, dass zu den Bodenzielen, die speziell auf dem Rückflug gesucht werden sollen, vor allem «Verkehrseinrichtungen» gehören.¹⁵

Götz Bergander schreibt zusammenfassend:

Dies ist also der Befehl, in dem angeblich angeordnet worden ist, die Verwirrung auf den Dresdner Ausfallstrassen bis zur Panik zu steigern, der Befehl, der mit gnadenloser Präzision ausgeführt wurde. Er enthält kein Wort davon. Ein in der Geschichte des strategischen Luftkriegs so aussergewöhnlicher Plan wie der, praktisch in die letzten fallenden Bomben hinein mit Tiefangriffen Menschen im bombardierten Objekt zu jagen, wäre in irgendeiner Form Gegenstand der Einsatzbesprechung gewesen.¹⁶

Es ist manchmal nicht einfach, Dokumente aus jener Zeit zu deuten. Beim Durchblättern des Ordners, in dem der Einsatzbefehl abgeheftet ist, stösst man auf ein Fernschreiben mit einer kurzen Zusammenfassung der Beteiligung der Jäger an den Angriffen des Tages. Darin findet sich der folgende Absatz:

Von der 356. Gr. wurde eine Staffel über Dresden in Luftkämpfe verwickelt. Andere Gruppen hatten keine Berührung mit Feindmaschinen. Die A-Gruppen gingen tiefer, um nach dem Rückzug Bordwaffenangriffe zu unternehmen.¹⁷

Oberflächlich könnte man das als exakte Beschreibung dessen verstehen, was die Verfechter des «Massakers» behaupten: Die A-Gruppen flogen tief und unternahmen Bordwaffenangriffe, nachdem die Bomber Dresden verlassen hatten. Schaut man aber genauer hin, so spricht das Dokument eindeutig von allenjagdgruppen, die an jenem Tag im Einsatz waren, und nicht nur von jenen, welche die 1. Luftdivision begleiteten. Es stellt einfach fest, dass sie die Befehle ausführten, insofern als die A-Gruppen «nach dem Rückzug» auf eine niedrige Flughöhe gingen und Bordwaffenangriffe unternahmen. In dieser Meldung bedeutet «nach dem Rückzug» nicht, «nachdem die Bomber mit ihren Bombenabwürfen

fertig waren», sondern es bedeutet: *nachdem die Jäger sich von ihren Geleitschutzpflichten zurückgezogen hatten*. Wie Alden Rigby sagte, war es Aufgabe der Begleitjäger, «oben zu bleiben und sie vom Ziel wegzubringen». Bis zum Rückzug konnte es daher eine halbe, aber auch zwei Stunden dauern (der Zeitpunkt ist gewöhnlich in den Akten angegeben), je nachdem, wie hoch das Risiko noch eingeschätzt wurde. Bis dahin hatten die Jäger bei den Bombern zu bleiben, ausser wenn sie feindlichen Maschinen begegneten.

In sämtlichen Dokumenten in den National Archives in Washington findet sich kein einziger Hinweis auf Tiefflieger- beziehungsweise Bordwaffenangriffe auf Ziele in Dresden oder Umgebung. Was sich findet, sind detaillierte Berichte, darunter «Blitzmeldungen», die noch während des laufenden Angriffs von allen Jagdgruppen eingingen (und sich bis zu einem gewissen Grad mit den Meldungen der Bombergruppen deckten); darin sind mit Uhrzeit und Ort genau die Bewegungen aller Gruppen angegeben, die an den zugegebenermassen etwas verworrenen Operationen der 1. Luftdivision in den Mittagsstunden des 14. Februar 1945 teilnahmen. Freimütig wird berichtet, dass auf dem Rückflug (wie befohlen) Tieffliegerangriffe unternommen wurden – auf Züge, Lastwagen und andere Verkehrsziele –, aber auch ein Irrtum zugegeben: Ein Pilot nahm einen Lazarettzug unter Beschuss, weil er das rote Kreuz auf den Waggonächern nicht bemerkt hatte.¹⁸ Alle Vorkommnisse ereigneten sich mehr als 160 Kilometer westlich von Dresden.

Darüber hinaus gab es über Dresden mindestens einen Zusammenstoss zwischen amerikanischen und deutschen Jägern – nichts Nennenswertes ausser für die unmittelbar Beteiligten, aber vielleicht wichtiger, als es zunächst den Anschein hat.

Die feindliche Luftabwehr, hiess es in der Meldung des Hauptquartiers der 1. Luftdivision, war «auffallend schwach und fast völlig wirkungslos». Die für die rückwärtige Sicherung des Bomberstroms verantwortliche 352. Jagdgruppe meldete: «Ereignislose Eskorte bis zum Ziel Dresden»¹⁹, und das ist einigermassen typisch.

Die 356. Jagdgruppe hatte bei Chemnitz eine Begegnung mit feindlichen Maschinen (an der möglicherweise auch die 364. beteiligt war), bei der die P 51 aus einem Rudel von zwölf FW 190 eine feindliche Maschine abgeschossen haben wollen. Der Rest der Deutschen zog sich rasch in die hohen Wolken zurück und tauchte nicht mehr auf. Aus den Meldungen unmittelbar nach dem Angriff geht hervor, dass die 356. Gruppe nochmals feindliche Jäger ortete:

Um 12.35 Uhr wurden drei FW 190 dabei beobachtet, wie sie sich einer Bombergruppe näherten, der die 356. nicht zugeordnet war. Eine Staffel griff die Feindmaschinen an.... Diese Feindmaschinen sind vielleicht auch diejenigen, von denen eine Bombergruppe meldete, sie hätten sie im Zielgebiet angegriffen.

Offenbar hatte es einige Minuten, nachdem sich die letzten Bomber ihrer Fracht entledigt und den Rückflug angetreten hatten, in der Gegend von Dresden einen kurzen, aber möglicherweise heftigen Kurvenkampf gegeben. Die Fernschreibmeldung an das Hauptquartier der 1. Division vom Kommandanten der 306. Bombergruppe (die zuerst über das Ziel hinausgeschossen und daher zu einem weiteren Anflug gezwungen war) bestätigt, dass einige Bomber bei einem zweiten Zielanflug von drei deutschen Jägern (FW 190) angegriffen wurden und es zu einem kurzen Luftkampf kam. Als die Jäger zu einem zweiten Angriff ansetzten, wurden sie, wie es in der Meldung heisst, «sofort von P 51-Begleitjägern abgedrängt», die ihnen nachsetzten.²⁰

Dieser Vorfall ist deshalb wichtig, weil es neben den Erwähnungen von Tieffliegerangriffen in Dresden an diesem Tag auch mehrere Berichte gab, wonach es über der Stadt zu Luftkämpfen zwischen amerikanischen und deutschen Jägern gekommen ist. Die Amerikaner jagten den Feind, und gelegentlich gingen die Flugzeuge herunter (durchaus üblich, wenn ein Jäger einen anderen abzuschütteln versuchte) und flogen durchs Elbtal und dann über die Stadt.

Dr. Helmut Schnatz stammt aus dem Rheinland und ist pensionierter Gymnasiallehrer für Geschichte. Als Junge erlebte er das verheerende Bombardement seiner Heimatstadt Koblenz, und er beobachtete Tieffliegerangriffe und Luftkämpfe über seinem Elternhaus. Später wurde er offizieller Chronist des Luftkriegs in diesem Teil Deutschlands, und er verfasste zahlreiche massgebende Artikel über das Thema, darunter einen über britische Tieffliegerangriffe in der Umgebung von Trier.²¹ Was ihn wie auch andere Historiker faszinierte, waren die oft eklatanten Widersprüche in den Schilderungen von Luftangriffen (und anderen extrem traumatischen Ereignissen). Insbesondere interessierten und interessieren ihn die Unterschiede zwischen den Darstellungen verschiedener Augenzeugen von ein und demselben Ereignis, den Beschreibungen in amtlichen Dokumenten (die ebenfalls voneinander abweichen und einander widersprechen können) und den eindeutig geklärten Tatsachen (wie dem Wetter, der Topografie und den Fähigkeiten verschiedener Maschinen).

Nachdem er das Buch von Götz Bergander gelesen hatte, beschloss Schnatz Mitte der Achtzigerjahre, das Phänomen der «Tieffliegerangriffe» von Dresden gründlich zu untersuchen.

In seinem Buch *Tiefflieger über Dresden? Legenden und Wirklichkeit* prüft Schnatz alle Aspekte der Vorgänge mit dem scharfen Blick eines Mannes, der seit seiner Jugendzeit den Luftkrieg unter allen – militärischen, politischen und technischen – Gesichtspunkten erforscht hat. Er untersucht Meldungen von britischen Tieffliegerangriffen während der Nacht und kommt zu dem Ergebnis, dass sie physisch unmöglich waren, aber Berichte möglicherweise auf Sichtungen der relativ tief fliegenden (jedoch unbewaffneten) Markiererflugzeuge zurückgingen, und er stellt fest, dass die Schauer rasch fallender Stabbrandbomben leicht mit Kanonen- oder Leuchtspurgeschossen zu verwechseln waren. Sein Hauptinteresse gilt jedoch den angeblichen amerikanischen Angriffen, weil sie am plausibelsten und, falls sie tatsächlich geschehen sein sollten, die grausamsten sind.

Dr. Schnatz gelangt zu unmissverständlichen und überzeugenden Erkenntnissen. Für seine Untersuchung, die zehn Jahre in Anspruch nahm, konsultierte er ehemalige Jagdflieger, Bomberpiloten, andere Luftkriegsexperten, Archive und sogar Psychologen, und er sammelte Dutzende von Berichten von und Interviews mit Überlebenden der Zerstörung Dresdens. Zu den Letzteren gehören viele überzeugende und besonnene Darstellungen, allerdings auch einige, die offensichtlich übertrieben und unzutreffend sind (aber dennoch unüberprüft in deutschen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurden).

In einer Sonderausgabe einer deutschen Wochenzeitung finden sich zum Beispiel die beiden folgenden Darstellungen. Eine Frau behauptet, sie habe auf einer Eisscholle in der zugefrorenen Elbe einige Stunden lang bei einer Temperatur von «minus 20 Grad Celsius» überlebt und bei hellichem Tag wiederholte Tieffliegerangriffe beobachtet. In derselben Ausgabe sagt eine andere Frau, dass «das Wasser der Elbe von Phosphor in Flammen stand».²² Die Zeitung äussert sich nicht zu diesem offenkundigen Widerspruch oder zu der (von vielen Zeugen bestätigten) Tatsache, dass es auch vor dem Feuersturm eine recht milde Winternacht war – Günter Jäckel zum Beispiel verbrachte die Nacht im Schlafanzug auf einer Wiese, ohne dadurch Schaden zu nehmen.

Dies sind die Schlussfolgerungen von Dr. Schnatz:

- Es gab keine Befehle an die Jäger, in Dresden Tieffliegerangriffe zu unternehmen.
- Selbst wenn es Befehle gegeben haben sollte, belegen doch die Dokumente über den genauen Verlauf und die Dauer des Einsatzes, dass über dem Ziel keine Zeit für Tieffliegerangriffe übrigblieb.
- Die rasch von der Luftschutzleitung in Dresden gegebene Entwarnung (weniger als 15 Minuten, nachdem um 12.31 Uhr die letzte Bombe gefallen war) deutet darauf hin, dass es keinen weiteren Luftangriff gegeben haben kann, nachdem die Bomber verschwunden waren.
- Die P-51 operierten in Dresden an der Grenze ihres Treibstoffvorrats und hätten so weit vom Heimatflugplatz entfernt keine grösseren Tiefflugaktionen unternehmen können, ohne ihre eigene Sicherheit zu gefährden.
- Sie haben tatsächlich Tieffliegerangriffe unternommen, aber erst weit westlich von Dresden, hauptsächlich gegen Eisenbahnziele, als sie ihre Jagdschutzaufgabe erfüllt hatten und der knappe Treibstoffvorrat kein Problem mehr war.
- Angesichts der Übereinstimmung zwischen deutschen und amerikanischen Berichten über den Angriff auf Dresden kann keine Rede davon sein, dass amerikanische Dokumente nachträglich gefälscht oder bereinigt worden wären.

Was das wirkliche Geschehen betrifft, so war Götz Bergander ursprünglich der Ansicht, dass der Luftkampf der 356. Jagdgruppe nahe und über Dresden sich auf das Elbtal und für kurze Zeit die Stadt selbst ausgedehnt haben könnte. Zeitlich würde das passen. Schnatz teilt diese Ansicht und hat zusätzlich Augenzeugen und technische Experten befragt, die dies seiner Meinung nach bestätigen. Wahrscheinlich waren mindestens drei Jagdflugzeuge – möglicherweise mehr – an einer dröhnenden Jagd im Tiefflug über der Stadt beteiligt, und dabei könnten die in die Tragflächen montierten Waffen benutzt worden sein. (Und so könnten durchaus Zivilisten getroffen, verwundet und getötet worden sein.)

Die traumatisierten, entsetzten Dresdner, noch immer betäubt von dem wenige Minuten zurückliegenden neuerlichen Bombenangriff und ohne Erfahrung mit Luftangriffen, dachten, es handle sich um einen jener mörderischen Tieffliegerangriffe, vor denen man sie gewarnt hatte und über die sie die aller wildesten Geschichten gehört hatten.

Götz Bergander und Helmut Schnatz sind übereinstimmend der Ansicht,

dass dies eine hinreichende Erklärung für viele der Legenden ist, die seither aufkamen über den Maschinengewehrbeschuss von (in manchen Darstellungen «Tausenden von») Frauen und Kindern im Grossen Garten und auf den Elbwiesen am Mittag des Aschermittwoch 1945. Es sind dort wirklich viele getötet worden, aber nicht von Kugeln, sondern von Bomben.

Es gibt keinen einzigen sachkundigen deutschen Historiker, der den Vorfall heute in einer Veröffentlichung zur Tatsache erklären würde. Sogar die aktualisierte Ausgabe von Max Seydewitz' Buch über Dresden, die 1982 zur Feier seines 90. Geburtstags herauskam, jenes Buches, das 1955, als es erstmals erschien, wesentlich zur Verbreitung und Legitimierung der Tieffliegergeschichte beigetragen hatte, enthielt – und das ist bezeichnend – auf einmal kein Wort mehr über das angebliche amerikanische MG-Massaker am Elbufer oder über die noch weniger wahrscheinlichen britischen Tieffliegerangriffe in der Nacht. Alle Hinweise auf diese (und die amerikanischen Bordwaffenangriffe auf das Johannstädter Krankenhaus) waren stillschweigend getilgt worden. Nachforschungen in den Unterlagen von Seydewitz' ostdeutschem Verlag deuten daraufhin, dass dies vorwiegend mit den Feststellungen zu tun hatte, zu denen Götz Bergander in seinem einige Jahre zuvor in Westdeutschland veröffentlichten, aber östlich der Mauer weiterhin verbotenen Buch gelangt war.²³

Das alles bedeutet jedoch nicht, dass heute niemand mehr an die Tieffliegergeschichte glaubt – ganz im Gegenteil. Historikern, die ihr entgegengetreten, wird von vielen Überlebenden vorgeworfen, die Toten und Verstümmelten zu «verhöhnern», ja sogar auf eine anglo-amerikanische «Verschwörung» hereinzufallen, welche die Wahrheit verheimlichen will.

ANHANG B

Zählung der Toten

Im Jahr 1952 erschienen Axel Rodenbergers Erinnerungen *Der Tod von Dresden*. In Westdeutschland, wo der Verfasser mittlerweile lebte, nachdem er der kommunistischen Herrschaft in Ostdeutschland entflohen war, wurde das Buch zum Bestseller. Es ist eine turbulente Sammlung von Gerüchten, Berichten aus zweiter Hand und persönlichen Beobachtungen; vereinzelte Sensationsmeldungen wie die von verkrüppelten Soldaten, die blinde Kameraden aus einem brennenden Lazarett führen, stammen direkt aus dem berüchtigten Artikel in Goebbels' *Das Reich* vom 4. März 1945. Rodenbergs Motivation war verständlich: Er hatte das Grauen des Feuersturms erlebt. Dennoch ist das Buch als historische Quelle nahezu wertlos, was aber spätere seriöse Autoren offenbar nicht davon abgehalten hat, es zu zitieren. Rodenberger nennt eine Zahl von 350'000 bis 400'000 Toten in Dresden, die angeblich von einem Verantwortlichen des örtlichen Propagandaamtes in einem Bericht nach Berlin gemeldet wurden. Rodenberger schreibt, dieser Mann habe den Bericht seiner Sekretärin diktiert, und er behauptet, ihn «wörtlich» zu zitieren, doch wurde ein entsprechendes Dokument nie gefunden, und es ist unklar, wie Rodenberger überhaupt darangekommen sein kann.¹

1955 erschien *Die unbesiegbare Stadt* von dem kommunistischen Politiker Max Seydewitz, und dahinter stand die ostdeutsche Regierung mit ihrem ganzen Gewicht. Seydewitz zitierte die offizielle Zahl von 35'000 Toten, schloss jedoch nicht aus, dass es einige tausend mehr gewesen sein könnten.

Doch bald waren wieder Zahlen in der von Rodenberger genannten Höhe in Umlauf. 1963 erschien das international bekannteste Werk über das Bombardement, David Irvings *The Destruction of Dresden*, deutsch unter dem Titel *Der Untergang Dresdens*. Irving, ein Studienabbrecher von Mitte zwanzig, der in der deutschen Stahlindustrie gearbeitet hat und fließend Deutsch sprach, erklär-

te, sein Interesse für das Bombardement Dresdens sei aus Gesprächen mit einem von dort stammenden Kollegen erwachsen. Irving erhielt Zugang zu den damals begrenzt verfügbaren Originalquellen, führte unschätzbare Gespräche mit vielen überlebenden höheren RAF-Offizieren, darunter Harris, Saundby, Bottomley und andere, und er verschaffte sich Zugang zu Dokumenten und Personen untergeordneten Ranges in Dresden selbst. Überraschend nannte er eine Zahl von mindestens 135'000 Toten für den Angriff.

Diese Zahl stammte von einem mittlerweile in Westdeutschland lebenden Mann namens Hanns Voigt, der in den Wochen nach dem Angriff für die Vermisstennachweis-Zentrale in Dresden verantwortlich gewesen war. Obwohl die «Strassenbücher», die von den Suchtrupps geführt wurden, welche die Keller, Luftschutzräume und sonstigen Orte räumten, wo Tote zu finden waren, nur auf 30'000 bis 40'000 kamen, beharrte Voigt darauf, dass dies eine Mindestzahl sei. Irving übernahm Voigts höhere persönliche Schätzung, wonach mindestens 135'000 umgekommen sein mussten – eine Vermutung, die sich auf getrennte Verzeichnisse von gefundenen persönlichen Habseligkeiten, Kleidern, Schmucksachen und dergleichen stützte und die Anzahl der bei Kriegsende ungeklärten Vermisstenmeldungen hinzurechnete. Eindrucksvoll erzählt, gutgeschrieben und auf eine scheinbar erschöpfende, gründlich geprüfte Recherche gestützt, wurde Irvings Buch zu einem internationalen Bestseller und bescherte ihm eine glänzende, umstrittene Karriere.

1963 war Ostdeutschland für auswärtige Forscher praktisch unzugänglich, und es lagen noch keine eindeutigen Tatsachen vor, die der Schätzung Voigts widersprochen hätten. Die im Text erwähnte Schlussmeldung ist eine Zusammenstellung von überzeugender Gründlichkeit, aber auf sie konnte 20 Jahre nach der Bombardierung Dresdens noch nicht Bezug genommen werden. Anscheinend waren alle Kopien dieser entscheidend wichtigen Meldung im Durcheinander der Nachkriegszeit abhanden gekommen. Sie waren 1963 noch nicht verfügbar, als das Erscheinen von David Irvings Buch über Dresden mit seinen dramatischen Opferzahlen das Bild von der Zerstörung der Stadt innerhalb der englischsprachigen Welt für eine ganze Generation prägte.

Die einzige neue Schätzung, die in den Sechzigerjahren publik wurde, schien die Zahl der Toten sogar noch weiter in die Höhe zu treiben. Kurz nach Erscheinen seines Buches erhielt Irving eine angebliche Kopie des Tagesbefehls Nr. 47 (TB 47 – siehe Kapitel 26), der Zahlen von 202'400 bereits registrierten

und 250'000 zu erwartenden Toten nannte. Diese Zahlen waren seit Jahren im Umlauf gewesen, und in der ersten Auflage seines Buches hatte Irving sie als Fälschung bezeichnet, doch angesichts der scheinbaren Beglaubigung machte er die neue, noch grauenhaftere Zahl allgemein bekannt.

1965 veröffentlichte Walter Weidauer, kommunistischer Oberbürgermeister Dresdens und Möchtegern-Historiker, in Ostdeutschland sein Buch über das Bombardement unter dem Titel *Inferno Dresden*. Auch dieses Werk bezog sich nicht auf die Schlussmeldung, doch kurz darauf wurde Weidauer nach einem Vortrag in Bad Schandau von einer gewissen Frau Jurk angesprochen. Sie übergab ihm ein engzeilig getipptes, elfseitiges Dokument, das sich in den Papieren fand, die ihr verstorbener Schwiegervater hinterlassen hatte, ein ehemaliger Oberst der Ordnungspolizei in Dresden. Es handelte sich um die Schlussmeldung. Oberst Jurk war derjenige, der die Meldung auf Befehl des Dresdner Chefs der Ordnungspolizei geschrieben und in seinem Namen unterzeichnet hatte. Weidauer brachte die gesamte Meldung in einem Anhang zur zweiten Auflage seines Buches und erregte damit beträchtliches Aufsehen.

Eine Bestätigung (sowie einige zusätzliche Informationen über die Schäden an Privathäusern) lieferte die fast gleichzeitige Entdeckung einer lange verloren geglaubten Kopie der Lagemeldung betreffend Luftangriffe auf das Reichsgebiet des Chefs der Ordnungspolizei (Nr. 1404) vom 22. März 1945 im westdeutschen Bundesarchiv in Koblenz. Es war Berlins Zusammenfassung der Informationen, die gut einen Monat nach dem Feuersturmangriff aus Dresden eingegangen waren, in verdichteter, aber im Wesentlichen unveränderter Form.

In diesen Dokumenten (der Schlussmeldung und der Lagemeldung) wurden eindeutig Zahlen zwischen 18'000 und 22'000 genannt, und die endgültige Anzahl der Toten wurde auf rund 25'000 geschätzt. Wie konnten dann in einem Dokument, das ungefähr zur gleichen Zeit zirkulierte, Zahlen genannt werden, die (exakt) zehnmal so hoch waren? Überdies enthielt der Text von TB 47 die Erklärung, dass die Zahlen ausnahmsweise bekanntgegeben wurden, um Gerüchten über gigantische Opferzahlen entgegenzutreten zu können: «Da die Gerüchte die Wirklichkeit weit übertreffen, kann von den tatsächlichen Zahlen offenen Gebrauch gemacht werden.»²

Wenn schon die «tatsächlichen Zahlen» sich auf bis zu 250'000 belaufen hatten, wie die Befürworter des gefälschten TB 47 betont hatten – wovon mochte dann erst in den «Gerüchten» gemunkelt werden? Etwa von *Millionen* von To-

ten? Offensichtlich war angesichts der verbreiteten Panik und Angst, die von abenteuerlich aufgebauschten Opferzahlen in Dresden ausgelöst worden waren, den Verantwortlichen eine Ausnahmegenehmigung erteilt worden, die wirkliche (wenn auch nur vorläufige) Zahl der Toten zu nennen. Und die wirklichen Zahlen betragen 20'240 beziehungsweise 25'000.

Es gab eigentlich nur eine Erklärung. Diesen Zahlen war für Propagandazwecke eine Null hinzugefügt worden. Irving schrieb denn auch einen Brief an die Londoner *Times*, in dem er einräumte, dass die beiden in dem so genannten TB 47 zitierten sechsstelligen Zahlen «wahrscheinlich» eine Nazi-Fälschung gewesen seien.

Die makabre Debatte um die Zahl der Todesopfer in Dresden ist noch immer nicht beendet. Bei wechselnder Beweislage gibt es doch eine grundsätzliche Scheidelinie zwischen denen, die die Zahl übereinstimmend irgendwo zwischen 25'000 und 40'000 ansiedeln, und den anderen – zu denen Irving noch immer zählt –, die trotz der dokumentarischen Beweise darauf beharren, dass es sechsstellige Opferzahlen gab, oder gar von mehreren hunderttausend sprechen. Es ist eine Ironie, dass gerade die britischen Autoren, welche über die Bombardierung Dresdens schrieben – David Irving und Alexander McKee –, die Zahlen höher ansetzten (wenn auch nicht wie die Internetseiten und Pamphlete der Neonazis, welche die Zerstörung der Stadt mit dem Holocaust gleichsetzen wollen).

David Irving hat jedoch die Zahlen von Voigt nie ganz aufgegeben; seit den Achtzigerjahren haben sich seine Schätzungen langsam wieder nach oben bewegt und in der jüngsten Ausgabe seines Buches (der selbst verlegten Online-Ausgabe von 1995) bei «bis zu 100'000» eingependelt. Diese Zahl kommt offenbar dadurch zustande, dass er die 25'000 nachgewiesenen Toten nimmt, die im März 1945 als vermisst gemeldeten 35'000 hinzurechnet und diese Summe dann noch durch einiges ergänzt.³

Alexander McKee, der sein Werk fast 20 Jahre nach dem Erscheinen von Irvings Buch veröffentlichte, führt an einer Stelle ohne Kommentar eine Tagebucheintragung an, in der es heisst, die Behörden hätten «256'000» Tote gezählt.⁴ Am Ende übernimmt er die Zahl 35'000 und bemerkt dann, dass man sie – angesichts der mangelhaften Luftschutzmassnahmen und der Zahlen namenloser Flüchtlinge in der Stadt (die er wie die meisten Autoren in jener Zeit weit überschätzt) – «ohne weiteres auf 70'000 verdoppeln kann, ohne sich vor Übertreibung zu fürchten. Doch niemand wird es jemals genau wissen.»⁵ McKee beschloss also einfach, die Zahl zu verdoppeln, weil sie nach seinem Gefühl nicht hoch genug schien. Bei einer geringeren Zahl wäre es wohl auch nicht möglich

gewesen, der in Deutschland erschienenen Ausgabe den eindrucksvollen Untertitel «Das deutsche Hiroshima» zu geben.

Götz Berganders sachliche und objektive Darstellung *Dresden im Luftkrieg*, 1977 in erster Auflage und 1994 in zweiter, überarbeiteter und erweiterter Auflage erschienen, gelangte zu einer Totenzahl von rund 40'000. Bergander ging davon aus, dass die Zahl von 25'000 bis 35'000 Toten im Grossen und Ganzen tragfähig ist, rechnete dann jedoch einige tausend hinzu, weil eine etwas höhere Zahl nach seiner (durchaus nicht willkürlichen, sondern auf seinen damaligen Beobachtungen beruhenden) Überzeugung wahrscheinlich war. Bergander kommt überdies das Verdienst zu, dass er endlich ein authentisches Exemplar des Tagesbefehls Nr. 47 auftrieb, das sich im Besitz des ehemaligen Reservisten Werner Ehrlich befand, der im Rahmen seiner dienstlichen Pflicht eine Abschrift davon anfertigte. (Irving's Quelle, in der die Zahlen mit den fälschlich eingefügten Nullen genannt werden, war eine Kohlepapier-Kopie von einer getippten Abschrift einer Abschrift unbekannter Herkunft.) Die wichtigste Entdeckung wurde jedoch erst nach dem Ende des Kommunismus und dem Fall des ostdeutschen Regimes gemacht.

Frühere Autoren, auch Irving, hatten notgedrungen Zahlen übernommen, die von einem Mann namens Zeppenfeld stammten, dem Obergärtner des Heidefriedhofs ausserhalb der Stadt. Dort war nach übereinstimmender Ansicht die überwältigende Mehrheit der durch den Luftangriff Getöteten in Massengräbern beigesetzt worden. Zeppenfeld, der eine der acht Gruppen geleitet hatte, denen die Bergung und Bestattung der Toten oblag, wurde von Seydewitz in seinem 1955 erschienenen Buch mit der Aussage zitiert, sie hätten dort alle Leichen bestattet und dazu die Asche der «9'000» Opfer, die zwischen der dritten Februarwoche und der zweiten Märzwoche 1945 auf dem Altmarkt verbrannt worden waren (diese Zahl war aber, wie wir wissen, mit Sicherheit zu hoch, wenn wir die in der echten Version des TB 47 genannte Zahl von 6856 Leichen akzeptieren). Damit belief sich die Gesamtmenge auf 28'746 Opfer. Nahm man die Zahl der auf anderen Friedhöfen bestatteten Toten hinzu, so kam man auf grob geschätzt 35'000 Opfer des Angriffs, obwohl auch Seydewitz der Meinung war, dass «die Zahl der Todesopfer gewiss grösser ist als 35'000, wie sie bei der Bestattung festgestellt wurde».⁶

Doch 1993, vier Jahre nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, wurden im Dresdner Stadtarchiv Dokumente des städtischen Friedhofsamts gefunden. Sie lieferten erstmals eine detaillierte amtliche Aufstellung, wie viele Tote von den Dresdner Behörden nach dem Angriff auf welchen Friedhöfen bestattet

worden waren. Man war bei der Bestattung (wie bei fast allem, was mit den Folgen der Bombardierung Dresdens zusammenhing) sehr sorgfältig verfahren und hatte den städtischen Behörden regelmässig die Gesamtzahlen gemeldet. Es stellte sich heraus, dass zwischen Februar und Ende April 1945 einschliesslich der Asche der auf dem Altmarkt eingäscherten Opfer insgesamt 17'295 auf dem Heidefriedhof bestattet wurden. Weitere 3'462 wurden auf dem Johannisfriedhof, 514 auf dem Neuen Annenfriedhof beerdigt. Die Gesamtzahl der registrierten Bestattungen betrug 21'271 – mehr als 7'000 weniger als die täuschend exakte Schätzung des Obergärtners Zeppenfeld allein für den Heidefriedhof, die unbelegt war und eingestandenermassen auf Ad-hoc-Zählmethoden beruhte.⁷ Friedrich Reichert vom Dresdner Stadtmuseum vermutet, dass etwa 2'000 auf anderen Friedhöfen im Dresdner Umland bestattet wurden.

Reichert schätzt, dass bei der Bombardierung Dresdens rund 25'000 Menschen umkamen. Diese Zahl deckt sich mit der Gesamtzahl, die kurz nach dem Krieg von den durch die Sowjets eingesetzten Stadtbehörden genannt wurde, bleibt aber noch unter der Zahl, die von einem so sachkundigen und besonnenen Beobachter wie Götz Bergander vorgeschlagen wurde. Die angemessenste Schätzung scheint daher zwischen 25'000 und 40'000 zu liegen. Damit ist der Verlust an Menschenleben in der Stadt geringer als der von Hamburg (das allerdings mindestens doppelt so viele Einwohner hatte wie Dresden), und er fällt in Relation zur Gesamtbevölkerung kleiner aus als in Städten wie Pforzheim oder Würzburg.

Die Behauptung, auch noch nach Kriegsende seien in Dresden «allwöchentlich Tausende von Opfern aus den Trümmern geborgen wurden»⁸, kann nur eine Übertreibung sein. Die amtlichen Zahlen sind ganz eindeutig. Nach Angaben von Walter Weidauer, dem Oberbürgermeister von Dresden in der Nachkriegszeit, wurden zwischen dem 8. Mai 1945 (als Irving zufolge allwöchentlich noch «Tausende» von Leichen gefunden wurden) und 1966 – also in einem Zeitraum von über 20 Jahren – insgesamt nur 1858 Leichen aus den Ruinen der Stadt geborgen. Weidauer stellt ausserdem die Haltlosigkeit von Berichten klar, denen zufolge Zehntausende von Opfern so vollständig verbrannt sein sollen, dass eine individuelle Zuordnung der menschlichen Überreste nicht mehr möglich war. Wohl wurden nicht alle identifiziert, aber in den allermeisten Fällen konnten zumindest die Leichen als solche unterschieden werden, zumal die meisten Opfer durch Erstickten oder Körperverletzungen umkamen. Seit 1989 sind – auch bei den umfangreichen Ausschachtungen und Baumassnahmen nach dem Fall

des Kommunismus in Dresden – keine weiteren Leichen gefunden worden, obwohl die Wiederbebauung mit sorgfältigen archäologischen Untersuchungen einherging.⁹

Das alles soll nicht die entsetzliche Realität einer so riesigen Anzahl Toter bagatellisieren, die innerhalb weniger Stunden auf so grausame Weise aus dem Leben gerissen wurden, noch soll darüber vergessen werden, dass es überwiegend Frauen, Kinder und Alte waren. Einem Geschehen, das nach allen Massstäben als eine der schrecklichsten Aktionen des Zweiten Weltkriegs gelten muss, werden abenteuerliche Schätzungen – insbesondere solche, die für politische Zwecke ausgebeutet werden – weder gerecht, noch verleihen sie ihm Würde.

ANHANG C

Legenden über den Untergang

Nach dem Ersten Weltkrieg wanderten Heinz und Karl Spanknöbel, zwei unternehmungslustige Brüder, zuerst in die Schweiz und von dort 1922 in die Vereinigten Staaten aus. Heinz hatte politische Ambitionen, er war ein begeisterter früher Anhänger der Nazis und eine Zeit lang «Landesführer der NSDAP in den USA». Später kehrte er nach Deutschland zurück und machte dort eine Fabrik auf. Karl Spanknöbel blieb in Amerika, nahm die amerikanische Staatsangehörigkeit an und änderte seinen Namen in Charles Adolf Noble. Zuvor Adventistenprediger und Reformkost-Einzelhändler, wurde er schliesslich zum Eigentümer eines Fotoentwicklungslabors, das zu einem Branchenführer des Landes erwuchs. Sein Sohn John Noble behauptete später, durch den ständigen Umgang mit den schädlichen Chemikalien, die damals bei der Filmentwicklung verwendet wurden, sei die Gesundheit seines Vaters beeinträchtigt worden. Im Jahr 1937 dachte Charles Noble daran, den Geschäftszweig und das Land zu wechseln.¹

Im Jahr 1938 erwarb Noble von einem gewissen Thorsch eine kleine, aber gewinnträchtige Kamerafabrik in Dresden, die rund 100 Mitarbeiter beschäftigte. Thorsch besass die Schweizer Staatsangehörigkeit, war aber Halbjude und glaubte daher nicht, dass das Regime ihn unbehelligt lassen würde. Das Geschäft, das er mit Charles Noble alias Spanknöbel abschloss, war in Wirklichkeit kein Verkauf, sondern ein Tausch – Thorsch bekam Nobles ungeliebtes Unternehmen in den USA, und Noble wurde Besitzer eines lebensfähigen Unternehmens in dem Land, das er seit fast 20 Jahren nicht mehr gesehen hatte.² Einige Dinge waren rätselhaft: 1943 wurde Noble bezichtigt, von dem «Entjudungsgeschäft» unangemessen profitiert zu haben, obwohl die Familie, wenn wir ihrer Darstellung glauben können, bereits ins Visier der Behörden geraten war, weil sie die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen hatte. Diese Anschuldi-

gung stammt übrigens von Max Seydewitz, der allerlei dringende politische Motive hatte, Noble anzuschwärzen. John Noble zufolge war es ein faires, sogar grosszügiges Übereinkommen, bei dem beide Seiten bekamen, was sie wünschten.

Wie dem auch sei – die «Kamera-Werkstätten Charles A. Noble», wie sie alsbald hiessen, gediehen unter seiner Leitung. Er entwickelte eine Kleinbild-Spiegelreflexkamera. Diese Kamera, die *Praktica*, und ihr Nachfolgemodell, die *Praktiflex*, waren sehr erfolgreich. Die Nobles bezogen einen imposanten Wohnsitz, die in den Neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts für Kronprinzessin Luise von Sachsen errichtete Villa San Remo. Die palastartige Residenz, im exklusiven Badevorort Weisser Hirsch auf einem grossen Grundstück an der Bergbahnstrasse hoch über der Stadt gelegen, bot einen fantastischen Blick auf Dresden und das Elbtal, besonders von ihrem Pseudorenaissanceturm aus.

Auch noch nachdem die Vereinigten Staaten auf alliierter Seite in den Krieg eingetreten waren, durfte die Noble-Fabrik unter der Leitung von Charles und seinem Sohn John ihre Tätigkeit fortsetzen; bald wichen Herstellung und Verkauf von Kameras für den Massenabsatz allerdings, wie bei anderen Dresdner Verbrauchsgüterherstellern, der Rüstungsproduktion. Die Fabrik Noble fertigte Filter für Flugzeugmotoren und Teile für Zielgeräte.³ Herbert Blumtritt, Historiker der Dresdner Fotoindustrie, äussert folgenden Verdacht: Dass «ein Unternehmen, das in Familienbesitz eines US-Staatsbürgers ist, im Zweiten Weltkrieg nicht unter deutsche Verwaltung... gestellt und der Besitzer nicht interniert wird und sogar noch für die deutsche Rüstungsindustrie produzieren darf, wird ewig unverständlich bleiben oder hat tiefere Gründe».⁴

Nun war Noble natürlich deutscher Herkunft und sein Bruder Heinz einmal ein führender amerikanischer Nazi gewesen. Auch schien er seinen Betrieb ganz zur Zufriedenheit des Regimes zu führen. Max Seydewitz tischte dagegen eine Geschichte auf, in der sich politische Verschwörung mit dramatischem Verrat verknüpfte. Seydewitz zufolge trat Noble als Vermittler zwischen dem Nazi-Regime und den Amerikanern auf, der einerseits Washington mit Nachrichten belieferte und andererseits der deutschen Führung die Hoffnung auf einen Sonderfrieden oder doch wenigstens eine wohlwollende Behandlung seitens der westlichen Alliierten liess. Seydewitz fuhr fort:

Zu den Aufgaben Nobles gehörte natürlich auch, gegen die Sowjetunion zu intrigieren und zu spionieren, wobei ihn die Totengräber Deutschlands nur zu gern unterstützten. Für die Informationen über die Sowjetunion, die er auf dem Funkwege von Beauftragten seiner Herren in der Wall Street erhielt und den Nazi-Führern weitergab, bekam er von diesen sehr vertrauliche Informationen über Deutschland, die er von der Sendestation im Haus San Remo seinen Auftraggebern übermittelte.⁵

Der Knoten schürzt sich. Seydewitz zufolge kamen alle Informationen, die Sir Arthur Harris und der Befehlshaber der 8. Luftflotte, General Spaatz, über Dresden hatten, von Noble. Durch Noble wussten die Alliierten, dass die Stadt mit Flüchtlingen und Verwundeten überfüllt war – und mehr noch:

Sie kannten genau die Lage der dicht bevölkerten Stadtteile in der inneren Stadt, die Lage des Zwingers und der Frauenkirche, die Lage der anderen Kulturdenkmäler und Kirchen. Sie wussten sehr gut, dass im Februar 1945 zum Schutze von Dresden kein Flakgeschütz und kein Jagdflugzeug zur Verfügung standen. Sie waren auch darüber informiert, wo in Dresden die militärischen Objekte lagen, auf die am 13. Februar keine Bomben abgeworfen wurden. Ausdrücklich verboten war den Fliegern, Bomben auf den Weissen Hirsch abzuwerfen, denn das anglo-amerikanische Oberkommando wollte keinesfalls den in diesem Stadtteil wohnenden, ihm so wertvollen Agenten gefährden. Darum war der Weisse Hirsch einer der wenigen Stadtteile Dresdens, die von den Luftangriffen am 13. und 14. Februar verschont blieben.

Seydewitz versteigt sich zu der bizarren Behauptung, die Nobles, Vater und Sohn, hätten «den Terrorangriff auf Dresden dirigiert». Mutschmann sei vorgewarnt worden – zu seiner Verärgerung aber erst 24 Stunden vorher und nicht drei Tage früher, wie man es ihm angeblich versprochen hatte. Selbst Goebbels wusste Bescheid, behauptet Seydewitz unter Hinweis auf die Niederschrift eines Telefongesprächs, die «am Ende des Krieges noch vorlag», rätselhafterweise aber nicht mehr zu dem Zeitpunkt, da er dies schrieb (1955).

Bei der isolierten Dresdner Bevölkerung, die andere Standpunkte nicht kennenlernen und die von ihren kommunistischen Herren behaupteten «Tatsachen» nicht überprüfen konnte, fiel diese hysterische stalinistische Gerüchtemacherei auf fruchtbaren Boden. Neben der Geschichte, dass Mutschmann gewarnt worden sei, kursierte noch das Gerücht, die alliierten Bomber seien durch Lichter im Turmfenster der Villa

San Remo geleitet worden. Solche Mythen sind im Bombenkrieg nichts Ungewöhnliches und ebenso normal wie in Zeiten des Schmugglerunwesens Volks- erzählungen über Laternen, die Eseln an den Schwanz gebunden wurden, um Schiffe auf Felsriffe zu locken, oder in früheren Kriegen Geschichten von Ver- rättern innerhalb belagerter Städte, die Lichter anzündeten, um dem Feind zu be- deuten, dass er in die Festung eindringen konnte. Die Vorstellung, dass die Royal Air Force und die US-Luftwaffe eine Stadt von fast 750'000 Einwohnern nur mithilfe einer Lampe im Fenster des Turms finden konnten oder dass sie keine Ahnung hatten, wo die dicht bevölkerten Stadtteile lagen, wo die berühmten Bauwerke und Denkmäler der Stadt sich befanden (Informationen, die man je- dem Stadtführer aus der Vorkriegszeit entnehmen konnte), zeugt von einer um- werfenden, geradezu bizarren Naivität.

Seydewitz' Darstellung erreicht schliesslich einen wahrlich fantasievollen, schwachsinnigen Höhepunkt. Noble soll aus seiner palastartigen Villa über der Stadt voller Schadenfreude die Bombardierung Dresdens beobachtet haben, wie der Bösewicht in einem James-Bond-Film, der sich diebisch über sein Werk freut. Fehlte bloss noch die schnurrende weisse Perserkatze auf seinem Schoss:

Gewiss hat Mister Noble in der Nacht des Faschingsdienstags darauf gewar- tet, dass pünktlich, wie vereinbart, die «Christbäume» über der nachtdunklen Silhouette Dresdens auftauchen und den Bomben den Weg zeigen würden. Gewiss hat Mister Noble dann am Fenster der Veranda von San Remo ge- standen, das grauenhafte Schauspiel der auflodernden Flammen und den Zu- sammensturz der kostbaren Kulturdenkmäler genossen. ...

Tatsächlich geschah wohl etwas anderes: Die Nobles, die während des Krieges in vielerlei Hinsicht ernstlich benachteiligt worden waren, die in ihrer Firma praktisch nichts mehr zu sagen hatten und verschiedenen Einschränkungen un- terworfen wurden, blieben nach Kriegsende nicht einmal ganze zwei Monate in Freiheit. Sie zogen die amerikanische Flagge auf in der Meinung, sie biete ihnen so etwas wie Sicherheit, und sie gewährten amerikanischen Offizieren, die un- mittelbar nach dem Krieg, als die Stimmung zwischen den Alliierten noch gut war, nach Dresden kamen, ihre Gastfreundschaft. Im Juli 1945 wurden Charles und John von der sowjetischen Geheimpolizei verhaftet. Die Besatzer beschlag- nahmten ihre Fabrik und benutzten sie, um Praktica-Kameras für die Rote Armee zu produzieren. Die Nobles verbrachten über ein Jahr im Gefängnis am Münch-

ner Platz sowie einige Monate im Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar, das die Sowjets rasch wieder eröffneten, um dort ihre eigenen Feinde gefangen zu halten. Schliesslich wurden sie, nachdem man sie fünf Jahre lang ohne Anklage festgehalten hatte, in getrennten Verfahren wegen Spionage für die Amerikaner abgeurteilt.

John wurde für 15 Jahre in den sibirischen Gulag geschickt, Charles A. Noble 1952 aus einem ostdeutschen Gefängnis entlassen. Er ging wieder nach Amerika und kämpfte jahrelang um die Freilassung seines Sohnes. John kam 1955 frei, nachdem Präsident Eisenhower sich persönlich eingeschaltet hatte. Seydewitz' Geschichte war eine Propagandabreitseite ohne substantielle Beweise, mit der die Gefangenschaft der beiden Männer gerechtfertigt werden sollte; ausserdem sollten dadurch die antiwestlichen Gefühle in der abgeschoteten DDR geschürt werden.

Interessanterweise trat Walter Weidauer, der ehemalige Oberbürgermeister von Dresden, dieser Geschichte in seinem Buch *Inferno Dresden* (1965) ausdrücklich entgegen. Auch erwähnte er nichts von Besprechungen zwischen Noble und der Nazi-Führung, wie es in exotischen Spionageromanen stehen könnte, oder gar von geheimen Funkkontakten des Kameraherstellers mit der Wall Street (die Verhaftung der Nobles wird allerdings mit «Kriegsverbrechen» gerechtfertigt). Ungeachtet dessen wurde die ganze Legende von der Noble-Verschwörung in der 1982 (wie alle Bücher in der DDR) mit staatlicher Genehmigung erschienenen Auflage von Seydewitz' Buch erneut aufgetischt; die Geschichte von den amerikanischen Tieffliegerangriffen auf Zivilisten, die vorher in ebenso bestimmtem Ton erzählt worden war, hatte man dagegen gänzlich gestrichen.

Manche Dresdner glauben immer noch an das Märchen vom Verräter in der Villa San Remo. Ein jüngst erschienenes Buch mit persönlichen Geschichten über Dresden enthält die Erzählung eines Mannes, der den Feuersturm als Kind erlebte. Er schildert, wie seine Familie anschliessend bei einem Onkel im Stadtteil Weisser Hirsch unterkam, und von diesem Viertel sagt er beiläufig, er sei verschont worden, weil dort ein amerikanischer Agent in der Villa San Remo wohnte. «Angeblich», fügt er hinzu, «aber es wird schon so gewesen sein.»⁶

Dafür, dass er der Sohn eines gewissenlosen amerikanischen Spions war, bewies John Noble jedenfalls ein erstaunliches Engagement für die Stadt, die er «verraten» haben soll. 1992 kehrte er mit seinem jüngeren Bruder George nach Dresden zurück und forderte die Wiederherausgabe seines Eigentums, das nach

1945 von den Kommunisten beschlagnahmt worden war. Fünf Jahre lang bemühten sie sich, die Fabrik wieder aufzubauen und eine 180-Grad-Panoramakamera mit revolutionärem Design zu produzieren, mussten aber das Unternehmen und die Villa 1997 verkaufen. Die Kamera wird jedoch weiterproduziert. Noble, ein tief religiöser Mensch, der im Gulag zu Gott fand, behauptet, dass die Villa San Remo von den alliierten Bombern durchaus nicht «verschont» wurde, sondern vielmehr Teilbeschädigungen am Dach erlitt und dass die Familie mühsam die Brände löschen musste, die sonst das ganze Gebäude hätten zerstören können. Charles und John Noble wurden jüngst in der Umfrage einer Dresdner Zeitung als Männer gefeiert, die zu den «100 Dresdnern des Jahrhunderts» gehören.⁷

Wenngleich Weidauers Darstellung dieser Legende bei allen politisch bedingten Einschränkungen ein Stück Realität wiederherstellt, so war der ehemalige Oberbürgermeister doch imstande, seinerseits wieder Gerüchte zu verbreiten. Eines handelt davon, wie die sowjetische Armee Dresden vor der Atombombe bewahrte.

Einem Redakteur der wissenschaftlichen Zeitschrift *Physikalische Blätter* wurde im Oktober 1963 von dem Nobelpreisträger Werner Heisenberg, Kernphysiker und Leiter des gescheiterten deutschen Versuchs, eine Atombombe zu bauen, ein Interview gewährt. Bei diesem Gespräch soll Heisenberg dem Journalisten berichtet haben, er sei im Juli 1944 von einem Adjutanten Hermann Görings, des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, aufgesucht worden. Dieser Emissär teilte ihm mit, die Amerikaner hätten den Deutschen über diplomatische Kanäle im neutralen Lissabon eine Drohung zukommen lassen: Sollten sie nicht bereit sein, innerhalb der nächsten Wochen Frieden zu schliessen, werde eine Atombombe auf Dresden abgeworfen.⁸ Der Adjutant wollte im Auftrag des Reichsmarschalls wissen, ob Heisenberg die Drohung für plausibel halte – worauf der Wissenschaftler, dem sehr wohl bewusst war, dass seine Antwort, wie immer sie auch ausfiel, schwer wiegende Folgen haben konnte, erwiderte, er halte sie für unwahrscheinlich, aber nicht völlig unmöglich. Diese ohnehin schon mehrdeutige Auskunft schränkte er sogleich weiter ein durch den Hinweis, dass die Herstellung einer solchen Waffe einen enormen industriellen Aufwand erfordern müsste, zu dem die Amerikaner seiner Meinung nach noch nicht in der Lage waren.

Das angebliche Gespräch hatte keine Folgen. Auch Göring glaubte offenbar nicht, dass die Amerikaner die Atombombe hatten. Deutschland kapitulierte jedenfalls nicht, damals nicht und noch fast ein ganzes Jahr lang nicht. Was hatte es also mit dieser seltsamen Drohung, wenn sie denn je ausgesprochen wurde,

auf sich? War es eine echte Drohung? Oder wollten die Amerikaner nur die Nervenstärke der Deutschen auf die Probe stellen?

Die Heisenberg-Geschichte wäre irrelevant, hätte Weidauer nicht auf ihr aufbauend Indizien dafür gesammelt, dass die apokalyptischen «Donnerschlag»-Diskussionen in jenem Sommer von demselben Komitee geführt wurden, das auch für die Atombombe verantwortlich war, und daraus gefolgert, dass beides miteinander zusammenhing. Darüber hinaus war vereinbart, dass die Atombombe an einer unbeschädigten Stadt ausprobiert werden sollte. Und noch etwas: General Groves, der für die militärische Seite der Entwicklung der Atombombe zuständig war, erklärte nach dem Krieg, Präsident Roosevelt habe ihm Ende Dezember 1944 gesagt, «er wünsche, dass wir uns darauf vorbereiten, die Bombe auf Deutschland zu werfen, falls wir vor Ende des Krieges in Europa die ersten Bomben haben sollten». Folglich wäre Dresden das ideale Ziel gewesen. Folglich muss Dresden das geplante Ziel gewesen sein. Weidauer verlässt dann das beunruhigend schwankende Drahtseil seiner Logik, indem er behände zu seiner Schlussfolgerung springt und behauptet, die Stadt sei nur durch die Tapferkeit der Roten Armee gerettet worden, die im Januar 1945 so schnell vorankam, dass Dresden plötzlich zu nah an der Front war, um ohne Schaden für die sowjetischen Streitkräfte mit der Atombombe bedacht zu werden. Auf diese Weise wurde die Stadt vor dem Schicksal Hiroshimas und Nagasakis bewahrt.

Der entscheidende Punkt ist dann natürlich die Behauptung, dass man, als es nicht mehr möglich war, die Atombombe in der absichtlich aufbewahrten «Versuchsstadt» Dresden einzusetzen, im letzten Moment stattdessen einen massiven konventionellen Angriff unternahm, um den vordringenden Russen eins auszuwischen und ihnen Angst einzujagen. Daher der Feuersturm.

Das alles enthält einige Widersprüche. Erstens hatten die Amerikaner im Sommer 1944 keine einsatzfähige Bombe. In dieser Hinsicht hatten sowohl der Wissenschaftler als auch der Oberbefehlshaber der Luftwaffe vollkommen Recht. Der Feind war seinem Ziel allerdings näher, als Göring gedacht und Heisenberg befürchtet haben mag. Zweitens gibt es schon im September 1944 Anhaltspunkte dafür, dass Präsident Roosevelt im Grunde vor der Wahl stand, die Bombe entweder auf Japan zu werfen oder sie als Drohinstrument zurückzuhalten. Deutschland spielte bei diesen Erwägungen eigentlich keine Rolle.⁹ Drittens wusste Roosevelt im Dezember 1944, dass eine Bombe höchstwahrscheinlich im August 1945 einsatzfähig sein würde. Viertens – und das ergibt sich daraus – muss der kranke, erschöpfte Roosevelt, wenn er denn tatsächlich so etwas zu

Groves gesagt haben sollte, zu dieser Äusserung durch die damals (vielleicht unter dem Schock der unerwartet heftigen deutschen Gegenoffensive in den Ardennen) nahe liegende Annahme bewogen worden sein, der Albtraum in Europa könne sich tatsächlich bis in den Herbst 1945 hinziehen, wenn die Bombe einsatzfähig sein sollte.

Weidauers Beweise sind spärlich, seine Argumente dürftig, aber dennoch muss er natürlich einen Propagandapunkt im Kalten Krieg landen. Wenn die Anglo-Amerikaner bereit waren, Dresden mit einer Atombombe zu zerstören, und daran nur durch den raschen sowjetischen Vormarsch (den die westlichen Alliierten damals rätselhafterweise mit allen Kräften unterstützten) gehindert wurden – was mochten die «Imperialisten» dann erst 20 Jahre später der friedlichen kommunistischen Welt an Grauenhaftem antun?

Die Legende, dass Dresden als erstes Ziel für die Atombombe vorgesehen war, scheint seit kurz nach Kriegsende in Umlauf gewesen zu sein, aber Walter Weidauer ist die Quelle, auf die sich die Dresdner berufen. Selbst unter Gebildeten wird sie ohne den Hauch eines Zweifels als Tatsache hingestellt: «Wissen Sie, die Alliierten hatten vor, die Atombombe auf Dresden zu werfen, wenn der Krieg nicht so zu Ende gegangen wäre. ...»

So ermahnte Weidauer denn seine ostdeutschen Leser – und gab damit für die anderen Propagandisten der Partei den Ton vor:

Wenn dennoch Dresden, das nach den angeführten Tatsachen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit als Ziel für den ersten Atombombenabwurf vorgesehen war, das Schicksal von Hiroshima und Nagasaki erspart blieb, dann danken wir das in allererster Linie den Soldaten, Offizieren und Generalen der Sowjetarmee. Ihr schneller Vormarsch, ihre Ruhmestaten, die zur bedingungslosen Kapitulation Hitler-Deutschlands am 8. Mai 1945 führten, schalteten die Möglichkeit des Abwurfes der ersten Atombombe auf Dresden aus. Das sollten wir nie vergessen!¹⁰

Anmerkungen

Kapitel 1

- 1 Interview des Verfassers mit Pfarrer Dr. Karl-Ludwig Hoch, Dresden-Loschwitz, Februar 2002. Auch für das Folgende.

Kapitel 2

- 1 Johann Christian Hasche: *Eine Umständliche Beschreibung Dresdens*. Zitiert in: Dresdner Geschichtsverein (Hrsg.): *Dresden – Die Geschichte der Stadt*. Dresden 2002, S. 90.
- 2 Brief abgedruckt in: Günter Jäckel (Hrsg.): *Dresden zur Goethezeit*. Berlin 1990, S. 48.
- 3 Jacek Staszewski: «Der Sachsenhof in Warschau (1756-63)». In: *Dresdner Hefte* 68: «Sachsen und Dresden im Siebenjährigen Krieg». Dresden 1997, S. 66ff.
- 4 Zitiert in: *Dresden – Die Geschichte der Stadt*, a.a.O., S. 102.

Kapitel 3

- 1 Zitiert in: Olaf B. Rader: «Dresden» (Essay). In: Etienne François/Hagen Schulze (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte (III)*. München 2001, Bd. 3, S. 459.
- 2 Wolfgang Zimmer: «Bevölkerungsentwicklung und Sozialstruktur in der Stadt nach 1871». In: *Dresdner Hefte* 61: «Industriestadt Dresden? Wirtschaftswachstum im Kaiserreich». Dresden 1997, S. 21.

Kapitel 4

- 1 *Dresden – Die Geschichte der Stadt* (siehe Kap. 2, Anm. 1), S. 175.
- 2 *Dresden – Die Geschichte der Stadt*, a.a.O., S. 188.
- 3 Dirk Stegmann: *Die Erben Bismarcks – Parteien und Verbände in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschlands*. Berlin/Köln 1970, S. 41.
- 4 Robin Neillands: *The Bomber War – Arthur Harris and the Allied Bomber Offensive 1939-1945*. London 2001, S. 13.
- 5 Claus-Christian W. Szejnmann: *Vom Traum zum Albtraum – Sachsen in der Weimarer Republik*. Leipzig 2000, S. 27. Im Buch ist sogar von 220'000 die Rede, und hinzu kommen 19'000 «Vermisste». Falls die Anteile für Sachsen insgesamt und Dresden im Besonderen übereinstimmen, scheint, was die tatsächlichen, direkt dem Krieg zurechenbaren Opfer angeht, eher die niedrigere Zahl zuzutreffen. Die höhere Zahl würde bedeuten, dass fast ein Drittel der Sachsen, die in den Krieg gingen, nicht zurückkehrte.

- Die Zahlen für Dresden stammen aus: *Dresden – Die Geschichte der Stadt* (siehe Kap. 2, Anm. 1), S. 198.
- 6 Prinz Ernst Heinrich von Sachsen: *Mein Lebensweg – Vom Königsschloss zum Bauernhof*. Dresden/Basel 1995, S. 102 ff.
 - 7 Interview mit Gertraud Freundel, Dresden, Oktober 2001.
 - 8 Zahlen aus: Gunda Ulbricht: «Die Wahlen in Dresden 1932/1933». In: Reiner Pommerin (Hrsg.): *Dresden unterm Hakenkreuz*. Köln/Weimar/Wien 1998, S. 39ff. In Breslau betrug der Stimmenanteil der Nazis 43,5 Prozent. Siehe Norman Davies/Roger Moorhouse in ihrem Werk über Breslau/Wroclaw, *Die Blume Europas – Breslau – Wroclaw – Vratislavia*. München 2002, S. 417.
 - 9 Ralf Krüger: «Presse unter Druck. Differenzierte Berichterstattung trotz nationalsozialistischer Presselenkungsmaßnahmen. Die liberalen *Dresdner Neueste Nachrichten* und das NSDAP-Organ *Der Freiheitskämpfern Vergleich*». In: *Dresden unterm Hakenkreuz*, a.a.O., S. 44.

Kapitel 5

- 1 Zu Mutschmanns Karriere siehe Karl Höffkes: *Hitlers politische Generale – Die Gauleiter des Dritten Reiches*. Tübingen 1986, S. 242 ff. Peter Hüttenberger: *Die Gauleiter – Studie zum Wandel des Machtgefüges in der NSDAP*. Stuttgart 1969, S. 217 (für biografische Details) und passim.
- 2 Für die nicht schmeichelhaften Ansichten über Mutschmann dieses und anderer Nazi-Abtrünniger siehe Clemens Vollnhals (Hrsg.): *Sachsen in der NS-Zeit*, Leipzig 2002, S. 39.
- 3 Goebbels: *Tagebücher*. München 1999. 25. 6. 1937.
- 4 Victor Klemperer: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum Letzten – Tagebücher 1933-1945*. Berlin 1995, Bd. 1, S. 9.
- 5 Von Killinger, der den Staatsstreich organisiert haben soll, durch den der rumänische Faschist Antonescu an die Macht kam, starb von den Händen prosovjeterischer Milizionäre, als im September 1944 die deutsche Botschaft in Bukarest gestürmt wurde. Siehe das Profil und die Auswahl deutscher und britischer Zeitungsausschnitte in WO 208/4480, PRO London.
- 6 Otto Griebel: *Ich war ein Mann der Strasse – Lebenserinnerungen eines Dresdner Malers*. Frankfurt/Main 1995, S. 209.
- 7 Norbert Haase/Stefi Jersch-Wenzel/Hermann Simon (Hrsg.; Bearbeitung Marcus Gryglewski): *Die Erinnerung hat ein Gesicht – Fotografien und Dokumente zur nationalsozialistischen Judenverfolgung in Dresden 1933-45*. Leipzig 1998, S. 100.
- 8 Vollnhals, a.a.O, S. 189.
- 9 Vollnhals, a.a.O, S. 191.
- 10 Carsten Schreiber: «Täter und Opfer – Der Verfolgungsapparat im NS-Staat». In: Vollnhals, a.a.O, S. 179.

Kapitel 6

- 1 Zitat aus: Matthias Gretzschel: «Dresden im Dritten Reich». Abgedruckt in: Landeszentrale für politische Bildung: *Hamburg und Dresden im Dritten Reich – Bombenkrieg und Kriegsende*. Hamburg 1993, S. 96.
- 2 Diese und die folgenden Beschreibungen von Hitlers Besuch in Dresden im Jahr 1934 stammen aus Günter Jäckels autobiografischem Essay «Für den herrlichen Führer dan-

- ken wir Dir», entnommen den Umbruchabzügen von *Lebensbilder III (Die finstere Zeit)*, dem Verfasser zur Verfügung gestellt von Günter Jäckel, März 2002.
- 3 Eine Kopie des Originaldokuments wurde dem Verfasser von Holger Starke vom Dresdner Stadtmuseum zugänglich gemacht. Siehe auch seinen Artikel «Vom Werkstättenareal zum Industriegelände – Die Entwicklung des Industriegebietes an der Königsbrücker Strasse in Dresden von der Entstehung der Albertstadt bis zur Auflösung der Industrieanlagen Nord (1873-1952)». In: *Dresdner Geschichtsbuch* (5). Altenburg 1999, S. 150ff.
 - 4 Manfred Beyer: «Dresden als Keimzelle des militärischen Widerstandes – Die Garnison in der NS-Zeit». In: *Dresdner Hefte* 53: «Dresden als Garnisonsstadt». 1998, S. 52ff.
 - 5 Starke, a.a.O., S. 171 ff.
 - 6 Matthias Lerm: *Abschied vom Alten Dresden – Verluste historischer Bausubstanz nach 1945*. Rostock 2000, S. 14 ff.
 - 7 Für Details der Planung nach 1933 siehe Matthias Lerm: «Konzepte für den Umbau der Stadt Dresden in den 30er- und frühen 40er-Jahren des 20. Jahrhunderts». In: *Vorträge und Forschungsberichte – 4. Kolloquium zur dreibändigen Stadtgeschichte 2006 vom 18. März 2000*, S.31ff.

Kapitel 7

- 1 Breslauer Zahlen aus: Davies und Moorhouse (siehe Kap. 4, Anm. 8), S. 454. Berliner Zahl aus: Leonard Gross: *The Last Jews in Berlin*. London 1983, S. 11. Demografische Verteilung für die sächsischen Städte aus: Vollnhalls (siehe Kap. 5, Anm. 2), S. 202 ff.
- 2 Uwe Ullrich: *Zur Geschichte der Juden in Dresden*. Dresden 2001, S. 10.
- 3 Zitate aus: Ullrich, a.a.O., S. 10ff.
- 4 HATiKVA (Hrsg.): *Spurensuche – Juden in Dresden. Ein Begleiter durch die Stadt*. Hamburg 1996, S. 35.
- 5 Bernard Hirschel/Ingrid Kirsch: «Das Ringen um die Gleichstellung der Dresdner Juden und ihre Religionsgemeinde von 1830 bis 1871». In: *Dresdner Hefte* 45 (überarb. Nachdruck 2000), S. 19.
- 6 Zahlen aus: Gerald Kolditz: «Zur Entwicklung des Antisemitismus in Dresden während des Kaiserreichs». In: *Dresdner Hefte* 45, a.a.O., S. 44.
- 7 Beobachtungen über Heiratsverhalten aus: Edward Mosse: *The German-Jewish Economic Elite 1820-1935 – A Socio-Cultural Profile*. Oxford/New York 1989, S. 182. Bemerkungen über Vorurteile gegen Juden ab S. 225.
- 8 Für Einzelheiten des Boykotts siehe Haase/Jersch-Wenzel/Simon (siehe Kap. 5, Anm. 7), S. 101 ff.
- 9 Günther Kirsch: «Die gesetzliche und aussergesetzliche Judenverfolgung in Dresden und Sachsen in den ersten Monaten der nationalsozialistischen Herrschaft». In: *Historische Blätter M* 994, S. 10.
- 10 Henny (Wolf) Brenner: «*Das Lied ist aus*» – *Ein jüdisches Schicksal in Dresden*. Zürich/ München 2001, S. 69.
- 11 *Der Freiheitskampf*, 2. August 1935.
- 12 Michael Burleigh: *The Third Reich-A New History*. London 2000, S. 325 f.
- 13 Nicht alles war verloren. Ein junger arischer Feuerwehrmann, Alfred Neugebauer, barg den goldenen Davidstern, nachdem er vom Turm der Synagoge herabgestürzt war, und bewahrte ihn zu Hause auf. Nach dem Krieg gab er ihn der (inzwischen winzigen) jüdischen Gemeinde zurück. Er wurde wieder auf der neuen (2002 eingeweihten) Synagoge angebracht. Neugebauer, mittlerweile 85 Jahre alt, nahm an dieser Feier als Ehrengast teil.

- 14 Griebel (siehe Kap. 5, Anm. 6), S. 239 f.
- 15 Günter Jäckel, Interview mit dem Verfasser, Dresden-Kleinschachwitz, Februar 2002.
- 16 Zitiert in: HATiKVA (Hrsg.): *Spurensuche*, a.a.O., S. 41.
- 17 Jäckel, Interview. Der Rummel um Jäckels Wahl zum Vorsitzenden der Goethe-Gesellschaft kam seinem Schulfreund zu Ohren, inzwischen emeritierter Wissenschaftler, der im pazifischen Nordwesten der USA lebt, aber noch Verbindung zu den Vorgängen in seiner alten Heimatstadt hält. Die «zwei Günthers» telefonieren heute regelmäßig miteinander – wie es sich für pensionierte Bürger gehört –, «wenn es billig ist».
- 18 Griebel (siehe Kap. 5, Anm. 6), S. 240.

Kapitel 8

- 1 Cajus Becker: *Angriffshöhe 4'000 – Ein Kriegstagebuch der deutschen Luftwaffe*. Oldenburg/Hamburg 1964, S. 61.
- 2 John Buckley: *Air Power in the Age of Total War*. Bloomington, Ind., 1999, S. 127.
- 3 Nicholas Bethell: *The War That Hitler Won – September 1939*. London 1972, S. 104.
- 4 Klemperer (siehe Kap. 5, Anm. 4), Bd. 1, S. 486.
- 5 Aus Günter Jäckels Essay «Dieser 1. September 1939», von Jäckel dem Autor zur Verfügung gestellt.
- 6 Stephen A. Garrett: *Ethics and Airpower in World War II – The British Bombing of German Cities*. New York 1996, S. 3f. Auch für die folgenden Schilderungen früher Luftbombardements.
- 7 Zitiert in: Norman Longmate: *The Bombers*. London 1983, S. 29.
- 8 Zitiert in: Longmate, a.a.O., S. 32. Auch für Trenchards Bemerkungen.
- 9 Buckley, a.a.O., S. 75ff., für dies und die Diskussion von Douhets apokalyptischen Theorien über den Luftkrieg.
- 10 Buckley, a.a.O., S. 3.
- 11 Jörg Friedrich: *Das Gesetz des Krieges*. München 2002, S. 720 f. (und Anmerkungen) für eine Diskussion der moralischen Aspekte des Angriffs und Hinweise auf Darstellungen von Fachhistorikern. Friedrich nennt die Zahl 300, Neillands in *The Bomber War* zitiert die Zahl von 1'000 Opfern aus Hugh Thomas' Buch *The Spanish Civil War*.
- 12 Die Geschichte vom Besuch Guernicas wurde dem Autor von dem betreffenden Historiker, Matthias Neutzner, erzählt, Februar 2002.

Kapitel 9

- 1 Denis Richards: *The Hardest Victory – Bomber Command in the Second World War*. London 1994, S. 8.
- 2 Longmate (siehe Kap. 8, Anm. 7), S. 54.
- 3 Methoden und Probleme des Abwurfs von «Nickel»-Flugblättern sind beschrieben in: Richards, a.a.O., S. 23 ff. Text des «Das sind Eure Führer!»-Flugblatts auf Deutsch abgedruckt in: Bethell (siehe Kap. 8, Anm. 3), S. 204, und auf Englisch (mit den anderen zitierten Flugblättern) in: Longmate (siehe Kap. 8, Anm. 7), S. 75 f.
- 4 Zitiert in: Bethell (siehe Kap. 8, Anm. 3), S. 208.
- 5 Der Film hatte in vielen Fällen genau die gegenteilige Wirkung. Bei der Vorführung in Kinos äusserten speziell deutsche Frauen Mitgefühl für polnische Frauen und Kinder.
- 6 Für den deutschen Einmarsch in Holland und Belgien siehe Len Deighton: *Blood, Tears and Folly – An Objective Look at World War II*. London 1993, S. 185 f. Deighton bietet auch eine nüchterne, vernünftige Analyse der Bombardierung Rotterdams (S. 365).

- 7 Siehe Richards, a.a.O., S. 45 ff. (auch für den Angriff vom 15./16. Mai auf deutsche Industrieziele); Deighton, a.a.O., S. 363f.
- 8 Zitiert aus dem Aufsatz von Hermann Rahne: «Zur Geschichte der Dresdner Garnison im Zweiten Weltkrieg 1939 bis 1945». In: Friedrich Reichert (Hrsg.): *Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit – Die Zerstörung Dresdens 1945*. Dresden 1994, S. 127.
- 9 Goebbels' Reaktion zitiert in: Jörg Friedrich: *Der Brand – Deutschland im Bombenkrieg*. München 2002, S. 69.
- 10 Goebbels: *Tagebücher*, 11. September 1940.

Kapitel 10

- 1 Norman Longmate: *Air Raid: The Bombing of Coventry 1940*. London 1976, S. 93.
- 2 Diese und andere Details des Angriffs aus: Longmate, a.a.O., aber speziell S. 85ff. für die Zerstörung der Kathedrale.
- 3 Zahlen aus: Longmate, a.a.O., S. 181 f. (Bomben) und S. 190 (Opferzahlen).
- 4 Zitat aus der nach dem Krieg verfassten Autobiografie von Sir Arthur Harris: *Bomber Offensive*. London 1947, S. 83.
- 5 Aus: *Britain Under Fire*. London 1941, S. 12.
- 6 Albert Speer: *Erinnerungen*. Frankfurt/Berlin 1996, S. 296 f.
- 7 Harris, a. a. O., S. 51 f.
- 8 Deutsche Opferzahlen für 1944 und 1945 in: Friedrich (siehe Kap. 9, Anm. 9), S. 72.

Kapitel 11

- 1 Zitate aus dem Interview des Verfassers mit Mr. Vaughan Southam B. Sc. (Cantab.), Bristol (England), Mai 2001.
- 2 Zitiert in: Max Hastings: *Bomber Command*. London 1979 (überarb. Aufl. 1999), S. 111.
- 3 Zitiert in: Martin Middlebrook: *Hamburg Juli '43 – Alliierte Luftstreitkräfte gegen eine deutsche Stadt*. Frankfurt/Berlin 1983, S. 22.
- 4 Dudley Seward: «Bomber» Harris. London 1984, S. 4ff.; und Henry Probert: *Bomber Harris – His Life and Times*. London/Mechanicsburg 2001, S. 23 ff.
- 5 Probert, a.a.O., S. 31 und S. 36ff, für Harris' Karriere beim RFC.
- 6 Harris (siehe Kap. 10, Anm. 4), S. 19ff., für seine Darstellung des Fiaskos an der Nordwestgrenze und des Irak, einschliesslich der Zitate.
- 7 Für seine hochfliegenden Hoffnungen und die anschliessende Enttäuschung siehe Harris, a.a.O., S. 92ff.
- 8 Harris' Bemerkungen in: Harris, a.a.O., S. 105. Beschreibung des Angriffs in: Richards (siehe Kap. 9, Anm. 1), S. 119f.
- 9 Goebbels: *Tagebücher*, 27. April 1942.
- 10 Zitiert in: Niall Rothnie: *The Baedeker Blitz – Hitler's Attack on Britain's Historic Cities*. Shepperton 1992, S. 11.
- 11 Longmate (siehe Kap. 8, Anm. 7), S. 220.
- 12 Zitiert in: Longmate (siehe Kap. 8, Anm. 7), S. 224. Siehe auch die nicht ganz so beeindruckende Darstellung der Auswirkungen des 1'000-Bomber-Angriffs auf Köln in: Friedrich (siehe Kap. 9, Anm. 9), S. 87 ff.
- 13 Goebbels: *Tagebücher*, 31. Mai 1942.
- 14 Darstellung des Anflugs und der Angriffsfolge aus: Middlebrook, a.a.O., S. 121 ff., sofern nicht anders angegeben. Für weitere Darstellungen von Hamburg vgl. Middlebrook, *passim*, und Longmate (siehe Kap. 8, Anm. 7), S. 256 ff.

- 15 Zitat aus: Middlebrook, a.a.O., S. 135.
- 16 Longmate, a.a.O., S. 269.
- 17 Speer (siehe Kap. 10, Anm. 6), S. 297.
- 18 Goebbels: *Tagebücher*, 29. Juli 1943.
- 19 Olaf Groehler: *Bombenkrieg gegen Deutschland*. Berlin 1990, S. 199.

Kapitel 12

- 1 Informationen über erste Alarme und Blindgänger aus: Götz Bergander, *Dresden im Luftkrieg-Vorgeschichte, Zerstörung, Folgen*. Weimar/Köln/Wien 1994, S. 9ff.
- 2 Bergander, a.a.O, S. 95.
- 3 Bergander, a.a.O, S. 96.
- 4 Bergander, a.a.O., S. 99ff, zu der Korrespondenz zwischen Obergruppenführer von Woyrsch (SS-Chef Elbe mit Sitz in Dresden) und Reichsführer Himmler ab August 1943.
- 5 Groehler (siehe Kap. 11, Anm. 19), S. 205.
- 6 Einzelheiten und Zahlen über den Angriff auf Kassel aus: Friedrich (siehe Kap. 9, Anm. 9), S. 117ff.
- 7 Zitate von Rumpf und dem Wehrwirtschaftsoffizier aus: Groehler (siehe Kap. 11, Anm. 19), S. 208. Für weitere Details siehe dies und einen Vortrag von Olaf Groehler, abgedruckt in: «Bombenkrieg gegen Leipzig 1940-1945». In: *Texte des Leipziger Geschichtsvereins* e.L, 4/1994.
- 8 Groehler, a. a. O., S. 18.
- 9 Das Zitat und die Geschichte der gescheiterten Evakuierung der Dresdner Kinder in: Matthias Neutzner (Hrsg.): *Martha Heinrich Acht – Dresden 1944/45*. Dresden 2000, S. 23 ff.
- 10 Frau Anita (Kurz) John und Frau Nora Lang, Befragung durch den Verfasser, Dresden-Johannstadt, Februar 2002.
- 11 Für Details des Angriffs auf Freital/Gittersee am 24. August 1944 siehe Bergander, a.a.O, S. 25ff.
- 12 Robert Lees Erinnerungen an Dresden und seine Zeit als Kriegsgefangener in Freital aufgrund der Papiere, die als Schenkung an das Imperial War Museum in London gingen.
- 13 Gitterseer Lagebericht vom 30. August 1945, zitiert in: Neutzner, a.a.O., S. 45.

Kapitel 13

- 1 *Oberkommando des Heeres: Liste der Fertigungskennzeichen für Waffen, Munition und Gerät*. Berlin 1944, Nachdruck 1977 und 1999.
- 2 Starke (siehe Kap. 6, Anm. 3), S. 181.
- 3 Interview mit Rolf W. für IG «13. Februar» e. V, abgedruckt in: Neutzner (siehe Kap. 12, Anm. 9), S. 53.
- 4 Notizen über die Tätigkeit der Firma vor dem Krieg im Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden HStAD): *Findbuch*, S. II f. Bericht vom 27. März 1944, betreffend den Übergang zur Rüstungsproduktion, in: HStAD, Fa. Maschinenfabrik Richard Gäbel, Dresden, 1888-1947, Nr 46. Korrespondenz mit der Torpedo-Versuchsstation in Gotenhafen (Gdynia), Nr. 26.
- 5 Memorandum in Firmenakte in: HStAD Nr. 46.
- 6 Siehe *Beiträge zur Betriebsgeschichte VEB Tabak und Industriemaschinen Dresden* (1956). In: HStAD 11683, Nr. 27.

- 7 Goebbels' Ehefrau war vorher mit einem Mitglied dieser Dynastie verheiratet gewesen und sein Stiefsohn Harald Quandt einer der Erben. Die Familie Quandt überlebte den Krieg, anders als viele ihrer Beschäftigten. Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Anmerkung ist sie noch immer der grösste private Aktionär der Firma BMW.
- 8 Ilana Turner, telefonische Befragung durch den Verfasser, Tel Aviv, September 2002.
- 9 Informationen über die Rüstungsproduktion in Hellerau von Dr. Olaf Przybilski, Technische Universität Dresden, mit Bezug auf den Aufsatz von Virginie Przybilski, «Fremd- und Zwangsarbeit in Dresden zur Zeit des Zweiten Weltkrieges», an dem er mitgewirkt hat.
- 10 Zur Geschichte von Radio-Mende siehe Starke (siehe Kap. 6, Anm. 3), S. 178 ff.
- 11 Haase/Jersch-Wenzel/Simon (siehe Kap. 5, Anm. 7), S. 10.
- 12 Klemperer (siehe Kap. 5, Anm. 4), Bd. 2, S. 285.
- 13 Haase/Jersch-Wenzel/Simon, a.a.O., S. 184f, sowie S. 186ff. für die Wiedergabe der Liste der so genannten «Ostabwanderung» von Dresdner Juden am 3. März 1943, aufbewahrt im Archiv der jüdischen Gemeinde Leipzig.
- 14 Heinz Meyer an Rudolf Apt, 9. 9. 1945. Zitiert in: Haase/Jersch-Wenzel/Simon, a.a.O., S. 135.
- 15 Haase/Jersch-Wenzel/Simon, a.a.O., S. 136.
- 16 Zitat aus: Brenner (siehe Kap. 7, Anm. 10), S. 59.
- 17 Information über die Feinarbeit bei Zeiss-Ikon von Frau Henny (Wolf) Brenner, Interview des Verfassers, Weiden, Oktober 2001.
- 18 Zu den Dokumenten über diese Diskussion im RSHA in Berlin siehe Haase/Jersch-Wenzel/Simon, a.a.O, S. 140f.
- 19 Brenner, a.a.O., S. 85.
- 20 Matthias Neutzner: «Der Wehrmacht so nahe verwandt – Eisenbahn in Dresden 1939 bis 1945». In: *Dresdner Geschichtsbuch* (5). Altenburg 1999, S. 199 ff.
- 21 Neutzner, a.a.O., S. 205.
- 22 Die Generalbetriebsleitungen (Ost, West, Süd und Nord) stellten die Bahnverwaltungsebene oberhalb der Direktorien dar, und ihnen oblag die Koordination des Fernverkehrs. Die Generalbetriebsleitung Ost in Berlin war hauptsächlich zuständig für den Verkehr nach und von den Konzentrations- und Vernichtungslagern.
- 23 Neutzner, a. a. O., S. 211.
- 24 Ein Häftling, zitiert in: Heiner Lichtenstein: *Mit der Reichsbahn in den Tod*. Köln 1985, S.81.
- 25 Neutzner, «Der Wehrmacht so nahe verwandt», S. 203 f.
- 26 Brief von Oberst Harold E. Cook an die *Vancouver Sun*, o.D. Abgedruckt in: Alan Cooper: *Target Dresden*. Bromley 1995, S. 245.
- 27 Aus einem Dokument der Reichsbahndirektion, zitiert in: Neutzner, a.a.O., S. 213.
- 28 Peter Reichler: *Dresden Hauptbahnhof*. Egglham 1998, S. 54.
- 29 Neutzner, a.a.O., S. 214.
- 30 Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 108. Auch für das folgende Zitat.

Kapitel 14

- 1 Friedrich (siehe Kap. 9, Anm. 9), S. 145 f.
- 2 Probert (siehe Kap. 11, Anm. 4), S. 289, für dies und die anschliessenden Auseinandersetzungen über die unterstützende Rolle des Bomber Command im Rahmen von «Overlord».

- 3 Harris' Memorandum über «The Employment of the Night Bomber Force in Connection with the Invasion of the Continent from the UK» vorn 13. Januar 1944, ausgiebig zitiert in: Saward (siehe Kap. 11, Anm. 4), S. 247. Das Papier ging an Portal, Leigh-Mallory und General Montgomery.
- 4 Martin Middlebrook: *The Berlin Raids – RAF Bomber Command Winter 1943-44*. London 1988, S. 306 ff., für die Opferzahlen, S. 325 für sein Urteil.
- 5 ULTRA bedeutete – für die «Eingeweihten» – Material, das aus verschlüsseltem deutschem (und japanischem) Funkverkehr stammte. Die Briten hatten in einem frühen Kriegsstadium den deutschen ENIGMA-Code geknackt und kannten daher viele geheime Informationen, die ihnen bei der Entscheidungsfindung im Krieg von grossem, ja sogar entscheidendem Nutzen waren.
- 6 Korrespondenz zwischen Harris und Churchill, zitiert in: Probert (siehe Kap. 11, Anm. 4), S. 305.
- 7 Probert, a.a.O., S. 308.
- 8 Harris' Brief an Portal vom 18. Januar 1945, zitiert in: Probert, a.a.O., S. 311.
- 9 Ronald C. Cook/Roy Conyers Nesbit: *Target: Hitler's Oil – Allied Attacks on German Oil Supplies 1939-45*. London 1985, S. 165 ff.
- 10 Ralph Bennett, Autor von *Behind the Battle – Intelligence in the War with Germany 1939-45*, zitiert in: Probert, a.a.O., S. 313.
- 11 Harris (siehe Kap. 10, Anm. 4), S. 98.

Kapitel 15

- 1 Zum Werdegang von Cavendish-Bentinck siehe Patrick Howarth: *Intelligence Chief Extraordinaire – The Life of the Ninth Duke of Portland*. London 1986, S. 9 ff.
- 2 PRO, London, CAB 81/93.
- 3 *Bombing of Berlin*-. Note des Sekretärs vom 22. Januar 1945. PRO, London, CAB 81/127.
- 4 Zitiert in: Longmate (siehe Kap. 8, Anm. 7), S. 331.
- 5 Memorandum von Portal für die Stabschefs in: Sir Charles Webster/Noble Frankland: *The Strategic Air Offensive against Germany 1939-1945*. London 1961, Bd. 3, S. 55. Siehe auch für die Bemerkungen des Verfassers.
- 6 *Strategic Bombing in Relation to the Present Russian Offensive*. Bericht des Joint Intelligence Sub-Committee, 25. Januar 1945. JIC (45) 31 (0). PRO, London, CAB 81/127.
- 7 Probert (siehe Kap. 11, Anm. 4), S. 318, unter Berufung auf die offizielle Geschichtsdarstellung.
- 8 Definitionen aus *Collins' English Dictionary* (British Edition 1998). David Irving ist der Hauptankläger und eindeutig der Ansicht, dass Churchill eine kulinarische Metapher benutzte. Er bemerkt, dass, da Breslau eine Festung war, «der Rückzug gänzlich in einer Evakuierung von Nichtkombattanten bestand. Daher wird man es künftigen Historikern verzeihen, wenn sie die Wortwahl des Premierministers geschmacklich fragwürdig finden ...» Siehe David Irving, *Apocalypse 1945 – The Destruction of Dresden*. (London o.J., S. 114.
- 9 Davies/Moorhouse (siehe Kap. 4, Anm. 8), S. 29ff, für die Bekanntgabe des russischen Vormarsches und die anschliessende panikartige Evakuierung.
- 10 Irving, a.a.O, S. 114.
- 11 Antony Beevor: *Berlin, the Downfall*, London 2002, S. 60 f. [dt.: *Berlin – Das Ende 1945*. München 1977].
- 12 Ausführlich zitiert in: Saward (Kap. 11, Anm. 4), S. 283.

- 13 Text von Bottomleys Brief an Harris abgedruckt in: Webster/Frankland, a.a.O., Bd. 4, *Annexes and Appendices*. London 1961, S. 301.
- 14 PRO, London, CAB 121/003.
- 15 Groehler (siehe Kap. 11, Anm. 19), S. 398 f. Auch für die Diskussion der Opferzahlen.
- 16 NARA, Washington, D.C., RG 43 World War II Conferences, Yalta (Crimea) Conference. Box 4, Anhang mit der Übersetzung von General Antonows Erklärung.
- 17 Hugh Lunghis Erklärung im Interview für die CNN-Serie *Comrades*, Juli 1996 (Text online auf der Internetseite des George Washington University National Security Archive), bestätigt von Major Lunghi im Telefonat mit dem Verfasser dieses Buches, April 2002.
- 18 Text des Funkspruchs in: Saward (siehe Kap. 11, Anm. 4), S. 287 f.
- 19 Siehe Irving, a.a.O., S. 127. Letzteres ist eine indirekte Mitteilung, die Irving von einem dritten Zeugen übermittelt wurde. Auch Saundby, Harris' Stellvertreter, hat später einem kanadischen Fernseh-Interviewer erklärt, die Bombardierung von Dresden sei beanstandet worden.

Kapitel 16

- 1 Neutzner (siehe Kap. 12, Anm. 9), S. 27 ff.
- 2 Information aus der umfassenden Liste der Fliegeralarme in Dresden, abgedruckt in: Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 403 ff.
- 3 Siehe Neutzner, a.a.O., S. 37, für Details der Schäden.
- 4 Klemperer (siehe Kap. 5, Anm. 4), Bd. 2, S. 598.
- 5 Siehe Neutzner, a.a.O., S. 42; siehe auch Klemperer, a.a.O., Bd. 2, S. 601.
- 6 Zitiert in: Neutzner, a.a.O., S. 42.
- 7 Hoch (siehe Kap. 1, Anm. 1), Interview.
- 8 Klemperer, a.a.O., Bd. 2, S. 601 f.
- 9 Klemperer, a.a.O., Bd. 2, S. 605.
- 10 *Dresdner Zeitung*, 23. Dezember 1944.
- 11 Gendarmerieposten Dresden-Gittersee, Polizeimeldungen, zitiert in: Neutzner, a.a.O., S. 63.
- 12 Neutzner, a.a.O., S. 63.
- 13 Klemperer, a.a.O., Bd. 2, S. 632.
- 14 Aus der Korrespondenz von Dora Baumgärtl, 7. April 1945. In: Stadtarchiv Dresden, Sammlung der IG «13. Februar» e.V.
- 15 Siehe Neutzner, a.a.O., S. 67ff., und Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 62ff., für dies und die Details des Angriffs der 2. Bombergruppe auf Mitteldeutschland.
- 16 Details des Bombardements aus: Bergander, a.a.O., S. 64f.
- 17 Zitiert in: Bergander, a.a.O., S. 65.
- 18 Siehe Bergander, a.a.O., S. 67.
- 19 *Dresdner Zeitung*, 29. Januar 1945.
- 20 *Dresdner Zeitung*, 19. Januar 1945.
- 21 John und Lang, Interview.
- 22 Zur Luftabwehr in Dresden 1940-1945 siehe das Kapitel in: Bergander, a.a.O., S. 48ff.
- 23 Steffen Cüppers, Interview mit dem Verfasser, Februar 2001, Dresden. Cüppers' Geschütz wurde im April 1945 für den Bodenkampf umgerüstet und im «Ruhrkessel» als konventionelle Artilleriewaffe benutzt. Sie kämpften bis zum Schluss. Am 17. April wurde die Stellung, in der ausschliesslich Siebzehn- und Achtzehnjährige im

Einsatz waren, von amerikanischer Infanterie überrannt. Zwei Jungen, beide noch als Schüler an Dresdner Gymnasien gemeldet, kamen dabei um.

- 24 Bergander, a.a.O., S. 56.
- 25 Groehler (siehe Kap. 11, Anm. 19). Siehe auch Martin Middlebrook/Chris Everitt: *The Bomber Command War Diaries – An Operational Reference Book*. Leicester 2000, S. 653.
- 26 Burleigh (siehe Kap. 7, Anm. 12), S. 755.

Kapitel 17

- 1 Details der RAF-Einsätze aus: Middlebrook/Everitt (siehe Kap. 16, Anm. 25), S. 662.
- 2 Wesley Frank Craven/James Lea Cate (Hrsg.): *The Army Air Forces in World War II*. Chicago 1951, Bd. 3, S. 729, auch für die nachfolgenden Details.
- 3 Details über Churchills Unterbringung in Jalta aus: Lord Moran: *Winston Churchill – The Struggle for Survival 1940-1945*, London 1966, S. 244, und das Leben an Bord der *Franconia*, S. 255 ff.
- 4 Leslie «Uncle Will» Hay, Interview mit dem Verfasser, Weybridge, Surrey, April 2002.
- 5 Miles Tripp: *The Eighth Passenger – A Flight of Recollection and Discovery*. London 1969 (überarb. Aufl. 1993), S. 76. Leider starb Tripp im Jahr 2000, als der Verfasser mit der Arbeit an diesem Buch begann.
- 6 Harris (siehe Kap. 10, Anm. 4), S. 238 f. Siehe auch seinen Brief an Sir Norman Bottomley vom 29. März 1945: «Stark beschränkter Vorrat an Sprengbomben aller Art. Nicht an Brandbomben. All diese Faktoren müssen daher ebenfalls berücksichtigt werden ...» Dieser und die anderen Briefe vollständig abgedruckt in: Saward (siehe Kap. 11, Anm. 4), S. 292 ff.
- 7 Zahlen aus: Middlebrook/Everitt (siehe Kap. 16, Anm. 25); Zusammenfassungen der Angriffe in der genannten Zeit.
- 8 Memorandum vom 17. Februar 1945 in: PRO, London, AIR 24/309.
- 9 Vorhersage aus: «Bomber Command Report on Night Operations 13th/14th February 1945», 22. März 1945. In: PRO, London, AIR 24/309.
- 10 Irving (siehe Kap. 15, Anm. 8), S. 129.
- 11 Harris (siehe Kap. 10, Anm.4) S. 242.
- 12 Hay, Interview.
- 13 Allgemeine Angaben über die 5. Bombergruppe von der offiziellen Website zur Geschichte der RAF: www.raf.mod.uk.
- 14 Middlebrook/Everitt, a.a.O., S. 580; siehe auch das Kapitel über die Bombardierung Darmstadts in: Hastings (siehe Kap. 11, Anm. 2), S. 303 ff.
- 15 Interview des Verfassers mit John Aldridge, Norfolk, September 2002.
- 16 Zonenkarte und Informationsblätter in: PRO, London, AIR 40/1680.
- 17 Zielinformationskarte für Dresden (Südvorstadt): PRO, London, AIR 34/595.
- 18 Target Operation GS 257: PRO, London, AIR 34/602.
- 19 Hay, Interview.
- 20 Aldridge, Interview.
- 21 Hay, Interview. Beschreibungen aus Interviews mit Hay und anderen.
- 22 Hay, Interview.
- 23 49th Squadron Reports and Operations Record Book. PRO, London, AIR 27/483.
- 24 Ein Frühwarnradar, das der deutschen Fliegerabwehr die Anwesenheit und den Kurs einfliegender Bomber anzeigte, nicht aber deren Höhe.
- 25 Eine Radarstörvorrichtung, die vom Boden oder von Flugzeugen aus betrieben wurde.

Ebenso wie «Window» gab es sie schon seit einiger Zeit, doch 1945 diente sie als eines der üblichen Täuschungsmittel für die Bomber.

- 26 Hay, Interview.
- 27 Information und Zitate aus No. 6 Group (RCAF) Operations Record Book, S. 22. In: PRO, London, AIR 25/131, and No. 8 Group (Pathfinders) Operations Record Book, S. 987 (*Attack on Braunkohle Benzin AG, Böhlen*). In: PRO, London, AIR 25/154.

Kapitel 18

- 1 Information über den Verteidigungsbereich Dresden in: Hermann Rahne: «Die ‚Festung Dresden‘ von 1945». In: *Dresdner Hefte* 41, S. 19ff.
- 2 Zitiert in: Rahne, a.a.O., S. 20.
- 3 «Taktik für Hausfrauen»: *Der Freiheitskampf* 14. Februar 1945.
- 4 Irving (siehe Kap. 15, Anm. 8), S. 103.
- 5 Neutzner (siehe Kap. 12, Anm. 9), S. 72 f.
- 6 Neutzner, a.a.O., S. 73.
- 7 Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 212ff., für dies und seine folgenden Bemerkungen.
- 8 Frau Annerose Hennig, Brief an das Stadtmuseum Dresden vom 17. April 1993 (siehe Kap. 9, Anm. 8), S. 51.
- 9 Hoch, Interview. Christoph Adam berichtet von seinen Erlebnissen als Betreuer, Interview mit dem Verfasser, November 2001.
- 10 Freundel, Interview.
- 11 Faksimile des Deportationsbefehls in: Haase/Jersch-Wenzel/Simon (siehe Kap. 5, Anm. 7), S. 180.
- 12 Brenner (siehe Kap. 7, Anm. 10), S. 69 f.
- 13 Darstellung von Günter Jäckels Erlebnissen in Frankreich in seinen Erinnerungen «Die Dunkle Zeit: Franche-Comté 1944»: In: *Ostragehege* 3, S. 64ff. Details über seine Verwundung und die Rückkehr nach Dresden gestützt auf Jäckel, Interview.
- 14 Jäckel, Interview.
- 15 Hannelore Kuhn war das mittlere Kind. Interview des Verfassers mit Fritz und Hannelore Kuhn, Dresden, Oktober 2001.
- 16 Lang, Interview.
- 17 Kurz, Interview.
- 18 Adam, Interview.
- 19 Wie viele andere Jungen damals hörten Günther und Fritz regelmässig den Flaksender «Vom Horizont» ab und hatten seinen Gitternetzcode geknackt (eine Kombination aus Buchstaben und Zahlen – daher Martha Heinrich 8 für Dresden). Zu Hause benutzten sie dies dann, um die Bewegungen der feindlichen Flugzeuge in ihrem Schulatlas zu verfolgen.
- 20 Einzelheiten aus den (unbetitelten) Memoiren Günther Kannegiessers (verfasst Anfang der 90er-Jahre), ergänzt durch ein Gespräch mit dem Verfasser dieses Buches, Dresden-Wachwitz, Februar 2002.

Kapitel 19

- 1 Irving (siehe Kap. 15, Anm. 8), S. 141.
- 2 Irving, a.a.O., S. 156.
- 3 Abfolge der Meldungen und Warnungen der Örtlichen Luftschutzleitung entnommen

- aus: Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 125 ff. Gilt, wenn nicht anders angegeben, auch für die folgenden Hinweise dieser Art.
- 4 Ersteres ist die Ansicht von Irving, a.a.O., S. 156, Letzteres die von Bergander, a.a.O., S. 128. Bergander hält es sogar für möglich, dass auch von Klotzsche jegliche Flak abgezogen worden war.
 - 5 Zitiert in: Bergander, a.a.O., S. 126.
 - 6 Beschrieben in: Irving, a.a.O., S. 84.
 - 7 Siehe Irving, a.a.O., S. 159f., und Cooper (siehe Kap. 13., Anm. 26), S. 150.
 - 8 Bergander, a.a.O., S. 126.
 - 9 Hay, Interview.
 - 10 Details des Angriffs der 49. Staffel in Meldungen der Staffel und einzelner Maschinen in: PRO, London, AIR 27/483.

Kapitel 20

- 1 John und Lang, Interview.
- 2 Kannegiesser, Interview. Noch mit 72 Jahren leidet er an Kopfschmerzen von den winzigen Splittern, die sich vor fast 60 Jahren in seine Schläfen bohrten.
- 3 Interview des Verfassers mit Götz Bergander, Berlin, Oktober 2001.
- 4 Griebel (siehe Kap. 5, Anm. 6), S. 254f.
- 5 Reichler (siehe Kap. 13, Anm. 28), S. 54.
- 6 Sir Arthur Harris/Sebastian Cox (Hrsg.): *Despatch on War Operations 23 February, 1942, to 8th May, 1945*. London 1995, S. 81.
- 7 Zahlen über die Bombenzuladung und die Bombenmischung aus: *Bomber Command Intelligence Narrative of Operations No. 1007 (Night 13th/14th February)*. PRO, London, AIR 14/3422.
- 8 «Kann der Selbstschutz auch Grossbrände bekämpfen?», in: *Der Freiheitskampf* 23. Oktober 1943.
- 9 «Tagesspiegel: Luftschutzkeller bester Schutz», in: *Der Freiheitskampf* 21. Dezember 1944.
- 10 Zitiert in: Bergander (siehe Kap. 12, Anm.1), S. 168. Bergander hat Birkes Erinnerungen bearbeitet.
- 11 Brenner (siehe Kap. 7, Anm. 10), S. 86.
- 12 Zitiert in Bergander, a.a.O., S. 166. Auch für Georg Feydts Bemerkungen.
- 13 Zitiert in Bergander, a.a.O., S. 166.
- 14 Die Erlebnisse der Familie Wolf in der Nacht, in der Dresden bombardiert wurde, werden beschrieben in: Brenner, a.a.O., S. 88ff.
- 15 Brenner, a.a.O., S. 90.
- 16 Bergander, a.a.O., S. 168, zitiert aus: Walter Weidauer, *Inferno Dresden*, Berlin 1965, S. 106. Weidauer, eine ostdeutsche Quelle, sagt lediglich «im Staatsarchiv Dresden» und zeigt ein Foto des Dokuments. Dieses Dokument haben weder Bergander noch der Verfasser gesehen.
- 17 Weidauer, a.a.O., S.102. Zwar war Weidauer ein äusserst tendenziöser und propagandistisch agierender Autor – er war kommunistischer Oberbürgermeister von Dresden und langjähriges Führungsmitglied der SED –, aber er hatte doch Zugang zu zahlreichen Dokumenten und Augenzeugenberichten. Er behauptet, viele Zeugen hätten den flüchtigen Gauleiter in seinem Bunker daheim und nicht «an der Spitze seiner Truppen» in der Luftschutz-Befehlsstelle gesichtet. Sicherlich wird Mutschmann keinen

- Wert darauf gelegt haben, die Tatsache bekannt zu machen, dass er den Angriff mit seiner Familie in der Geborgenheit seines hochmodernen privaten Bunkers Überstand, während Zehntausende Dresdner Mitbürger einen schrecklichen Tod starben.
- 18 Annette Dubbers/Jenni Dübbers: *Johannstadt – Aus der Geschichte eines Stadtteils*. Dresden 2000, S. 39 f.
 - 19 Siehe den Artikel «Erkannt am rosa Kärtchen» in: *Sächsische Zeitung*, 13. Februar 2002, mit dem Aufruf zweier Frauen, die in jener Nacht zu Waisen wurden. Nach der Veröffentlichung meldeten sich noch andere, die als Kinder gerettet wurden, aber ihre Mutter verloren hatten. Die Internetseite www.ueberlebendekinderdresden.de steht im Mittelpunkt des laufenden Projekts und zeigt mehrere persönliche Schicksale auf.
 - 20 John, Interview.
 - 21 Lang, Interview.
 - 22 Adam, Interview.
 - 23 Kannegiesser, Interview und Erinnerungen. Bad Schandau ist eine Kleinstadt an der Elbe, etwa 36 Kilometer südöstlich von Dresden. Nach Angaben des von Götz Bergander zitierten Luftschutzpolizisten Alfred Birke kam dessen gesamte Gruppe beim zweiten Angriff um. Von ihren bekannten Einsatzzeiten ausgehend, müsste der junge Günther sie nach ein Uhr nachts gesehen haben.
 - 24 Diese Beschreibung stammt aus Kühnemunds Brief an Alexander McKee für dessen 1981 erschienenes Buch *The Devil's Tinderbox*, London 1982, 2000 [dt.: *Dresden 1945 – Das deutsche Hiroshima*. Hamburg/Wien 1983]. Der Brief befindet sich unter McKees Papieren im Imperial War Museum, London. McKees hier zitierter Auszug findet sich in *Dresden 1945*, S. 143 f.
 - 25 Interview des Verfassers mit Hannelore Kuhn, Dresden, Oktober 2001.
 - 26 Nora Lang, zitiert in: Matthias Neutzner (Hrsg.). *Lebenszeichen – Dresden im Luftkrieg 1944/45*. Dresden 1994, S. 9f.

Kapitel 21

- 1 Tripp (siehe Kap. 17, Anm. 5), S. 80f.
- 2 Brief von und Telefongespräch mit Derek Jackson, Manchester, Juli 2002.
- 3 Hay, Interview.
- 4 Siehe Bomber Command Report on Night Operations 13th/14th February 1945 (Report No. 837). PRO, London, AIR 24/309. Weitere Details über die zweite Angriffswelle von Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 132f., Irving (siehe Kap. 15, Anm. 8), S. 174f., und Cooper (Kap. 13, Anm. 26), S. 158.
- 5 Zitiert in Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 133.
- 6 Irving, a.a.O., S. 173.
- 7 Zahlen (leicht abweichend) zusammengestellt in: Bergander, a.a.O., S. 368f. Originale in Bomber Command Intelligence Narrative of Operations No. 1007 (Night 13th/14th February). PRO, London, AIR 14/3422.
- 8 Tripp, a.a.O., S. 83.
- 9 Cooper, a.a.O., S. 158f.
- 10 Bergander, a.a.O., S. 136.
- 11 Irving, a.a.O., S. 179.
- 12 Tripp, a.a.O., S. 83.
- 13 McKee führt in *Dresden 1945*, S. 207, auch Tripps Darstellung an, nimmt aber an, dass Tripp wie Admiral Nelson in der Schlacht von Kopenhagen die Anweisungen

des Masterbombers bewusst ignorierte. Tripp hat dies in einer späteren Auflage seines eigenen Buches vehement bestritten. Er glaubte sich durch de Wesselows Schweigen ermächtigt, seinem eigenen Gewissen zu folgen und kein weiteres Unheil in einer Stadt anzurichten, die ohnehin schon völlig zerstört war (tatsächlich deutet aber nichts darauf hin, dass er Dresden «verfehlte»). Tripp beharrt jedoch darauf, eindeutige Anweisungen des Masterbombers, auch wenn sie ihm persönlich nicht gefallen hätten, befolgt zu haben. Tatsächlich waren seine Ansichten über die Bombardierung Dresdens vielschichtig. Keineswegs gehörte er zum Lager derer, die es als «Kriegsverbrechen» betrachten.

- 14 Doug Hicks, Interview und anschließende Korrespondenz mit dem Verfasser dieses Buches, Oshkosh, Juli und Oktober 2002.
- 15 Bomber Command Intelligence Narrative of Operations No. 1007 (Night 13th/14th February). PRO, London, AIR 14/3422.

Kapitel 22

- 1 Interview mit Rudolf Eichner und dessen schriftliche Erinnerungen, Februar 2002.
- 2 Neutzner (siehe Kap. 13, Anm. 20), S. 216.
- 3 Zitiert in: Irving (siehe Kap. 15, Anm. 8), S. 218 f.
- 4 Interview und Korrespondenz mit Gertraud Freundel.
- 5 Berthold Meyer: «Flucht durch die brennende Blochmannstrasse», in: *Dresdner Hefte* 41 : «Dresden – Das Jahr 1945», S. 49. Berthold Meyer, Jahrgang 1921, wurde daheim in Bremen und Hannover ausgebombt und kam als Student der Technischen Universität nach Dresden. Er verfasste seinen Bericht im Frühjahr 1945.
- 6 John und Lang, Interview.
- 7 Margret Freyer, zitiert in: McKee (siehe Kap. 20, Anm. 24), S. 174 f.
- 8 Brief von Hans Schröter an Frau Ganze, 5. August 1945, abgedruckt in: Reichert (siehe Kap. 9, Anm. 8), S. 50 f.
- 9 Beschreibung des Löschteichs auf dem Altmarkt und der Ereignisse in der Nacht aus: Max Seydewitz: *Die unbesiegbare Stadt – Zerstörung und Neuaufbau von Dresden*. Berlin 1955 (überarb. Aufl. 1982), S. 76ff.
- 10 Irving, a.a.O., S.251.
- 11 Margret Freyer, zitiert in: McKee, a.a.O., S. 178.
- 12 Einer von mehreren Hinweisen auf «Tieffliegerbeschuss» während der britischen Luftangriffe. Keine der in Dresden eingesetzten RAF-Maschinen war dafür vorgesehen oder ausgerüstet, und in diesem Stadium der Nacht war ein solches Unternehmen nicht nur schlicht unmöglich, sondern wäre auch geradezu selbstmörderisch gewesen. Allerdings stürzten mehrere Lancaster in der Stadt ab, und möglicherweise flog eine dieser Maschinen gerade mit lautem Getöse in niedriger Höhe über das Löschfahrzeug hinweg, als es von einer Bombe getroffen wurde, sodass der Eindruck entstand, sie habe angegriffen.
- 13 HStAd *Feuerwehrpolizei Bereitschaft* 9, Meldungen.
- 14 Zitiert aus: Meyer, a.a.O, S. 49f.
- 15 Kannegiesser, Interview.
- 16 Seydewitz, a. a. O., S. 93 f.
- 17 Die Vogelwiese war ein Bereich der Elbwiesen, auf dem Jahrmärkte, Vergnügungs- und Sportveranstaltungen stattfanden.
- 18 Kannegiesser, Erinnerungen.
- 19 Nora Lang, zitiert in: Neutzner (siehe Kap. 13, Anm. 20), S. 10.

- 20 Lang, Interview.
- 21 Adam, Interview.
- 22 Brenner (siehe Kap. 7, Anm. 10), S. 92.
- 23 Klemperer (siehe Kap. 5, Anm. 4), Bd. 2, S. 662f.
- 24 Brenner, a.a.O., S. 88.
- 25 Turner, Interview.
- 26 Thomas Schilter: *Unmenschliches Ermessen – Die nationalsozialistische «Euthanasie»-Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein 1940/41*. Leipzig 1999.
- 27 Seydewitz, a.a.O., S.41.
- 28 Traute Richter, «Die Schliessung des Theaters (Briefe an die Eltern September 1944)». In: *Dresdner Hefte* 41, S. 41 ff.
- 29 Einzelheiten über Sarrasani und Zitate aus: Ernst Günther: *Sarrasani – Wie er wirklich war*. Berlin 1991, S. 290ff.
- 30 Interview mit der Witwe des Akrobaten in der deutschen Dokumentarserie *Der Jahrhundertkrieg*, Folge über den Bombenkrieg gegen Deutschland.
- 31 Irving, a.a.O., S. 210.
- 32 Prinz Ernst Heinrich von Sachsen (siehe Kap. 4, Anm. 6), S. 283.

Kapitel 23

- 1 Zitiert in: McKee (siehe Kap. 20, Anm. 24), S. 213.
- 2 Zahlen in: Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 140.
- 3 Bombenladungen aus: Bergander, a.a.O., S. 139.
- 4 Bericht in: NARA, Washington, D.C., First Air Division, Intops Summary No. 290.
- 5 Narrative Reports of Bomber Groups in: NARA, a.a.O.
- 6 First Division report of Operations, Dresden, February 14, 1945. NARA, Washington, DC.
- 7 Zitiert in: McKee, a.a.O., S. 216.
- 8 Zitiert in: McKee, a.a.O., S. 217f.
- 9 Beim Rückflug von diesem überwiegend erfolgreichen Einsatz wurden über 300 deutsche Maschinen von ihrer eigenen Artillerie heruntergeholt. Irgendjemand hatte vergessen, die deutsche Luftabwehr über das «Unternehmen Bodenplatte» zu informieren.
- 10 Major Alden P. Rigby, telefonische Befragung durch den Verfasser, Oktober 2002.
- 11 Für die Schilderung des «Umwegs» des 1. Kampfgeschwaders siehe Bergander, a.a.O., S. 141 f.
- 12 Günther Kannegiesser, persönliches Memorandum, Dresden, Februar 2002.
- 13 Interview des Verfassers mit Fritz und Hannelore Kuhn, Dresden, Oktober 2001.
- 14 Narrative Report of Mission (plus Berichte einzelner Flugzeugbesatzungen) for 303rd Bombardment Group. In: NARA, Washington, D.C.
- 15 Re: Field Order No. 629, 457th – Dresden – February 14, 1945. NARA, Washington, D.C.
- 16 Diese Darstellung der Schwierigkeiten beruht auf Report of Operation, Dresden, of February 25 from HQ First Division, sowie Report 40 CBW February 16, 1945. Beide in: NARA, Washington, D.C.
- 17 Bergander, Interview.
- 18 Jäckel, Interview.
- 19 Günter Jäckel bezieht sich auf die 500-Pfund-Behälter mit M-17-Brandbomben, wel-

che die Fliegenden Festungen beim Tagesangriff auf Dresden in so ungewöhnlich grosser Menge mit sich führten.

- 20 Fritz und Hannelore Kuhn, Interview. Auch für das Folgende.
- 21 Intops Report No. 290. NARA, Washington, D.C.
- 22 Zitiert in: Bergander, a.a.O., S. 148f.
- 23 Bergander, a.a.O., S. 151.

Kapitel 24

- 1 John, Interview.
- 2 Frau A. Kleinstück, Befragung durch den Verfasser, Ottendorf-Akrilla, Oktober 2001.
- 3 Adam, Interview.
- 4 Brenner (siehe Kap. 7, Anm. 10), S. 93 ff.
- 5 Michael C. Schneider: «Die Wirtschaftsentwicklung von der Wirtschaftskrise bis zum Kriegsende». In: Clemens Vollnhals (Hrsg.): *Sachsen in der NS-Zeit*. Leipzig 2002, S. 72 f.
- 6 Bomber Command Intelligence Narrative of Operations No. 1008 14th/15th February 1945. PRO, London, AIR 14/3422.
- 7 Tripp (siehe Kap. 17, Anm. 5), S.90.
- 8 Intops Summary No. 290, NARA, Washington, D.C. Siehe auch: Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S.154.
- 9 Bomber Command Intelligence Narrative no. 1008. PRO, London, AIR 14/3422.
- 10 Operations Record Book, RAF Bomber Command 1 Group, 14/15 February 1945. PRO, London, AIR 25/3.
- 11 Tripp, a.a.O, S. 91.
- 12 Chemnitz sollte jedoch in der Nacht vom 5. auf den 6. März 1945 erneut von der RAF angegriffen werden, mit 760 Maschinen. Diesmal wurde ein Drittel der bebauten Fläche der Stadt verwüstet, und 3*700 Einwohner der Stadt kamen um. Unter den wichtigen Betrieben, die zerstört wurden, war die Firma Siegmars, die Motoren für deutsche Panzer baute. Sir Arthur Harris war sehr hartnäckig.
- 13 Fritz und Hannelore Kuhn, Interview.
- 14 Für Einzelheiten siehe Wolfram Jäger/Dieter Rosenkrantz: «Der letzte Trümmerberg Dresdens sagt aus». In: Reichert (siehe Kap. 9, Anm. 8), S. 136ff.
- 15 Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 158 f.
- 16 Bergander, a.a.O., S. 159.
- 17 Seydewitz (siehe Kap. 22, Anm. 9), S. 103ff, und «Die ganze Komödie dauerte zwei Tage». Gerichtliche Vergeltungsmassnahmen gegenüber oppositionellen Tschechen aus dem «Protektorat Böhmen und Mähren» in: Norbert Haase/Birgit Sack (Hrsg.): *Die Straffjustiz der Diktaturen und der historische Ort*. Leipzig 2001, S. 84.
- 18 Bergander, Interview.
- 19 Lebenszeichen von Himmstädt, Ali, datiert 15.2. 1945, aus: StaD, Sammlung 13. Februar 1945 e.V Handschriften.
- 20 Lang, Interview.

Kapitel 25

- 1 Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 175 f.
- 2 *Schlussmeldung über die vier Luftangriffe auf den LS-Ort Dresden am 13., 14. und 15. Februar 1945 vom 15. März 1945*. Kopie in HStaD, auch abgedruckt in: Weidauer (siehe Kap. 20, Anm. 16), S. 206 ff. (im Folgenden SS-Schlussmeldung).

- 3 Groehler (siehe Kap. 11, Anm. 19), S. 197.
- 4 Bergander, a. a. O., S. 179.
- 5 *Der Freiheitskampf*, 17. Februar 1945, S. 2, in dem Teil zum Ausschneiden und Aufbewahren, »Was jeder wissen muss!«. »Sie schaffen unentwegt Warm- und Kaltverpflegung ... heraus. Es braucht niemand Sorge um die Ernährung zu haben.«
- 6 SS-Schlussmeldung.
- 7 Kurt Vonnegut: *Schlachthof 5*. Reinbek 1999, S. 206.
- 8 Papiere von R.C. Dunford, ehemaliger Kriegsgefangener, in: Imperial War Museum, London 86/251.
- 9 Tagebuch von Alec White, 1944/45, in StAD 2001.131.
- 10 Ellgering, zitiert in: Bergander, a. a. O., S. 179.
- 11 Bergander, a. a. O., S. 180.
- 12 Siehe Groehler, a. a. O., S. 412.
- 13 SS-Schlussmeldung.
- 14 »Der Chef der Ordnungspolizei, Berlin, den 22. März 1945. Betr.: Luftangriffe auf das Reichsgebiet, Lagemeldung 1404« (im Folgenden Lagemeldung 1404). Kopie in HstaD: Akte *Feuerschutzpolizei Dresden*. Original im Bundesarchiv Koblenz.
- 15 SS-Schlussmeldung.
- 16 Totenlisten, Straße für Straße und Haus für Haus, in: HStAD Akte *Feuerschutzpolizei Dresden*.
- 17 Prinz Ernst Heinrich von Sachsen (siehe Kap. 4, Anm. 6), S. 274f.
- 18 Brief »Lieber Hans!«, datiert vom 29. März 1945, und Brief vom Dezember 1997 an Günther Kannegießer, von diesem als Kopie dem Verfasser zur Verfügung gestellt.
- 19 SD-Berichte, zitiert in: Bergander, a. a. O., S. 314f.
- 20 Longmate (siehe Kap. 10, Anm. 1), S. 220.
- 21 Matthias Neutzner: »Wozu leben wir nun noch? Um zu warten, bis die Russen kommen?« In: *Dresdner Hefte* 41, S. 11.
- 22 Für dies und das Folgende siehe Neutzner (siehe Kap. 13, Anm. 20), S. 217 ff. Siehe auch Bergander, a. a. O., S. 177.
- 23 SS-Schlussmeldung.
- 24 Neutzner, a. a. O., S. 220. Am 2. März wurden die Dresdner Bahnanlagen von den Amerikanern erneut angegriffen und beschädigt. Die Eisenbahnbrücke wurde diesmal schwerer getroffen. Einige Tage lang gab es keinerlei Verbindung. Die technische Brigade plante, 9000 Männer heranzuschaffen, um das Dresdner System noch einmal voll funktionsfähig zu machen, aber das war in dieser Phase schon zu einem völlig unrealistischen Ziel geworden. In amtlichen Darstellungen der Amerikaner wurden die Schäden, die Dresden im Februar 1945 als Eisenbahnknoten zugefügt worden waren, übertrieben. Die Deutschen verfälschten die Situation im umgekehrten Sinne. Die Wahrheit liegt irgendwo dazwischen. Zwar konnten wichtige Transporte, wenngleich langsamer, durchgeführt werden, doch nach dem 13. Februar ließ sich der Betrieb nur noch teilweise aufrechterhalten.
- 25 Bericht der Reichsbahn vom 18. Februar 1945, zitiert in: Neutzner, a. a. O., S. 220.
- 26 Lagemeldung 1404.
- 27 Lagemeldung 1404.
- 28 Hoch, Interview.
- 29 Zahlen für Industriebetriebe und Schäden aus: SS-Schlussmeldung.
- 30 StaD Kriegsschädenamt (OB 1432), 11. 4. 1945, zitiert in: Reichert (siehe Kap. 9, Anm. 8), S. 60.

- 31 Lagemeldung 1404.
- 32 Die einzelnen Zahlen ermittelte der Dresdner Stadtarchivar Friedrich Reichert, a.a.O., S. 60.
- 33 Zahlen über die Balda-Werke und Schätzungen des dortigen Schadens von Herbert Blumtritt: *Geschichte der Dresdner Fotoindustrie*. Stuttgart 2001, S. 90 f.
- 34 StaD Kriegsschädenamt (OB 1431), 11. 4. 1945, zitiert in: Reichert, a.a.O., S.60.

Kapitel 26

- 1 NARA, Washington, DC., RG331, Box 15, Public Relations Division Briefings, February 14, 1945.
- 2 Transkription der Pressekonferenz in: NARA, Washington, DC., RG331. Auch für die nachfolgenden Bezugnahmen auf Fragen der Journalisten und Griersons Antworten.
- 3 Memo, Lieutenant Colonel Richard H. Merrick, Hotel Scribe, to Colonel Dupuy, American Express Building, Story by Cowan, AP, Re Bombing 18 February 1945. In: NARA, Washington, DC., RG331.
- 4 Cecil King: *With Malice Towards None-A War Diary*. Eintragung vom 17. Februar 1945, S. 290.
- 5 Kopie des Telegramms von Reuters-Korrespondent Steen in: NARA, Washington, DC., RG331.
- 6 Siehe Memorandum vom stellvertretenden Chef des Luftstabes (General D. M. Schlatter) an Bedell Smith (und dessen Antwort) in: NARA, Washington, DC., RG331.
- 7 Stokes' Rede in: *Hansard Parliamentary Debates*. Commons, vol. 408, Col. 1901. Ausserdem Irvings detaillierte Darstellung (siehe Kap. 15, Anm. 8), S.312 ff.
- 8 Cook/Nesbit (siehe Kap. 14, Anm. 9), S. 182.
- 9 Stuart Ball (Hrsg.): *Parliament and Politics in the Age of Churchill and Attlee – The Headlam Diaries 1935-1951*. Cambridge 1999, S. 447.
- 10 Webster/Frankland (siehe Kap. 15, Anm. 5), Bd. 3, S. 113.
- 11 Len Giovannitti/Fred Freed: *The Decision to Drop the Bomb*, London 1967, S. 41.
- 12 Günter Jäckel, Interview.
- 13 Ian Kershaw: *Hitler 1936-1945 – Nemesis*. London 2000 [dt.: *Hitler 1936-1945*. München 2000], S. 779.
- 14 *Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal*. Bd. 16: Proceedings. June 21, 1946.
- 15 Zitiert in Erich Kästners Tagebucheintragung unter dem 8. März 1945 in: Kästner: *Notabene 1945-Ein Tagebuch*. Zürich 1961, S. 55f.
- 16 Speer (siehe Kap. 10, Anm. 6), S. 327 f.
- 17 Kopien davon aus den Akten der deutschen Botschaft in Bern, Schweiz, aus dem Archiv des Auswärtigen Amtes, im Besitz des Verfassers durch Dr. H. Schnatz, Koblenz.
- 18 Deutsches Auswärtiges Amt, Dokument *Betr.: Bombenterror*, datiert 16. Januar 1945 (Datumstempel der Berner Botschaft: 27. Januar), durch Dr. H. Schnatz, Koblenz.
- 19 Deutsches Auswärtiges Amt: Dokument *Manifest gegen Luftmarschall Harris*, datiert 17. Februar 1945 (Datumstempel der Berner Botschaft: 12. Februar), durch Dr. H. Schnatz, Koblenz.
- 20 Kopie der DNB-Pressemitteilung vom 16. Februar 1945 von der Deutschen Botschaft in Bern durch Dr. H. Schnatz, Koblenz.
- 21 Telegramm vom Auswärtigen Amt, Berlin, 19. Februar 1945, an Botschaft Bern (dort registriert 20. Februar 1945), durch Dr. H. Schnatz, Koblenz.

- 22 Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 214.
- 23 Weidauer (siehe Kap. 20, Anm. 16), S. 111 f.
- 24 Fritz und Hannelore Kuhn, Interview.
- 25 *Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal*. Vol. 17: Proceedings. June 29, 1946 (afternoon). Die Aussage stammte von Hans Fritzsche, einem führenden Beamten des Propagandaministeriums, der an dieser Konferenz teilnahm.

Kapitel 27

- 1 Zahlen aus: Middlebrook/Everitt (siehe Kap. 16, Anm. 25), S. 645.
- 2 Siehe besonders Cox' (siehe Kap. 20, Anm. 6) Bemerkungen in seiner Einführung, S. xxiii.
- 3 Manche wurden zu Opfern der üblichen Schlampereien, Kollisionen und Unfälle, doch die meisten wurden durch Flak oder Jäger des Feindes abgeschossen. 18 Lancaster der 5. Gruppe (sieben Prozent) gingen am 14./15. März 1945 über dem Hydrierwerk Lützendorf verloren (woran der an diesem Angriff beteiligte John Aldridge den Verfasser erinnerte), während am 16./17. März deutsche Nachtjäger in den Bomberstrom der 1. Gruppe auf ihrem Weg nach Nürnberg eindringen und 24 Maschinen abschossen, 10,4 Prozent des Bestands der Gruppe.
- 4 Friedrich (siehe Kap. 9, Anm. 9), S. 313 ff.
- 5 Zitiert in: Webster/Frankland (siehe Kap. 15, Anm. 5), Bd. 3, S. 264.
- 6 Ian V. Hogg: *German Secret Weapons of the Second World War*. London/Mechanicsburg 1999, S. 43.
- 7 Text von Churchills Memorandum in: PRO, London, CAB 121/3, Bombing Policy in North-West Europe.
- 8 Probert (siehe Kap 11, Anm. 4), S. 322.
- 9 Field Marshal Lord Alanbrooke: *War Diaries 1939-45*. London 2001, S. 679 (Eintragung vom 29. März 1945).
- 10 R. G. Casey: *Personal Experience 1939-46*. London 1962, S. 166 (Tagebucheintrag vom 27. Juni 1943). Casey, ein konservativer Politiker aus Australien, war 1942/43 britischer Repräsentant im Mittleren Osten mit Ministerialrang. Er gab Churchill die kategorische Antwort, dass «wir nicht angefangen haben, und die Frage war nur, wir oder sie».
- 11 Text des revidierten Memorandums und die Antwort der Stabschefs in: Webster/Frankland, a.a.O, Bd. 3, S. 117f.
- 12 Für die geschätzten Opferzahlen am 17. April siehe Neutzner (siehe Kap. 12, Anm. 9), S.103.
- 13 Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 249 ff. Das Kapitel ist mit «Der ,vergessene' Angriff» überschrieben. Es ist merkwürdig, aber vielen Dresdenern ist entfallen, dass es den Angriff vom 17. April überhaupt gegeben hat. Manche haben seine Existenz rundheraus bestritten. So machtvoll überschattet das Grauen des Feuersturms das sonstige Leiden der Stadt, verzerrt es die Erinnerungen seiner Opfer. Bergander bemerkte gegenüber dem Verfasser: «Der Angriff vom 17. April wird von vielen Leuten in Dresden gelehnet. Ich habe eine Diskussion mit einer Frau gehabt, die sagte, das sei nicht passiert. Was wollen Sie da machen?»

Kapitel 28

- 1 Rahne (siehe Kap. 18, Anm. 1), S. 29.
- 2 Hoch, Interview.

- 3 Aus «Eine Familienchronik 1946», zitiert in: Cornelia Adam: «Vergewaltigungen in Dresden nach 1945». In: *Dresdner Hefte* 53: «Dresden als Garnisonsstadt», S. 61 ff.
- 4 Brief von Herrn G. an den Oberbürgermeister von Dresden, zitiert in: Adam, a.a.O.
- 5 Siehe Kap. 2, Anm. 4, S. 238.
- 6 Volnhalls (siehe Kap. 5, Anm. 2), S. 236.
- 7 Seydewitz (siehe Kap 22, Anm. 9), S. 209.
- 8 Auszüge aus dem speziellen Tagesbefehl, abgedruckt in: Probert (siehe Kap. 11, Anm. 4), S. 344, auch für Harris' Reaktionen auf scheinbare Kränkungen in dieser Zeit.
- 9 Probert, a.a.O., S. 345.
- 10 Diejenigen, die zwischen dem 3. September 1939 und dem 5. Juni 1944 60 oder mehr Stunden bei einer Einsatzstaffel Dienst getan hatten, bekamen den Air Crew Europe Star zugesprochen. Nach der alliierten Landung in der Normandie hatten sie Anspruch auf den France and Germany Star, wie alle Truppen zu Lande, auf See oder in der Luft, die direkt an der Eroberung des Kontinents beteiligt waren.
- 11 Zitiert in: Probert, a.a.O., S. 348.
- 12 John Colville: *On the Fringes of Power – 10 Downing Street Diaries 1939-1955*. London 1985, S. 564 (Eintragung unter dem 23. Februar 1945).
- 13 Zitiert in: Friedrich Reichert (siehe Kap. 9, Anm. 8): «Zur Rezeptionsgeschichte des 13. Februar 1945», S. 151. Auch für die folgenden Worte von Major Broder.
- 14 W. A. Ruben: «Abschaum der Menschheit». In: *Tageszeitung für die deutsche Bevölkerung*, 2. Juni 1945. Zitiert in: Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 294f.
- 15 *Sächsische Zeitung*, 13. Februar 1947, zitiert in: Reichert: «Zur Rezeptionsgeschichte», a.a.O, S. 151.
- 16 *Sächsische Zeitung*, 12. Februar 1949, zitiert in: Reichert: «Zur Rezeptionsgeschichte», a.a.O, S. 152.
- 17 Beevor (siehe Kap. 15, Anm. 11), S. 424.
- 18 Zitiert in: Reichert: «Zur Rezeptionsgeschichte», a.a.O., S. 153.
- 19 Bergander, a.a.O., S. 295.

Kapitel 29

- 1 Siehe Kap. 2, Anm. 4, S. 237.
- 2 Zahlen und Conerts Prognose in: Matthias Lerm (siehe Kap. 6, Anm. 6), S. 35.

Kapitel 30

- 1 Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 347.
- 2 Richard G. Davis: *Carl A. Spaatz and the Air War in Europe*. Washington, D.C., 1993, S. 569.
- 3 Richard Overy: *Why the Allies Won*. London 1995, S. 22.
- 4 W.G. Sebald: *Luftkrieg und Literatur*. München 1999, S. 27.
- 5 Goebbels: *Tagebücher*, 6. April 1943.
- 6 Groehler (siehe Kap. 11, Anm. 19), S. 392.
- 7 Middlebrook/Everitt (siehe Kap. 16, Anm. 25), S. 669.
- 8 Groehler, a.a.O., S. 404.
- 9 Hastings (siehe Kap. 11, Anm. 2), S. 254.
- 10 Zitate in: Groehler, a.a.O., S. 404.
- 11 McKee (siehe Kap. 20, Anm. 24), S. 122.
- 12 De Wesselow, zitiert von McKee, a.a.O., S. 165.

- 13 Friedrich (siehe Kap. 9, Anm. 9), S. 175 f.
- 14 Craven/Cate (siehe Kap. 17, Anm. 2), Bd. 3, S. 741 f., auch für eine Darstellung des Angriffs aus amerikanischer Sicht.
- 15 Siehe Friedrich, a.a.O., S. 515 ff, und Groehler, a.a.O., S. 306ff.
- 16 Text von Mutschmanns Vernehmung in: Weidauer (siehe Kap. 20, Anm. 16), S. 105.
- 17 Zitiert in: Beevor (siehe Kap. 15, Anm. 11), S. 34.
- 18 Zahl der russischen Luftkriegstoten, zitiert von Richard Overy in: «There Was a War On» (Rezension von Robin Neillands *The Bomber War* [Kap. 4, Anm. 4]), in *The Literary Review* Februar 2001.
- 19 Antony Beevor: *Stalingrad*. London 1998 [dt.: *Stalingrad*. München 1999], S. 106.
- 20 Speer (siehe Kap. 10, Anm. 6), S. 446.
- 21 Bergander, a.a.O., S. 349.
- 22 Speer, a.a.O., S. 431.
- 23 Overy, a. a. O., S. 130 ff.
- 24 Siehe Karte in: Groehler, a.a.O, S. 288.
- 25 Kopie des Radio-Mende-Dokuments durch Herrn Holger Starke vom Dresdner Stadtmuseum.
- 26 Bergander, a.a.O, S. 350.

Nachwort

- 1 In Grossbritannien ist es nicht üblich, lebende Personen mit Statuen zu ehren. Harris starb 1984. Im Jahr 1988 war vor der Kirche Saint Clement Danes – einer Kirche, die 1941 von der Luftwaffe fast völlig zerstört worden war und die starke Beziehungen zur RAF hatte – eine Statue aufgestellt worden, um Lord Dowding zu ehren, den Jagdfliegerkommandeur der RAF während der Luftschlacht um England. Veteranen des Bomber Command hielten es für angebracht, am selben Ort auch Harris (und damit das Bomber Command) zu würdigen. Im Laufe der nächsten drei Jahre wurden durch öffentliche Zeichnung (hauptsächlich über die Bomber Command Association) Mittel aufgebracht, und eine Kommission beauftragte denselben Bildhauer, der das Denkmal für Dowding geschaffen hatte. Im Jahr 1992 war die Statue fertig.
- 2 Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 187.

Anhang A

- 1 Intops Report No. 290. NARA, Washington, DC.
- 2 Rigby, Interview.
- 3 Zitat aus: Axel Rodenberger: *Der Tod von Dresden – Bericht vom Sterben einer Stadt*. Dortmund 1953, S. 140f.
- 4 Max Seydewitz: *Zerstörung und Wiederaufbau von Dresden*. Ostberlin 1955.
- 5 Seydewitz, a.a.O, S. 80.
- 6 David Irving: *Der Untergang Dresdens* (siehe auch Kap. 15, Anm. 8), und Online-Version von *Apocalypse 1945*, S. 236 f.
- 7 Seydewitz (siehe Kap. 22, Anm. 9), S. 87.
- 8 Jüngste überarbeitete Ausgabe: Die Online-Version von *Apocalypse 1945*, erhältlich auf der Website www.fpp.co.uk.
- 9 Irving, a.a.O., S. 191 f., für dies und das Folgende.
- 10 Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 200.
- 11 Irving, a.a.O, S. 188.

- 12 Brief von Günther Kannegiesser an Götz Bergander, 22. Dezember 1994; bestätigt im Gespräch mit dem Autor dieses Buches, Februar 2002.
- 13 Werner Ehrlich, Brief vom 2. März 1985, im Archiv von Götz Bergander, Berlin.
- 14 Irving, a.a.O., S. 187f.
- 15 Intops Report No. 290, NARA, Washington, D.C. Siehe ebenfalls die Diskussion in: Bergander, a.a.O., S. 198f. Auch für das folgende Zitat.
- 16 Bergander, a.a.O., S. 199.
- 17 Oakland Summary – F.O. 1622A, February 14, 1945. In: NARA, Washington D.C.
- 18 Headquarters First Division, Report on Operations. NARA, Washington D.C.
- 19 Fighter Flash Reports, February 14, 1945 (352ndA and B Groups). In: NARA, Washington D.C.
- 20 306th Group Narrative – Mission to Dresden – February 14, 1945. In: NARA, Washington D.C. Dies wird auch erwähnt in: Intops Summary No. 290 (C. Intelligence. 1. Enemy Air Opposition). NARA, Washington D.C.
- 21 Helmut Schnatz: *Der Luftkrieg im Raum Koblenz 1944/45 – Eine Darstellung seines Verlaufs, seiner Auswirkungen und Hintergründe*. Boppard/Rhein 1981.
- 22 Zitat aus: «Feuersturm», Sonderausgabe von *Die Wochenpost*, 9. Februar 1996. Zitiert in: Helmut Schnatz, *Tiefflieger über Dresden? Legenden und Wirklichkeit*. Köln 2000, S. 129.
- 23 E-Mail von Herrn Krause, der im Archiv des Brockhaus-Verlages Leipzig nachsah, in dem die Ausgabe von 1982 erschien. Im Besitz des Verfassers.

Anhang B

- 1 Rodenberger (siehe Anhang A, Anm. 3), S. 168
- 2 Zitiert in: Bergander (siehe Kap. 12, Anm. 1), S. 222.
- 3 Irving (siehe Kap. 15, Anm. 8), S. 199.
- 4 Vermutlich wurde dem Tagebuchschreiber, einem Arzt, die gefälschte Schätzung gezeigt. McKee geht nicht auf diese Möglichkeit ein.
- 5 McKee (siehe Kap. 20, Anm. 24), S. 321.
- 6 Seydewitz (siehe Kap. 22, Anm. 9), S. 155.
- 7 Reichert (siehe Kap. 9, Anm. 8), S. 55 f.
- 8 Irving, a.a.O., S. 332
- 9 Reichert, a.a.O., S. 61.

Anhang C

- 1 Siehe John Nobles Autobiografie *I Found God in Soviet Russia*. London 1959, S. 16 ff.
- 2 Details aus: Herbert Blumtritt (siehe Kap. 25, Anm. 33), S. 73 ff.
- 3 Blumtritt, a.a.O., und Seydewitz (siehe Kap. 22, Anm. 9), S. 188.
- 4 Blumtritt, a.a.O.
- 5 Für die ganze Geschichte der Noble-Verschörung siehe Seydewitz, a.a.O., S. 189ff.
- 6 Petra Jacoby (Hrsg.): *Leben in Dresden 1929-1990 – Erzählte Geschichte*. Erfurt 2000, S. 30. Erzählung von Ralph Hoxhold (geboren 1935).
- 7 «Mit ‚Praktiflex‘ und ‚Praktica‘ zu Weltruhm». In: *Dresdner Neueste Nachrichten* («100 Dresdner des Jahrhunderts»). Siehe auch: Noble, a.a.O., und für das Nachkriegsschicksal der Noble-Kamerawerkstätten und seiner Eigentümer Blumtritt, a.a.O., S. 129ff.
- 8 Weidauer (siehe Kap. 20, Anm. 16), S. 63.
- 516** 9 Giovannitti/Freed (siehe Kap. 26, Anm. 11), S. 20f., für dies und den folgenden Punkt.
- 10 Weidauer, a.a.O., S. 69.

Quellen

Public Record Office (PRO), London
National Archives and Record Service (NARA), Washington, D.C.
Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Dresden
Stadtarchiv Dresden
Imperial War Museum, London

Interviews und Korrespondenz

Grossbritannien und Commonwealth:

John Aldridge, Leslie Hay, Doug Hicks, John Hurst, Derek Jackson, Fred Jones, Hugh Lunghi, Vaughan Southam, John Whitely

Deutschland:

Dr. Christoph Adam, Götz Bergander, Henny Brenner (geb. Wolf), Steffen Cüppers, Rudolf Eichner, Gertraud Freundel, Dr. Karl-Ludwig Hoch, Professor Dr. Günter Jäckel, Anita John (geb. Kurz), Günther Kannegiesser, Frau A. Kleinstück, Hannelore und Fritz Kuhn, Nora Lang

USA:

Alden P. Rigby

Israel:

Ilana Turner

Bibliografie (Auswahl)

Zu Dresden

Stadtgeschichte:

- Beyer, Manfred: «Dresden als Keimzelle des militärischen Widerstandes – Die Garnison in der NS-Zeit». In: *Dresdner Hefte* 53/1998: Dresden als Garnisonsstadt.
- Blumtritt, Herbert: *Geschichte der Dresdner Fotoindustrie*. Stuttgart 2001.
- Dresdner Geschichtsverein (Hrsg.): *Dresden – Die Geschichte der Stadt*. Dresden 2000.
- Dübbers, Annette und Jenni: *Johannstadt – Aus der Geschichte eines Stadtteils*. Dresden 2000.
- François, Etienne/Schulze, Hagen (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte (III)*. München 2001.
- Günther, Ernst: *Sarrasani – Wie es wirklich war*. Berlin 1991.
- Haase, Norbert/Sack, Birgit (Hrsg.): *Münchener Platz Dresden – Die Strajjustiz der Diktaturen und der historische Ort*. Leipzig 2001.
- Jäckel, Günter: *Dresden in der Goethezeit*. Berlin 1990.
- Jacoby, Petra (Hrsg.): *Leben in Dresden*. Erfurt 2000.
- Lagler, Kurt-Joachim/Weise, Heinz (Hrsg.): *Dresdner Kuriosa*. Dresden 2001.
- Lerm, Matthias: *Abschied vom Alten Dresden – Verluste historischer Bausubstanz nach 1945*. Rostock 2000.
- : «Konzepte für den Umbau der Stadt Dresden in den 30er- und frühen 40er-Jahren des 20. Jahrhunderts». In: *Vorträge und Forschungsberichte – 4. Kolloquium zur dreibändigen Stadtgeschichte vom 18. März 2000*.
- Neutznern, Matthias: «„Der Wehrmacht so nahe verwandt“ – Eisenbahn in Dresden 1939 bis 1945». In: *Dresdner Geschichtsbuch (5)*. Altenburg 1999.
- Pomerin, Reiner (Hrsg.): *Dresden unterm Hakenkreuz*. Köln/Weimar/Wien 1998.
- Reichler, Peter: *Dresden Hauptbahnhof*. Egglham 1998.
- Schilter, Thomas: *Unmenschliches Ermessen – Die nationalsozialistische «Euthanasie»-Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein 1940/41*. Leipzig 1999.
- Starke, Holger: «Vom Werkstätteareal zum Industriegelände – Die Entwicklung des Industriegebietes an der Königsbrücker Strasse in Dresden vor der Entstehung der Albertstadt bis zur Auflösung der Industrieanlagen Nord (1873-1952)». In: *Dresdner Geschichtsbuch (5)*. Altenburg 1999.

Szejnmann, Claus-Christian W.: *Vom Traum zum Albtraum – Sachsen in der Weimarer Republik*. Leipzig 2000.
Vollnhals, Clemens (Hrsg.): *Sachsen in der NS-Zeit*. Leipzig 2002.

Die Juden in Dresden:

Haase, Norbert/Jersch-Wenzel, Stefi/Simon, Hermann (Hrsg./Bearbeitung: Marcus Gryglewski): *Die Erinnerung hat ein Gesicht – Fotografien und Dokumente zur nationalsozialistischen Judenverfolgung in Dresden 1933-45*. Leipzig 1998.
Gilbert, Martin: *The Boys-Triumph over Adversity*. London 1996.
HATiKVA (Hrsg.): *Spurensuche Juden in Dresden – Ein Begleiter durch die Stadt*. Hamburg 1996.
Heinrich, Jürgen: *Die Synagoge zu Dresden*. Taucha 2001.
Kirsch, Günther: «Die gesetzliche und aussergesetzliche Judenverfolgung in Dresden und Sachsen in den ersten Monaten der nationalsozialistischen Herrschaft». In: *Historische Blätter* 4/1994 – Aus Politik und Geschichte.
Kirsch, Ingrid: «Das Ringen um die Gleichstellung der Dresdner Juden und ihre Religionsgemeinde von 1830 bis 1871». In: *Dresdner Hefte* 45 – Zwischen Integration und Vernichtung (überarb. Aufl. 2000).
Kolditz, Gerald: «Zur Entwicklung des Antisemitismus in Dresden während des Kaiserreichs». In: *Dresdner Hefte* 45 – Zwischen Integration und Vernichtung.
Mosse, W. E.: *The German-Jewish Economic Elite 1820-1935 – A Socio-Cultural Profile*. Oxford/New York 1989.
Ullrich, Uwe: *Zur Geschichte der Juden in Dresden*. Dresden 2001.

Dresden 1945 (deutsch):

Adam, Cornelia: «Vergewaltigungen in Dresden nach 1945». In: *Dresdner Hefte* 53 (1998).
Bergander, Götz: *Dresden im Luftkrieg – Vorgeschichte, Zerstörung, Folgen*. Rev. Aufl. Würzburg 1998.
Hoffmann, Daniel: *Der Knabe im Feuer-Ein Erlebnisbericht von Dresdens Untergang*. Berlin 1957.
Kempowski, Walter: *Der Rote Hahn – Dresden im Februar 1945*. München 2001.
Landeszentrale für politische Bildung: *Hamburg und Dresden im Dritten Reich – Bombenkrieg und Kriegsende*. Hamburg 1993.
Meyer, Berthold: «Flucht durch die brennende Blochmannstrasse». In: *Dresdner Hefte* 41: Dresden – das Jahr 1945.
Neutzner, Matthias (Hrsg.): *Lebenszeichen – Dresden im Luftkrieg 1944/45*. Dresden 1994.
– (Hrsg.): *Martha Heinrich Acht – Dresden 1944/45*. Dresden 2000.
Rahne, Hermann: «Die ‚Festung Dresden‘ von 1945». In: *Dresdner Hefte* 41: Dresden – Das Jahr 1945.
Reichert, Friedrich (Hrsg.): *Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit – Die Zerstörung Dresdens 1945*. Dresden 1994.
Rodenberger, Axel: *Der Tod von Dresden – Bericht vom Sterben einer Stadt*. Dortmund 1953.
Schnatz, Helmut: *Tiefflieger über Dresden – Legende oder Wirklichkeit?* Köln 2000. **519**
Seydewitz, Max: *Die unbesiegbare Stadt – Zerstörung und Neuaufbau von Dresden*. Berlin 1955 (überarb. Aufl. 1982).
Weidauer, Walter: *Inferno Dresden*. Berlin 1965.

Dresden 1945 (englisch):

- Cooper, Alan: *Target Dresden*. Bromley 1995.
- Irving, David: *Apocalypse 1945 – The Destruction of Dresden*. Focal Point, London o.J.
–: *The Destruction of Dresden*. London 1963.
- McKee, Alexander: *The Devil's Tinderbox – Dresden 1945*. London 1982, 2000
[dt.: *Dresden 1945-Das deutsche Hiroshima*. Hamburg/Wien 1983].
- Russell, Alan (Hrsg.): *Why Dresden?* Arundel 1998.

Erinnerungen / Romane

- Brenner, Henny (Wolf): *«Das Lied ist aus» – Ein jüdisches Schicksal in Dresden*.
Zürich/München 2001.
- Griebel, Otto: *Ich war ein Mann der Strasse – Lebenserinnerungen eines Dresdner
Malers*. Altenburg 1995.
- Kästner, Erich: *Als ich ein kleiner Junge war*. Zürich 1957.
–: *Notabene 1945 – Ein Tagebuch*. Zürich 1961.
- Klemperer, Victor: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum Letzten – Die Tagebücher 1933-
1945*. 2 Bde., Berlin 1995.
- Kokoschka, Oskar: *My Life*. London 1959.
- Noble, John: *I Found God in Soviet Russia*. London 1959.
- Peter, Richard: *Dresden – Eine Kamera klagt an*. Dresden 1949.
- Sachsen, Prinz Ernst Heinrich von: *Mein Lebensweg – Vom Königsschloss zum Bauern-
hof*. Dresden/Basel 1995.
- Vonnegut, Kurt: *Schlachthof 5*. Hamburg 1970.

Deutschland im Krieg

- Becker, Cajus: *Angriffshöhe 4'000 – Ein Kriegstagebuch der deutschen Luftwaffe*.
Oldenburg/Hamburg 1964.
- Beevor, Antony: *Berlin – The Downfall*. London 2002 [dt.: *Berlin 1945-Das Ende*.
München 2003].
–: *Stalingrad*. London 1998 [dt.: *Stalingrad*. München 1999].
- Bethell, Nicholas: *The War That Hitler Won – September 1939*. London 1972.
- Burleigh, Michael: *The Third Reich-A New History*. London 2000.
- Davies, Norman/Moorhouse, Roger: *Microcosm – Portrait of a Central European City*.
London 2002.
- Fest, Joachim: *Speer – The Final Verdict*. London 2001.
- Friedrich, Jörg: *Der Brand – Deutschland im Bombenkrieg*. München 2002.
–: *Das Gesetz des Krieges*. München 1993.
- Gellately, Robert: *Backing Hitler – Consent and Coercion in Nazi Germany*. Oxford
2001.
- Goebbels, Joseph: *Tagebücher 1939-1945*. München 1999.
- Gross, Leonard: *The Last Jews in Berlin*. London 1983.
- Groehler, Olaf: *Der Bombenkrieg gegen Deutschland*. Berlin 1990.
–: «Bombenkrieg gegen Leipzig 1940-1945». In: Texte des Leipziger Geschichtsvereins
e.V, Heft 4/1994.
- Höffkes, Karl: *Hitlers politische Generale – Die Gauleiter des Dritten Reiches*. Tübingen 1986

- Huttenberger, Peter: *Die Gauleiter – Studie zum Wandel des Machtgefüges in der NSDAP*. Stuttgart 1969.
- Johnson, Eric: *The Nazi Terror – Gestapo, Jews and Ordinary Germans*. London 2000.
- Kershaw, Ian: *Hitler 1937-1945. Nemesis*. London 2000 [dt.: *Hitler 1936-1945*. München 2000].
- Sebald, W. G: *Luftkrieg und Literatur/On the Natural History of Destruction – With Essays on Alfred Andersch, Jean Amery and Peter Weiss*. London 2003.
- Speer, Albert: *Erinnerungen*. Frankfurt/Berlin 1996.
- : *Inside the Third Reich*. London 1970.
- Stegmann, Dirk: *Die Erben Bismarcks – Parteien und Verbände in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschlands*. Köln/Berlin 1970.

Die Alliierten im Krieg

- Alanbroke of Brookeborough, Lord Alan Francis: *War Diaries 1939-1945*. London 2001.
- Ball, Stuart (Hrsg.): *Parliament and Politics in the Age of Churchill and Attlee – The Headlam Diaries 1935-1951*. Cambridge 1999.
- Britain under Fire*. With a foreword by J. B. Priestley. London 1941.
- Buckley, John: *Air Power in the Age of Total War*. Bloomington, Ind., 1999
- Casey, R. G: *Personal Experience 1939-46*. London 1962.
- Colville, John: *On the Fringes of Power-10 Downing Street Diaries 1939-1955*. London 1985.
- Cook, Ronald C./Nesbit, Roy Conyers: *Target: Hitlers Oil – Allied Attacks on German Oil Supplies 1939-5*. London 1985.
- Craven, Wesley Frank/Cate, Lames Lea (Hrsg.): *The Army Air Forces in World War II. Vol. 3*. Chicago 1951.
- Davis, Richard G: *Carl A. Spaatz and the Air War in Europe*. Wahington, DC. (o. J.)
- Deighton, Len: *Blood, Tears and Folly-An Objective Look at World War II*. London 1993.
- Frankland, Noble: *History at War*. London 1998.
- Freeman, Roger A.: *The Mighty Eighth*. London 1970, 2000.
- Garrett, Stephen A.: *Ethics and Airpower in World War II – The British Bombing of German Cities*. New York 1996.
- Giovannitti, Len/Freed, Fred: *The Decision to Drop the Bomb*. London 1967.
- Harris, Sir Arthur: *Bomber Offensive*. London 1947.
- /Cox, Sebastian (Hrsg.): *Despatch on War Operations 23 February, 1942, to 8 May, 1945*. London 1995.
- Hastings, Max: *Bomber Command*. London 1979 (überarb. Aufl. 1999).
- Hogg, Ian V.: *German Secret Weapons of The Second World War*. London/Mechanicsburg 1999.
- Howarth, Patrick: *Intelligence Chief Extraordinaire – The Life of the Ninth Duke of Portland*. London 1986.
- King, Cecil: *With Malice Towards None – A War Diary*. London 1970.
- Longmate, Norman: *Air Raid – The Bombing of Coventry*. London 1976.
- : *The Bombers*. London 1983.
- Middlebrook, Martin: *The Battle of Hamburg – The Firestorm Raid*. London 1980.
- : *The Berlin Raids – RAF Bomber Command Winter 1943/44*. London 1988.
- Middlebrook, Martin/Everitt, Chris: *The Bomber Command War Diaries – An Operational Reference Book*. Leicester 2000.

- Moran, Lord: *Winston Churchill – The Struggle for Survival 1940-1945*. London 1966.
- Neillands, Robin: *The Bomber War-Arthur Harris and the Allied Bomber Offensive 1939-1945*. London 2001.
- Overy, Richard: *Why the Allies Won*. London 1995.
- Probert, Henry: *Bomber Harris – His Life and Times*. London/Mechanicsburg 2001.
- Richards, Denis: *The Hardest Victory – Bomber Command in the Second World War*. London 1994.
- Rothnie, Niall: *The Baedeker Blitz – Hitler's Attack on Britain's Historic Cities*. Shepperton 1992.
- Saward, Dudley: *«Bomber» Harris*. London 1984.
- Tripp, Miles: *The Eighth Passenger – A Flight of Recollection and Discovery*. London 1969 (überarb. Aufl. 1993).
- Ward, John: *Beware of the Dog of War-An Operational Diary of 49th Squadron*. Belper 1997.
- Webster, Sir Charles/Frankland, Noble: *The Strategic Air Offensive against Germany 1939-1945*. Vol. 3., London 1961
- : *The Strategic Air Offensive against Germany 1939-1945*. Vol. 4: Annexes and Appendices. London 1961.
- Whiting, Charles: *The Three-Star Blitz – The Baedeker Raids and the Start of Total War 1942/43*. London 1987.

Personenregister

- Adam, Christoph 272, 300ff., 312, 335 f., 370, 460
- Albert, König von Sachsen (*1828, † 1902) 87
- Albert, Kurfürst (16. Jh.) 44
- Aldridge, John 247 f.
- Antonow, Alexej (General) 221 f.
- Asquith, Herbert 400
- Atlee, Clement 425
- August, Kurfürst von Sachsen (*1526, † 1586) 45
- August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen (*1670, † 1733) 45-54, 62 f.
- August II., König von Polen *siehe* August der Starke
- August II., Kurfürst von Sachsen (*1696, † 1763; Sohn des Augusts des Starken) 54-59, 67, 91
- August III., König von Polen *siehe* August II., Kurfürst von Sachsen
- Bach, Johann Sebastian 54
- Bähr, Georg 54
- Baldwin, Stanley 122
- Bedell Smith, Walter 398
- Beer, Regina 345
- Beevor, Antony 421,447
- Bellotto, Bernardo 54
- Berg (korrekt: Berk), Hans Schwarz van 215
- Bergander, Götz 12, 20,195, 235, 263 ff., 287, 360f., 366, 376, 389, 449, 454, 462, 469f., 470, 473, 476 ff., 483 f.
- Beutler, Gustav Otto 66
- Biddle (US-Botschafter) 106
- Birke (Luftschutzpolizist) 293, 295
- Bismarck, Otto von 414
- Blank, Margarete 191
- Blumtritt, Herbert 487
- Bonham-Carter, Violet 400
- Böttger, Johann Friedrich 50 ff.
- Bottomley, Gordon 214, 217, 222, 243, 413 f., 425, 480
- Brenner, Henny 98
- Broder, Major 427
- Brooke, Sir Alan 415
- Brühl, Heinrich Graf von 56, 58 f.
- Busch, Fritz 76
- Butt (brit. Beamter) 146 f.
- Cavendish-Bentinck, Victor William («Bill») 210
- Cheshire, Leonard 246
- Chiang Kai-shek 120 f.
- Churchill, Sir Winston 15, 42, 111 ff., 130, 147f., 153,159, 204 f., 214-218, 220, 241, 243, 400, 411-415, 423, 425, 444
- Clemens, Hans Max 97, 86, 229
- Conert, Herbert 103,432
- Conti, François Louis Fürst (frz.) 47 f.
- Cowan, Howard 396-399, 413
- Coward, Noël 124
- Cüppers, Steffen 235

- de Wesselow, Peter 311 f., 316, 318
 Diaghilew, Sergej Pawlowitsch 183
 Dietrich, Sepp 201
 Dix, Otto 70, 76, 82
 Douhet, Giulio 115f., 209
 Dowding, Sir Hugh 129
- Eaker, Ira 423
 Ehrlich, Werner 470
 Eichner, Rudolf 318 ff.
 Eisenhower, Dwight D 205, 217, 430, 490
 Eisenmann (Herr, Dresdner) 338
 Elizabeth II., brit. Königin 426, 458
 Ellgering, Theodor 382, 384
 Elsner, Walter 369
 Ernst Heinrich, Prinz von Sachsen (Sohn Friedrich Augusts III.) 78 ff., 347-350, 364
 Evill, Sir Douglas 218 f.
- Ferber (Kabinettssekretär) 55
 Fetscher, Rainer 420
 Feydt, Georg 295
 Flemming, Jakob Heinrich Graf von 48, 52
 Forbes, Jock 134
 Franco, Francisco 78, 117-120
 Franke, Arno 76
 Fränkel (Rabbi) 93
 Freundel, Gertraud 71, 264, 321 ff., 347
 Freyer, Margret 325 f., 329
 Friedrich August I., Kurfürst von Sachsen *siehe* August der Starke
 Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen *siehe* August II., Kurfürst von Sachsen
 Friedrich August III., König von Sachsen (*1865, † 1932) 68, 91
 Friedrich August von Sachsen und Grossherzog von Warschau (*1750, † 1827; Enkel Augusts des Starken) 60
 Friedrich Christian (wettinischer Thronerbe) 58
 Friedrich der Grosse (Friedrich II., König von Preussen) 54ff., 107, 125, 416
 Friedrich, Caspar David 59
- Friedrich, Jörg 12, 445
 Fritzsche, Hans 407
- Gaasch, Walther 82
 Galland, Adolf 119
 Georg, Kurfürst von Sachsen (Vater Augusts des Starken)
 Georg (Pater) 346
 Gieseler, Fritz 470
 Godiva, Lady (brit. Sagengestalt) 133
 Goebbels, Joseph 20, 40, 75 f., 82, 84, 95, 99, 123, 130f., 157f., 160, 164, 178, 184, 187 f., 215, 382, 394-397, 402-408, 430, 439, 441, 449f., 471, 479, 488
 Goethe, Johann Wolfgang von 58, 240, 446
 Good, Le (Pilot) 311, 316, 318
 Göring, Hermann 75, 123 f., 129, 139, 373, 402, 491f.
 Goya, Francisco 454
 Griebel, Otto 70, 80, 82f, 101, 104, 287f., 293-296, 312
 Grierson (US-Generalmajor) 396, 398
 Groehler, Olaf 441-445
 Grosz, George 82
 Groves, Leslie R. 401, 492
 Grynszpan, Herschel 99
 Gudehus (Direktor, Dresden) 103
 Guderian, Heinz 258
- Hackel, Franz 104
 Haig, Douglas 151
 Hall, Harold W. 353
 Hammitzsch, Angela 90
 Hammitzsch, Hermann Martin 90, 102
 Hampe, Erich 389 f.
 Hanke, Karl 215
 Hardt, Christine 62
 Harris, (Sir) Arthur Travers 137, 139ff, 146, 149-157, 159, 161, 165, 168, 175, 203-208, 214, 217, 222f., 243ff., 251, 290, 403, 409, 413 f., 416, 423-427, 450, 458, 480, 488
 Harris, Caroline Maria 149 f.
 Harris, George Steel Travers 149f.
 Hasdenteufel, Johannes 185f.
 Hastings, Max 439, 442 f.
 Hay, Leslie 241, 246ff., 251 ff., 280ff., 308

- Headlam, Sir Cuthbert 400
 Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meissen 43
 Heisenberg, Werner 491 f.
 Herder, Johann Gottfried 59
 Hicks, Doug 316
 Himmler, Heinrich 75, 123, 169, 238, 381 f.
 Hindenburg, Paul von 67, 78, 110
 Hirschel, Bernhard 92
 Hitler, Adolf 42, 67, 71 f, 74f., 78, 83-86, 89f., 99f., 102, 125, 129f, 139, 141, 158, 164, 188, 191, 201, 230, 237, 342, 382, 402, 419, 431, 433, 439, 448-451, 462
 Hoch, Karl-Ludwig 39ff., 64, 228, 391 f., 419, 436, 457
 Hodges, Courtney H. 200
 Hopkins, Harry 214
 Howard, Probst 135
- Ibsen, Hendrik 59
 Irving, David 19, 223, 458, 467, 469-472, 479 f, 482 ff.
 Ismay, Lionel 411
- Jäckel, Günter 84f., 101, 104, 107, 267f, 306f., 311, 362ff, 401,449, 476
 Jackson, Derek 308
 Jakob (Sohn Johanns III. Sobieski) 47
 Johann III. Sobieski, poln. König 47
 John, Anita 270, 286, 299, 324
 Jurk (Oberst) 481
- Kafka, Franz 183
 Kändler, J. J. 52
 Kannegiesser, Günther 273, 286, 301 f., 312, 332f., 357f., 369, 387, 470
 Karl der Grosse, röm.-dt. Kaiser 42, 446
 Kästner, Erich 402
 Katharina die Grosse, russ. Zarin 58
 Kaufmann (Dresdner) 330
 Killinger, Manfred von 76 f.
 King, Cecil 397
 King-Salter (JIC-Sekretär) 211, 213
 Klemperer, Victor 34ff., 77, 107, 129, 186, 188, 227, 229, 231, 265, 337, 338, 340, 370
 Klemperer, Eva 337 f., 340, 370
 Kluge (OB von Dresden) 101, 103
 Köhler (Major) 419
 Kokoschka, Oskar 70, 82
 Kollwitz, Käthe 432
 Kuhn, Fritz 406
 Kuhn, Hannelore 269, 304, 358, 362f., 374
 Kühnemund, Gerhard 302
 Külz, Wilhelm 77
 Kurz, Anita 176, 234, 271, 367, 369
- Lang, Nora 234, 270f., 285, 299, 305, 333 ff., 370, 377, 384
 Lang, Werner 337, 340
 Le Corbusier (Architekt) 183
 Lehmann, Behrend 91
 Leigh-Mallory, Trafford 203
 Lenne, Paul Joseph 89
 Leon, Jack D. 469
 Leopold, österr. Kaiser 47
 Ley, Robert 402f., 436, 450
 Liebmann, Hermann 80 f.
 Lindemann, Frederick 146
 Löwenstamm (Herr, Dresdner) 339
 Ludendorff, Erich 67, 110
 Ludwig XIV, franz. 46
 Luise, sächs. Kronprinzessin 487
 Lunghi, Hugh 222 f., 244
 Luther, Martin 9, 44, 48, 53
- Mann, Thomas 155, 157
 Manteuffel, Hasso Freiherr von 201
 Marshall, George Catlett 400 f.
 Mauersberger, Rudolf 9, 468
 McAuliffe, Anthony C. 201
 McKee, Alexander 19, 482
 Mende, Otto Hermann 183 f.
 Mendelssohn, Erich 145
 Mercia, Leofric von 133
 Merrick (Oberstleutnant) 397
 Meyer, Berthold 324, 331
 Middlebrook, Martin 204
 Mienert, Karl 259
 Müller, Richard 82
 Mussolini, Benito 165, 269
 Mutschmann, Martin 72, 75-78, 80f, 83f.,

- 90, 96, 98, 169 f., 172f., 175 ff., 186, 196, 227f., 230, 297, 325, 418, 427, 430, 446f., 453, 461, 488
- Napoleon Bonaparte 39, 60, 108
 Neill, Alexander Sutherland 183
 Nemedi, Gabor 342
 Neubrig, Otto 74
 Neumark, Dr. Ernst «Israel» 265
 Neuring (sächs. Kriegsminister) 69
 Neutzner, Matthias 13, 21, 262
 Nobel, Alfred 108
 Noble, Charles Adolf *alias* Spanknöbel, Karl 430, 486-491
 Noble, George 490
 Noble, John 486-491
- Oer (Freiherr von) 469
 Overy, Richard 440
- Page, Leslie 274
 Patton, George Smith 200 f.
 Peabody, Dutton 19
 Peirse, Sir Richard 147, 149
 Permoser, Balthasar 52
 Peter der Grosse, russ. Zar 47
 Petri, Martin 185
 Picasso, Pablo 120
 Poniatowski, Stansilaw 58
 Pöppelmann, Matthäus Daniel 52
 Portal, Sir Charles 203, 205ff, 212ff., 216f., 222f, 243
 Portland (Duke of) 210
- Rabener, Gottlieb Wilhelm 55, 5
 Rachmaninow, Sergei Wassiljewitsch 183
 Rath, Ernst vom 99 f.
 Repnin-Wolokowskij (Fürst) 59
 Ribbentrop, Joachim von 123
 Richthofen, Wolfram von 118, 124
 Riesch (Herr, Dresdner) 330
 Rigby, Alden 354, 465, 474
 Rilke, Rainer Maria 183
 Rivel, Charlie 266
 Rodenberger, Axel 466,479
 Röhm, Ernst 77
- Rommel, Erwin 148
 Roosevelt, Franklin D. 122, 126, 214, 218, 220, 400, 492
 Rumpf, Hans 304,466
 Russell, Alan 458
- Sachs, Max 81
 Sarrasani, Trude 342 ff. (*siehe auch* Zirkus Sarrasani)
 Saundby (RAF-Offizier) 223, 480
 Saward, Dudley 426
 Schlossmann (Dr., Dresdner) 298
 Schmidt, Walter 191
 Schmidt, Henry 97,185,189
 Schnatz, Helmut 461, 475 ff.
 Schörner, Ferdinand 292, 419, 428
 Schröter, Hans 327, 330
 Schumann, Robert A. 59
 Schwitters, Kurt 82
 Sebald, W.G. 440
 Semper, Gottfried 60, 93 f, 100
 Seydewitz, Max 422, 435, 467 f., 478f., 483, 487-490
 Shakespeare, William 138
 Shaw, George Bernard 183
 Shayler, Walter K. 225 f.
 Silbermann, Gottfried 54
 Sinclair, Sir Archibald 214, 216f., 243, 398, 424
 Sinclair, Upton 183
 Smith, Maurice 274 f.
 Sonntag, Curt 343 ff.
 Southam, Vaughan 144f.
 Spaatz, Carl 217, 219
 Spanknöbel, Heinz 486 f.
 Speer, Albert 89f., 139,164f., 402, 441, 448-451
 Sperrle, Hugo 118
 Stalin, Jossif Wissarionowitsch 218, 220ff., 237
 Stewart, William 350, 353
 Stimson, Henry L. 400f.
 Stokes, Richard Rapier 398ff., 408, 412
 Strauss, Adolf 258
 Streicher, Julius 95 f., 98
 Stum, Freiherr Gustav Braun von 158

Tedder, Arthur William 205, 217
 Thieme (Hauptmann) 330
 Topper, William 274, 277 f.
 Treitschke, Heinrich von 95
 Trenchard, Sir Hugh 110, 112-116,
 209, 424
 Tripp, Miles («Mike») 242, 308, 314,
 316, 371 f.
 Truman, Harry 430
 Tschirnhaus, Walter Graf von 51
 Turner (Brigadegeneral) 352
 Turner, Ilana 181 f., 340 f.

 Verrier, Anthony 439
 Victoria, brit. Königin 241
 Voigt, Hanns 480
 Voltaire, François-Marie Arouet 55
 Vonnegut, Kurt 19, 382 f, 435

 Wagner, Richard 59, 65 f, 287
 Walch, C. 87
 Weber, Carl Maria von 59

 Weidauer, Walter 427, 430, 434f., 481,
 490-493
 Weir, Sir William 110
 Wells, H. G. 108
 Weser, Arno 97, 229
 White, Alec 383
 Wilhelm L, dt. Kaiser (1871-1888), König
 von Preussen (1861-1888) 61
 Wilhelm II, dt. Kaiser, König von
 Preussen (1888-1918; Enkel Wilhelms
 I.) 67
 Willis (Admiral) 148
 Wolf (Dresdner Stadtbaurat) 103
 Wolf, Henny «Sara» 97, 104, 188ff.,
 265f., 294, 296, 336f., 339f., 370
 Wood, Sir Kingsley 124
 Woronzow (Fürst) 241
 Wren, Sir Christopher 138
 Wright, Orville 108
 Wright, Wilbur 105, 108

Orts- und Sachregister

- Aachen, Dom 446
AblenkungsangriffZ-manöver 274, 372
(*siehe auch* Scheinangriffe)
AEAF *siehe* Alliierte Expeditionsluft-
streitkräfte
Akademie der Künste, Dresden 435
Albertbrücke, Dresden 332
Albertstadt, Dresdner Industriegebiet
184
Albertinum, Dresden 63, 275, 294 f.,
310, 434f.
Alchimie, klassische 50 f.
Alliierte Expeditionsluftstreitkräfte
(AEAF) 203
Alliierte Expeditionsstreitkräfte
(SHAEF)
203 ff., 217, 223,245, 395, 399
Alsberg (Kaufhaus) 88
Altmarkt, Dresden 428, 457
Altstadt, Dresden, Zerstörung 391
Angriffswelle
- , erste 274-307, 356
- , zweite 308-349, 362
Antisemitismus 95 f.
«Arbeiter-und-Bauern-Staat» 436 (*siehe
auch* DDR)
«Arbeiter-und-Soldaten-Rat» 68 f.
Ardennenoffensive 210, 231, 411, 354,
199-209
Atlantikschlacht 147, 423
Atombomben 401,426, 428, 430, 491 f.
Aufklärung 50
Augustusbrücke, Dresden 282
Bahnhöfe 192, 250
- , Dresden-Neustadt 233, 263
- , Wettiner Strasse 226
Bauer, Adolf (Firma) 189, 266, 294, 337
Belagerung (Dresden, 1760) 57
Bergung, Leichen 381
Berlin, Luftangriff auf *siehe* Bombarde-
ments
Berliner Mauer, Fall der 436
Bernsdorf & Co. (Firma) 181, 340,
Bevölkerung (Dresden) 431
-sentwicklung 94
«Blaubücher» 443
Bodensicht *siehe* Wetterlage
Bombardierungen *siehe* Luftbombarde-
ment «Bombenbegrenzungslinie» 221
Bombenkrieg gegen Deutschland (Buch,
O. Groehler) 442
Bombenkrieg, Tests 145
Bombenlast, abgeworfene 312ff., 373,
409, 417
BombergruppenZ-verbände, amerikani-
sche 232, 350-356, 358ff., 362ff., 370,
372, 375 (*siehe auch* U.S. Air Force)
Bomberwelle *siehe* Angriffswelle, erste,
zweite
Bramsch & Co. (Firma) 167, 287, 360 f.,
364
Brand, Der (Buch, J. Friedrichs) 12
Brandbomben 143 f., 163, 167, 171, 220,
237, 243, 277, 283, 291, 304, 353, 363,
365, 374
Breslau, Evakuierung 215

- «Brücke» (Künstlergruppe) 70
 Brückner, Kanis & Co. (Firma) 184
 Brühlsche Terrasse, Dresden 294, 338, 435, 463
 Bürgerkrieg, amerikanischer 142
- Carolabrücke, Dresden 282, 294
 Cavallinis (Sarrasani-Clowns) 342 f.
 «Christbäume» 276, 285, 313, 315
 Christentum 43
 «Creep-Back»-Effekt 289 f.
- Daily Mail* (brit. Zeitung) 110
Daily Mirror (brit. Zeitung) 397
Daily Sketch (brit. Zeitung) 395
 «Dam-Buster»-Angriffe/-Operation 207, 246
 Darmstadt, Feuersturm 247
 DDR 422, 429f., 458
 - , Presse 429
 - , Massendemonstrationen 458
 - , Sturz 457
 Defizitfinanzierung 85
 Deportationen 193, 265 f.
Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (Buch, H. v. Treitschke) 95
 Deutsche Demokratische Republik *siehe* DDR
 Deutsches Nachrichtsbüro (DNB) 404
 Deutsches Reich 61
 Diktatur, kommunistische (*siehe auch* DDR)
 - , Sturz 457
 DNB *siehe* Deutsches Nachrichtsbüro
 Doktrin des «moral bombing» 113
Domino dell'aria, II (dt.: *Luftherrschaft*, Buch, G. Douhet) 115
 «Doppelschlag»-Angriff, RAF 157, 239, 442
 Dreissigjähriger Krieg 46,48
Dresden im Luftkrieg (Buch, G. Bergander) 12, 20, 483
 Dresden-Briefing 246
 «Dresden China» *siehe* Porzellanherstellung
Dresdner Jahrbuch 1942 179
Dresdner Neueste Nachrichten (Zeitung) 72
 «Dresdner» Porzellan 452 (*siehe auch* Porzellanherstellung)
- Dresdner Zeitung* 228, 233
 DSC-Stadion, Dresden 277f., 282
- Ein Wort über unser Judentum* (Buch, H. v. Treitschke) 95
 Eisenbahnziele 417
 Elbufer, Dresden 318, 325, 344f.
 Elbwiesen, Dresden 345, 376
 ENIGMA 207 f.
 Entseuchungs-Anstalt, Städtische, Dresden 185
 Ermächtigungsgesetz 74
 Ernemann (Firma) 167 (*siehe auch* Zeiss-Ikon)
 Erster Weltkrieg 62, 70, 82, 87, 95 f., 108f, 113 ff., 116,118,124,183,259, 398,400, 438
 - , U-Boot-Krieg 114
 Erstickungstod 387
 Evakuierung, Ostgebiete 217
 Evakuierungsgebiete 218 f.
 Expressionismus 70
- Fächerangriff, Präzisionssystem 280 *siehe auch* Präzisionsangriff/-bombardement
 Feldherrnhalle, München, Marsch auf die 99
 Felschlösschen-Brauerei, Dresden 250
 Fertigungsindustrien 70 f.
 Feuersturm 14, 35, 172, 205, 277, 303, 305 f., 308-318, 320, 322-325, 328, 335, 340, 343, 357, 367f, 373 f, 384, 388, 404, 417, 430, 457, 460, 463
 - , Darmstadt 247
 - , Hamburg 163 ff, 171, 279, 438
 - Magdeburg 237
 - , Peshtigo 161
Feuertaufe (NS-Propagandafilm) 125
 Flächenbombardement 149, 202, 239, 249, 413, 415f., 426
 Flächenbrand 296
 Flakmiliz, Jugendliche 234 f.
 Flammenbomben 143 *siehe auch* Brandbomben
Fliegende Holländer, Der (R. Wagner) 65
 Fliegeralarm 35
Flight 110

- Flüchtlinge 41, 260-264, 386, 401, 405
 Flugzeugfabriken 223
 Flüssigkeitsbrandbomben 220 (*siehe auch*
 Brandbomben)
 «Flying Eightballs» 232
 «Franconia» (brit. Kriegsschiff) 241
 Französische Revolution 92
 Frauenkirche, Dresden 53 f, 230, 293,
 325, 373 f., 457 ff, 563
Freiheitskampf, Der (NS-Blatt) 72, 76, 98,
 166, 228, 259 f.
 Fremdenverkehr 69 (*siehe auch*
 Tourismus)
 Friedrichstadt, Dresden 278, 287, 311
 - , Stadtkrankenhaus 298
 «Führerstädte» 90
- Gäbel & Co. (Firma) 180
 «Gauforum» 89
 Gedenkfeier, Dresden 456
 «Gees»-Gerät 153-156, 159, 168, 275, 355,
 438
 Gefängnis, Dresden 376
 Geheimdienste 210
 Geheime Staatspolizei *siehe* Gestapo
Gesetz des Krieges, Das (Buch, J. Fried-
 richs) 12
 Gestapo 79, 81 f, 185 f, 189, 229, 266,
 287, 297, 403
 - , Dresden, Judenreferat 97
 Gesundheits- und Hygieneausstellung
 1928 70
 «Gneisenau» (dt. Kriegsschiff) 148
 Goehle-Werk 167, 187f., 393
 Goethehaus, Frankfurt/Main 446
 Grossbürgertum 64
 Grosser Garten, Dresden 300 f, 318, 331,
 340, 347, 366, 459
 Grossmann, H. (Firma) 393
Grüne Blatt, Das (dt. Illustrierte) 466
Guernica (Gemälde, P. Picasso) 120
 Guernica 117-120, 461
 Guhr & Stein (Firma) 227
 Güterbahnhof Friedrichstadt 227 (*siehe*
auch Verschiebebahnhöfe)
- H2S/H2X (Radarsystem) 168, 174, 352,
 438, 445
- Haag, Konferenz von Juristen 116
 Habsburger, Erbfolge 55
 Hamburg
 - , Feuersturm, grosser 163ff., 171, 279,
 438
 Hauptbahnhof, Dresden 288f, 311, 318,
 320f, 336, 358, 376, 389f.
 Heidelberg 463
 Heiliges Römisches Reich 44
 Heinkel (Flugzeugwerke) 157
 «Hell's Angels» (US-Bomberstaffel) 225
 f, 350, 359
 Hellerberg-Juden 186-190, 192, 393
 «Hermann-Göring-Siedlung», Dresden
 375
 High Wycombes 275
 Hindenburgufer, Dresden *siehe* Käthe-
 Kollwitz-Ufer
 Hiroshima 20, 315, 426
 Hitlerjugend 170, 178, 230, 303
hochrote Hahn, Der (Buch, H. Rumpf)
 466
 «Hofjuden» 92
 Hofkirche, Dresden 53, 346, 434f.
 Hohenstein, Festung 79 ff.
 Hussiten 44
 Hydrierwerke 128, 167, 177, 205 f, 216f.,
 222, 225, 229, 232, 234, 236, 239 f, 243,
 254ff., 351, 360, 375, 409, 438
- IMKK *siehe* Militärkontrollkommission,
 internationale
 Industriegelände, Dresden 88
Inferno Dresden (Buch, W. Weidauer)
 481, 490
- Jalta, Drei-Mächte-Konferenz von 210-
 223, 240, 244, 353, 418, 444
 Japanisches Palais, Dresden 53, 278
 J. C. Müller Universelle-Werke 181, 250
 JIC *siehe* Joint Intelligence Committee
 Johannstadt, Dresden 285, 298, 312, 392
 Johannstädter Krankenhaus, Dresden 298,
 332f, 335, 364
 Joint Intelligence Committee (JIC) 210-
 214, 223, 238, 261, 449
 Juden 91-104
 -, Massenausweisung 99
 Judendiskriminierung 98 (*siehe auch* Anti-
 semitismus)

- Judenreferat
 -, Gestapo, Dresden 97
 Jugendliche, Flakmiliz 234 f.
 Justizgebäude 321
- Kalter Krieg 221,428, 430
Kampfgeschwader Lützow (NS-Propaganda-film) 125
 Kapitulation 426
 Katastrophentourismus 228 (*siehe auch* Tourismus)
 Käthe-Kollwitz-Ufer (vormals Hindenburgufer) 432
 Katholizismus 44 f, 48, 52
 Kesselsdorf, Schlacht von 55
 Klagelied 9
 Kommunisten 71 ff, 422
 Krupp-Werke 86, 154 f.
- «Königin Maria» (Schaufelraddampfer) 60
 Königsschloss, Dresden 434 f.
 Konzentrationslager (KZ) 79, 184, 186, 193, 267
 Koreakrieg 430
 Krankenhäuser
 - , Johannstadt 298, 332f., 335, 364
 - , Friedrichstadt 298, 364
 - , Royal Warwickshire Hospital (Coventry) 299
 - , Rudolf-Hess-Klinik 299
 Kreuzkirche, Dresden 57, 65,458
 Kreuzschule, Dresden 293
 - , Knabenchor 230, 233
 «Krieg, totaler» (Ideologie) 68, 117, 389, 342, 450
 Kriege
 - , dt.-franz. (1870/71) 61
 - , preuss.-österreich. 61
 Kriegführung, Methoden 142
 Kriegshelfer 273
 «Krisenmanagement»-Test 227
 «Kristallnacht» 99-103
 Kultur, Verachtung 40
 Kulturvernichtung, Taktik 461
 Kunstakademie, Dresdner 93, 294
 Kunstsammlungen, Dresdner 422
- Kurfürstentum Sachsen 45
 KZ *siehe* Konzentrationslager
 KZ-Häftlinge, jüdische 340
- Lebenszeichen* (Buch, M. Neutzner) 21
 Legenden(bildung) 389, 486-524
 «Legion Condor» 118, 120
 Leichenwagen 384
 Leuchtbomben 311
 Leunawerke 167, 229
 Lindströms (Sarrasani-Artisten) 343
 Löbtau, Dresden 311
Lohengrin (Oper, R. Wagner) 65
 LORAN (Navigationshilfe f. Flugzeuge) 275
 Löschwasserreservoir, Dresden, Altmarkt 328 f.
 Luftbombardements
 - , Amiens 128
 - , Antwerpen 200, 439
 - , Bath 158,160
 - , Berlin 129f, 147, 208, 211-223, 229, 240, 254, 256,437
 - , Böhlen 256
 - , Bonn 254
 - , Braunschweig 254, 277
 - , Bremen 128, 246
 - , Brest 148
 - , Chemnitz 236, 240, 250, 254, 370-373
 - , Coventry 126, 134-137, 153, 219, 440
 - , Darmstadt 205, 247, 304, 442
 - , Deichshausen 128
 - , Dortmund 244, 254, 410
 - , Dresden 193 (*siehe auch* Feuersturm)
 - , Duisburg 254
 - , Dülmen 240
 - , Essen 240, 244
 - , Freital (Sachsen) 224
 - , Gotha 128
 - , Guernica 117-120, 461
 - , Halle 128
 - , Hamburg 159, 163,171, 213, 220, 304, 437
 - , Hannover 240
 - , Kassel 220,254, 304, 442
 - , Kiel 122, 205
 - , Köln 128, 159

- , Königsberg (Ostpreussen) 205
- , Krefeld 239
- , Leipzig 171-174, 250, 254, 256
- , Leningrad 448
- , London (City) 137 ff.
- , Lübeck 155-158,437
- , Lützendorf 240
- , Magdeburg 239 f., 254, 256
- , Mannheim 147
- , Minsk 448
- , Misburg 254
- , Nürnberg 254
- , Pforzheim 243, 442,409 f.
- , Rheinland 128
- , Rositz 256
- , Rostock 157,437
- , Rotterdam 126
- , Rouen 128
- , Ruhrgebiet 127, 147, 229, 244, 437, 451
- , Rüsselsheim 205
- , Schiphol (Amsterdam) 128
- , Stalingrad 448
- , Stettin 205
- , Stuttgart 240
- , Swinemünde 445
- , Tokio 426
- , Wanne-Eickel 239
- , Warschau 106
- , Weimar 240
- , Wilhelmshaven 122
- Würzburg 243,410,442
- Luftbrücke, Berlin 428
- Luftminen 291
- Luftschiffe *siehe* Zeppeline
- Luftschlacht um England 132-141
- Luftschutz 32, 167-178, 195, 224, 231, 236, 267, 275ff., 285-307, 453
- Luftwaffenhelfer 235

- Machtergreifung, Nationalsozialisten 96, 433
- Magdeburg, Feuersturm 237
- Maginotlinie 124
- Manchester Guardian* (brit. Zeitung) 395, 399
- «Mandrel»-Schutzschild (-Screen), RAF 32, 255, 309
- «Manhattan Project» 401
- Marienbrücke, Dresden 282
- «Market Garden» (Land-/Luftlandeoperation) 199
- Markierungsbomben 276
- Martha Heinrich Acht* (Buch, M. Neutzer) 12f., 21
- Massendemonstrationen, DDR 458
- Massengräber 384
- Massenverbrennung, Altmarkt, Dresden 385,388
- Mätschke & Co. (Firma) 103
- Meissener Porzellan 98, 452 (*siehe auch* Porzellanherstellung)
- Mende (Radiofabrik) 86, 452
- Meteorologie *siehe* Wetterlage
- Militärgelände, Dresden 88
- Militärkontrollkommission, Internationale (IMKK) 87
- Militärtransporte 194
- Minenbomben 313
- Mittagsangriff, Dresden 362-377
- Mittelmeer, Krieg im 423
- Mockritz, Dresden 322
- «moral bombing» (Doktrin) 113
- Moritzburg (Jagdschloss) 68, 347

- Nachrichtendienste *siehe* Geheimdienste
- «Nacht der langen Messer» 78, 346
- Nagasaki 20, 315, 426
- Nationale Front des demokratischen Deutschland 429
- Nationalsozialismus 84, 419, 457
- Nationalsozialisten (Nazis) *siehe* NSDAP
- Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei *siehe* NSDAP
- Nazis *siehe* NSDAP
- Neonazis 455 f., 460
- Neustädter Bahnhof 263
- Normandie 199
- NSDAP) 71 ff, 74ff., 177, 189, 227, 260, 297, 433, 486
- , Geschäftsstelle am Zwinger, Dresden 228
- NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) 261

- «Oboe»-Verfahren 168
 Ölraffinerien, Rositz 371
 Ölziele 206, 217f, 234, 240
 Operationen, militärische
 - , «Gomorrha» (Hamburg) 388
 - , «Herbstnebel» 201
 - , «Mondscheinsonate» 132
 - , «Nickel» 123
 - , «Wasserkante» 106
 Oper(nhaus), Dresden *siehe* Semperoper
 Ostgebiete, Evakuierung 217
 Ostfront 196
 Ostjuden 94
- Panzerfabriken 218, 222 f.
 Pearl Harbor, jap. Überfall auf 148
 Pendelbombardement 244
 Personenschäden, Schlussmeldung 386
 Peshtigo, Feuersturm in 161
 Petzold & Aulhorn (Firma) 393
 Philosemitismus 96
 Phosphor(brand)bombe 143, 163, 283
Physikalische Blätter 491
 «Plate-Rack»-Verband, RAF 280-284
 Plünderer, Dresden 382 Polen
 - , deutscher Angriff auf 122
 - , Nachkriegsschicksal 221
 Polenfeldzug 105,192
 Porzellanherstellung 51 f.
 Präzisionsangriff/-bombardement
 174, 400, 417, 439 (*siehe auch* Fächer-
 angriff)
 Presse, DDR 429
 Preussen 92
 Propaganda 40f, 125f, 128, 228, 260, 388,
 395-108, 412, 428, 449, 461
 Punktzielbombenwurf 149 *siehe auch*
 Präzisionsangriff/ -bombardement
 Punktzielmarkierung 279
- «Rackheath Aggies», The» 232
 RAF *siehe* Royal Air Force
 Rangierbahnhöfe (*siehe auch* Verschiebe-
 bahnhöfe)
 - , Chemnitz 351 f.
 - , Dresden 33, 317, 352
- RCM («radio counter-measures»)-Stör-
 manöver 240
 Rebellion, venezianische 108
 Reformation 48
Reich, Das (NS-Wochenblatt) 215, 407,
 479
 Reichskristallnacht *siehe* «Kristallnacht»
 Reichstags-/Stadtratswahlen 1932 72
 (*siehe auch* Wahlen 1930)
 Reichtum, Sachsen 56
 Renaissance 52
 Revolution
 -von 1848 92
 -von 1918 69
 RFC *siehe* Royal Flying Corps
 Rhein, Überquerung 411
 Rhenania Ossag (Firma) 250
Rienzi (Oper, R. Wagner) 65
Ring des Nibelungen (Oper, R. Wagner)
 65
 Römer 29
 Rote Armee 31, 41, 231, 237, 245, 258,
 261, 371, 418, 422, 442, 447
 Royal Air Force (RAF) 32, 34, 49,110,
 112f., 122 ff, 127-131,134,139,141, 144
 ff, 148,152,156,160,162f, 168, 171,
 174, 194, 203, 239ff, 243, 247, 253,
 272, 289 ff, 295, 297, 308, 315, 319,
 339, 352, 365f, 369, 371, 373, 390,
 395f, 404, 400,409f, 424f, 432, 438f,
 441 f, 453
 Royal Australian Air Force 315
 Royal Canadian Air Force 254
 Royal Flying Corps (RFC) 109, 151
 Royal Warwickshire Hospital, Coventry
 299
 RSHA (Reichssicherheitshauptamt) 188
 Rudolf-Hess-Klinik, Dresden 299
 Russland, Frühjahrsoffensive 158
- «Säuberung, ethnische» 260
 «Scharnhorst» (dt. Kriegsschiff) 148
 Scheinangriffe 309 (*siehe auch* Ablen-
 kungsangriffe/-manöver)
 Schlacht(en)
 - , Atlantikschlacht 147,423
 - , Ardennenoffensive 210, 231, 411, 354,

- Schlachthof 5* (Roman, K. Vonnegut) 19, 382f, 435
- Schloss, königliches, Dresden 346
- Schlussmeldung, Opferzahlen 405
- Schneider (Waffenfabrik) 246
- Schwerindustrie 155
- Seidel & Naumann (Firma) 62, 86, 180f., 226, 364
- Selbstmord 386
- Semperoper, Dresden 434 f.
- SHAEF *siehe* Alliierte Expeditionsstreitkräfte
- Siebenjähriger Krieg 56
- Skinheads *siehe* Neonazis
- Somaliland, Aufstand 112
- Sonnenstein, Dresden (KZ) 341
- Sophienkirche, Dresden 433
- Sowjetunion, Kriegseintritt 221
- Sozialdemokraten 69, 71, 81
- Sozialdemokratische Partei (marxistische) 65, 74
- «Soziale Republik Sachsen» 68
- Sprengbomben 143, 237, 243, 277, 283, 291, 312f., 332, 353, 363, 365, 373f.
- Staatsbibliothek, München 446
- Staatstheater, Dresden 435
- Stabbrandbomben 283, 300, 314
- Stadtplanung 52
- Stalingrad 40
- , Kessel von 346
- Striesen, Dresden 312, 392
- Stürmer, Der* (NS-Blatt) 95
- «Sumpfwaldleute» 42, 54
- Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force (SHAEF) *siehe* Alliierte Expeditionsstreitkräfte
- Svenska Dagbladet* (schwed. Zeitung) 405
- Svenska Morgonbladet* (schwed. Zeitung) 405
- Synagoge, Dresden 60, 91-104
- Tageszeitung für die deutsche Bevölkerung* 427
- «Tallboy»(-Bombe) 247
- Tannhäuser* (Oper, R. Wagner) 65
- Target for Tonight* (Dokumentarfilm) 148
- Taschenbergpalais, Dresden 391
- Täuschungsmanöver 254 f., 309, 372
- Technische Hochschule, Dresden 321
- Terror(vorwurf) 401, 413ff., 444, 456
- Tests, Bombenkrieg 145
- Textilindustrie 371
- Theresienstadt (KZ-Dorf) 266
- Thermit 145
- Thorsch (Kamera) 486
- Things to Come* (Film; dt.: *Was kommen wird*) 123
- «Thunderclap» («Donnerschlag», Luftangriff auf Berlin) 210-223
- Tiefflieger über Dresden?* (Buch, H. Schnatz) 461, 476
- Times, The* (brit. Zeitung) 215
- «Tirpitz» (dt. Schlachtschiff) 315
- Tod von Dresden, Der* (Buch, A. Rodenberger) 407, 479
- Tote, Zählung der 479-485
- Tourismus 64, 86, 459 (*siehe auch* Fremdenverkehr)
- Trümmerbeseitigung 381
- «Trümmerfrauen» 432, 456
- Trümmerschutt je Einwohner 432
- Truppenbewegungen, deutsche 214
- Tschechoslowakei
- , Umsturz, kommunistischer 428
- Türkisches Palais, Dresden 57
- Überlebende, Feuersturm 455
- ULTRA-Informationen 207
- unbesiegbare Stadt, Die* (Buch, M. Seydewitz) 479
- Untergang Dresdens, Der* (D. Irving; engl.: *The Destruction of Dresden*) 467, 479
- US. Air Force 177 (*siehe auch* Bombergruppen/-verbände, amerikanische)
- US-Luftflotte/-divisionen *siehe* Bombergruppen/-verbände, amerikanische
- V1-/V2-Angriffe) 199f., 202, 233, 248, 411, 439
- Verkehrsanlagen/-ziele 409, 445
- Verpflegung, Dresdner Bevölkerung 382
- Versailler Vertrag 69, 87
- Verschiebebahnhöfe 192, 244
- , Friedrichstadt, Dresden 225, 233 f., 249, 359f., 364f., 375, 390

Vitzthum-Gymnasium, Dresden 230,
 235, 318, 320
 Volksausschuss für Nationale Verteidigung 68
 «Volksempfänger» 184

 Wahlen 1930 71 (*siehe auch* Reichstags-
 / Stadtratswahlen 1932)
 Wahlmonarchie, Polen 47
War in the Air, The (Buch, H.G. Wells;
 dt.: *Der Luftkrieg*) 108
 Warschau
 -, Besatzung, deutsche 237
 -, Kapitulation 105
 Weltwirtschaftskrise 71
 Wetterverhältnisse, Winter/Frühjahr 1945
 239, 242f, 245, 251 ff, 256f, 310, 375
 Wettiner (sächs. Herrscherdynastie) 44 f.,
 60
 Wettiner Bahnhof, Dresden 227

 Wettin-Schule, Dresden 226
 Wüstenkrieg 423

 X-Gerät (Funkpeilsystem) 132ff., 153

 Y-Gerät *alias* Wotan 153

 Zeppeline 109
 Zeiss-Ernemann (Firma) 393
 Zeiss-Ikon (Firma) 86, 167, 185 f., 188f,
 337, 392f
 Zirkus Sarrasani 342, 345
 Zielauswahl (Dresden), Faktoren 249
 Zielmarkierer 313
 Zirkus Sarrasani 31, 68, 166
 «Zurückschleichen» während der Bom-
 bardierung *siehe* «Creep-Back»-Effekt
 Zugangssperregebiet, Dresden 262
 Zwangsarbeiter/-innen 184, 192
 Zwinger, Dresden 52f., 227 f.

Dank

Ohne die Hilfe vieler Personen und Institutionen in Grossbritannien, Deutschland und den Vereinigten Staaten wäre es im günstigsten Fall schwierig, im schlimmsten Fall unmöglich gewesen, dieses Buch zu schreiben und die dafür nötigen Recherchen vorzunehmen.

In Deutschland möchte ich mich besonders für die Ratschläge von vier höchst verdienstvollen Historikern Dresdens bedanken: Götz Bergander und Matthias Neutzner, Günter Jäckel und Karl-Ludwig Hoch, von denen mir zudem drei freundlicherweise als Augenzeugen der Bombardierung Dresdens freimütige und bewegende Interviews über ihre Erfahrungen gewährten. Dr. Helmut Schnatz aus Koblenz, Chronist der Geschichte der Städte des Rheinlands während des Krieges und Verfasser des bemerkenswerten Buches *Tiefflieger über Dresden? Legenden und Wirklichkeit*, gab mir ausserdem unschätzbare Informationen und Ratschläge und gewährte mir zusammen mit seiner Frau grosszügige Gastfreundschaft. Wie die anderen genannten Historiker gestattete er mir, Einblick in sein persönliches Archiv zu nehmen und Material daraus zu verwenden. In Dresden waren die Mitarbeiter des Stadtarchivs, des Sächsischen Hauptstaatsarchivs und des Stadtmuseums die Freundlichkeit und Geduld in Person. Beim Stadtmuseum möchte ich vor allem den Herren Friedrich Reichert und Holger Starke danken, die mich an ihrem Wissen als Museumsleiter und am Ertrag ihrer praktischen Forschung auf dem Gebiet der Geschichte Dresdens in der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit teilhaben liessen; sie machten mich auf Informationen und Quellen aufmerksam, die ich sonst möglicherweise nie aufgespürt hätte.

Mein tief empfundener Dank gilt allen Überlebenden des Zweiten Weltkriegs in Deutschland, Grossbritannien, den Vereinigten Staaten und Israel, die mir als Interviewpartner zur Verfügung standen und gestatteten, private Fotos und Dokumente zu bewerten.

In Grossbritannien danke ich ganz besonders dem Sekretär der Bomber Command Association, Douglas Radcliff, der mir frühzeitig Ratschläge erteilte und dabei behilflich war, mit RAF-Veteranen des Angriffs auf Dresden in Verbindung zu treten. Nicht minder wichtig war der Militärhistoriker Robin Neillands, der mir bereitwillig gestattete, seine Kontakte zu diesen Veteranen zu nutzen. Er wird hoffentlich finden, dass ich mich ihnen gegenüber anständig verhalten habe. Auch Dr. Noble Frankland erteilte mir in einem frühen Stadium meiner Recherchen viele nützliche und erhellende Ratschläge. Mein Dank gilt ferner den tüchtigen und hilfsbereiten Mitarbeitern des Imperial War Museum und des Public Record Office.

In den Vereinigten Staaten waren die Mitarbeiter der National Archives and Records Administration in College Park, Maryland, sowohl vor als auch während meines Besuchs

dort überaus hilfreich, sodass ich im Laufe eines relativ kurzen Aufenthaltes sehr viele Dinge klären konnte.

Meine Lektoren Bill Swainson bei Bloomsbury Publishing in London und Dan Conway bei HarperCollins Publishers, New York, waren, wie es ihnen ansteht, sowohl strenge Zuchtmeister als auch unerschrockene Reisebegleiter während der Entstehung dieses Buches. Es wäre – dessen bin ich mir sicher – ohne ihre scharfsinnigen Bemerkungen und diplomatischen Fingerzeige erheblich länger und weitaus weniger verständlich geworden. Dank der fleissigen Arbeit ihrer Assistentinnen Sarah Marcus in London und Jill Schwartzman in New York gelangte das Manuskript in Anbetracht der vielen erforderlichen Nachfragen und Genehmigungen erstaunlich reibungslos und schnell in die Druckerei.

Möglicherweise wäre die Idee zu diesem Buch gar nicht erst entstanden, hätte es nicht eines Mittags einen Spaziergang mit dem Dichter und Kritiker Derrek Hines durch die Landschaft von Cornwall gegeben.

Und last but not least gilt mein ewiger Dank meiner Frau Alice, die jedes Wort gelesen und sich fast drei Jahre lang mit meiner langen Abwesenheit, ob in meinem Arbeitszimmer oder in anderen Ländern, abgefunden hat.

Der Verlag bedankt sich bei den Rechteinhabern für die freundliche Genehmigung zu Textabdrucken aus folgenden Werken:

- Akademie Verlag Berlin für Olaf Groehler: *Der Bombenkrieg gegen Deutschland*.
Copyright © by Akademie Verlag, Berlin 1990.
- Atrium Verlag Zürich für Erich Kästner: *Notabene 1945 – Ein Tagebuch*.
Copyright © by Atrium Verlag, Zürich 1961.
- Aufbau Verlag Berlin für Victor Klemperer: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum Letzten – Tagebücher 1933-1945* © Aufbau-Verlag GmbH, Berlin 1995.
- C. Bertelsmann Verlag München für David Irving: *Der Untergang Dresdens*. Copyright © Verlag C. Bertelsmann, München 1977.
- Böhlau Verlag Köln für Götz Bergander: *Der Luftkrieg in Dresden – Vorgeschichte, Zerstörung, Folgen*. Copyright © by Böhlau Verlag & Cie, Köln 1994.
- Dresdner Hefte/Dresdner Geschichtsverein e.V. für Berthold Meyer: «Flucht durch die Blochmannstrasse (Augenzeugenbericht)» und Cornelia Adam: «Vergewaltigungen in Dresden» aus: *Dresdner Hefte* 53. Copyright © 1995 by Dresdner Geschichtsverein.
- DZA Verlag für Kultur und Wissenschaft Altenburg für Holger Starke: *Vom Werkstättenareal zum Industriegelände*. In: *Dresdner Geschichtsbuch 5*. Copyright © by DZA Verlag für Kultur und Wissenschaft GmbH, Altenburg 1999.
- Ernst Günther (Autor) für: *Sarrasani, wie er wirklich war*. Copyright © by 1984 Ernst Günther.
- Hoffmann und Campe Hamburg für Kurt Vonnegut jr.: *Schlachthof fünf* Copyright © by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1970.
- Günter Jäckel (Autor) für: *Für den herrlichen Führer danken wir Dir – Dieser 1. September 1939 und Die dunkle Zeit: Franch-Comté 1944*. Copyright © 1995 und 1999 by Günter Jäckel.
- Mitteldeutscher Verlag Halle für Otto Griebel: *Ich war ein Mann der Strasse*.
Copyright © by mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle 1986.

- Matthias Neutzner/Gemeinschaft 13. Februar 1945 e.V. für: *Martha Heinrich Acht – Dresden 1944/45*. Copyright © 2000 by Interessengemeinschaft 13. Februar e. V., den Autoren
- und OPA Amerstad B. V. Matthias Neutzner für: *Lebenszeichen*. Copyright © 1994 by Michael Sandstein Verlag. Matthias Neutzner: *Der Wehrmacht so nah verwandt*, in: Neutzner: *Dresdner Geschichtsbuch 5*. Copyright © by DZA Verlag für Kultur und Wissenschaft GmbH, Altenburg 1999.
- Pendo Verlag Verlag Zürich für Henny Brenner: *Das Lied ist aus – Ein jüdisches Schicksal in Dresden*. Copyright © by Pendo Verlag, Zürich 2001.
- Friedrich Reichert/Dresdner Stadtmuseum für: *Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit* (Hrsg. Friedr. Reichert). Copyright © by DZA Verlag für Kultur und Wissenschaft GmbH 1994.
- Frau Cordula Schacht, D-83233 Bernau, für Auszüge aus: Joseph Goebbels: *Tagebücher*. Copyright des Textes © by Piper Verlag, München 1999.
- Stiftung Sächsischer Gedenkstätten für Norbert Haase/Stefi Jersch-Wenzel/Hermann Simon (Hrsg.): *Die Erinnerung hat ein Gesicht – Fotografien und Dokumente zur nationalsozialistischen Judenverfolgung in Dresden 1933-45* (Mitarbeit: Marcus Gryglewski). Copyright © 1998 by Stiftung Sächsischer Gedenkstätten.
- Ullstein Verlag München für Albert Speer: *Erinnerungen*. Copyright © by Ullstein Verlag, Berlin 1974.
- Verlag der Kunst Husum für Prinz Ernst Heinrich von Sachsen: *Mein Lebensweg – Vom Königsschloss zum Bauernhof*. Copyright © by Verlag der Kunst, Husum 1995.

Abbildungsnachweis

Archiv der Interessengemeinschaft 13. Februar 1945 e.V. / Hans Ueberschär: Abb.-Nr. 27, 33
Henny Brenner: Abb.-Nr. 20
Hans-Joachim Dietze: Abb.-Nr. 29
Dresdner Hefte: Abb.-Nr. 5
Dresdner Stadtmuseum – Bibliothek: Abb.-Nr. 4
Dresdner Stadtmuseum – Fotoarchiv: Abb.-Nr. 3
-/Kurt Schaarschuch: Abb.-Nrn. 6, 8
-/Heinz Kröbel: Abb.-Nr. 31, 34
-/Presse-Foto Koch: Abb.-Nrn. 11,16
Peter Firkins, Familie: Abb.-Nr. 28
Hulton Getty: Abb.-Nr. 23
Ingeborg Grossholz: Abb.-Nr. 30
Günter Jäckel: Abb.-Nr. 21
Anita John: Abb.-Nr. 19
Günther Kannegiesser: Abb.-Nrn. 17, 32
Christian Köster/Götz Bergander: Abb.-Nr. 7
Nora Lang: Abb.-Nr. 18
News Chronicle: Abb.-Nr. 25
Public Record Office London: Abb.-Nr. 22
Alden P. Rigby: Abb.-Nr. 26
Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden,
Deutsche Fotothek: Abb.-Nr. 10
-/Walter Hahn: Abb.-Nrn. 2, 37, 38
-/Richard Peter: Abb.-Nrn. 1, 35, 36
Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden: Abb.-Nr. 9
Stiftung Sächsischer Gedenkstätten: Abb.-Nrn. 12-15
Unbekannt: Abb.-Nr. 24